

Das Heil der Völker.

Von

Fritz Schütz.

Erster Theil.

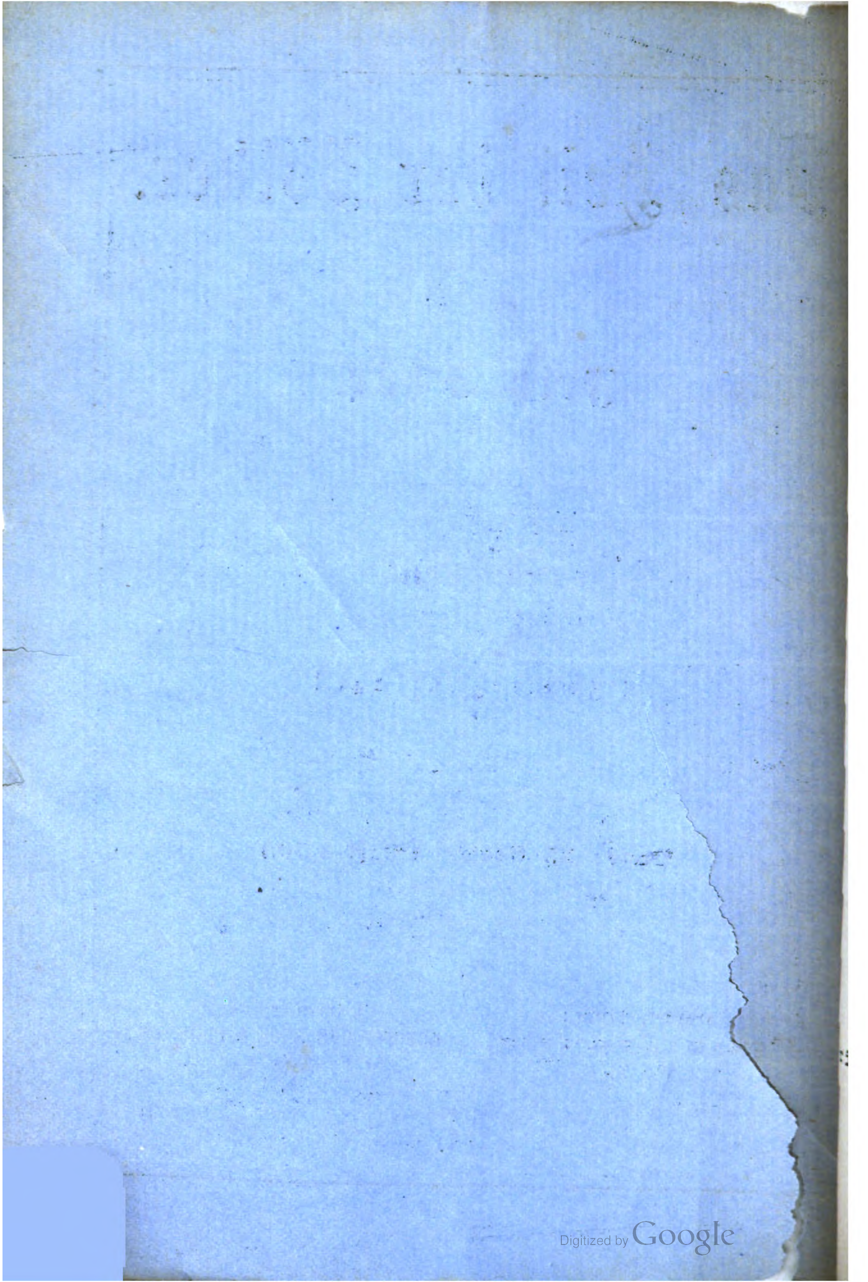
! Zweite Auflage !

Preis: 35 Cents. (Mark 1.50.)

Carver, Minn.:
Fritz Schuetz,
Box 74.

Milwaukee, Wis.:
DOERFLINGER BOOK & PUBL. CO.,
461 East Water Street.

105
(1881.)



Das Heil der Völker.

Von

Fritz Schütz.

Erster Theil.

! Zweite Auflage !

Preis: 35 Cents.

Carver, Minn.:
Fritz Schuetz,
Box 74.

Milwaukee, Wis.:
DOERFLINGER BOOK & PUBL. CO.,
461 East Water Street.

105
(1881.)

Vorbemerkung

zur ersten Auflage.

Um das folgende Werk nicht mit Anmerkungen zu belasten, habe ich die Quellen, wo ich aus andern Werken weniger bekannte Thatsachen schöpfte, meist weggelassen. Ich schicke deshalb hier voraus, daß die hauptsächlich von mir benutzten Werke sind:

Kolb, Kulturgeschichte, Leipzig 1873.

v. Hellwald, Kulturgeschichte, Augsburg 1877. Jedoch ist dieses Werk in einer Art moralischen Katzenjammers und zugleich mit verschmitzter Parteilichkeit geschrieben, wobei es Katholizismus, Aristokratie und Monarchie begünstigt, Republikanismus, Protestantismus und Freidenkerthum aber todtzuschweigen oder zu verleumden strebt, oft in lächerlich gesuchter und unwissenschaftlicher Weise, daher es sich auch in häufige Widersprüche verwickelt.

Ritter, Geschichte der jüdischen Reformation, Berlin 1865.

Mühlfeld, Neuer Pfaffenspiegel, Bielefeld 1871.

Herzog, Real-Enzyklopädie für protestantische Theologie und Kirche. — Ein Sammelwerk, das manche gründliche und gediegene Abhandlung enthält, abgesehen von den Beschränktheiten und Verblendungen, welche der kirchliche Bekenntnißstandpunkt mit sich bringt.

Wo Bibelstellen als Beweis dienen mußten, habe ich solche zahlreich angeführt, in der Annahme, daß vielleicht mancher Kirchengläubige dieses Werk vor Augen bekommen und mit Hülfe des „Wortes Gottes" eher zum Nachdenken angeregt werden könnte.

Uebrigens fordere ich alle meine Leser, Gläubige wie Ungläubige auf, mir ihre Meinung über den Inhalt vorliegender Schrift brieflich zukommen zu lassen. Ich werde jede derartige **Meinungsäußerung** mit Dank annehmen. Von **Zeitungen** oder andern Schriften, welche dieselbe besprechen, bitte ich, mir ein Exemplar zu übersenden.

Sollten die eingehenden Meinungsäußerungen hinreichenden Stoff darbieten, so werde ich dieselben in einer Zeitung oder in einer besondern Broschüre zum Gegenstande einer Besprechung machen.

Carver, Minn., 4. Juli 104 (1879.)

Fritz Schütz.

Vorbemerkung

zur zweiten Auflage.

Innerhalb etwas mehr als Jahresfrist wurde die erste Auflage dieses ersten Theils, von 3000 Exemplaren, abgesetzt. Die Kritik hat sich über das Werk äußerst günstig ausgesprochen, und selbst von den Gegnern auf kirchlichem Standpunkte haben ihm einige ihre Anerkennung nicht versagt, wenn auch bei Weitem die Meisten, sei es mit höhnischem Spott, mit derbem Schimpf und fanatischer Wuth, sei es mit zahmerem, halb verhaltenem Grimm, darüber herfielen. Auf dem Umschlag gebe ich einige Auszüge. Die vollständigen Kritiken, d. h. die gehaltvolleren, nebst meinen Entgegnungen darauf, welche zugleich Abhandlungen und ausgewählte Gedichte über Gott, Naturgesetz, Unsterblichkeit, Moral und fast alle Zweige des Freidenkerthums enthalten, sind in meiner Schrift „Kritiken und Debatten" erschienen, durch welche ich also mein Versprechen eines Meinungsaustauschs zwischen mir und meinen Lesern, und sogar mit den extremsten Vertretern der Kirche, erfülle. Diese Schrift ist wie „Das Heil der Völker" unter meiner Adresse von Carver, Minn., Box 74, zu beziehen.

Trotz der starken ersten Auflage unternahm ich es, eine zweite folgen zu lassen, in dem Vertrauen, daß die Leser, wenn sie sich durch die Schrift geistig angeregt und gefördert fühlen, auch nach Kräften zur weiteren Verbreitung beitragen werden. Ich konzentrire meine ganze Arbeitskraft auf die Herausgabe dieser Schriften, welche in ihrer Gesammtheit die Allanschauung des freien Menschenthums darstellen werden, und, wie ich überzeugt bin, der Sache des Fortschritts

einen wesentlichen Dienst zu leisten vermögen; ich verwende auch alle meine pekuniären Mittel auf dieselben und stelle meine und meiner Familie äußere Existenz darauf, — so hoffe ich meinerseits, daß die Unterstützung aller Freunde des Fortschritts, zumal aller Freidenker und Freigemeindler, mich nicht wird zu Schanden werden lassen. Ich bete nicht zu „dem Herrn" um Beistand, aber ich vertraue mir und meinen Nebenmenschen und dem allmächtigen Gange der Wahrheit und Freiheit durch die Weltgeschichte, und hielte es für besser, in einem großen, gewagten, wenn auch wohlbedachten Unternehmen unterzugehen, wenn möglich, als mit Verleugnung und Ertödtung meines besten Strebens zu leben.

Zwei meiner Kritiker haben hervorgehoben, daß der zweite Theil „noch besser" sei als der erste, oder daß er diesen an „Gründlichkeit der Ausführung und Abrundung der Form" übertreffe. Ich stimme mit dem letzteren Urtheile überein und habe demgemäß diesen ersten Theil noch einmal durchgearbeitet, sowie hie und da ergänzt, namentlich den Abschnitt über das Judenthum. Ich denke, daß derselbe nun, soweit es in dem gegebenen Raum möglich war, die gleiche durchsichtige Anordnung und Abrundung aufweist wie der zweite. Dabei war es jedoch von Anfang an und ist es jetzt nicht meine Absicht, die bisherigen Hauptgegenstände, Judenthum, Katholizismus und Protestantismus, gleich ausführlich zu behandeln; sondern je weiter zurück in das Mittelalter und Alterthum, desto kürzer habe ich mich gefaßt, und je weiter in die Neuzeit herein, desto eingehender bin ich verfahren, indem ich denke, daß dies dem geistigen Bedürfnisse der Leser am meisten entspricht. Daher nimmt die Besprechung des Protestantismus in den zwei ersten Theilen den größten Raum ein, einen geringeren der Katholizismus und den geringsten das Judenthum.

Carver, Minn., im April 105 (1881).



Das Heil der Völker

ist bedingt durch den

Fortschritt der Religion.

Es könnte sonderbar scheinen, daß von dem Fortschritt der Religion die Rede sein soll. Ist denn nicht die Religion das still und fest Stehende, das Unveränderliche, Unvergängliche? „Himmel und Erde werden vergehn, aber meine Worte werden nicht vergehn" (Matth. 24, 35). Wenn die Wahrheit der Religion zu wanken beginnt, worauf soll dann des Menschen Glück und Seligkeit gebaut werden? Wenn ihre Verheißungen und Tröstungen altern und trügen, wie kann sie noch Stab und Stütze dem Verlassenen und dem mühselig Beladenen werden? Wenn ihre Sittengebote nicht unwandelbar fest und unerschütterlich stehn gleich dem Fels im Meere, wie kann sie in den Stürmen der Leidenschaften, in den Schlägen des Schicksals, in den Wirrnissen des Lebenskampfes zum nie verlöschenden Leitstern des Rechten, zum unverrückbaren Markstein des Guten und Bösen dienen? In der That ist es die Absicht und Aufgabe und das Wesen der Religion, den endlichen, vergänglichen, vereinzelten Menschen in Beziehung zu setzen zu dem Ganzen, zu dem ewigen, unendlichen, allmächtigen Wesen, zu dem Grunde seines Daseins; ihn dieses Wesen fühlen, glauben, erkennen zu lassen; aus dessen Wollen die Gebote für sein Heil ihm abzuleiten, und in der selbstbewußten Vereinigung mit dem Ewigen und Allmächtigen ihn seiner Bestimmung und seiner Seligkeit entgegenzuführen. Aber damit scheint allerdings ein Fortschreiten der Religion, das doch ein Verändern, ein Vergehen und Neubilden ihrer Offenbarungen, ihrer Glaubenslehren, ihrer Gebote und Verheißungen in sich

schließen würde, unvereinbar. Gleichwohl zeigt uns die Menschheitsgeschichte, daß auch die Religionen sich verwandeln, daß sie entstehn, aufblühn, altern und wieder zerfallen, um höhern, vollkommenern Neubildungen Platz zu machen, zwar nicht von Jahr zu Jahr, oder von Jahrzehnt zu Jahrzehnt, aber in großartigen Wellenschlägen der Menschheitsentwicklung von Jahrhunderten zu Jahrhunderten und von Jahrtausend zu Jahrtausend.

Um dieses zu erkennen, werfen wir einen wenn auch nur kurzen Blick auf die uns allen am meisten bekannten Hauptreligionen der zivilisirtesten Völker, die altisraelitische Religion, die mittelalterlich-katholische, die evangelisch-protestantische, und schließlich auf die Allanschauung der heutigen Erkenntniß, auf das Freidenkerthum oder Menschenthum.

Die altisraelitische Religion und das Judenthum.

1.

In außerordentlicher Vollständigkeit, wie seither keine Religion mehr, steht die altisraelitische vor uns. Den großartigen Hintergrund bildet der jenseitige, geistige, persönliche Gott, der Schöpfer, Erhalter und Regierer alles Daseins und Geschehens. Wir wohnen auch gleichsam seinem Schöpfungswerke bei, der Bildung des Himmels und der Erde und aller irdischen Wesen, an deren Spitze der Mensch, halb Erde, halb unsichtbare Gotteskraft. Nachdem der natürliche Mensch geworden, wird ihm auch das Reich der Sittlichkeit aufgebaut. Im Paradiese erhält er gleichsam zur Probe sein erstes, dann am Sinai seine 10 Gebote, die das spätere Judenthum auf nicht weniger als 613 vermehrte. Wo er sie einhält, winkt ihm des Allmächtigen Hilfe und Heil, wo er sie übertritt, dessen unentrinnbarer Zorn bis in's dritte und vierte Glied.

Doch wer vermöchte alle Gebote zu erfüllen? Wer keines zu übertreten, keines in allen möglichen Lagen des Lebens? Ohne jegliche Uebertretung irgend eines Sittengebotes zu leben, zu handeln, zu wirken, ist keinem Menschen möglich.

Machen wir uns das klar, indem wir etwas näher auf das sittliche Leben eingehn, und indem wir zunächst aus dem bewußten Leben in das unbewußte hinabsteigen. Die Verhältnisse pflegen da meist einfacher zu liegen, und wenn wir sie neben die Räthsel des Geisteslebens hinstellen, gewähren sie uns oft leichte und werthvolle Einblicke.

Nehmen wir daher an, wir hätten hier einen Stein oder eine Kugel vor uns liegen. Ich gebe ihr einen Stoß von der rechten Seite her, sie bewegt sich in der entsprechenden Richtung nach links schräg hinaus, im Verhältniß zur Stärke des Stoßes. Oder ich treffe sie von links her, so folgt sie dem Stoße in gleicher Weise schräg hin nach rechts. Nun würde ich aber beide Stöße von rechts und von links her zu gleicher Zeit und in gleicher Stärke führen, was wird die Kugel dann thun? Wird sie nach rechts oder nach links hin sich vorwärts bewegen? Keines von beiden. Sie schlägt vielmehr nach dem sogenannten Parallelogramm der Kräfte einen dritten Weg ein, der zwischen beiden vorigen in der Mitte liegt, und fährt jetzt die Mittelstraße hinaus, indem sie die zwei verschiedenen Antriebe in eine neue, dritte Richtung vereinigt. So macht es der unbewußte Körper. Nicht so der bewußte, denkende Mensch. Stellen wir uns nun statt der Kugel einen Menschen vor, und zwar etwa auf dem freien Platze einer Stadt stehend. Er wird nicht von außen gestoßen, sondern geistig wird er gezogen und angetrieben durch Pflichten. Die eine Pflicht ruft ihn dort nach rechts hin in die Versammlung, die andere Pflicht ruft ihn, und zwar zu gleicher Zeit, nach links hinüber in die Familie. Was soll er thun? Kann er es jetzt auch machen wie der Stein oder die Kugel, und weder die Straße nach rechts hingehn zur Versammlung, noch die Straße nach links hin zur Familie, sondern soll er einen Mittelweg nehmen, der ihn zwischen den beiden vorigen hindurch

an irgend einen unbekannten Ort hinausführt? Das wäre ja unvernünftige Thorheit. Als vernunftbegabtes, selbstbewußtes Wesen muß er für sein Thun einen bestimmten Zweck erwählen, den einen oder den andern, muß den einen von beiden Wegen einschlagen, die eine von beiden Pflichten erfüllen, und um die eine erfüllen zu können, muß er die andre versäumen. Er muß entweder in die Versammlung gehn, dann vernachlässigt er seine Pflicht gegen die Familie, oder er geht in die Familie, dann versäumt er seine Pflicht, der Versammlung beizuwohnen. Solcherlei Lagen kommen uns oft genug vor im Leben. Der Mann, der in's Feld hinauszieht, um das Vaterland zu vertheidigen, muß die Pflicht gegen seine Familie bei Seite setzen. Die Mutter, welche dem Kinde eine Ausrede macht, oder vielleicht geradezu eine Unwahrheit sagt, wie das Märchen vom Christkindchen oder vom Storch, weil ihr das Kind noch nicht reif erscheint für die Wahrheit, sie erfüllt ihre Erziehungspflicht als Mutter, indem sie das Gemüth und Verständniß des Kindes berücksichtigt, aber sie verletzt dabei die Pflicht der Wahrhaftigkeit. Der Kaufmann, der durch Aufblühn seines eignen Geschäfts dasjenige seines Konkurrenten zu Grunde richtet, erfüllt dadurch die Pflicht gegen sich und seine Familie, verletzt aber dabei das Gebot der christlichen Nächstenliebe. Und so kommen fortwährend Hunderte von Fällen der Pflichtübertretung durch Pflichterfüllung oder der Pflichterfüllung durch Pflichtübertretung vor, wie wir dies leicht an uns und Andern beobachten können, sofern wir nur darauf Acht haben wollen. Wenn aber nun der Mensch, wie es in der alten Religion der Fall ist, jedes einzelne dieser Gebote ohne Rücksicht auf das andre für gottgeoffenbart und heilig hält, und es für ein Vergehen, für eine Sünde ansieht, irgend eines, aus was immer für einem Grunde zu übertreten, so muß er sich fortwährend als Sünder bekennen, wie dies ja auch von jüdischen und zumal christlichen Religionsangehörigen alltäglich geschieht.

Sünde jedoch, Uebertreten der Gebote des Allmächtigen, bringt Unheil und Elend, äußeres wie inneres, und die Religion will und soll den

Menschen zum Heil, zur Seligkeit führen. So muß sie ihm denn auch die Mittel und Wege an die Hand geben, um der Sünde und ihrer verderblichen Folgen wieder ledig zú werden. Auch hierfür hat schon die Religion Altisraels gesorgt. Ihr Herr ist zwar ein eifriger Gott, der da heimsucht die Sünden der Väter sogar an Kindern und Kindeskindern, aber er ist auch langmüthig, barmherzig und gnädig und rechnet dem Uebelthäter die Sünde nicht zu, wenn er sich nur wieder bekehrt, wenn er zu des Herrn Weg sich wieder wendet und dessen Hilfe und Gnade von Neuem vertraut. Zur völligen Entsündigung sind dann noch besondere heilige Bräuche, Schuld- und Sühnopfer verordnet.

Wir haben mithin hier zuvörderst den ewigen, allmächtigen Gott; dann seine Schöpfung der Welt und des Menschen; dann die Gebote, die er dem Menschen gibt, auf daß er im Schirme des Höchsten beglückt sein Leben verbringe; endlich die Barmherzigkeit und die Erlösungsmittel, damit er auch der Sünde wieder los und ledig werde und sich bis an's ferne Ende seiner Tage, im zahlreichen Kreise der Seinen, seines Lebens, seines Weibes, seiner Nachkommen, seiner Heerden und Saaten freuen könne. Ja, zu diesem Zwecke erstrecken sich die göttlichen Heilsgebote der israelitischen Religion sogar auf die Reinhaltung und Gesundhaltung des Körpers, überhaupt auf eine ganze Reihe umständlicher, in's Einzelne gehender Gesundheitsvorschriften. So wird die geistige und leibliche Lebensführung des Einzelnen abgeleitet aus dem Dasein und Willen des allmächtigen Wesens, und sie soll den Menschen zur Vereinigung und Versöhnung mit ihm und hierdurch zugleich zu seinem eignen Heile führen.

Doch auch die Organisation der Gesellschaft vom engsten zum weitesten Kreise, wenigstens bis zum Kreise des Volkes, ist nicht vergessen. An der Spitze steht wieder Jehova selbst, als unsichtbarer, allmächtiger Herrscher, sichtbar einst allem Volke in der Wüste als heerführende Rauch- und Feuersäule. Seine menschlichen Stellvertreter und Bevollmächtigte sind die Propheten und Priester. Ihrem Orakel wie ihren Rathschlägen sei

auch der König gehorsam, wie der Musterkönig David, der „Mann nach dem Herzen Gottes" (1. Sam. 13, 14), stets gethan. Vom Oberpriester und vom König herab gliedert sich das Volk in Stämme und Geschlechter, welche in Rechtsprechung, Verwaltung und im Kriege von den Stammeshäuptern und Aeltesten, im Bunde mit den Priestern und Leviten, und wieder nach dem Gesetze und nach den Offenbarungen des Allmächtigen regiert werden. Das geht bis zur einzelnen Familie hinab. Die Ehe ist eingesetzt vom Gott selbst im Paradiese und geordnet durch sein geoffenbartes Gesetz. Der Mann des Weibes Haupt, der Gebieter und Besitzer der Gattin und Kinder, wie Jehova des Volkes und des Weltalls. Sogar für den Lebensunterhalt der Familie, wie überhaupt für die ökonomische Wohlfahrt der Kinder Israels, für die sozialen Verhältnisse im engeren Sinne ist Vorsorge getroffen. Das heilige Land gehört dem Herrn, bei dem das Volk Israels gleichsam zu Gaste ist; weßhalb auch kein Theil des Landes verkauft, sondern stets nur wieder verpachtet oder in Nutznießung gegeben werden kann: „Darum sollt ihr das Land nicht verkaufen ewiglich; denn das Land ist mein, und ihr seid Fremdlinge und Gäste von mir" (3. Mos. 25, 23). Der Herr läßt es dann durch seinen Priester und durch seinen Heerführer austheilen an die „Fürsten" der einzelnen Stämme (4. Mos. 34), die es etwa wieder an die „Fürsten" der einzelnen Geschlechter (vergl. 1. Mos. 36), und diese an die Familien abgeben, so daß es schließlich in lauter „Erbgüter" (4. Mos. 27, 7 u. a.) d. h. in Familiengüter oder Farmen abgetheilt ist. Diese müssen den einzelnen Familien verbleiben; und da sie nicht verkäuflich sind, so können sie nur von ihrem erblichen Nutznießer wieder einem Andern auf eine bestimmte Zeit in Pacht oder Nutznießung gegeben werden. Damit indessen die Gebiete der einzelnen Stämme nicht etwa durch Heirath vermengt werden, sollen z. B. „alle Töchter, die Erbschaftstheil besitzen unter den Stämmen der Kinder Israels (was dann eintrat, wenn keine Söhne zum Erben vorhanden waren, 4. Mos. 27, 8), einen von dem Geschlechte ihres Vaters freien" (4. Mos. 36, 8); wodurch also die

Erbgüter stets wieder beim väterlichen Stamme blieben. Damit ferner die Familiengüter nicht etwa durch Aussterben zusammenfallen, soll der Bruder eines Mannes der ohne Nachkommen stirbt, die Wittwe des Verstorbenen ehelichen (auch wenn er selbst schon verehelicht ist), und der männliche Sprößling dieser Schwagerehe oder sogenannten Leviratsehe soll zum Erben des verwaisten Gutes werden unter dem Namen des Verstorbenen (5. Mos. 25, 5—10). Alle dennoch etwa eingetretene Veränderung und Ungleichheit, sowie überhaupt alle Verarmung und alle Leibeigenschaft soll endlich das 50ste Jahr tilgen, das sogenannte Jobel- oder Jubel- oder Halljahr, in welchem alle Verpachtung und sogar alle Verschenkung des Landes wieder aufgehoben, alle Verschuldung und alle Versklavung wieder aufgelöst ist, „damit Jedermann wieder zu dem Seinen kommen soll" (3. Mos. 25, 13). Dazu das siebente oder Sabbathjahr, in welchem das Land unbebaut und unbeerntet bleibt, und sein Ertrag Allen, auch den Armen, zu gemeinsamem Gebrauche freisteht.

Hier breitet sich mithin vor unsern Blicken eine bis zu hohem Grade vollendete und harmonische Allanschauung aus. Ewiger Grund alles Daseins, allmächtiger Schöpfer, Herrscher, Richter, Helfer und Rächer ist Jehova. Von ihm geht das Leben der Natur aus, von ihm die sittlichen Gebote, von ihm das Heil oder das Verderben des Einzelnen, und von ihm die Regierung und die Wohlfahrt des Volkes, oder auch dessen Strafe. Natur wie Sittlichkeit, Leben des Einzelnen wie Leben der Gesellschaft ist in einfachen Grundzügen ausgebaut. Wie nun, wenn wir statt des ewigen persönlichen Jehova das ewige, unendliche All mit dem persönlichen Menschen an der Spitze setzen würden? Und aus den ewigen Stoffen, Kräften und Gesetzen der Natur die Entwicklung ihrer Gebilde bis zum Menschen erklären könnten? Und aus eben diesen Kräften und Gesetzen die Sittengebote des Menschen und seine Selbstbeglückung und Selbsterlösung, sowie die Selbstregierung und Wohlfahrt der menschlichen Gesellschaft ableiten würden? So hätten wir auf dem Standpunkte der heutigen Zeit das Selbe geleistet, was auf dem Standpunkte jener alten Welt das Alte Testament. Doch bis dahin ist der Weg noch weit.

Das Christenthum.

2.

Zunächst die Verinnerlichung und Veredlung des Christenthums. War im Alten Testamente für Leib und Leben bis in's Einzelnste gesorgt, so ist hier die Losung: Sorget nicht für den morgigen Tag; trachtet nicht danach, was ihr essen, was ihr trinken, oder womit ihr euch bekleiden werdet. Sehet die Vögel unter dem Himmel, die Lilien auf dem Felde an, sie säen und ernten nicht, und euer himmlischer Vater ernähret und schmücket sie doch. Sogar die Gesundheit und Unversehrtheit eures Leibes liege euch wenig am Herzen, vielmehr wenn deine Hand oder dein Fuß dich ärgert, haue ihn ab; wenn dein Auge dir Sündenärgerniß gibt, so reiße es aus. Alle diese äußern Dinge, Hab und Gut, Gesundheit und Auskommen, selbst Leib und Leben sollen euch nicht Kümmerniß bereiten, euer Sehnen und Streben nicht in Anspruch nehmen. Aber Eines erfülle das Dichten und Trachten eures Herzens, Eines, das vor allem Andern noth thut, das Heil eurer Seele, euer inwendiger Mensch, eurer Seelen Seligkeit. Haltet fest an der Wahrheit, die euch geoffenbart wurde, euer Glauben sei voll und rein, stark und unerschütterlich! Ungetrübt strahle die Liebe eures Herzens zu allen Menschen hin, selbst zum Feinde! Unsträflich sei euer Wandel, und euer Gewissen rein! Lieber Noth und Trübsal und Pein und selbst den Tod erdulden, als diesen höchsten und allein werthvollen Gütern, dem festen Glauben, der begeisterten Liebe, dem guten Gewissen untreu werden. Und wie viele Christen gingen freudig in Noth und Tod, oder widerstanden den Versuchungen der Armuth wie des Reichthums für die Verheißungen ihres Glaubens, für ihr Evangelium der Bruderliebe, und eher als daß sie in eine Sünde wider Gott und Menschen willigten? Wahrlich, in nie gesehener Pracht und Majestät tritt uns hier die Erhabenheit des Menschen entgegen. Nichts, gar nichts auf der Welt, nicht Rücksichten, nicht Verhältnisse, nicht Macht und Gewalt, nicht jäher Schmerz noch langsame Qual vermag sein Inneres

zu beugen und zu brechen, vermag die Freudigkeit seines Herzens ihm zu rauben, seine Liebe ihm zu ertödten. Gegen die Pflege und Reinhaltung seines Innern treten ihm alle äußern Beziehungen weit in die Ferne. Wie sehr lernen wir gerade heutigen Tages wieder und in diesem amerikanischen Leben solche Ueberzeugungstreue und solche Karakterreinheit und solche innere Unbeugsamkeit des Gewissens schätzen, heute, wo das Haschen nach äußern Genüssen und nach äußerm Erfolg alle Grundsätze und alle Gesinnung verwässert und verquickt und verheuchelt, und wo selbst die Hervorragendsten meist nur darnach trachten, wie sie Gesetz und Gerechtigkeit und Wahrheit umgehn, und dafür möglichst viele Besitzthümer und Ehren von der Gesellschaft erbeuten können. Dieser Adel der Gesinnung, diese Werthschätzung des eignen Herzens- und Gewissenslebens wird ein unvertilgbarer Gewinn des Christenthums für die Menschheit bleiben, wenn auch seine Irrthümer, Schwächen und Schattenseiten längst erkannt und in höheren Religionsformen aufgehoben sein werden. Hierdurch nimmt es auch einen höheren Standpunkt, eine höhere Stufe in der Kulturentwicklung der Menschheit ein, als das Judenthum, welches nach äußern Gütern und nach äußrer Organisation und nach äußern Bräuchen und Gesetzen noch vorwiegend trachtet, und eine eigentliche innere Ueberzeugung, eine im Innern getragene und heilig gehaltene Welt- und Gottesanschauung und eine Pflege des Herzens- und Gewissenslebens nicht oder fast nicht kennt. Statt der äußerlichen Einrichtungen stellt das Christenthum die innere geistige Selbstvollendung des Menschen als Ziel auf; die Vollendung der Erkenntniß in dem abschließenden Glauben, die Vollendung des Gefühls in der allumfassenden Liebe, die Vollendung des sittlichen Handelns in der makellosen Herzensreinheit und Gewissenstreue. Und um den Menschen zu höchster Vollkommenheit anzuspornen, und um ihm insbesondere auch jederzeit und trotz aller Unvollkommenheit den vollen Frieden seines Innern zu ermöglichen, gibt es zu den Geboten ihm noch das göttliche Vorbild des Meisters und bietet ihm statt der äußern Opfer den innern Glauben dar, den Glauben an den Opfertod des Gottessohnes, der auch den

Sündigsten jederzeit gerecht macht, und den auch der leiblich oder geistig Aermste zu seiner Rettung ergreifen kann.

Fragen wir nun freilich nach den andern Seiten der Allanschauung, nach der Erklärung der Körperwelt und des Naturlebens, nach der Organisation der Gesellschaft von der Familie bis zum Staate, nach der geistigen und weltlichen Regierung und der Ordnung der sozialen Verhältnisse, so läßt uns das Christenthum entweder ganz leer ausgehn, oder es gibt uns Entscheidungen wie die folgenden: Ich sage euch aber, daß ihr nicht widerstreben sollt dem Uebel, sondern so dir Jemand einen Streich gibt auf den rechten Backen, dem biete auch den andern dar (Matth. 5, 39); so Jemand mit dir rechten will und deinen Rock nehmen, dem laß auch den Mantel (Matth. 5, 40; Luc. 6, 29); wer zwei Röcke hat, der gebe dem, der keinen hat (Luc. 3, 11); verkaufe was du hast und gib's den Armen (Matth. 19, 21); wer ledig ist, der sorget was dem Herrn angehöret, wie er dem Herrn gefalle, wer aber freiet, der sorget wie er dem Weibe gefalle (1. Cor. 7, 32 und 33); und andre — lauter Grundsätze, mit denen sich weder Staat noch Gesellschaft organisiren und führen läßt, sondern die nur für eine Truppe bettelkommunistischer Schwärmer, am ehesten noch für Klostermönche passen.

Deßhalb mußte auch die christliche Religion, sobald sie einmal regieren, sobald sie die menschliche Gesellschaft einrichten und umgestalten wollte, wieder auf die Grundsätze und Anschauungen und auf die Einrichtungen des Alten Testaments zurückfallen. Das Priesterthum, das von dem Stifter so oft und so feierlich verwünschte und geschmähte, wurde wieder eingeführt, und der christliche König und Kaiser sollte wieder, wie zu Samuels Zeiten, dem Oberpriester, d. h. dem Papste, unterthan sein; ein unzähliges Heer äußerer Gebräuche, äußerer Zucht- und Erlösungsmittel trat hinzu, und überhaupt sollte das Alte Testament wieder als christliches Sitten- und Gesetzbuch gelten. Diesen neuen Bau nach altem Muster, doch mit edlerm Inhalte und, gemäß den Mitteln der vorgeschrittenen Kultur, weit großartiger und prachtvoller auszuführen, das hatte die mittelalterlich-katholische Kirche unternommen und vollbracht.

Der evangelische Protestantismus.

3.

Doch trotz dieser harten alttestamentlichen Schale des mittelalterlich-katholischen Kirchenbaues war ein lebensfähiger Kern darin bewahrt, eben jenes Ziel der geistigen Selbstvollendung, der innern Reinheit, der Harmonie und des Friedens der Seele, nach dem der Christ vor allen Dingen trachten sollte. Nun wohnt aber in dieser zu befriedigenden Menschenseele nicht blos der Trieb des stillstehenden Glaubens, des Liebens und Hoffens; es wohnt darin auch die Gabe der Erforschung und Erkenntniß, es wohnt darin das Bedürfniß nach eigner Ueberzeugung. Auch dieses muß gestillt werden, soll wahrer Friede in unser Inneres einkehren. Die Erkenntniß jedoch ist nichts Fertiges und Unbewegliches, sie schreitet voran von Jahrhundert zu Jahrhundert, sogar von Jahrzehnt zu Jahrzehnt, und sie nahm einen besonders mächtigen Aufschwung, als vom 12ten und 13ten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung an die Gelehrsamkeit und Bildung der Araber und des ganzen Morgenlandes, sowie die wiedererwachte Literatur der Griechen und Römer zu der abendländischen Christenheit und zu deren verjüngten Völkern drang. Schon einmal, ehe sie für nahezu ein Jahrtausend in den Trümmern und dem Schutte der Völkerwanderung begraben wurden, waren die heidnischen Schriften als Werke des Teufels vom christlichen Glauben verflucht worden. Sollte dieser Glaube, der das Wissen verachtet, der mit dem Apostel lehrt, daß Christum lieb haben besser ist denn alles Wissen (Eph. 3, 19), und daß die Vernunft gefangen zu nehmen sei unter den Gehorsam Christi, d. h. unter die Herrschaft der christlichen Dogmen (2. Cor. 10, 5), sollte er wiederum siegen und die Welt stille stehn? Oder mußte er das Wissen der Zeit in sich aufnehmen und dadurch sich selber reformiren? Das Letztere geschah. Luther war es, der Reformator, der vor Kaiser und Reich die Bibel und die Wissenschaft, das Wort Gottes und die „hellen und öffentlichen Gründe" der Vernunft als

gemeinsame Grundlage des christlichen Glaubens und Lebens aufstellte und hiermit die wissenschaftliche Forschung in die Religion aufnahm, sowie zugleich gegen allen vernunftwidrigen, blinden Religionswahn und gegen die unfehlbare Autorität der Kirche protestirte.

Hierdurch hatte das Christenthum eine neue Stufe erstiegen: Von wissenschaftlichen Gründen hatte weder Jesus noch die Apostel und Evangelisten etwas gewußt, fast nicht einmal von dem innern Ergebniß des Wissens, von dem Gewissen; mit Ausnahme des gelehrt gebildeten Paulus, des eigentlichen Gründers des christlichen Religionssystems. Jesus spricht niemals vom Gewissen, und überhaupt kommt dieses Wort in den Evangelien nur einmal vor an einer unsichern Stelle (Joh. 8, 9). Dann findet es sich dreimal in dem ersten Briefe des Petrus, aber öfter und wesentlich betont nur in den Briefen des Paulus, sowie in den Reden, welche die Apostelgeschichte von diesem berichtet. Jedoch gibt Paulus mit dem Wissen auch das Gewissen zum Voraus schon gefangen unter die christliche Liebe und den christlichen Glauben, wie wir vorhin gesehen. Bei den Reformatoren und Protestanten hingegen sollte umgekehrt durch das Wissen und Forschen und Beweisen erst ausgemacht werden, was zu glauben sei. Zwar hatte Jesus selbst, wie er in den Evangelien dargestellt wird, eine ähnliche und eine noch selbständigere Stellung eingenommen als Luther und die Reformatoren und Protestanten, indem er einerseits für sein Denken und Handeln sich wohl oft genug auf die Schrift beruft, andrerseits aber doch in der Hauptsache aus eigner Eingebung lehrt. Seinen Jüngern hingegen hatte er nie eine eigne Ueberzeugung erlaubt, noch ihnen die Mittel an die Hand geben können, sich eine solche zu bilden, weil ihm die wissenschaftliche Forschung und Erkenntniß, und weil ihm der Gedanke von der selbständigen Berechtigung der menschlichen Vernunft noch abging. Wie er selbst nur innerer Eingebung folgte, so konnte er auch seinen Jüngern und Zuhörern nur verkünden: Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben, wer an meine Worte glaubt und nach meinem Vorbilde handelt, der wird selig; wer nicht glaubt, wird verdammt

werden. Das war jetzt anders geworden. Die Religion sollte von nun an grundsätzlich vermählt sein mit der freien, öffentlichen Wissenschaft und mit der denkenden Vernunft, die ein Jeder üben konnte. Und so blieb es auch im Lebenslauf des Protestantismus, wie sehr immerhin einzelne Sekten, die Lutheraner zumal, zur geistigen Knechtschaft zurückkehrten, und wie sehr schon der altgewordene Reformator selbst die Vernunft als eine „thörichte Närrin" schmähte und ihren Angriffen wieder den löcherigen Schild des blinden Glaubens entgegenzuhalten sich mühte. Dadurch aber war die Selbständigkeit des Meisters auf jeden evangelisch-protestantischen Christen übergegangen. Ein jeder setzte sich, mit der wissenschaftlichen Forschung oder auch nur mit seinem ungelehrten Menschenverstande bewaffnet, zu Gericht über die ganze religiöse Ueberlieferung, zusammt den Worten und Thaten des Meisters, und alles mußte zuerst durch sein Verständniß hindurchgegangen sein und den Stempel seiner Auslegung erhalten haben, ehe es als Richtschnur von ihm anerkannt wurde. Dazu die Lehre, daß der heilige Geist, der Geist des Herrn und der Geist der Wahrheit, in den Bekennern Jesu Wohnung nehme und sie in alle Wahrheit leite; so glaubte denn auch in Beziehung auf innere Eingebung der evangelisch-protestantische Christ sich zu voller Selbständigkeit, zum sogenannten „königlichen Priesterthum" befähigt und ausgerüstet. Die eigne forschende und auslegende Vernunft und der eigne, nach religiöser Wahrheit und nach religiösem Frieden suchende Geist wurde mithin im Protestantismus zum höchsten Richterstuhl des Glaubens und Lebens. Diese selbständige und unabhängige Geistesrichtung, welche in sich selbst die Ursache ihrer Ueberzeugung, ihres Handelns und ihres Glückes finden will, war es auch, welche dem germanischen Sinn persönlicher Eigenartigkeit und persönlicher Freiheit, der nur mit Waffengewalt unter das Joch Roms gezwungen worden war, erst völlig entsprach, und welche daher auch von germanischen Völkern vorwiegend erzeugt und durchgekämpft wurde.

So sind wir denn schon auf der dritten Religionsstufe angelangt.

Zuerst das Judenthum, noch wesentlich in äußern Gesetzen und Gebräuchen und in äußerer Organisation bestehend, doch allseitig vollendet. Dann das Christenthum, das auf die Vollendung des geistigen Menschen, auf die Erwerbung des innern Friedens allen Werth legt. Endlich der Protestantismus, der die menschliche Vernunft und Wissenschaft und dadurch zugleich die Forschungsfreiheit und Glaubensfreiheit in die Religion einführt und zu der geistigen Selbständigkeit jedes Einzelnen den Grund legt.

Blicken wir auf die übrigen Seiten der Allanschauung, auf die Erklärung der Natur und auf die Organisation der Gesellschaft, so bleibt die Naturbetrachtung selbstverständlich bei den Grundgedanken der mosaischen Schöpfungsdichtung stehn; aber hinsichtlich des menschlichen Zusammenlebens tritt uns schon im kleinsten Kreise, in der Ehe und Familie, ebenfalls eine nicht unwichtige Verbesserung entgegen. Das Alte Testament hatte in orientalischem Geiste das eheliche Verhältniß vorwiegend äußerlich aufgefaßt: „ihr beide sollt ein Fleisch sein" (1. Mos. 2, 24); wenn es andrerseits auch, wie den treuen, fleißigen und frommen Knecht, so in erhöhtem Maße die tugendsame, fleißige und fromme Hausfrau lobpreist (z. B. Spr. 18, 22, 31, 10 ff.; Sir. 7, 21—24; 26, 1 ff., 19—24; Ps. 128, 3). Jesus hatte jene Auffassung bestätigt (Matth. 19, 5, 6). Ganz folgerichtig, denn wenn das „liebe deinen Nächsten wie dich selbst" zu allen Menschen oder zu allen Gläubigen gilt, so daß ich also alle gleich sehr lieben soll, dann hat auch das eheliche Verhältniß keinen Vorzug der Liebe, und es bleibt nur die leibliche Gemeinschaft als Unterscheidungsmerkmal übrig. Paulus hat jedoch im Epheserbriefe einen Vergleich gebraucht, den man geistig auslegen kann (5, 23): „denn der Mann ist des Weibes Haupt, gleichwie auch Christus ist das Haupt der Gemeine, und er ist seines Leibes Heiland." Wiewohl er gleich darauf wieder den Schluß zieht (5, 28): „Also sollen auch die Männer lieben ihre Weiber als ihre eignen Leiber" und „werden zwei ein Fleisch sein" (V. 21), wo er ebenfalls bei der Leibesgemeinschaft stehen bleibt; während man

schon glaubte, er wolle der Ehe auch eine geistige Grundlage geben, so daß beide ein Herz und eine Seele, ein einheitliches Geisteswesen, nicht blos ein Fleisch sein sollten. Ueberhaupt waren Jesus und Paulus Zölibatäre gewesen und hatten das ehelose Leben für höher gehalten. Luther hingegen war der erste verheirathete christliche Reformator, er suchte seinem eignen Herzen und der Bildung seiner Zeit zu entsprechen, indem er die obige und andre Stellen des Neuen und Alten Testaments möglichst geistig faßte, und auf diesem Wege gelangte er z. B. zu dem schönen Ausspruche, die Ehe sei „Gottes allerliebster Würz- und Rosengarten, darin die allerschönsten Röselein und Nägelein, seine lieben, nach seinem Ebenbilde geschaffenen Menschenkinder wachsen", — eine Anschauungsweise, welche zwar das Verhältniß der Ehegatten selbst zu einander noch nicht direkt betrifft, aber ihm doch eine hohe sittliche Aufgabe und damit zugleich einen edlen sittlichen Gehalt gibt; daher sie auch weit über dem Grundsatze von dem einen Fleisch steht. In dieser Richtung war allerdings das Christenthum auch schon in den ersten Jahrhunderten weiter geführt worden, als es bei den gebildeten Ständen und bei den gesellschaftlich freieren Frauen des Römerthums Aufnahme fand. Der christliche Schriftsteller Tertullian z. B. (160 bis etwa 230), ein halb ketzerischer und ebenfalls verheiratheter Kirchenvater, früher römischer Advokat, welcher der Sekte der Montanisten anhing, die unter ihren Gründern auch zwei Profetinnen verehrten, schildert das Leben christlicher Gatten in folgender Weise: „Welche Eintracht herrscht zwischen zwei christlichen Gatten, die durch dieselbe Hoffnung, durch dasselbe Gelübde, durch dieselbe Regel des Lebens und des Gehorsams verbunden sind! Sie bilden in Wahrheit einen einzigen Leib, den ein und dieselbe Seele belebt. Gemeinschaftlich beten sie, gemeinschaftlich geben sie sich den Uebungen der Buße und der Religion hin. Das Bild ihres Lebens ist eine gegenseitige Unterweisung, eine gegenseitige Ermuthigung und Unterstützung. In der Kirche und am Tische des Herrn seht ihr sie gemeinschaftlich. Alles ist unter ihnen gemeinschaftlich, die Sorgen und

Verfolgungen, die Freuden und Vergnügungen. Nichts haben sie vor einander geheim; gleiches Vertrauen verbindet sie beide und gegenseitige Dienstfertigkeit." Hier sehen wir Mann und Weib als eine und dieselbe Seele, und nicht mehr blos als einen Leib oder ein Fleisch betrachtet, und die vollständige geistige Gemeinschaft und Gleichberechtigung hergestellt. Das geht selbst noch bedeutend über Luther hinaus, der trotz der gemeinsamen Erziehungsaufgabe doch dem feststehenden Schriftwort gemäß (1. Mos. 3, 5; 1. Cor. 14, 34; Eph. 5, 22. 23; Col. 3, 18; 1. Tim. 2, 12—15; Tit. 2, 5; 1. Petr. 3, 1) die Gattin noch als Unterthane betrachtet, die den Gatten als Herrn zu fürchten und unter Umständen „Strafe" von ihm zu erwarten habe. — Je mehr nämlich die überlieferten alt- und neutestamentlichen Schriften bei den Christen Geltung gewannen und mit ihnen der weitere Glaube, daß der Gottessohn nicht von einer Ehegattin, sondern von einer reinen Jungfrau geboren sei, und daß der ledige Stand überhaupt heiliger sei als der eheliche (1. Cor. 7), desto mehr verschwanden jene freieren und edleren Ansichten und machten dem Glauben von dem bevorzugten Stande der ehelosen Priester, Mönche und Nonnen, und der Verehrung der allerheiligsten Jungfrau Platz, wobei die arme, aus dem Paradiese der Heiligkeit vertriebene und auf den Acker der Mühe und Arbeit gewiesene Ehefrau allenthalben zu kurz kam. Priesterweib konnte sie nicht sein und Nonne nicht; das „gute Theil" der Maria (Luc. 10, 40—42), ihren Herzens- und Bildungsbedürfnissen nachzugehn und den Haushalt im Stiche zu lassen, durfte sie wieder nicht erwählen, und, gleich der Gottesmutter, Kinder zu gebären ohne an ihrer Jungfräulichkeit Schaden zu nehmen, wollte ihr noch weniger gelingen. So war denn für die Verherrlichung der Ehegattin im Christenthum wenig vorgesorgt, und neben der heilig verehrten Jungfrau sank sie bald zum unterthänigen Aschenbrödel herab. Indem dann die Reformation das Zölibat, das Nonnenwesen und die Marienverehrung aufhob, indem sie die Gleichberechtigung aller christlichen Seelen von Neuem betonte und das Eheweib auch den hochstehendsten Helden der

Religion als Lebensgenossin zugesellte; indem sie ferner den Beichtstuhl hinwegnahm und das Gewissensleben wieder dem Einzelnen wie der Familie in Selbstverwaltung gab, erhöhte sie den sittlichen Einfluß von Vater und Mutter auf ihre Kinder, sowie dadurch das sittliche Leben unter den Eltern selbst, erhob die Ehefrau als Gattin und Mutter über die ehelose Jungfrau und machte den Anfang zur völligen Gleichstellung von Weib und Mann.

Weit größere Veränderungen bewirkte jedoch der protestantische Geist in den großen Einrichtungen der Gesellschaft, den politischen und sozialen, wovon im Zweiten Theile die Rede sein wird. Hier sei nur noch an die grundlegende Umwandlung erinnert, welche in der Zertrümmerung des gewaltigen einheitlichen Baues der mittelalterlich-katholischen Kirche bestand Das Recht der eignen Forschung in der Bibel, ohne an priesterliche Auslegung gebunden zu sein, und das Recht des unmittelbaren Verkehrs mit seinem Gott und Heilande, ohne an priesterliche Vermittlung gebunden zu sein, haben die Köpfe gelichtet und die Herzen befreit, und haben den Priestern sammt der Priesterkirche den Boden unter den Füßen hinwegezogen. Lange war das Tageslicht der Erkenntniß nur durch gemalte Fensterscheiben als verfärbter, matter Schimmer in das Kirchenheiligthum gedrungen, jetzt fiel der volle, helle Strahl des Sonnenlichts der Wissenschaft und der eignen Forschung hinein, und siehe da, die lange angesammelten Gase religiöser Wahngebilde und dumpfer Unterwürfigkeit geriethen in Gährung und explodirten, indem sie mit welterschütterndem Getöse die einige Christenheit in nahezu hundert verschiedene Sekten zersprengten und dem Geiste des Fortschritts neue Bahnen brachen.

Das Menschenthum.

4.

Daß der überlieferte christliche Glaube und die auf der Wissenschaft stehende Vernunft einander widerstreiten, und daß sie schon zur Zeit der Reformation einander widerstritten, und daß sich dieser Widerstreit sogar auf die Fundamentalsätze des Christenthums erstreckte, das war auch den Reformatoren schon klar genug geworden. „Alle Artikel unseres christlichen Glaubens, die uns Gott durch sein Wort offenbart hat, sind vor der Vernunft stracks unmöglich, ungereimt und erlogen," sagt Luther. Und von der Dreieinigkeitslehre: „die Christen sind's allein (?), die solchen närrischen Artikel, wie die Vernunft klügelt, glauben. Denn da wird sich die Vernunft nimmermehr darein schicken können, daß drei eins und eins drei seien." „Aber," schließt er, „wer's gläubet, wird selig." Gewissermaßen rührend ist insbesondere folgendes Geständniß des Reformators über den gleichen Gegenstand: „Nun es vom Himmel herabschallet, so will ich's glauben, was er mir sagt, daß zwei, ja alle drei Personen nur ein rechter Gott, das will ich ihm zu Ehren und Dienste thun, dem ich schuldig bin zu glauben und mich so urtheilen lassen, daß ich ein Narr sei, der nicht könne drei zählen, wiewohl ich doch wohl kann drei zählen hinieden auf Erden."

Indeß hatte sich der Protestantismus, wie wir oben gesehen, bei seinem Reformwerk doch schon thatsächlich auf den Standpunkt der richtenden menschlichen Vernunft gestellt, und hätte demgemäß auch alle Dogmen, welche der Vernunft widersprechen, verneinen und ein ganz neues Religionsgebäude auf Grundlage der Vernunft und Wissenschaft errichten müssen. Doch dazu war jene Zeit noch lange nicht reif. Welche naturwissenschaftlichen Ergebnisse und welche neue Vorstellung des allmächtigen schöpferischen Wesens konnte sie etwa an die Stelle der Schöpfungsdarstellung der Bibel und ihres Gottes setzen? Oder hatte man das Menschenwesen bereits genug erforscht, um ihm den Weg der Selbst-

erlösung durch eigne Vernunft und eigne Kraft zu zeigen, und so des himmlischen Erlösers und seiner Diener entbehren zu können? Oder konnte sie bereits neue politische oder neue soziale Ideale, und endlich alles dies zu dem Ganzen einer Allanschauung verbunden vorweisen? Und doch mußte sie das thun, wenn sie das religiöse Bedürfniß befriedigen wollte, das nach einem allumfassenden und zugleich harmonisch in sich abgeschlossenen Wahrheitsgehalte verlangt, und das nur in solcher Vollendung einer Allanschauung nach Seite der Natur wie nach Seite der Sittlichkeit hin sein wahres Glück und seinen Frieden findet. Kein Wunder daher war es, sondern die Folge ihrer eignen Gemüthsverfassung sowie der Bildungsstufe ihrer Zeit, daß die Reformatoren, wiewohl sie eben erst durch ihre freie Forschung und ihre menschliche Vernunft sich vom alten Joch losgerungen, sofort eben diese Vernunft und Wissenschaft wieder in Banden und Fesseln zwangen durch Aufstellung neuer Glaubensbekenntnisse und eines neuen Priesterthums, und daß sie der freien Forschung nur so weit Berechtigung gestatteten, als dadurch ihr eigner veränderter Christenglaube in seinem Kern nicht angetastet wurde. Doch die Erkenntniß steht nicht still. Entweder müßte sie zu Grunde gehn und mit ihr das Geistesleben der Menschheit sammt Glaube und Religion erlöschen, oder sie muß fortschreiten, unaufhaltsam, unwiderstehlich: sei es auf geebneter Bahn durch lachende Gefilde, sei es über Abgründe setzend und durch stahlharten Fels ihren Weg sich sprengend; sei es mit fröhlich stürmender Eile, sei es langsam, Fuß um Fuß und Zoll um Zoll in schweißtriefender Arbeit. Auf ihrem Fortschritt aber wird sie Ergebniß um Ergebniß einheimsen und an einander reihen, und in dem Maße als sie aus der Quelle der Wahrheit trinkt, wird sie erstarken; und sie wird die Kraft und den Muth gewinnen, die Unwahrheit des Alten zu verurtheilen, und wäre es auch noch so heilig gehalten; und sie wird sich das Bewußtsein erringen, daß sie selbst, die eigne Vernunft und Erkenntniß des Menschen, auch die höchste Quelle und der höchste Richterstuhl aller Wahrheit, auch der religiösen und sittlichen, ist; und sie wird, mit den

Bildungsschätzen der Gegenwart wie der Vergangenheit ausgerüstet, an das Werk der radikalen, der völligen und allumfassenden Neugestaltung gehn. Dann wird sie das allmächtige, ewige Wesen in neuer Weise darstellen, und seine Selbstentfaltung in allen Einzelwesen, vom Weltenkörper herauf bis zum Menschen, wird sie anders, herrlicher als in der kindlich märchenhaften Weise der Bibel lehren; und die Selbstbeglückung und Selbsterlösung des Menschen wird sie dem Bau der neuen Allanschauung einfügen; und die Gesellschaft wird sie nach neuen Grundsätzen organisiren, — auf daß im freien All der freie Mensch sich selbst erkenne und beglücke, und mit erhöhtem Menschenglück zugleich das All sich selber schmücke.

Drei Jahrhunderte sind seit der Reformation vergangen, und die Lösung aller dieser Aufgaben hat bereits seit 100 Jahren begonnen. Der Mann, der im Namen der selbstherrlichen Menschenvernunft den überlebten Wahn der alt- und neutestamentlichen Religion am volksthümlichsten und schärfsten und kraftvollsten niederwarf, der andrerseits den neuen Standpunkt am bestimmtesten und klarsten kennzeichnete und in seinem Leben verwirklichte, der auch eine der Grundsäulen des neuen Gesellschaftsbaues errichtete, es war unser amerikanischer Mitbürger Thomas Paine. Nicht hat er, wie noch die Reformatoren, mit einem Fuß sich auf die Bibel, mit dem andern auf den Boden der Freiheit gestellt; nicht hat er mit einer Hand das Alte niedergerissen, mit der andern neue Glaubensbekenntnisse geschmiedet, um den eben erst befreiten Geist wieder von Neuem zu fesseln; sondern frei und offen hat er das Zeitalter der Vernunft verkündet und trotz der ihn umtobenden Wuth der Parteien hat er unentwegt das Recht der vollen freien Ueberzeugung, für seine Gegner nicht minder wie für sich selber, stets unverletzt und heilig gehalten. „Ihr (Mitbürger in den Vereinigten Staaten von Nordamerika) werdet mir die Gerechtigkeit erweisen, Euch zu erinnern, daß ich das Recht jedes Menschen zu seiner eignen Meinung, so verschieden jene Meinung von der meinigen sein mag, stets warm vertheidigt habe. Wer einem Andern dieses Recht abspricht,

macht sich selbst zum Sklaven seiner gegenwärtigen Meinung, weil er sich das Recht benimmt, dieselbe zu ändern" — so schrieb er an den Anfang des ersten Theils seines „Zeitalters der Vernunft", den er zum Druck übergab, als er selbst seiner Meinung wegen auf dem Wege zum Gefängniß war, in das ihn die tyrannische Verfolgungssucht seiner Gegner sandte. Und im zweiten Theile, den er im Gefängniß schrieb, wo er durch einen Zufall der Vollstreckung des von Robespierre verhängten Todesurtheils entging, fügte er hinzu: „Es gibt keinen Menschen, welcher sagen kann, ich hätte ihn oder irgend Jemand sonst oder irgend eine Partei verfolgt, sei es in der amerikanischen oder in der französischen Revolution; oder ich hätte in irgend einem Falle Böses mit Bösem vergolten." Das ist mehr als die Reformatoren sagen konnten, von denen Kalvin den Dreieinigkeitszweifler Servet, Zwingli den Wiedertäufer Manz hinrichten ließ, Melanchthon solchem Verfahren beistimmte, und selbst Luther allerlei Gewaltmaßregeln guthieß. Das ist mehr denn Moses und David, die mit Feuer und Schwert vertilgten, was nicht dem Dienste ihres Gottes huldigte. Ja, das ist höher denn Jesus, der seine Gegner mit der Geißel aus dem Tempel trieb, der die Zerstörung Jerusalems als Strafe für den Andersglauben verkündigte, und der zwar seine Feinde zu lieben mit Worten gebot, in der That jedoch die ewige Verdammniß und Pein für sie bereit hatte. „Mit dieser Erklärung (meines Glaubens) will ich nicht diejenigen verdammen, welche einen andern Glauben haben; sie haben dasselbe Recht zu ihrem Glauben wie ich zu dem meinigen" — hatte dagegen Thomas Paine gesagt. Auch hat er kein neues Priesterthum errichtet oder errichten wollen, wie der Protestantismus that; statt der Prediger Filosofen, und statt der Häuser der Andacht Stätten der Wissenschaft, war seine Ansicht.

Die mächtige und herrliche Säule endlich, die er vor allen Andern zum Bau der neuen Gesellschaft errichtet, ist seine Verkündigung der Selbstregierung und Gleichberechtigung der Menschen, seine Verkündigung der Menschenrechte, die er als geistiger Vorkämpfer und Schöpfer der Unab-

hängigkeit der Vereinigten Staaten dem Volke derselben und der Menschheit mit nie verlöschenden Zügen in die Seele brannte.

Dann wieder ein halbes Jahrhundert später erscheint der riesenhafte Sammler, Denker und künstlerische Ordner, Alexander von Humboldt, der zu der Unabhängigkeitserklärung des Menschen die Unabhängigkeitserklärung des Alls schrieb, indem er das unendliche, körperliche Dasein, die Natur, als ein ewig lebendiges, einheitliches Wesen darstellte, das sich selbst nach eignen innewohnenden Kräften und Gesetzen entfaltet. Zu ihm sind in unsern Jahrzehnten Darwin und Häckel und die ganze Reihe der Mitarbeiter an der Entwicklungslehre getreten, um uns aus dem selbständigen, von keinem Gotte von Außen her gelenkten oder geschaffenen All die Selbsterschaffung des Menschen zu zeigen, die Entfaltung der Blüthe am blätterreichen Stamme der lebenden Erdenbesiedler.

Seit dem alten Gesetze des Volkes Israel hatte keine Allanschauung mehr die Ordnung der sozialen Verhältnisse in ihre sittliche Welteinrichtung aufgenommen. Auch diese Seite der gesellschaftlichen Organisation, zu deren Lösung auf Grundlage der freidenkenden Vernunft und Wissenschaft sich ebenfalls seit einem Jahrhundert die vorwärtsstrebenden Geister immer hastiger drängen, geht ihrem Ausbau immer mehr entgegen, und die hauptsächlichen Träger der alle zivilisirten Nationen durchziehenden Bewegung sind wieder zwei Söhne des Volkes Israel, der verstorbene Agitator Lassalle und der noch lebende und wirkende Marx, der Verfasser von „Das Kapital".

Der Vollendung steht ferner nahe die Organisation des kleinsten Kreises der Gesellschaft, der Ehe, Familie und Erziehung, auf Grundlage der Gleichberechtigung, der geistigen Ergänzung und der naturgemäßen Entwicklung; woran sich die volle, freie und gleichberechtigte Entfaltung des weiblichen Menschen in der Gesellschaft reiht.

Als Hauptarbeit endlich erübrigt noch die Darstellung des innern sittlichen Lebens zur Selbstbeglückung und Selbsterlösung des Menschen in allen Lagen des Lebens, und die Vereinigung aller dieser Grundzüge des

Naturlebens wie der Sittlichkeit zu einer harmonischen Allanschauung — ein Werk, das der filosofische, allumfassende deutsche und deutsch-amerikanische Geist noch der Menschheit schuldet.

Werden auch diese Aufgaben gelöst sein, dann wird das selbstherrliche Menschenthum, die vierte Stufe der fortschreitenden Religion, welche vor 100 Jahren betreten wurde, ebenfalls in ihren wesentlichen Organen ausgebaut sein, und es wird in einer Vollendung vor der Menschheit stehn, wie sie weder Protestantismus noch Katholizismus erreichten, sondern wie sie nur das Judenthum vor dritthalb tausend Jahren in einfachen Grundlinien andeutete.

Alsdann wird auch die wirkliche, allseitige, todesmuthige aber noch vielmehr lebensmuthige Darlebung desselben in der Menschheit beginnen, und es wird seinen siegreichen Rundgang halten um den Erdball.

Das sind die vier Stufen der fortschreitenden Religion, soweit wir Alle sie leicht überblicken können, das Wesen der Religion so gefaßt, wie wir es oben bezeichneten und wie die Geschichte der Menschheit es ausweist, nämlich als die Bildung der Vorstellung von der höchsten Macht oder Allmacht, und die Einrichtung des menschlichen Lebens gemäß den Geboten oder Gesetzen derselben; oder, entwicklungslehrlich zu reden, die Anpassung des Menschen an seine Vorstellung von der höchsten Macht. Wir sind bei diesem Fortschritte von dem unter Gott, unter dessen Offenbarung, unter dessen Priester und Gesalbte und unter seinen eignen Wahn geknechteten Menschen zu dem frei sich selbst regierenden, beglückenden und erlösenden, von der Knechtschaft zur Selbständigkeit und Freiheit gelangt, und wir haben jetzt zu untersuchen, ob dieser Fortschritt in der Geschichte auch wirklich den Völkern das Heil gebracht hat und noch bringt, sofern sie ihn bei sich verwirklicht haben und noch verwirklichen.

Das Heil.

5.

Worin soll aber nun das Heil der Völker bestehen? Die Ansichten der Menschen hierüber laufen nicht wenig auseinander. Rüsten wir uns für alle Fälle. Die ökonomische Verbesserung der Verhältnisse ist es, welche heutzutage am lautesten und dringendsten als das allgemeine Heilmittel für alle Schäden anempfohlen wird. Und in der That, wir werden zugestehen müssen, daß die menschenwürdige Lebenshaltung des Einzelnen sowie ganzer Volksklassen ebensowohl eine Forderung der Gerechtigkeit ist, wie daß alle andern Verhältnisse, die Zahl der Verbrechen, die politische Korruption, die Ruhe und Sicherheit des Staates, die Verdummung und Versklavung der Massen, die Blüthe von Kunst und Wissenschaft, sogar die Gesundheit und Lebensdauer der Menschen mehr oder weniger davon beeinflußt werden. Soll demnach durch den bezeichneten Fortschritt der Religion das Heil der Völker bedingt sein, so hätten wir aufzuweisen, daß mit dem religiösen Fortschritt auch die Verbesserung der sozialen Verhältnisse Hand in Hand geht.

Dabei haben wir bereits die geistige Bildung erwähnt und werden deren Werth nicht unterschätzen wollen. Daß das Heil der Völker ganz wesentlich in der Blüthe des Geisteslebens derselben bestehe, wozu Kunst und Wissenschaft, Jugendbildung und Volksbildung, und schließlich die ganze intellektuelle Begabung eines Volkes gehört, läßt sich nicht bezweifeln. Auch dieser Beweis wäre daher selbstverständlich zu führen, daß mit der fortschreitenden Religion auch die Geistesbildung Schritt halte.

Vielleicht zu sehr, scheint es, sind wir im Begriffe eine andre Seite des Volkswohls in den Hintergrund treten zu lassen, die politische Freiheit. Wie viel wurde schon von dieser gesungen, geredet, geschrieben, wie viel für sie gekämpft und gelitten? Und soll auch die politische Freiheit, für deren Todfeind so allgemein Kirche und Religion gehalten werden, von dem Fortschritt der Religion abhängen?

Welches andre Heil erübrigt uns etwa jetzt noch? Nun, die Denkweise des alltäglichen Lebens birgt so manches werthvolle Körnlein in sich. Lebe wohl und bleibe gesund! ruft man zum Abschied sich zu. Gesundheit und langes Leben! macht einen Theil der Beglückwünschungen unter Menschen aus und bildet die Vorbedingung jedes andern Glücks; „wenn mir der Herr noch so lange Leben und Gesundheit schenkt," seufzt daher auch, das Auge gen Himmel gerichtet, der gottergebene Fromme. Soll aber gerade die Untreue gegen den Glauben der Väter, soll der Uebergang zu einer neuen Religion, der Fortschritt mit dem Geiste der Zeit, auch dieses Gut mit sich bringen, zum Zeugniß, daß es nicht wahr sei, daß Gott denjenigen segne, der unverrückbar bei seinem einst geoffenbarten Worte bleibt, sondern daß das Menschenwort Recht behalte: „Die Natur hat ihren Fluch geheftet an den Stillestand" — und daß es sich bewähre in der Weltgeschichte, in dem Thatenwort des Allmächtigen?

Noch weniger als die Gesundheit des Körpers dürfen wir schließlich die sittliche Gesundheit, das menschliche Glück, die moralische Vervollkommnung vergessen, denn daß der Fortschritt zur höhern, freiern Religionsstufe zugleich ein Fortschritt zur sittlichen Veredlung und Beseligung sei, liegt schon in der allgemeinen Vorstellung, die man von dem Werth und Wesen der Religion zu haben pflegt.

Bereicherung an äußern Gütern, Zunahme an geistiger Bildung und Begabung, politische Freiheit, körperliche und geistige Gesundheit und Vervollkommnung, oder mit einzelnen Schlagworten ausgedrückt: Wohlstand; Bildung — der Erkenntniß wie des Herzens und Gewissens; Freiheit und Gesundheit sind mithin die Güter, welche unter dem Heil der Völker zu begreifen sind. Und sicherlich wird alles, was sich irgend Jemand unter dem Heile der Menschen vorstellen mag, sofern es wenigstens auf dieser Erde sich verwirklichen soll, zu einem oder dem andern dieser Güter einzureihen sein. Das alles soll nun gefördert werden durch den Fortschritt der Religion.

Soziale Verhältnisse oder Wohlstand.

Bei der Betrachtung des Fortschritts der Religion durch die Weltgeschichte haben wir bemerkt, wie derselbe nicht in der Weise vor sich geht, daß israelitische, christlich-katholische, christlich-protestantische Religion und endlich Menschenthum in gleichem Grade vollendet aufeinander folgen, sondern am allseitigsten ausgebaut ist die altisraelitische Religion; dann erhebt das Christenthum eine Seite derselben, nämlich das Gemüths- und Gewissensleben, auf eine höhere Stufe, während es in Beziehung auf die andern Seiten unvollendet bleibt; hierauf fügt die Reformation wieder eine neue Seite, die der Wissenschaft und der eignen Forschung und Ueberzeugung hinzu; und durch diesen ganzen Fortschritt klärt sich allmälig ein höherer Standpunkt immer bestimmter heraus, der des selbständigen Menschen oder des Menschenthums. Auch dieser ist noch unvollendet. Aber gerade nach solchen Seiten, die dem Christenthum fern lagen, und die es daher vernachlässigte, nach Seite der politischen und sozialen Organisation der Gesellschaft, ist er in den Grundzügen bereits fertig gestellt oder in lebhafteste Arbeit genommen. Nach eben diesen Seiten hin, besonders nach der sozialen, war aber auch das Judenthum wohlgeordnet. Judenthum und Menschenthum zeigen mithin die Eigenschaft, daß sie die Ordnung der sozialen, d. h. der ökonomischen Verhältnisse, die Ordnung des äußern Besitzthums, in den Kreis ihrer Ideen und ihrer Bestrebungen aufnahmen, das eine auf höherer, das andre auf niedrerer Stufe. Wenn demnach der Zustand der sozialen Verhältnisse eines Volkes von dem Inhalt der Religion desselben abhängt, so müßte das Judenthum in Beziehung auf äußern Wohlstand dem Christenthum, und zwar dem katholischen wie dem protestantischen, voran sein, und erst wieder das Menschenthum müßte das Judenthum hierin überholen. Das zeigt uns auch die Geschichte in der That.

Reichthum der Juden.

Das jüdische Volk wurde als Volk vernichtet, und seine Mitglieder zerstreut, von Volkswohlstand kann daher nicht die Rede sein. Aber die einzelnen jüdischen Familien und Ansiedlungen haben sich durch das ganze Mittelalter hindurch bis in die Gegenwart durch äußern Wohlstand, insbesondere durch Gelderwerb, ausgezeichnet, und erst in der neuesten Zeit und im freiesten Lande, in den Vereinigten Staaten, die auf die Grundsätze des Menschenthums errichtet sind, ist dieser Unterschied zwischen Juden und Nichtjuden nicht mehr zu bemerken. Mochten seither die Juden sich in den schwierigsten Lagen befinden; mochten sie in der Gesellschaft fast völlig entrechtet und in die engsten Gassen der Großstädte eingepfercht sein; und mochten sie ihrer angesammelten Reichthümer zu unzähligen Malen wieder gewaltsam beraubt werden; ja mochten sie auch da und dort als die Parias der Gesellschaft eine Heerde gänzlich verarmter Glaubensbrüder unter sich bergen; sie haben doch durch alle Nöthen sich hindurchgeholfen und stets wieder sich zu Herren des Geldmarktes zu machen gewußt, schließlich auch die reichste Familie der Welt, die Familie der Rothschild, hervorgebracht, die Fürsten des Geldreichs, deren Vermögen auf 3,400 Millionen Thaler geschätzt wird.

Ursachen in der Religion.

6.

Das Streben nach Reichthum und das Geschick, denselben zu erwerben, werden wir daher als eine hervorragende und feststehende Eigenschaft, als eine Art Rasseneigenthümlichkeit des Judenthums zu betrachten haben. Forschen wir nach deren Ursache. Wenn die Menschen einst alle

auf thierähnlicher Stufe standen, so haben sich die Karakterverschiedenheiten der Völker durch die Verschiedenheit des Bodens, Klimas und der Lebensweise, dann durch ihre Schicksale und ihren ganzen geistigen Entwicklungsgang herausgebildet. Aus Boden, Klima und Lebensweise wird nun der Sinn für Reichthum nnd Gelderwerb nicht oder nur zum geringsten Theile entsprossen sein, wohl aber aus den Schicksalen des Volkes und aus der Art seiner Geistesbildung. In der That ist es eine bekannte Erklärungsweise, daß die Juden deßhalb ihr Streben so sehr auf Gelderwerb und oft bis zum Wucher gerichtet hätten, weil sie Jahrhunderte lang von den Christen unterdrückt und ausgeschlossen waren, daher jeder andre Weg ihre Anlagen zu bethätigen, ihnen versperrt gewesen sei. Demgemäß hat auch schon Luther in seiner Schrift: „daß Christus ein geborener Jude sei" — gesagt, daß man die Juden zu wuchern treibe, weil man ihnen verbiete zu arbeiten und zu handieren und andre menschliche Gesellschaft zu haben. Und Kaiser Karl V., der 1520 die deutschen Reichsjuden unter Reichsschutz stellte, wiewohl er die Juden anderwärts austrieb, fügt seiner Erlaubniß eines höhern Zinsfußes, als der allgemein übliche war, die ausdrückliche Erklärung bei, diese Ausnahme sei billig, weil die von allen Aemtern ausgeschlossenen und in ihrem Verkehr so beschränkten Juden sonst nicht leben könnten; — und fügen wir hinzu: weil sie auch sonst von Geistlichen, Städten, Baronen, Herzögen, Fürsten und Kaisern, sowie nicht minder vom fanatischen und beutegierigen Pöbel sich nicht schröpfen lassen könnten. Doch diese Erklärung stimmt nicht mit den geschichtlichen Thatsachen überein. Zunächst widerspricht ihr der Umstand, daß wir bei andern Völkern und Religionsangehörigen, welche ebenfalls lange Zeit unterdrückt waren, wie die Christen in den ersten Jahrhunderten, die Katholiken in Schweden, die Irländer in Großbritanien, durchaus nicht den gleichen Erfolg der Unterdrückung beobachten, daß die Unterdrückten nun etwa zu Reichthümern gekommen und zu Beherrschern des Geldmarktes geworden wären. Trat aber bei den Juden ausnahmsweise dieser Erfolg ein, so muß er offenbar in deren besonderem Wesen seine

Ursache finden. Ferner jedoch waren die Juden auch selbst in der Christenheit nicht immer unterdrückt und von öffentlichen Stellungen, Gewerben, Bodenbesitz ausgeschlossen. Es geschah dies erst mit dem vollständigen Sieg der katholischen Kirche über sie im 12. und 13. Jahrhundert. Zu dieser Zeit wurden sie allerdings aus allen Aemtern entfernt, nachdem sie schon zwei Jahrhunderte früher, theils gezwungen, theils freiwillig aus dem Militärdienst geschieden waren; durch die Verfolgung wurden auch ihre Gelehrtenschulen vernichtet; sie wurden allgemein vom Grundbesitz, von den Gewerben und dem Großhandel vertrieben; ja sie führten überhaupt meist nur ein auf Zeit gestattetes, häufig sogar verbotenes und verstecktes Dasein, das ihnen kaum etwas mehr als Hausirerei, Schacher und Gauklerleben übrig ließ. Nur wenige konnten Hauslehrer, Rabbiner, noch weniger konnten Gelehrte werden, oder sich zu großen Geldgeschäften aufschwingen. Ein Zustand, der bis gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts und theilweise in's neunzehnte dauerte. Sehen wir jedoch von diesem einzelnen Zeitabschnitt in der Christenheit ab und überblicken wir die gesammte Geschichte des Judenthums, seit seiner Zerstreuung durch alle Religionsangehörigen und in alle Länder bis nach Indien und China, hauptsächlich in Folge der wiederholten Eroberungen seines Landes und der mehrmaligen Zerstörung seiner Hauptstadt Jerusalem; so treffen wir seine Bekenner in allen möglichen Thätigkeiten und Berufsarten an: am weitesten verbreitet zwar als Handelsleute, die den Sklavenhandel inne hatten, in Frankreich und Deutschland bis in's neunte und zehnte Jahrhundert; dann aber auch als Ackerbauer, Handwerker und Fabrikanten; ebenso als berühmte Gelehrte, von denen die Völker des Abendlandes lernten, wie ja z. B. Karl der Große († 840) sich gelehrte Juden aus Afrika und Italien kommen ließ; und Alfons X. von Kastilien (1298) durch solche seine astronomischen Tafeln anfertigte; ferner als Dichter; als hochgestellte Aerzte; als Staatsmänner, besonders Finanzminister und Diplomaten; als Steuerpächter und als tapfere Krieger. Und dabei wird überall, sowohl im Römerreiche wie im parthischen und

persischen Reiche, sowohl unter Heiden wie unter Christen und Muhamedanern, neben Geschäftsgewandtheit und Gelehrsamkeit stets zugleich ihr Reichthum gerühmt. Dies deutet auf eine in allen diesen Zeiten bereits feststehende und von den äußern Schicksalen unabhängige Eigenschaft, die ihre Ursache nur in einer allen Stammesgenossen, wohin sie auch zerstreut sein mochten, gemeinsamen Art des Denkens und Strebens haben kann, und die trotz des Lebens unter fremden Völkern doch stets wieder aus einer gemeinsamen Quelle gespeist und erhalten wurde. Eine solche Quelle der Geistesnahrung, die stetig das Denken und Streben beeinflußte, lag aber für alle Juden in ihrer Religion, und nur in dieser; zumal in deren heiligen Schriften, die der treubewahrte Begleiter der Zerstreuten waren in allen Himmelsgegenden und in allen freudigen wie schmerzlichen Schicksalen, und die selbst in der ärgsten Unterdrückung und Abgeschlossenheit, und gerade da noch um so mehr, ihren Trost und ihre Richtschnur des Glaubens und Lebens ausmachten. In der jüdischen Religion werden wir demnach jedenfalls die hauptsächliche und gemeinsame Quelle für das hervorstechende und durch dauernde Uebung zur besondern Geschicklichkeit gewordene Streben nach Reichthum zu suchen haben. Wurden die Juden dann von andern Berufsarten ausgeschlossen, so konnten sie ihren Trieb nach Erwerb natürlich nur noch auf dem Gebiete des Kleinhandels und des Geldhandels bethätigen, den man ihnen übrig ließ. Und zwar auch dies wieder, theilweise weil sie in Folge der Wirkungen ihrer Religion besonderes Geschick dazu besaßen. Durch die Ueberlieferung ihrer heiligen Schriften war die Kunst des Schreibens in Pflege und Uebung bei ihnen erhalten worden, während die Masse der christlichen Völker, die sie umgaben, bis zur Reformation, und die der katholischen theilweise bis in die Gegenwart darin unbewandert blieb. Die Schreibekunst jedoch ist zur Führung von Geldgeschäften, wo ja kein Waarentausch stattfindet, sondern gegen Geld die Schuldverschreibung eingetauscht wird, unentbehrlich.

Mußten sie nun aber auch zu Trug und Wucher übergehn, der ihnen

schon in den obigen wohlwollenden Worten Luther's als etwas allgemein Zuerkanntes beigemessen wird? Ein Volk, das seine Religionsurkunden so hoch schätzte, so sehr in heiliger Verehrung bewahrte; das deren zahllose und oft beschwerliche Vorschriften so peinlich genau erfüllte; dessen Angehörige häufig, gleich der Mutter mit den sieben Söhnen in den Makkabäern (2. Makk. 7) lieber den Tod und Todesmartern erduldeten und suchten, als z. B. von dem verbotenen Schweinefleisch zu genießen, sollte ein solches Volk sich nicht von dem Wucher und Trug jeder Art ebenso fern gehalten haben, wie von den unrein erklärten Speisen, wenn seine heiligen Schriften ihm den Betrug in gleicher Weise wie die Speisen verpönt hätten? — Wir werden auch die moralische Quelle des Wuchers in der Religion gegeben finden. Wobei wir natürlich wieder hinzuzufügen haben, daß Trug und List in der Unterdrückung als die Waffe des rechtlich Machtlosen mehr geübt und ausgebildet werden mußte, wie in der Freiheit, die stets eine Stärkung der eignen Würde und der edlern Gefühle und Gesinnungen mit sich bringt.

Doch wir haben noch weiter zu gehn. Auch die Unterdrückung und Verfolgung, die auf den jüdischen Wohlstand oft von so vernichtendem Einfluß war, mußte ihre Ursachen haben. Und wieder kommt auch hier die Religion sehr bedeutsam in's Spiel. Einestheils freilich lag die Beutegier der Mächtigen wie des Volkes zu Grunde und dessen Neid gegen die Reicheren und Geschäftsgewandteren; anderntheils aber trieb der Glaubenshaß dazu an und die Herrschsucht der Religionen. Allerdings vorwiegend der christlichen Religion. Aber auch der Glaubenshaß und die religiöse Selbstabschließung der jüdischen, — und wer hatte schließlich überhaupt auch der christlichen Religion zumeist die Lehren und Vorbilder des Glaubenshasses und der Glaubensverfolgung geliefert, wenn nicht das jüdische Alte Testament?

Wir gelangen mithin zu folgendem Gedankengang. Die jüdische Religion begünstigt das Streben nach Reichthum. Sie begünstigt zugleich auch den Wucher. Sie nährt Haß und Verachtung der Andersgläubigen,

und wo sie mit dem ebenfalls den Glaubenshaß predigenden Christenthum zusammentrifft und unterliegt, da werden ihre verstoßenen Bekenner um so mehr Veranlassung haben, auf dem allein noch übrig gelassenen ökonomischen Gebiete die Lichtseiten wie die Schattenseiten ihres Denkens und Strebens zu bethätigen und auszubilden. Daraus gehen dann im Laufe der Zeiten vererbende Karaktereigenschaften hervor.

Doch mit dem Anhäufen von Reichthümern bei einzelnen mehr oder weniger zahlreichen Familien ist noch nicht der Satz begründet, daß ganze Ansiedlungen und Genossenschaften wie die jüdischen, sich des Wohlstandes vor andern erfreuen. Neben dem Reichthum der Einen mag um so größere Armuth der Andern uns entgegentreten. Nun, auch einen Schutz gegen dieses Uebel werden wir endlich in der jüdischen Religion finden, in ihrer Erbarmung und Mildthätigkeit gegen Arme. Und wir werden auch hier wieder voraussagen können, daß Noth und Elend in der Unterdrückung beides erhöhen mußte.

Zu erweisen hätten wir also erstlich den Antrieb zu Wohlstand und Reichthum; dann die Begünstigung des Wuchers und Trugs; ferner die theilweise Ursache der Bedrückung und oft jammervollen Verfolgung, durch welche das Streben nach Reichthum erhöht, das Gebiet des Geldhandels vorwiegend angebaut, die Schattenseite des Wuchers stärker ausgebildet, auch der angesammelte Reichthum oft wieder verloren wurde, nämlich den Glaubenshaß und die religiöse Abschließung; endlich den Ansporn zur Fürsorge der Reichen für die Armen. Und zwar dies alles in den heiligen Schriften der jüdischen Religion, deren grundlegende, das Alte Testament, uns allen mehr oder weniger bekannt sind.

Antrieb zum Reichthum.

7.

Daß die im Alten Testamente, insbesondere in den mosaischen Schriften niedergelegte Religion darauf bedacht ist, durch geordnete Vertheilung des Landes und Feststellung der Familiengüter einen dauernden Wohlstand zu sichern, haben wir bereits oben erwähnt. Hierdurch schon mußte dem frommen Gläubigen der äußere Wohlstand seines Volkes wie seiner selbst als ein gottgewolltes Strebeziel sich darstellen. Dahin gehört auch der andre obenerwähnte Umstand, daß der Lohn der Frömmigkeit in irdische und hauptsächlich äußere Besitzthümer, in ein langes, an Ehren und an Gütern reiches Leben gesetzt wird. Heißt es ja doch schon in den zehn Geboten: „auf daß du lange lebest und es dir wohl gehe" (5. Mos. 5, 16); oder: „Israel, du sollst hören und behalten, daß du es thust, daß es dir wohl gehe" (5. Mos. 6, 3, 24), oder: „daß wir den Herrn unsern Gott fürchten, auf daß es uns wohl gehe alle unsere Lebtage" (5. Mos. 6, 24), und so eine ganze Reihe von Stellen, wo immer die Verheißung gegeben ist, daß es den Auserwählten, den Gerechten, den Frommen hier in diesem Leben wohl gehen werde. Dem entsprechen dann auch die Musterbilder der alttestamentlichen Frömmigkeit, die Erzväter, wie Abraham, der „sehr reich war an Vieh, Silber und Gold" (1. Mos. 13, 2), und Isaak, der „ein großer Mann war, und viel Guts hatte an kleinem und großem Vieh und ein groß Gesinde" (1. Mos. 26, 13—15); ebenso Laban, Jakob, der „über die Maßen reich ward" (1. Mos. 30, 43); und nicht minder muß natürlich David, der Hauptheld der spätern Geschichte, „voll Reichthum und Ehren" in hohem Alter gestorben sein (1. Chr. 30, 28). Vollends aber bei seinem vielgepriesenen Sohne Salomon mußte sich mit aller Weisheit und Ehre zugleich alle äußere Pracht und Herrlichkeit vereinigen. Frömmigkeit, Weisheit und Ehre und dazu als stetiger Begleiter und Gottessegen Reichthum und Pracht, das sind die hohen Güter und Strebeziele, welche dem Juden und seinen Eltern und Voreltern seit zwei= bis dreitausend Jahren immer und immer

wieder vorgehalten werden, von der Kindheit bis zum Greisenalter; das ist der Inhalt der heiligen Geschichten, welche die fromme Mutter den lauschenden Kindern erzählt, und der Lehrer den Schülern; welche der Jüngling in seine Ideale verwebt, der Mann mit rüstiger That verwirklicht, und welche für den Greis noch den Gegenstand andächtiger Betrachtung abgeben. Sollte aber eine solche mit der größten Macht der Heiligkeit und auf so lange Zeiten in das Gemüth wirkende Denkweise nicht einen unauslöschlichen Eindruck hervorbringen? Der Tropfen höhlt den Stein aus, die Zeit hat den Affenmenschen zum Menschen gemacht, und eine Gedankenbewegung immer wieder im Gehirn angeregt, ein Strebeziel in allen Lagen des Lebens immer wieder in die Seele eingeprägt, und zugleich von Geschlecht zu Geschlecht fortgeerbt, wird endlich zur zweiten, ja zur eignen Natur. Die Völker und Individuen schaffen die Schriften, aber die Schriften bestimmen auch wieder den Geist der Völker und ihren ganzen Entwicklungsgang. Die Literatur der alten Griechen und Römer, aus dem byzantinischen Reiche nach Westeuropa geflüchtet, und aus Schutt und Winkeln hervorgestöbert, hat die Reformation und die ganze neue Zeit schaffen helfen. Die Verherrlichungen des ersten Kaiserreichs in der französischen Literatur haben Napoleon III. den Weg zum Kaiserthrone geebnet. Die Schrift eines Thomas Paine, sein „gesunder Menschenverstand" hat mehr als das Schwert dieses Volk der Vereinigten Staaten befreit, sowie sein Geist, in leuchtender Gluth aus ihnen fortstrahlend, mit gezückter Waffe jedem Tyrannen in den Weg treten wird, der diese Freiheit über den Haufen werfen wollte. Und der Freiheitsgeist eines Schiller, zumal in seinem herrlichen Tell, wird das deutsche Volk noch frei machen helfen, wie er bereits in dem angeschossenen Kaiser seinen blutigen Schatten vorausgesandt hat. So haben die jüdischen Schriften Wohlstand und Reichthum verheißen und gepriesen, und das jüdische Volk, unterstützt außerdem von der Geistesbildung, welche ihm durch das fortwährende Studium dieser Schriften zu Theil wurde, hat solchen in den größten Nöthen erstrebt und errungen und das Geschick dazu dauernd sich angeeignet.

Handelsgeist, Wucher und Trug.

8.

„Du sollst an deinem Bruder (dem Israeliten) nicht wuchern mit Gelde, noch mit Speise, noch mit Allem, womit man wuchern kann. — An dem Fremden magst du wuchern, aber nicht an deinem Bruder" sagt das heilige Gesetzbuch (5. Mos. 23, 19 und 20). Und es billigt noch eine andre Art von Wucher, den Wucher mit Leib und Leben des Menschen, die Leibeigenschaft oder Sklaverei. „Wenn dein Bruder verarmt neben dir, und verkauft sich dir, so sollst du ihn nicht lassen dienen als einen Leibeigenen, sondern wie ein Taglöhner und Gast soll er bei dir sein, und bis an das Halljahr bei dir dienen. Willst du aber leibeigene Knechte und Mägde haben, so sollst du sie kaufen von den Heiden, die um euch her sind, von den Gästen, die Fremdlinge unter euch sind, und von ihren Nachkommen, die sie bei euch in eurem Lande zeugen; dieselben sollt ihr zu eigen haben, und sollt sie besitzen, und eure Kinder nach euch, zum Eigenthum für und für" (3. Mos. 25, 39 u. ff.). An dem Juden sollst du nicht wuchern, verkündet mithin die Religion, aber an dem Fremden darfst du es thun. Den Volksgenossen sollst du nicht in förmliche Sklaverei nehmen, aber den Heiden und Fremdling und seine Kinder magst du als Sklaven kaufen und gebrauchen. Was unter euch Unrecht ist, das ist nicht Unrecht gegen Andre, die nicht eurem Volke und eurem Glauben angehören. Ohne Zweifel wird durch solche Lehre das Mitleid aufgehoben und das moralische Gefühl abgestumpft, wenn Gewinnst und Handel mit dem Nicht-Israeliten, mit dessen Gut und Person, in Betracht kommt. Sicherlich wird hierdurch jene Hartherzigkeit begünstigt, wie sie z. B. Shakespeare in seinem „Shylock" darstellt, und jener Wucher, der sich wie ein Blutegel, wie eine Zecke an sein Opfer hängt, ihm Schritt für Schritt Hab und Gut, Haus und Hof abnimmt, und einen Sklaven und schließlich einen Bettler aus ihm macht, um ihm dann allerdings auch wieder Almosen zu reichen; jener Wucher,

der sich kein Gewissen daraus macht, seine Gier an seinem Opfer durch allerlei Schleichwege, Täuschungen und Mißbrauch der Noth zu sättigen, wenn er womöglich nur nicht gegen den Buchstaben des Gesetzes verstößt. Den Schuldner mit Weib und Kind in die Sklaverei verkaufen (vergl. Matth. 22, 25), oder sogar die Kinder der Wittwe wegen Zahlungsunfähigkeit in Sklaverei nehmen (2. Kön. 4, 1), wie in Altisrael geschah, das ist solch herzloser Wucher. Dieser alttestamentlichen Gesinnung entsprechend, haben die Juden denn auch, wie oben erwähnt, bis in's zehnte Jahrhundert den anstößigen Sklavenhandel betrieben, der ihnen mit Christensklaven zwar meistens verboten war; sie sind Steuerpächter oder Zöllner gewesen, die schon von Alters her in dem Rufe der Hartherzigkeit nach unten und des Betrugs nach oben standen. Mehrere von ihnen haben auch in ähnlichen Stellungen eine gewisse traurige Berühmtheit erlangt, wie der berüchtigte „Jud Süß" (Joseph Süß Oppenheimer †1737), Finanzminister bei Herzog Karl Alexander in Württemberg, und der Hofjude Lippold (†1571) bei dem Markgrafen Georg von Brandenburg in Berlin, oder 200 Jahre früher Menecier (Manasse) de Ksou, bei Karl V. von Frankreich. Sie haben Fürsten und Herrn, besonders auch den geistlichen, zu Wucherzinsen, welche ihnen sogar gesetzlich, z. B. in Frankreich gegen Ende des zwölften Jahrhunderts bis zu 48 Procent, erlaubt waren (damit man sie wieder desto besser auspressen konnte, wenn sie sich vollgesogen) — sie haben ihnen die Gelder verschafft ihren Lastern zu fröhnen; und gar mancher hohe Weihenträger hat beim Juden seine Kirchengeräthe versetzt oder verkauft, um mit Amtsbrüdern oder Dirnen zu schwelgen. Sie haben bis auf den heutigen Tag gar manchen Offizier um seine Ehre, manchen Studenten um seine Zukunft, und manches Bäuerlein draußen um sein letztes Aeckerlein und sein letztes Kühlein gebracht. Diesen Wucher müssen wir ebenfalls in Anschlag bringen, um uns einerseits ihren Reichthum, andrerseits aber auch die Erbitterung des Volkes zu erklären, die durch die religiöse Selbstabsonderung der Juden begünstigt, und von dem christlichen Glaubenshaß

zu den hellsten Flammen des Fanatismus angefacht, jene schändlichen und jammervollen Judenhetzen herbeigeführt hat, die zum Theil bis in die Gegenwart hereinreichen, und die ihnen oft genug die gewonnenen Reichthümer wieder entrissen.

Neben den Moralgeboten hat aber das Alte Testament auch keinen Mangel an Vorbildern, die uns die ganze Stufenleiter des Verhaltens von der einfachen Klugheit und Schlauheit zum Trug und Wucher bis zur Schurkerei jeder Art darstellen. Wir dürfen nur seine vorbildlichen Helden betrachten, von den Erzvätern angefangen. Und dabei tritt uns auch sofort ein ausgeprägter Handelsgeist entgegen. Schon gleich Vater Abraham ist das Urbild eines rechten Handelsmanns, der sogar im Handel mit dem Allerhöchsten feilscht und schachert, allerdings um einen edlen Zweck zu erreichen, nicht um einige Hundert Sklaven oder Dukaten zu gewinnen, sondern um das Volk einer Stadt vom Verderben zu retten. Die Szene in 1. Mos. 18, 22—33, ist hierin sehr karakteristisch. Nachdem der Herr mit Abraham gespeist, nach Tisch ein wenig mit Sarah geschäkert und ihr einen Jungen profezeit hat, deutet er beim Weggehn dem Erzvater an, daß er Sodom und Gomorrah wegen ihrer Sünden verderben wolle. Dann heißt es weiter: „Abraham blieb stehn vor dem Herrn und trat zu ihm und sprach: Willst du denn den Gerechten mit dem Gottlosen umbringen? Es möchten vielleicht fünfzig Gerechte in der Stadt sein; wolltest du die umbringen und dem Ort nicht vergeben um fünfzig Gerechter willen, die drinnen wären? Das sei ferne von dir, daß du das thust, und tödtest den Gerechten mit dem Gottlosen, daß der Gerechte sei gleich wie der Gottlose. Das sei ferne von dir, der du aller Welt Richter bist! Du wirst sie nicht richten. Der Herr sprach: Finde ich fünfzig Gerechte zu Sodom in der Stadt, so will ich um ihrer willen allen den Orten vergeben. Abraham antwortete und sprach: Ach siehe! ich habe mich unterwunden zu reden mit dem Herrn, wiewohl ich Erde und Asche bin. Es möchten vielleicht fünf weniger denn fünfzig Gerechte drinnen sein; wolltest du denn die ganze Stadt verderben um der fünf willen? Er sprach:

Finde ich drinnen fünfundvierzig, so will ich sie nicht verderben. Und er fuhr fort mit ihm zu reden und sprach: Man möchte vielleicht vierzig drinnen finden. Er aber sprach: Ich will ihnen nichts thun um der vierzig willen. Abraham sprach: Zürne nicht, Herr, daß ich noch mehr rede. Man möchte vielleicht dreißig drinnen finden. Er aber sprach: Finde ich dreißig drinnen, so will ich ihnen nichts thun. Und er sprach: Ach siehe! ich habe mich unterwunden mit dem Herrn zu reden. Man möchte vielleicht zwanzig drinnen finden. Er antwortete: Ich will sie nicht verderben um der zwanzig willen. Und er sprach: Ach, zürne nicht, Herr, daß ich nur noch einmal rede. Man möchte vielleicht zehn drinnen finden. Er aber sprach: Ich will sie nicht verderben um der zehn willen. Und der Herr ging hin, da er mit Abraham ausgeredet hatte, und Abraham ging wieder hin an seinen Ort." Wie geschickt versteht es schon der Erzvater, von fünfzig auf zehn herunterzuhandeln! Wie weiß er die Geduld des hohen Herrn immer wieder hinzuhalten mit der Versicherung seiner Hoheit und mit der Hinzufügung seiner eignen Niedrigkeit; und wie schlau und mutterwitzig ist die Wendung, daß der Herr sie doch nicht werde verderben wollen um der fünf willen, während er sie ja doch verderben will um ihrer Gottlosigkeit willen! Und schließlich sieht man, daß der geschickte Diplomat den gutmüthigen Herrn offenbar so weit gebracht hat, daß er auch noch die zehn herunterhandeln könnte, wenn es sich nicht gar so drollig ausnehmen würde, daß der Herr, „der Richter aller Welt," der seinen Rathschluß schon gefaßt hat und gen Sodom herabgefahren ist, nun seinen Flug ganz umsonst gemacht haben sollte, und durch seinen Diener wieder andern Sinnes geworden wäre. Freilich, Erfolg hat der Handel weiter keinen, denn Sodom muß doch im Feuerpfuhl untergehn, und wie viel Gerechte denn eigentlich darin waren, wird uns nicht einmal gesagt. Es handelt sich hier offenbar um eine alte Sage über die Entstehung des todten Meeres durch einen vulkanischen Ausbruch, und das Volk konnte sich ein solches Ereigniß nicht anders denken, denn als ein Gottesgericht über die zerstörten Städte. Dabei will der Verfasser

die Langmuth des Herrn und andrerseits die Schlechtigkeit der Sodomiter in ein recht grelles Licht setzen, und weil in ihm selber der Handelsgeist steckt, kann er zugleich der Versuchung nicht widerstehn, ein Musterstück von einem geschickten Handelsabschlusse zu liefern — wenn auch am Verlauf der Sache dadurch nichts geändert wird.

Hat Erzvater Abraham sich hier als guter Handelsmann erwiesen, so geht er bald darauf etwas weiter (1. Mos. 20), wo er sein Weib Sarah für seine Schwester ausgibt und gestattet, daß König Abimelech sie als Kebsweib an sich nimmt, statt sie zu schützen und mit seinem Leben zu vertheidigen — warum? Damit er selbst „nicht um seines Weibes willen erwürgt werde". Auch nicht übel! Luther nennt das eine erlaubte „Dienstlüge" „nicht allein darum, daß damit eines Andern (der Sarah) Nutzen gedient wird, der sonst hätte müssen Noth oder Gewalt leiden, sondern daß dadurch dieselbige Sünde (von Seiten des Abimelech) verhindert wird." Die Begründung paßt zwar gar nicht auf den Fall, da Niemandem als dem Abraham selber gedient und sein befürchteter Todtschlag verhindert wird. Luther will sich dies aber, wie es scheint, nicht eingestehn, weil er wohl eine aus Selbstsucht begangene Lüge nicht hätte rechtfertigen können. Dies Beispiel zeigt uns daher nebenbei, wie, um eine heilige Lüge zu entschuldigen, erst noch die gläubigen Ausleger, und wären es die ehrlichsten, wieder zu neuen unwahren Ausflüchten verleitet werden. Uebrigens ist Abraham's Lüge allerdings nur sozusagen eine halbe, wie er sich auch dem redlichen Abimelech gegenüber ausredet, da Sarah in der That zugleich seine Schwester ist, nämlich eine Halbschwester von Vaterseite. Daß er jedoch überhaupt, um sich selbst zu retten, seine Halbschwester und Gattin preisgab, darüber macht sich der gute Erzvater keine Skrupel. Sein Sohn, Erzvater Isaak, begeht in dem gleichen Falle dieselbe Lüge: „sie ist meine Schwester" (1. Mos. 26); aber schon ohne daß ihm jene Ausrede zu Hilfe käme; denn seine „schöne" Rebekka war nicht seine Halbschwester, wie bei Abraham und Sarah der Fall. Einen guten Schritt weiter geht hierauf der nächste in der Reihe, Erzvater Jakob,

von dem Herrn auch Israel zubenannt, von welchem das auserwählte Volk seinen Namen herschreibt. Er bringt es schon bis zum Betrug. Zuerst beschwatzt er seinen Bruder Esau um die Erstgeburt, dann erschwindelt er sich im Bunde mit der Mutter vom alten blinden Vater den Segen (1. Mos. 26), ein recht feierlicher und frecher Betrug, und später kann er wieder bei seinem Schwiegervater Laban von seinen Praktiken und Kniffen nicht lassen, bis „Gott ihm (d. h. dem Schwiegervater) die Güter entwandt und sie mir (dem Jakob) gegeben hat" (1. Mos. 31). Auf dieses hin benützt er die Gelegenheit, wo Laban bei der Schafschur abwesend ist, und verduftet sammt seinen Frauen und Kindern, wobei seine bevorzugte Gattin Rahel zugleich ihrem Vater seine werthgeschätzten Götzen stiehlt. Sie werden, wiewohl noch keine Telegrafen existiren, eingeholt, und Rahel verleugnet ihren Diebstahl, indem sie sich auf die Götzenbilder setzt und sagt, sie könne nicht aufstehn, „denn es geht mir nach der Frauen Weise." Das sind gerade keine zu Biederkeit und Redlichkeit anfeuernden Vorbilder der frommen erzväterlichen Familie, und das ist eine besondere Art von Gotteshilfe, die dem behilflich ist, der den Andern übervortheilt. Das gleicht recht sehr der Denkweise der italienischen Banditen, welche den Heiligen Kerzen versprechen, wenn sie einen guten Fang machen werden, oder der mittelalterlichen Räuber, welche einen Theil ihres Raubes als „Diebssegen" der Kirche abzugeben pflegten.

In der Christenheit hat z. B. das Vorbild Abrahams, wie er seinen Sohn Isaak opfern will, schon viel Unheil angerichtet, indem man alle Augenblicke, wie jüngst wieder, von einem frommen, oder, was in diesem Falle heutzutage dasselbe bedeutet, von einem verrückten Gläubigen liest, der gleich dem Erzvater sein Kind, und zwar in Wirklichkeit, schlachtet, weil der Engel des Herrn nicht wie bei jenem Einsprache that. Und sollte nun auf die Juden, die zwar zum Kinderschlachten zu verständig geworden sind, das Beispiel der erzväterlichen Familie nach der andern, weniger schmerzvollen Seite hin, nach Seite der vortheilhaften Beschwindlung, ganz unwirksam geblieben sein?

Doch wir sind mit der Reihe der ältesten Vorbilder noch nicht zu Ende. Wer würde nicht von Rührung ergriffen, wenn er die Geschichte des gefühlvollen, weichherzigen Josef und seine Wiederversöhnung mit den Brüdern liest? Was thut aber der selbige, in den Familienbeziehungen zu den Seinigen so gemüthreiche Josef in seiner geschäftlichen Eigenschaft als „Geheimer Rath" und Finanzminister oder Großvezier des Pharao gegenüber dem egyptischen Volke? Einen hartherzigeren, niederträchtigeren und großartigeren Wucher mit dem Geld und Gut und mit der Freiheit der Unterthanen kann man wohl nicht verüben, und sicherlich ist seither in der Weltgeschichte kein auch nur annähernd gleich großer mehr verübt worden, wie er von Josef berichtet wird (1. Mos. 41 und 49).

Die sieben fetten Jahre sollten kommen. Auf seinen Rath und unter seiner Oberleitung mußte in ganz Egyptenland der fünfte Theil des Ernteertrags an den Pharao abgeliefert werden. Josef ließ das Getreide in den Vorrathshäusern aufschütten, die er in den Städten erbaut hatte. Nun kamen die Jahre der Theuerung. „Da nun das ganze Egyptenland auch Hunger litt, schrie das Volk zu Pharao um Brod. Aber Pharao sprach zu allen Egyptern: Gehet hin zu Josef; was euch der sagt, das thut." — Und was wird Herr Josef gesagt haben? Immer herbei! Was ihr in den Jahren der Fruchtbarkeit durch mich habt aufsparen lassen, das sollt ihr jetzt in der Zeit der Noth auch wieder erhalten! Weit gefehlt. Er gab ihnen Getreide, o ja, aber sie mußten es ihm und dem Könige hübsch baar bezahlen. Was das Volk einst selbst beigesteuert, sein eignes Getreide, das mußte es dem klugen und gewinnsüchtigen Finanzminister wieder abkaufen. „Als nun im ganzen Lande Theuerung war, that Josef allenthalben Kornhäuser auf und verkaufte den Egyptern." Natürlich, daß er auf diese Weise dem Volke das Geld aus der Tasche holte und es in die Schatzkammer des Königs brachte. „Und Josef brachte alles Geld zusammen, das in Egypten und Kanaan gefunden ward, um das Getreide, das sie kauften; und Joseph that alles Geld in das Haus Pharao's." Doch damit noch lange nicht genug. Nicht blos

das Geld des Volkes, sondern auch sein Vieh und sogar seine Felder brachte dieser saubere „Landesvater“, als welchen ihn der Pharao ausrufen ließ (41, 43), an sich, d. h. in den Besitz seines Königs und Herrn, ja die ganze Bevölkerung machte er schließlich auf diese feine Weise bleibend zu leibeignen Zinsbauern des Despoten. Lesen wir nur, was von dieser geschickten Finanzoperation des vorbildlichen, ganz besonders gottbegnadeten Sprößlings des listigen Jakob noch weiter gesagt ist (V. 5—27): „Da nun Geld gebrach im Lande Egypten und Kanaan, kamen alle Egypter zu Josef und sprachen: Schaffe uns Brod! Warum lässest du uns vor dir sterben, darum, daß wir ohne Geld sind! Josef sprach: Schaffet euer Vieh her, so will ich euch um das Vieh geben, weil ihr ohne Geld seid. Da brachten sie Josef ihr Vieh; und er gab ihnen Brod um ihre Pferde, Schafe, Rinder und Esel. Also ernährte er sie mit Brod das Jahr um all ihr Vieh. Da das Jahr um war, kamen sie zu ihm im andern Jahr und sprachen zu ihm: Wir wollen unserm Herrn nicht verbergen, daß nicht allein das Geld, sondern auch alles Vieh dahin ist zu unserm Herrn; und ist nicht mehr übrig vor unserm Herrn denn nur unsre Leiber und unser Feld. Warum lässest du uns vor dir zu Grunde gehn und unser Feld! Kaufe uns und unser Land um's Brod, daß wir und unser Land leibeigen seien dem Pharao: gib uns Samen, daß wir leben und nicht sterben und das Feld nicht verwaise. Also kaufte Josef dem Pharao das ganze Egypten (den Preis wird er sich jedenfalls selbst gemacht haben!). Denn die Egypter verkauften ein jeglicher seinen Acker; denn die Theuerung war zu stark über sie. Und ward also das Land dem Pharao eigen. — Ausgenommen der Priester Feld, das kaufte er nicht; denn es war von Pharao für die Priester verordnet, daß sie sich nähren sollten von dem Benannten, das er ihnen gegeben hatte. Darum durften sie ihr Feld nicht verkaufen. Da sprach Josef zu dem Volk: Siehe, ich habe heute gekauft euch und euer Feld dem Pharao. Siehe, da habt ihr Samen und besäet das Feld. Und von dem Getreide sollt ihr den Fünften dem Pharao geben, vier Theile sollen euer sein, zu besäen das

Feld, zu eurer Speise und für euer Haus und eure Kinder. Sie sprachen: Laß uns nur leben und Gnade vor dir, unserm Herrn, finden; wir wollen gerne Pharao leibeigen sein. — Also machte Josef ihnen ein Gesetz bis auf diesen Tag über der Egypter Feld, den Fünften dem Pharao zu geben; ausgenommen der Priester Feld, das ward nicht eigen dem Pharao."

Hier sehen wir, wie der israelitische Minister, einerseits gestützt auf die Macht des Despoten, andrerseits jedenfalls auf die Macht des Priesterthums, dessen Besitzthum unangetastet bleibt und welchem die bis heute verbliebene Steuerfreiheit gewährt wird, eine mehrjährige Hungersnoth des Landes dazu benützen, um für das Getreide, welches das Volk selbst hatte liefern müssen, in friedlichster Weise das ganze Geld des Volkes sammt Vieh und Grundbesitz an sich zu reißen, d. h. zum Privateigenthum seines Gebieters zu machen und zugleich eine dauernde Leibeigenschaft und Zinsbarkeit einzuführen. Dieses Kunststück wird dem Urbilde eines volksknechtenden und volksaussaugenden Finanzmannes wohl seitdem kein Herrscher und kein noch so geriebener Minister heidnischer, christlicher oder jüdischer Konfession mehr nachgemacht haben. Was wärest du, frommer Josef, heute für Bismarck'en und seinen Kaiser werth, wenn du zugleich das deutsche Volk zu füttern, zugleich ihm so hübsch seine Taschen zu leeren und außerdem noch mit einem Male ihm alle politischen Rechte abzunehmen verstündest?

Egypten war auf diese Weise in ein Zarenreich verwandelt, wo jeder nur entweder als Arbeiter oder als Beamter des Herrschers existirte, außer daß unter den modernen Zaren die Leibeigenschaft aufgehoben wurde, während der alttestamentliche sie im ganzen Lande einführte. Glücklicherweise waren damals noch keine Nihilisten erfunden und das Volk von einer förmlich preiswürdigen Schafsgeduld! Was sind aber gegenüber solch' wucherischer Entrechtung einer ganzen Bevölkerung die spätern Bedrückungen und Diebereien der römischen Statthalter in den Provinzen, oder die mittelalterlichen Schindereien der christlichen Landesherrn, oder die des „Jud Süß" und der Andern? Oder was will dagegen die heutige

Ausbeutung durch Monopole und Eisenbahnkönige sagen? Kein Wunder, daß wir schließlich von Lug und Trug und Wucher der einzelnen vorbildlichen Familie noch einen guten Schritt weiter zum allgemein gewordenen Diebstahl des ganzen Volkes gelangen, beim Auszug aus Egypten, wozu der Herr auch wieder so gnädiglich beihilft (2. Mos. 3, 21 und 22; 12, 35 und 36): „Die Kinder Israels hatten gethan, wie Mose gesagt hatte, und von den Egyptern gefordert silberne und goldene Geräthe und Kleider. Dazu hatte der Herr dem Volke Gnade gegeben vor den Egyptern, daß sie ihnen leiheten, und entwendeten es den Egyptern." Welch' tugendsame Anleitung und Unterstützung des Diebstahls von Seiten des Herrn und seines Profeten! Wenn heutigen Tags der Gläubige von seines Herzens Gelüsten versucht werden sollte, einen vortheilhaften Bankrott zu machen, so würden alle diese edlen Stammes- und Religionsvorbilder ihn sicherlich nicht abhalten, seine Gläubiger zu betrügen; und wenn vielleicht seine noch gläubigere Gattin, wie wenigstens Christenfrauen thun, um den zweifelhaften Fall zu entscheiden, mit einer Nadel in das heilige Buch sticht, und unglücklicher Weise gerade die Beschwindlung Isaak's und Esau's durch Rebekka, oder Laban's durch Jakob und Rahel, oder den Auszug aus Egypten mit der Anweisung Mose's zum Diebstahl aufschlägt, so wird sie darin wahrhaftig keinen Fingerzeig Gottes zu ehrlichem Bezahlen und Ausharren erblicken, sondern vielmehr eine Weisung zu gemeinsamem Einsacken und Verduften mit ihrem Jakob oder Moses. J bibelbelesener, und je mehr von der buchstäblichen Heiligkeit jenes altehr würdigen sogenannten Gotteswortes durchdrungen, desto größer für Jud oder Christ unter Umständen die Versuchung, es zu machen wie einst di Kinder Israels und wie jüngst die Kirchenlichter und Bankdirektore von Glasgow. Nur daß es mit des Herrn Hilfe den ersteren auch gelan zu entwischen!

Gehen wir von den Erzvätern über zu dem späteren Glanzpunkt de israelitischen Geschichte, zur davidisch-salomonischen Zeit, so haben wi an David, „der that, was Gott nur wohl gefiel" (1. Kön. 14, 8; verg

1. Sam. 13, 14; 16, 13; A. G. 13, 22), ein Musterbild altisraelitischer Moral, bei welchem Lug und Trug vollends in die abgefeimteste Priesterintrigue, Heuchelei, Verschwörung, Verrath und Meineid übergeht, und alles das mit Gottes Willen. König Saul hatte die priesterliche Bevormundung satt und wollte ihr nicht mehr willfahren (1. Sam. 13 und 15). Sofort salbt der Oberpriester Samuel im Geheimen (15, 35; und 16, 2) einen Gegenkönig, den Sohn Isais. Um ihn bei günstiger Gelegenheit auf den Thron zu erheben, wird er zunächst an den königlichen Hof gebracht, wie es scheint, zuerst als Harfenspieler. Es gelingt ihm dort, die Liebe der Tochter des Königs zu erwerben und sie zu ehelichen. Den Sohn Jonathan gewinnt er zugleich so sehr für sich und verstrickt ihn in seine Pläne, daß er ihn sogar zu einer Verschwörung verleitet gegen den Thron und das Leben des eigenen Vaters, sowie der Königsfamilie. „Jonathan sprach (zu David): Das sei ferne von dir, daß ich sollte merken, daß Böses bei meinem Vater beschlossen wäre über dich zu bringen, und sollte dir's nicht ansagen" (20, 9). — „Und wenn der Herr die Feinde David's (das ist das Haus seines eignen Vaters Saul) ausrotten wird, einen jeglichen aus dem Lande, so reiße du deine Barmherzigkeit nicht von meinem Hause ewiglich. Also machte Jonathan einen Bund mit dem Hause David's" (20, 15—16). — Dafür soll Jonathan seinerseits die höchste Stellung bei David erhalten: „und du wirst König werden über Israel, so will ich der nächste um dich sein" (23, 17). Welch' schreckliches Bündniß! Mithilfe zum Sturz und zur Ausrottung der eignen väterlichen Königsfamilie, und dafür eine einflußreiche Stellung bei dem Thronräuber und Mörder, wenn dessen Vorhaben (mit Gottes Hilfe!) gelingt! Als der König später die Verschwörung entdeckt (20, 30—31), schützen und verbergen denn auch in der That die eignen Königskinder den Verschwörer (19, 1—2 und 11) und entziehen ihn der drohenden Strafe. Er ist unterdessen zum Heerführer aufgestiegen (18, 5) und begeht nun offenen Verrath. Sein Abfall mißlingt jedoch, indem, wie bei Schiller's Wallenstein, nur ein kleiner Theil der Mann-

schaft zu ihm hält, worauf er zu seinen geheimen Bundesgenossen, den Priestern, flieht. Von da durch Saul vertrieben, geht er zu den Feinden des Vaterlandes, zu den Philistern, über (19, 18; 21, 1; 29, 2. 3. 10); und als diese den Verräther nicht am Kampfe gegen Saul theilnehmen lassen, sondern ihn von sich weisen, wird er zum Freibeuter (22, 2). Im Kampfe mit den Philistern fällt nun Saul nebst dreien seiner Söhne, worunter auch Jonathan, der demnach durch die Strafreden seines Vaters (1. Sam. 20, 30—31) doch zu Vernunft und Pflicht zurückgeführt worden zu sein und sich von David abgewandt zu haben scheint. Jetzt gewinnt David die Aeltesten, und zwar durch Geschenke (39, 26), was man heutzutage Bestechung nennt, daß sie ihn zum König von Juda salben. Zum König in Israel dagegen wird der Sohn und rechtmäßige Nachfolger Sauls, Isboseth, ausgerufen. Doch seine Stunde hat geschlagen. David's Feldherr Joab ersticht meuchlings dessen Truppenführer Abner, und bald darauf fällt auch der junge König selbst durch die Hand von Meuchelmördern. Das Volk Israel, schon über Abner's Tod in Schrecken versetzt (2. Sam. 6), erkannte nun David ebenfalls an. Doch des Mordens war noch nicht genug. Derselbe Joab ersticht auch den aufrührerischen Absalom (18, 14), welchen David dadurch zum Fall gebracht hatte, daß er ihm zwei verrätherische Priester in's Lager sandte (2. Sam. 15, 33 u. ff.); und ermeuchelt ebenso dessen Feldherrn Amasa (20, 9 und 10), bleibt aber trotzdem stets in Ehren und Würden bei David (20, 23). Nun werden auch die andern noch überlebenden Mitglieder der Familie Saul's, wie schon beim Bunde mit Jonathan geschworen worden war, unter einem nichtigen Vorwande vollends umgebracht (Kp. 21), mit Ausnahme des lahmen Mephiboseth, des Sohnes Jonathan's, der verschont wurde, „um des Eides willen des Herrn, der zwischen ihnen war, nämlich zwischen David und Jonathan, dem Sohne Saul's" (21, 6), und der also dahin gelautet hatte, daß die ganze Königsfamilie vernichtet werde, mit Ausnahme der Nachkommen Jonathan's. Jedenfalls war übrigens der

Lahme auch nicht als Nebenbuhler und als Rächer seiner Verwandten zu fürchten. Und dennoch hatte David einst dem Saul selbst geschworen, seinen Samen nicht auszurotten (1. Sam. 24, 22 und 23)! Nach einer Reihe ähnlicher Heldenthaten scheidet dann endlich der gefeierte Priesterliebling aus dem Leben, indem er noch auf dem Todesbette seinem Sohne Salomon, der mit Beiseitesetzung des rechtmäßigen Adonia durch eine Harems- und Priesterintrigue (1. Kön. 1, 2. 15) auf den Thron erhoben wurde, zwei Mordthaten aufträgt. Seinen langjährigen Feldherrn und Gefährten seiner Thaten, Joab, der ihm stets seine mißliebigen Gegner ermordet hatte, wollte der alte Sünder nicht überleben sehen. „Thue nach deiner Weisheit, daß du seine grauen Haare nicht mit Frieden hinunter zur Hölle bringst" (1. Kön. 1, 6), trägt er dem Sohne auf. Der Mohr hat seine Schuldigkeit gethan, der Mohr kann gehn, oder wird vielmehr gegangen! Dann kühlt er noch seine Rache an Simei. Dieser Volksmann hatte einst beim Aufstand des Absalom ihm einmal die Wahrheit gesagt, indem er ihn einen Bluthund nannte und ihm vorwarf: „der Herr hat dir vergolten alles Blut des Hauses Saul, daß du an seiner Statt bist König geworden" (16, 5 u. ff.). Das wurmte dem Tyrannen noch in der Todesstunde. Zwar hatte er jenem einst bei der Begnadigung ebenfalls geschworen, ihn nicht zu tödten (19, 23, und 1. Kön. 1, 8), aber was er selbst nicht mehr ausführen konnte, kann ja der Sohn vollbringen. „Du bist ein weiser Mann und wirst wohl wissen, was du ihm thun sollst, daß du seine grauen Haare mit Blut hinunter in die Hölle bringest", flüstert er sterbend diesem zu. So fährt — der mit Verschwörung begonnen, mit zwei letzten Blutaufträgen und einem letzten Meineid von hinnen. Das ist eine kurze Lebensskizze des Haupthelden der nachmosaischen Geschichte, eine Sammlung von Schurkereien und Grausamkeiten.

Sollten solche mit dem Glorienschein der Heiligkeit umgebene Vorbilder, die sich bewußter und unbewußter Weise mit ihren guten und schlechten Seiten als Gott wohlgefällige in das Menschengemüth einnisten, ohne

Wirkung bleiben? Der verschlagene Grieche Odysseus; der einsiedlerische Nachdenker Buddah; der arme, liebevolle und leidende, aber auch verdammende und gewaltthätige Jesus; und der blutdürstige Muhammed haben bei Hunderttausenden ihrer Stammes- und Religionsangehörigen Nachahmung gefunden und sind zum Theil noch übertroffen worden. Der schachernde und zweideutige Abraham, der lügende Isaak, der beschwindelnde Jakob, sammt Rebekka und Rahel, der Großwucherer und Volksaussauger Josef, das stehlende und vom Gottesprofeten zum Diebstahl aufgeforderte Volk, sowie der heuchlerische, verrätherische, grausame und wollüstige David, nebst dem intriguirenden Samuel, können ihre Wirkung nicht verfehlt haben; und sie haben sie nicht verfehlt, wie die Thatsachen der jüdischen Geschichte uns bereits oben bezeugten, und wie gerade die Gegenwart wieder an einem hervorragenden Beispiele bewiesen hat. Denn der größte Gründerschwindler der heutigen zivilisirten Welt, Dr. Strousberg, ist wieder semitischer Abkunft. Den Licht- und Schattenseiten alttestamentlicher Ueberlieferung getreu, speiste er einerseits in Berlin 10,000 Arme, hielt in salomonischer Prachtliebe einen fürstlichen Palast mit den glänzendsten Festen, verstand gleich Vater Abraham recht wohl mit hohen und höchsten Herrschaften umzugehen und Geschäftsabschlüsse zu machen, der hohe Adel Preußens war bei ihm zu Gaste und Handelsminister Itzenplitz wie Fürst Bismarck waren seine Gönner, und dabei betrog und beschwindelte er als eigentlicher Führer im Reigentanze des deutschländischen Gründerschwindels seine Geschäftsfreunde und Gläubiger in aller Herren Länder um viele Millionen, bis ihn sein Schicksal ereilte, wovor ihn der Gott Abraham's, Isaak's und Jakob's allerdings nicht so gnädiglich bewahrte, wie einst die Vorväter beim Auszug aus Egypten.— Desgleichen wird als der eigentliche Gründer des heutigen Börsenspiels und Börsenschwindels ein Jude bezeichnet, der jüngst in Paris verstorbene Isaak Pereire.

Auch in der Christenheit sind z. B. der Frankenkönig Chlodwig und andere in Treulosigkeit und Morden dem alttestamentlichen König treulich

nachgefolgt, König Heinrich VIII. von England, der eifrige Vertheidiger des Glaubens, hat eine ganz ähnliche Sterbestunde mit Mordaufträgen wie David gefeiert, und die Päbste haben mit Verwerfung von ungehorsamen Königen und mit Aufstellung von Gegenkönigen dem alten Samuel oft genug nachgeahmt. Ebenso dient z. B. die saubere Freundschaft David's und Jonathan's sogar heute noch, wie mir gesagt wird, gewissen geheimen Logen als verherrlichtes Musterbild, und auf das Tanzen David's vor der Bundeslade (2. Sam. 6) berufen sich ebenfalls heute noch die Schäker für ihre gottesdienstlichen Tanzübungen. Nur daß sie dabei natürlich anständiger zu Werke gehn wie jener Haremsgründer, der sich „vor den Mägden seiner Knechte entblößte". Doch waren gegen die Schattenseite der Beschwindlung und betrügerischen Gewinnsucht des alten Testaments die Christen einigermaßen geschützt durch das viel edlere und reinere Bild ihres Meisters, das gerade Gegenstück aller Habsucht und Intrigue, das ihnen höher steht als Moses und die Profeten und Erzväter. Desto schlimmer freilich, wenn Altes und Neues Testament in einem Fehler zusammenstimmen und ihn dadurch verstärken, wie z. B. hinsichtlich des Glaubenshasses und der Glaubensverfolgung der Fall ist.

Glaubenshaß.

9.

Schon der Gestattung des Wuchers lag der Gedanke zu Grunde, daß zwischen Israeliten und Nicht-Israeliten eine scharfe Grenze selbst für das sittliche Verhalten zu ziehen sei, daß das Reich des sittlich Rechten und Guten sich auf Nicht-Israeliten nicht ausdehne. Diese Absonderung geht vollends in Haß und blutige Vernichtung über, wo es sich um die Aufrechterhaltung, die Ausbreitung und den Sieg der Jehova-Religion und

ihres Priesterthums handelt. In dieser Hinsicht durchzieht eine breite Blutbahn die ganze Geschichte des „Gottesvolkes" und die Psalmen lobsingen dazu.

Wir brauchen nur die Hauptereignisse anzuführen.

Die Rotte Korah, die sich von der Priesterherrschaft Mose's und Aaron's lossagt mit dem Vorwurfe: „Die ganze Gemeine ist überall heilig, und der Herr ist unter ihnen; warum erhebet ihr euch über die Gemeine des Herrn!" (4. Mos. 16, 3), und die man daher demokratisch oder protestantisch nennen kann, wird mit Weib und Kind vernichtet. Die Anbeter des Baal Peor werden erwürgt (4. Mos. 25, 5.): „Und Mose sprach zu den Richtern Israels: Erwürge ein jeglicher seine Leute, die sich an den Baal Peor gehängt haben." Die heidnischen Völker Kanaan's werden bei der Eroberung des Landes ohne Gnade ausgetilgt. „Aber in den Städten dieser Völker, die dir der Herr, dein Gott, zum Erbe geben wird, sollst du nichts leben lassen was den Odem hat" (5. Mos. 20, 16, und besonders Jos. 10). So wird auch der gefangene heidnische König Agag von dem Oberpriester Samuel, dem Gregor VII. des alten Testaments, mit eigner Hand in Stücke gehauen „vor dem Herrn" (1. Sam. 15), und die Baalspriester werden vom Profeten Elia gleich zu 450 auf einmal abgeschlachtet (1. Kön. 18), eine Metzelei, die nur noch durch des Gotteslieblings David Erfindungsgeist überboten wird, der die besiegten Ammoniter zersägte, zerriß, zerquetschte und in Ziegelöfen verbrannte. „So thät er allen Städten der Kinder Ammon" (2. Sam. 12, 31) — Alles zu Ehren und zur Herrschaft Jehova's und seiner Diener. — Schließlich findet sich denn auch noch im Buche Esther (Kp. 8 und 9) die Bartholomäusnacht (1572) oder auch die sizilianische Vesper (1282) vorgebildet; indem die Juden im persischen Reiche mit Hilfe ihrer schönen Stammesgenossin, der zur Königin erhobenen Esther und des jüdischen Ministers Mardochai an einem Tage 75,000 Personen „erwürgten und umbrachten", durch alle 127 Länder des Königreichs hin, „sich zu rächen an ihren Feinden". „Das geschah am drei-

zehnten Tage des Monden Adar (März), und ruheten am vierzehnten Tage desselben Monden; den machte man zum Tage des Wohllebens und Freuden." — „Und sandte einer dem Andern Geschenke." Wie denn auch bis auf den heutigen Tag zum Andenken an dieses Abschlachten das Purim=Fest gefeiert wird, als solche Tage der „Familiengastereien und anderer Lustbarkeiten," wo man wohllebet, sich Geschenke gibt und „den Armen mittheilt", und wo auch das Buch Esther Abends und Morgens in der Synagoge feierlichst vorgelesen wird. Die Ursache des Bluttages soll gewesen sein, daß der judenfeindliche Minister Haman, ein Nachkomme des von Samuel einst abgeschlachteten Amalakiter=Königs Agag (oben S. 56) seinerseits die Beraubung und Abschlachtung der Juden geplant gehabt habe. Er wurde jedoch durch Esther und ihren Vormund und Helfer Mardochai gestürzt, mit seinen zehn Söhnen aufgehenkt, und nun aber die Juden nicht einfach in Frieden gelassen, sondern, dem alten Blutgeiste des Volkes Israel gemäß, ihnen durch die liebreizende Esther die königliche Vollmacht ausgewirkt, alle zu ermorden, welche „ihnen feind waren", „sammt den Kindern und Weibern," wie denn auch geschah. Wenn das aber recht und zu preisen war, dann ist schwer einzusehen, warum es nicht ebenso recht gewesen sein sollte, daß die Katholiken die Ketzer ermordeten, welche ihnen zwar keine äußeren Güter und auch nicht das leibliche Leben nehmen wollten, aber dennoch nach ihrer Meinung ihnen Leib und Seele zu verderben drohten in die Hölle durch ihre seelenvergiftenden Lehren; und vor welchen sie nicht einmal so geschützt waren, wie die Juden vor ihren Feinden, nachdem der judenfeindliche Minister aufgehenkt und durch einen jüdischen ersetzt war. Ja, dann war überhaupt die ganze Verfolgung der Juden durch die Christen nur eine Anwendung der eignen jüdischen Lehren und Vorbilder auf das jüdische Volk selber. Denn wie die Perser den Juden als Feinde gegolten hatten, so galten auch die Juden den Christen als Feinde, Feinde ihres Glaubens und Feinde ihres Heilandes und als listige Eroberer ihres Vermögens. Welch' schreckliche Früchte mußte daher das „Wort Gottes", von den Juden auf die Christen vererbt, für das „Gottesvolk" selber tragen!

Unter den Psalmen zeichnet sich im gleichen Geiste des Hasses und der rohesten Grausamkeit gegen die Feinde, insbesondere gegen die Glaubensfeinde, vor den andern Ps. 109 aus:

„Setze Gottlose über ihn, und der Satan müsse stehen zu seiner Rechten. Wer sich denselben lehren läßt, deß Leben müsse gottlos sein, und sein Gebet müsse Sünde sein. Seiner Tage müssen wenig werden, und sein Amt müsse ein Andrer empfangen. Seine Kinder müssen Waisen werden und sein Weib eine Wittwe. Seine Kinder müssen in der Irre gehn und betteln, und suchen als die verdorben sind. Es müsse der Wucherer aussaugen alles was er hat; und Fremde müssen seine Güter rauben. Und Niemand müsse ihm Gutes thun, und Niemand erbarme sich seiner Waisen. Seine Nachkommen müssen ausgerottet werden, ihr Name müsse im andern Glied vertilgt werden. — So geschehe denen vom Herrn, die mir zuwider sind und reden Böses wider meine Seele."

Oder Psalm 58: „Der Gerechte wird sich freuen, wenn er solche Rache siehet und wird seine Füße baden in des Gottlosen Blut."

Aehnlich Ps. 68, 24; Ps. 69, 22 u. ff.; Ps. 137, 9.

Dabei wird unter den Gottlosen zwar auch einmal im obigen Psalm (109, 16) Derjenige genannt, der den „Armen, Elenden und Betrübten verfolgt, daß er ihn tödtete"; aber in der Hauptsache sind es die Gegner des Frommen, die Feinde des Gläubigen und des Glaubens, wie denn auch der vernichtende Zorn des Herrn gegen alle Diejenigen angedroht wird, die sich „nicht bekehren wollen" (Ps. 7, 13) und gegen „alle Heiden" (Ps. 9, 20).

Das spätere Religionsbuch der Juden, der vom ersten Jahrhundert vor Christus bis zum sechsten Jahrhundert nach Christus entstandene Talmud mit den rabbinischen Satzungen, bildete besonders die Abschließung gegen Nichtjuden und Christen aus und trat dem nähern befreundeten Verkehr zwischen beiden entgegen. Man denke nur an die Speisegesetze, welche die Theilnahme eines Juden an einer Christenmahlzeit, eines Christen an einer Judenmahlzeit verbieten, sowie überhaupt alle Speise,

welche von den Christen als von „Götzendienern und Säuen" herkommt (gestützt auf 2. Mos. 34, 15; 5. Mos. 7, 3).

Hatten nun aber beim Wucher die Unterdrückung und Verfolgung das Uebel vermehrt, so übten in Beziehung auf den Glaubenshaß die späteren Leidensschicksale jedenfalls eine demüthigende, mildernde und läuternde Wirkung aus. Freilich waren sie nicht hinreichend, die religiöse Verfolgungssucht gänzlich auszumerzen, denn noch im siebzehnten Jahrhundert hat die Judenschaft von Amsterdam Uriel Akosta († 1647) wegen Unglauben in's Gefängniß gebracht und wie Jesus gegeißelt, sodann den großen Spinoza († 1677) verflucht und ausgestoßen und ihm nach dem Leben getrachtet. Auch sind Bannflüche noch in unserem Jahrhundert, z. B. im Jahre 1844 vom Krakauer Rabbinat gegen die Versammlung freisinniger Rabbiner in Braunschweig geschleudert worden. Und gewiß, wäre wie einstens noch die staatliche Macht dem Priesterthum und dem Glaubenseifer zu Gebote gestanden, die religiöse Verfolgung hätte noch kräftigere Blüthen getrieben. Desto schauerlicher leuchtet der Widerschein solcher Gefühle und Ideen im Christenthum auf, dem Erben des Alten Testaments.

Jüdisches Erbarmen und Mildthätigkeit.

10.

Haben wir die Ausschreitung des Erwerbs-Triebes kennen gelernt in Wucher und Trug; auch die Verstärkung dieser Schattenseite durch die Bedrückung; dann in der eignen jüdischen Religion die theilweise Ursache der Bedrückung und Verfolgung, welche den jüdischen Wohlstand oft so sehr schädigte; so dürfen wir nun auch auf eine Lichtseite blicken, welche dem Karakter wie dem Wohlstande des Judenthums stets nur zum Vortheil gereichte.

Schon durch alle die Vorschriften über die Landvertheilung und Vererbung, sowie durch die Anordnung des Sabbatjahres und Jubeljahres und andere, durch welche das mosaische Gesetz Sorge trug, daß auch der vom Schicksal minder Begünstigte ein menschenwürdiges Loos genieße, mußte der Geist der Fürsorge für die unbemittelten Brüder von der Religion auf deren Bekenner übertragen werden. Dann aber ist auch diese Religion unermüdlich, kann man sagen, in der Anpreisung des Almosengebens und des Beschützens der Armen, die sie nebst Wittwen und Waisen geradezu als die besonderen Schutzbefohlenen und gleichsam Adoptivkinder des Herrn betrachtet. So heißt es 5. Mos. 15, 11: „Es werden allezeit Arme sein im Lande: darum gebiete ich dir, und sage, daß du deine Hand aufthust deinem Bruder, der bedrängt und arm ist in deinem Lande"; und in den Psalmen: „Der Herr ist des Armen Schutz Ps. 9, 10); die Armen befehlen's dir, du bist der Waisen Helfer (Ps. 10, 14—18); der Herr hört die Armen (Ps. 69, 34); Schaffet Recht den Armen und den Waisen, und helft den Elenden und den Dürftigen zum Recht (Ps. 82, 3); oder Sir. 14, 14: Vergiß den Armen nicht, wenn du den fröhlichen Tag hast." Und besonders in den Sprichwörtern: „Wer sich des Armen erbarmet, der ehret Gott" (14, 31; 19, 17); „Wer sich des Armen erbarmet, der leiht dem Herrn, der wird ihm wieder Gutes vergelten" (19, 17); „Wer seine Ohren verstopft vor dem Schreien der Armen, der wird auch rufen und nicht erhört werden" (21, 13) und ähnlich viele andre Stellen; am kräftigsten über den Werth der Almosen Tob. 4, 11: „Almosen erlösen von allen Sünden, auch vom Tode, und lassen nicht in Noth"; 12, 9: „Almosen erlösen vom Tode, tilgen die Sünden, halten beim Leben." Zu den Armen und Hilflosen werden endlich außer Wittwen und Waisen auch die Fremdlinge gerechnet, welche im jüdischen Lande weilen, und welche des Rechtsschutzes und der Mildthätigkeit um so mehr bedürftig sind, als kein einflußreicher Familienanhang für sie eintritt, und kein Theil des Erblandes ihnen gehört. „Die Fremdlinge sollst du nicht schinden, noch unterdrücken; denn ihr seid auch

Fremdlinge in Egyptenland gewesen," heißt es 2. Mos. 22, 21. Oder 5. Mos. 24, 21 und 22: „Wenn du deinen Weinberg gelesen hast, so sollst du nicht nachlesen; es soll des Fremdlings, des Waisen und der Wittwe sein. Und sollst gedenken, daß du Knecht im Egyptenlande gewesen bist," ähnlich 2. Mos. 23, 9; 3. Mos. 19, 33; 5. Mos. 24, 17 und an andern Stellen. Dabei wird sogar einmal die Liebe gegen die Fremdlinge ausdrücklich geboten: „Denn der Herr, euer Gott, ist ein Gott aller Götter u. s. w. und hat die Fremdlinge lieb, daß er ihnen Speise und Kleider gebe. Darum sollt ihr auch die Fremdlinge lieben, denn ihr seid auch Fremdlinge gewesen in Egyptenland" (5. Mos. 10, 19). Freilich ist dies immer nur die erbarmende Liebe gegen den Hilflosen und Nothleidenden gemeint. Ist der Fremde nicht in dieser Lage, sondern etwa vermögend, so tritt wieder, wie wir oben gesehen haben, der Erwerbstrieb ein bis zum Uebermaße, und die Religion gestattet selbst den Wucher. Am Glaubenshaß aber vollends findet alle Liebe gegen Fremde wie gegen Einheimische ihre endgültige Grenze; wie ebenfalls oben dargelegt. — Andrerseits jedoch gebietet das spätere Religionsbuch, der Talmud, auch wieder an manchen Stellen Treue und Wahrheit und selbst die Ausübung der Liebespflichten gegen Jedermann ohne Unterschied des Glaubens, ja die Mildthätigkeit sogar bis zu dem Grade, daß man dem Armen nicht nur das durchaus Nothwendige, sondern das früher zum Bedürfniß Gewordene gewähren soll, also z. B. dem vorher Reichen Bediente und Reitpferd.

Hatte schon die Erinnerung an die egyptische Knechtschaft, wie das Religionsgebot oben selbst sagte, das Mitleid mit allen Unterdrückten erhöht, so mußten die späteren Nöthe und Drangsale, die bis auf den heutigen Tag fortdauern, diese Regung des Gemüthes in steter Uebung erhalten und fortwährend verstärken. Wie es denn auch als eine der heiligsten Verpflichtungen und Gotteswerke unter Israeliten gilt, einem bedrängten Glaubensgenossen in der Noth beizustehn.

So hat denn diese Religion eines Volkes der weltgeschichtlichen und oft Jahrhunderte langen Leiden, die mit ihren ernsten Mahnungen und

Geboten den Gläubigen von der Wiege bis zum Grabe und fast bei Allem, was er thut, umschwebt und umtönt, neben Wucher und Glaubenshaß auch wieder die höchste Barmherzigkeit und Mildthätigkeit erzeugt, und hat es bewirkt, daß die Kinder Israels bis auf den heutigen Tag sich auszeichnen durch Wohlthun und Hilfeleistung gegen verarmte oder vom Unglück betroffene Brüder, wie selbst christliche Schriftsteller zugestehn; daß sie ferner dadurch den Abstand von Reichthum und Armuth mehr als andre Religions- oder Volksangehörige unter sich zu mildern und auszugleichen wissen; und daß sie der öffentlichen, staatlichen Wohlthätigkeit am wenigsten von allen anheimfallen.

Reformjudenthum.

11.

Auch das Judenthum hat sich seit der Vollendung des Alten Testaments weitergebildet und sich veredelt, wie wir schon an den Lehren der Liebe und Mildthätigkeit des Talmud gesehen haben. Insbesondre nahm es gegen Ende des vorigen Jahrhunderts mit Moses Mendelssohn, dem Freunde Lessing's und dem Urbilde seines Nathan, einen reformirenden Aufschwung, der dann von den Rabbinern David Friedländer, Abraham Geiger, Samuel Holdheim und andern weitergetragen wurde, und in den vierziger Jahren seinen Höhepunkt erreichte. Diese Bewegung förderte eine hohe Stufe humaner Gesinnung zu Tage. Bereits die erwähnte Braunschweiger Versammlung freisinniger Rabbiner nahm einige anstößige Seiten der jüdischen Moral hinweg, indem sie das Verbot der Vielweiberei, des Wuchers und Andres bestätigte, welches das von Napoleon I. (1807) zu Paris veranstaltete Sanhedrin schon ausgesprochen hatte. Und die heutigen Katechismen der Reformgemeinden verkünden überhaupt ihre

Religion als die der Humanität. Sie erklären auch den Nicht-Israeliten als „Nächsten", dem die Liebesthaten zu erweisen; sie verbieten die Verketzerung Andersgläubiger, die Feindschaft gegen Jedermann und den Sklavenhandel. Gleichwohl hielt man immerhin an der Verehrung der alttestamentlichen Vorbilder fest, wie z. B. gerade die Worte des genannten Holdheim zeigen, der die „Menschen der altisraelitischen Urzeit", also jene Erzväter und alttestamentlichen Helden, in religiöser Ehrfurcht als „Muster und Ideale" bezeichnet. Und ebenso war überhaupt der Standpunkt dieses Reformjudenthums, bei allen sonstigen Vorzügen, doch der strengen, karaktervollen Gewissenhaftigkeit nicht günstig. Einer der Grundgedanken jener Reformer war nämlich der, daß die israelitische Religion keine Glaubenslehre und keine Glaubensartikel zur Bedingung mache, sondern nur Gebräuche und Gesetze vorschreibe. So führte Moses Mendelssohn aus, daß das Judenthum einzig und allein in geoffenbarten Gesetzen des Gottesdienstes bestehe, und wer diese erfülle, noch Jude sei, wie auch sonst sein Glaube beschaffen sein möge; oder Holdheim erklärt, daß das Judenthum nicht durch „todten Glauben, sondern durch lebendige Handlungen selig machen" wolle, so daß selbst ein Gottesläugner darum noch nicht von der israelitischen Religionsgemeinschaft ausgeschlossen sei. Durch diese Auffassung wurde sicherlich die religiöse Meinungsfreiheit bei den freisinnigen Juden sehr begünstigt und weit ausgedehnt, aber auf die Moralität, auf das Gewissensleben muß ein solcher Standpunkt wieder in der gleichen Richtung wirken, wie jene alttestamentlichen Vorbilder. Wenn der Glaube oder die persönliche Ueberzeugung von dem Handeln getrennt und zu etwas Gleichgültigem gemacht wird, so wird überhaupt auch das Gewissen vom Handeln getrennt. Denn die Thätigkeit des Gewissens besteht eben in der Anwendung unsrer Ueberzeugung auf unser Handeln. Dadurch wird mithin unser Thun gewissenlos, und das Gewissen wird abgestumpft und erschlafft. Kommen nun noch die heftigen Leidenschaften des wirklichen Lebens, kommt die Selbstsucht und Gewinnsucht, oder andrerseits die

dringende Noth hinzu, und finden diese gewaltigen Mächte sich keinen andern Damm entgegengestellt als die äußern Gebräuche und Gesetze, so wird eine mit starken Leidenschaften und starkem Selbstgefühl begabte Natur die äußerliche Gesetzesschranke durchbrechen und zum Vergehen und Verbrechen vorschreiten. Die geschmeidigere, wie im Allgemeinen die jüdische ist, wird den äußern Anstand soweit als möglich zu wahren und die Klippen des Gesetzes so geschickt als möglich zu umschiffen suchen, um nicht von dem Netze der Gesetzesbestimmungen erhascht und gefangen zu werden, im Uebrigen aber wird sie durch List und Täuschung und Trug ihrem Vortheil nachjagen. Nun läßt sich freilich die Frage aufwerfen, ob nicht im Geschäftsleben Ueberlistung und Uebervortheilung, soweit sie nicht das staatliche Gesetz und die allgemeingiltigen Regeln kaufmännischer Ehre und Redlichkeit verletzen, gestattet sei, da doch ein Konkurrent sich dem andern gegenüber oder der Käufer gegen den Verkäufer sich sozusagen im Zustande des Kriegs befindet, da jeder auf Kosten des andern zu gewinnen sucht. Und wir werden jedenfalls zugeben müssen, daß eine Religion, welche der Selbstsucht und List allen Spielraum gestattet, soweit sie nur nicht das Gesetz und den äußern Brauch verletzt, für Handel, Geschäft und Spekulation sehr günstig sich erweist. Gleichwohl ist andrerseits klar, daß der obige Standpunkt der Gewissenlosigkeit oder des Gewissensmangels, wenn er einerseits Handel und Geschäft begünstigt, andrerseits jedenfalls keine Schutzwehr dagegen bietet, auch über das Erlaubte hinauszugehn und das Unerlaubte zu thun, sofern es mit Umgehung des Gesetzes geschehen kann; und daß er selbst auch das Gesetz auf sehr schwache Füße stellt, wenn er ihm kein Fundament in dem Glauben und Gewissen des Menschen gibt. Das war natürlich nicht die Absicht Mendelssohn's oder der reformirenden Rabbiner nach ihm, aber es ist eine Folge ihres Standpunktes, und die letzteren übten selbst schon Trug und Heuchelei, indem sie vor der Gemeinde die alten Gebräuche und Gebote mit- und vormachten, welche ihrem eignen Glauben nicht mehr entsprachen. Der Rabbiner, meint z. B. der genannte Geiger, darf „sich

von keinem Standpunkte gänzlich durchdringen", sondern er muß sich „von dem innern Widerspruch tragen und von der äußern Vermittlung bestimmen lassen", d. h. er ist statt der Karakterklarheit und Karakterreinheit ein Vorbild der Zweideutigkeit und Karakterlosigkeit. Er betet zu einem persönlichen Gott, spricht von ihm und seiner Offenbarung, und glaubt möglicherweise nicht einmal an ihn, wie z. B. bei Dr. Sonneschein, Rabbiner in St. Louis und Herausgeber der „Deborah", einem prominenten Vertreter des hierländischen Reformjudenthums, der Fall war, der in öffentlicher Disputation in Milwaukee, von mir in die Enge getrieben, feierlich erklärte, daß er „nicht an einen persönlichen Gott glaube". An welche andre Adresse er seine allsabbathlichen Gebete emporsendet, hat er allerdings nicht hinzugefügt. Doch sei zur Steuer der Wahrheit nicht verschwiegen, daß der kluge Schüler des Talmud allerdings dennoch einen persönlichen Gott besaß und jedenfalls noch besitzt, nämlich zum Synagogen- und Tempelgebrauch. Er ist aber freilich auch danach, wie man im Sprichwort zu sagen pflegt. Im jüdischen Tempel in Milwaukee, einige Tage vor der Disputation, ließ sich nämlich der gute Rabbi in seiner Predigt unter anderm folgendermaßen aus: „Unser Gott ist nicht mehr der alttestamentliche Tyrann; er ist aber auch nicht ein liebender Vater, denn er hätte seine Gaben sehr ungerecht vertheilt unter seine Kinder. Mein Gott ist mein Freund, mein Geschäftspartner," so rief er begeistert aus, „ich beuge mich nicht vor ihm, wenn ich im Rechte bin! Herrgott und Kompanie muß künftig die Firma heißen!" — Heißt das nicht freisinnig sein?

Wir sehen auch hier wieder recht deutlich und schroff den Grundunterschied zwischen Judenthum und Christenthum, insbesondre protestantischem Christenthum. Dort alles Gewicht auf die Aeußerlichkeit, auf die äußre Organisation und Gesetzlichkeit gelegt. Wie der Segen Isaak's giltig ist und bleibt, ob dabei ein Betrug mit unterläuft und Isaak ihn in irrigem Glauben gibt oder nicht; wie ferner dem Talmud entsprechend der Jude durch bloße Ausübung äußerlicher Vorschriften und Satzungen der Religion genügen und sich den Weg zur höchsten Seligkeit bahnen

kann — so ist dem spätern Reformjuden Gebet und Zeremonie giltig, ob der rechte und aufrichtige Glaube dabei ist oder nicht. Glaube und Ueberzeugung kommen erst in zweiter Linie in Betracht. Im Christenthum dagegen wird der Glaube, die Gesinnung, der Herzenszustand vor allem in Anschlag gebracht, die rechten Werke werden dann schon aus der rechten Gesinnung hervorgehn, wie der Protestantismus lehrt.

Religion, Schicksale und Volkskarakter in Wechselwirkung.

12.

Wir haben in dem Bisherigen die Eigenthümlichkeiten des jüdischen Volkskarakters uns aus der jüdischen Religion erklärt. Aber ist denn in der That die Religion die erste und letzte Ursache? Wird sie nicht selbst wieder erzeugt aus andern Quellen, aus dem eignen Fühlen, Denken und Streben eines Volkes, aus dessen innern und äußern Kämpfen, überhaupt aus dessen ganzem sonstigem Geistesleben? Ist mit einem Worte nicht umgekehrt die Religion ein Ergebniß der Schicksale und der Entwicklung des Volkes, ein Erzeugniß des Volksgeistes und Volkskarakters, statt daß sie dessen Ursache und Schöpferin wäre?

In dieser Hinsicht steht uns, was die israelitische Religion betrifft, jedenfalls Zweierlei fest. Das Volk Israel hat seine Religion sicherlich nicht vollständig selbst hervorgebracht. Denn sowohl was Glaubensvorstellungen als was Sittengebote und Gebräuche betrifft, wurde sie ihm zu einem guten Theile aus Egypten überliefert, wie schon der Umstand zeigt, daß seine heiligen Schriften den in Egypten geborenen und erzogenen Führer auch als den Religionsgründer darstellen, und wie andrerseits auch die heutige Geschichtsforschung nachweist. Dagegen ist ebenso sicher, daß die Schicksale des Volkes einen Einfluß z. B. auf dessen religiöse Moral-

gebote ausgeübt haben. Die oben (S. 61) in Betreff der Fremdlinge angeführten Worte sagen uns dies ja selbst, wenn sie die Barmherzigkeit und Mildthätigkeit durch den Zusatz begründen: „Und sollst gedenken, daß du Knecht gewesen bist in Egyptenland," oder: „denn ihr seid auch Fremdlinge in Egypten gewesen."

Wir sehen mithin, wie das israelitische Volk, als es seine weltgeschichtliche Rolle antrat, eine religiöse Ueberlieferung sozusagen mit auf den Lebensweg erhielt, gerade wie auch die heutigen europäischen Völker am Anfang ihrer modernen Geschichte die christlich-jüdische Ueberlieferung aus dem Morgenlande in das Fundament ihrer Kultur aufnahmen. Die Ueberlieferung wurde aber dann umgestaltet durch das eigne Fühlen und Denken des Volkes und seiner hervorragenden Männer; ferner durch die äußern und innern Schicksale und Kämpfe, die es erlebte; und endlich überhaupt durch seine ganze sonstige Geistesbildung. So gingen z. B. in Israel die Profeten, und in der Christenheit die Kirchenväter, und später die Reformatoren hervor aus der Vermählung der zugebrachten fremden Religion mit dem eignen Geiste und mit der sonstigen Kultur des Volkes.

Um uns jedoch nun die oben erwähnten, für die ökonomischen Verhältnisse wichtigen Eigenschaften der israelitischen Religion zu erklären, deren Antrieb zum Reichthum, deren Handelsgeist, deren Verleitung zu Trug und Wucher, deren Glaubenshaß und deren Barmherzigkeit, brauchen wir nicht so weit auszuholen und so tief einzudringen, daß wir die ganze geistige Entwicklung des alten Israels kennen lernen, die sich überdies hauptsächlich auf die Religion beschränkte; sondern die Schicksale des Volkes erklären uns das schon in der Hauptsache.

Palästina, das frühere Land der Juden, lag rings umgeben von mächtigen, hochkultivirten Reichen, im Osten von Assyrien, Babylonien und Persien, im Westen von Phönizien, im Südwesten von Egypten und im Norden von Kleinasien. Diese Länder und Völker entfalteten blühende Gewerbe und Handel. Wollten sie aber ihre Erzeugnisse gegenseitig austauschen, so führte ihr Weg sie über das mitten inne liegende jüdische

Gebiet. Dieses bildete also gleichsam die gemeinschaftliche Völkerbrücke, war wahrscheinlich von mehreren Verkehrsstraßen durchzogen und durch seine Lage für den Zwischenhandel geschaffen. Es wäre zu verwundern, wenn seine Bewohner nicht von allem Anfang an den Trieb zu Handelsgeschäften eingeimpft bekommen hätten, wie sie ihn heute noch haben, und wenn sich der Handelsgeist nicht auch in seiner Religion ausspräche, wie wir ihn beobachteten.

Aber saßen denn die Lieblingskinder Jehova's und die Kinder der zärtlichsten Sorgfalt Mose's nicht behäbig und fröhlich auf ihren wohleingetheilten Familien-Erbgütern, schlachteten gemästete Kälber, buken Kuchen und waren guter Dinge; sei es, daß verlorne Söhne, sei es, daß Engel des Himmels und der Herr selber zu Besuch kamen, und kümmerten sich nicht um durchziehende egyptische oder andre Kaufleute und um Handelsgeschäfte? — Trotz der vorsorglichen Landeintheilung mußte im Laufe der Zeit eine landlose oder landarme Bevölkerung sich herausbilden, einestheils wegen der Vermehrung des Volkes, die von Israel ja oft genug gerühmt wird, anderntheils wegen der Erbgesetze und der Erbvertheilung. Nicht erbfähig an Bodenbesitz waren nämlich die Söhne der Nebenweiber. Und da „die Menschen der altisraelitischen Urzeit" bekanntlich der Mormonerei huldigten, so mag schon daraus eine ziemliche Anzahl landloser Familien hervorgegangen sein. Ferner aber erbte der Erstgeborne noch einmal so viel als die andern Söhne. Wenn also z. B. ein Vater 500 Acker Land besaß, und, wir wollen annehmen, er habe mit seiner Hauptgattin nur zwei Söhne und etwa noch zwei Töchter zur Bevölkerung des Landes beigetragen, von allen Nebenweibern abgesehen, so bekam der erste Sohn 325 Acker, der zweite Sohn 175. Verfolgen wir die Linie des 175ers weiter, so erhielt dessen zweiter Sohn 58, und dessen zweiter 19, und dessen zweiter 6, und dessen zweiter 2 Acker, worauf er sicherlich nicht viel „Vieh und groß Gesinde" wird gehalten haben, wie Erzvater Isaak einst that. Mit einem Worte, auch die Kinderzahl ganz mäßig angenommen, wie sie heute im hiesigen Lande stattfindet, und selbst den Umstand hinzu-

genommen, daß die Töchter gewöhnlich kein Land erbten, so führte die Erbvertheilung schon in der vierten und fünften Generation, also im zweiten Jahrhundert, zu armen Leuten, sofern man überhaupt die Gütertheilung so weit trieb, was nicht wahrscheinlich ist. Andernfalls noch etwas früher. Und dagegen konnte auch das Jobeljahr, wo unter allen Umständen die Familie ihr Gut wieder zurück erhielt, nichts helfen, denn wenn eben nach fünfzig Jahren die Familienglieder zahlreicher waren, mußten die Antheile kleiner werden. Was sollten jedoch nun die Söhne der Landarmen und Landlosen anfangen? Neue Jagdgründe und neues Weideland aufsuchen wie Vater Abraham und Vetter Lot, und die Indianer bis vor wenigen Jahrzehnten, gethan, das ging nicht mehr, das Land war indessen schon alles besiedelt. Oder mit dem Schwert in der Hand sich neue Wohnsitze erobern, wie die Söhne der alten Germanen, war wieder nicht thunlich, denn ringsum lagerten mächtige, meist stärkere Völker. Mithin blieb ihnen nur übrig, Knechte bei den Reichern zu werden, oder, wenn sie selbständig sein wollten, Handwerker und Handelsleute. Doch stand das Handwerk in Altisrael auch nicht sehr in Blüthe, denn die Religion war ihm nicht günstig, da sie die Abbildung des göttlichen Wesens verbot. Aus der Darstellung heilig verehrter Gestalten und religiöser Fabeln haben aber bei allen Völkern die bildenden Künste und Kunstgewerbe ihre fruchtbarsten Anregungen und besten Ideen geschöpft. Deßhalb konnten auch z. B. David und Salomo ihre noch ziemlich einfachen Palast- und Tempelbauten nicht von israelitischen Werkmeistern anfertigen lassen, sondern bedurften der fremden, der syrischen oder phönizischen dazu (2. Sam. 5, 11; 2. Chron. 2). Folglich blieb für die weiterstrebenden Landlosen hauptsächlich der Handel übrig, und zwar, da die heimische Industrie nichts Ausgezeichnetes zur Ausfuhr lieferte, hauptsächlich der Zwischenhandel und Kleinhandel, bei dem man, wahrscheinlich mit dem Sack auf dem Rücken, durch allerlei Schliche zu profitiren suchen mußte. Darauf deuten wenigstens ziemlich zahlreiche Stellen der alttestamentlichen Schriften hin: „Ihr sollt nicht ungleich

handeln mit der Elle, mit Gewicht, mit Maß. Rechte Waage, rechte Pfunde, rechte Scheffel, rechte Kannen sollen bei euch sein." — „Du sollst nicht zweierlei Gewicht in deinem Sack, groß und klein, haben; und in deinem Hause sollen nicht zweierlei Scheffel, groß und klein, sein." — „Wie ein Nagel in der Mauer zwischen zween Steinen steckt: also steckt auch Sünde zwischen Käufer und Verkäufer." (3. Mos. 19, 35; 5. Mos. 25, 13; Sir. 27, 2 und Spr. 11, 1; 16, 11; 20, 10). Jedoch auch an dem Welthandel damaliger Zeit, an dem Handel mit der gesuchtesten Waare des ganzen Alterthums, am Sklavenhandel, nahmen die Israeliten Theil, das beweist uns einerseits die obige (S. 41) Vorschrift, daß sie nur fremde Sklaven kaufen sollten, und andrerseits z. B. der Verkauf Josef's an die Egypter. — Auf diese Weise also, aus den äußern Verhältnissen, aus der Lage und Umgebung Palästina's, aus den Erbgesetzen und dem Zustand der Gewerbe, allerdings immer auch wieder in Verbindung mit der Religion, können wir uns recht wohl erklären, daß schon frühe im alttestamentlichen Volke der Handelsgeist genährt wurde, der dann auch, wie wir gesehen haben, in den heiligen Schriften seinen Ausdruck fand, und der die Juden schon Jahrhunderte vor der Zerstörung Jerusalem's als Handelsleute in alle Länder um's Mittelmeer führte.

War Palästina die Völkerbrücke und der Verkehrsweg im Frieden, so war es auch die Heeresstraße im Kriege. In der That zogen von Necho, dem egyptischen Herrscher (605 v. Chr.) und Nebukadnezar, dem Babylonier (606—586 v. Chr.), bis zu dem griechischen Alexander (332 v. Chr.) und den römischen Feldherrn (seit 63 n. Chr.), die afrikanischen, asiatischen und selbst die europäischen Sieger über seine Gefilde, und deren Bewohner mußten alle Gewaltthat und alle Bedrückung der Sieger wie der Besiegten über sich ergehn lassen, oft bis zur Wegnahme des Landes, zur Wegführung in die Sklaverei und Verpflanzung in fremde Länder. In größtem Maßstabe geschah dies bei der sogenannten babylonischen Gefangenschaft (586—536) und später unter den Römern.

Dadurch wurde einestheils wieder die Zahl der Landlosen und mithin

der auf den Handel Angewiesenen vermehrt. Dann aber mußten sich auch in Folge dieses Völkergeschicks für den Volkskarakter wie für die Religion folgende Eigenschaften herausbilden.

Die Unterdrückung macht stets verschmitzt, tückisch und diebisch, wie wir dies bei allen unterdrückten Stämmen, z. B. auch bei den südstaatlichen Negern beobachten. Gegen die übermächtige Gewalt sucht sich der Schwache durch List zu schützen. „Es ist keine List über Frauenlist" (Sir. 25, 18.) heißt es deßhalb auch von dem so lange der Männergewalt untergebenen schwächeren Geschlechte. Wenn daher in der egyptischen Knechtschaft, die mit dem allgemeinen Diebstahl endete, oder wenn in der babylonischen Gefangenschaft die Familienhäupter die alten Stammessagen erzählten, welche schließlich schriftlich aufgezeichnet und wohl auch wiederholt überarbeitet wurden, so werden sie leicht versucht gewesen sein, dieselben mit List und Trug möglichst auszuschmücken, und werden damit auch Gefallen bei den Hörern gefunden haben. Ueberhaupt aber wurde bei vielen alten Völkern Uebervortheilung, Betrug und selbst Diebstahl, wenn nur geschickt und erfolgreich ausgeführt, nicht für schimpflich, sondern für ruhmvoll gehalten, so bekanntlich bei den Lazedämoniern. Während als allgemeines Stammesvorbild die Griechen den vielgewandten, verschlagenen Odysseus aufstellten, dessen gefeierte Heldenthaten jedenfalls auch wieder dazu beigetragen haben, die Griechen bis auf den heutigen Tag zu einem handelsgewandten, schlauen Volke zu machen, ähnlich den Juden. Auf diese Weise wird auch der Zug des Trugs und Wuchers in den jüdischen Religionsschriften erklärlich.

In Folge der Heereszüge, der Eroberungen und der Abführung in Gefangenschaft und Sklaverei traten aber auch wiederholte Zustände allgemeinen Jammers und Elends ein. Sie mußten das Gefühl des Mitleids und der Barmherzigkeit, die Gesinnung der Hilfeleistung und Mildthätigkeit gegen die Genossen des Mißgeschicks erregen, nähren und großziehen, und sich auch Ausdruck verschaffen in den Moralgeboten der Religion, in der Anpreisung des Almosengebens und der Beschützung der Hilflosen, wie wir oben gesehen haben.

So auch mit dem Streben nach Reichthum. Die lange Wanderung durch die Wüste mit ihren Entbehrungen und Strapazen erregte bei den von den „Fleischtöpfen Egyptens" (2. Mos. 16, 3; 4. Mos. 11, 18) Herkommenden die Sehnsucht nach Genuß und Wohlleben. Die Eroberung des reichen Landes Kanaan mit der großen Beute erhöhte die Freude am behäbigen Besitze. Die späteren Nöthe ließen die gute alte Zeit der Patriarchen mit ihrem Ueberfluß und Wohlleben in um so glänzenderem Licht erscheinen, und das Wohlgefallen an denselben und die Sehnsucht danach malte sich in den alttestamentlichen Erzählungen. Aehnlich trägt z. B. heutzutage hier in den Vereinigten Staaten der Umstand, daß die meisten Einwanderer aus den ärmlichen und geknechteten Verhältnissen Europa's entrinnen, um in dieser neuen Welt zu unabhängigem Wohlstande zu gelangen, und die Thatsache, daß das Schicksal der meisten Bewohner eine oder die andre Zeit der Noth kennen gelernt hat im harten Kampf um's Dasein, sicherlich dazu bei, dem Volke unsrer Republik den Karakterzug der Erwerbshaft, des Jagens nach Gut und Geld und zugleich des Stolzes auf äußern Besitz, sowie die Liebe zu äußerm, prahlendem Glanze einzuimpfen.

Das Volk Israel sollte ein auserwähltes Gottes- und Priestervolk sein, dazu war es ursprünglich von seinen priesterlichen Führern als Volkschaft organisirt und sozusagen gegründet, und mit dem Bewußtsein und dem Stolze dieser Bestimmung war es erfüllt worden. Sein ganzes höheres Geistesleben wandte sich demgemäß auch dem religiösen Gebiete zu und ging in demselben auf. Und als es in den äußern Kämpfen mehr und mehr unterlag und von Bedrängnissen heimgesucht wurde, suchte es um so inbrünstiger seine Befriedigung in dem Glauben und Hoffen, in den Tröstungen und Verheißungen und in den Bräuchen und Gesetzen der Religion. Mußte es äußerlich unterliegen: innerlich, auf dem Gebiete der Religion, wollte es hervorragend und siegreich sein für alle Zeiten. — Von Egypten war es ausgegangen und hatte jedenfalls die erhabensten Ideen der dortigen Religion mit in seine neuen Wohnsitze genommen.

Es lernte dann das Heidenthum der kanaanitischen Völkerschaften und der Phönizier, endlich durch die langjährige Verbannung die hochentwickeltsten Religionen damaliger Zeit kennen, die assyrisch-babylonische und die persische, und wurde zuletzt durch die Eroberung Alexanders sogar mit dem Griechenthum vermählt. Auf diese Weise von dem Geschick gleichsam bei allen Nachbarreligionen zur Aneignung des Guten und Brauchbaren einer jeden umhergeführt, wurde seinen hervorragenden Geistern Anregung und Gelegenheit gegeben, die eigne religiöse Weltanschauung auf das Höchste zu vervollkommnen und gleichsam zu einer Auswahl des Besten damaliger Zeit zu machen. Um so zäher und inniger hielten sie mit allen Fasern ihres Wesens an derselben fest, um so energischer und todesmuthiger waren sie jederzeit bereit, ihren Glauben und ihre Bräuche gegen jede äußre Unterdrückung oder innere Verunreinigung, gegen jede Vermengung, die deren Wesen widersprach, zu vertheidigen. Auch dazu gab das Geschick des Volkes gerade durch die Umgebung der verschiedenen fremdartigen Religionen und durch das Eindringen derselben in die israelitische Bevölkerung selbst, die oft nothgedrungene Veranlassung. Von Anfang an bis zum Untergang des Priesterstaates war Kampf die Losung, äußrer Kampf zur Gründung und Erhaltung, innerer Kampf zur Reinigung und zur Entsagung von fremdem Dienste, von fremdem Glauben und Geboten. Wie daher im Kampf um's Dasein die Wesen sich dahin vervollkommnen, daß sie die ihnen innewohnenden Grundbestrebungen immer besser verwirklichen lernen; wie aber durch den gleichen Kampf auch die Krallen und Zähne des Raubthieres, die Waffen der Vertheidigung und der Vernichtung, sich mehr und mehr schärfen und stärken, so hat auch die israelitische Religion neben innerer Vollkommenheit die höchste Schärfe und Strenge nach außen, jene unerbittliche Härte und Grausamkeit, jene feindselige Abschließung, die gegen den Nicht-Juden selbst das Unrecht gestattet, und jenen Glaubenshaß angenommen, der sich so unheilvoll erwies für die Christenheit, die ihn ererbte, wie für die Juden selber.

Auf diese Weise mögen wir uns die Eigenschaften der alttestamentlichen

Religion, deren für die ökonomischen Verhältnisse wichtige Licht- und Schattenseiten, den Antrieb zum Reichthum, den Handelsgeist, die Verleitung zu Trug und Wucher, den Glaubenshaß und wieder ihre Mildthätigkeit erklären aus der Einwirkung der Schicksale des Volkes, der äußern Einrichtungen und des ganzen Volksgeistes und Volkskarakters auf die Religion.

Also zuerst erklärten wir den Volkskarakter aus der Religion, nun aber umgekehrt die Religion aus dem Volkskarakter. Welches von beiden ist hier das Richtige? Welches ist Ursache und welches ist Wirkung? Hat die Religion auf das Volk oder hat das Volk auf die Religion gewirkt? Beides, jedenfalls beides geschah. Eines wirkte auf das Andre und das Andre wirkte ebenso wieder auf das Eine. Volk und Volkskarakter und Völkerschicksal stehen in gegenseitiger Wechselwirkung mit Religion, wie übrigens alle Dinge in Natur und Geschichte. Das Klima wirkt auf die Menschen, und die Menschen wirken mit ihrer Kultur des Landes wieder auf die Veränderung des Klimas.

Jedoch müssen wir bei dieser Wechselwirkung zwei Perioden unterscheiden, wo die eine und wo die andre Einwirkung vorwiegend stattfindet. So lange die israelitische Religion noch nicht hinreichend vollendet war, so lange noch Geschichtsschreiber und Gesetzessammler, Psalmen- und andre Dichter, Profeten, Verkündiger der Volksweisheit erstanden und deren Schriften zu den heiligen gesammelt wurden, so lange war die Quelle des Volksgeistes noch geöffnet für die Umgestaltung und bis zu gewissem Grade für den Neubau der Religion. Als aber die Zahl und der Wortlaut der heilig verehrten Schriften allmälig abgeschlossen und fertig und fest gestellt wurde, und zugleich das Religionssystem in den Grundzügen ausgebaut, da hörte diese Einwirkung auf, und das heilige Gesetz und die heilige Offenbarung begann nun ihrerseits den endgiltig entscheidenden und maßgebenden Einfluß auf alle Lebensverhältnisse und auf das Gemüth und den Karakter aller Bekenner zu üben, sie begann das Volk Israel gleichsam von Neuem zu schaffen und zu erhalten, so sehr, daß ohne das

Vorhandensein des Alten Testaments, die heutige Existenz des Judenthums gar nicht zu denken, dasselbe vielmehr sicherlich untergegangen wäre wie die andern Völker seiner Umgebung, die keine schriftlichen, allem Volke zugänglichen und bleibenden Religionsurkunden besaßen. Die gleiche Erscheinung zeigt sich am Christenthum, das auch in den ersten Jahrhunderten sich neu bildete, dann erstarrte und nun mit seiner heiligen Schrift als oberster Richtschnur alle Verhältnisse beherrschte. Ingleichen setzte der Protestantismus schon im ersten Jahrhundert seines Bestehens in einer Reihe von Bekenntnissen sich fest und ordnete nun danach sein sittliches Leben.

Und nicht minder wird das kommende Menschenthum, wenngleich es keine bindenden Glaubenssätze kennt, ebenfalls eine Zeit des vorwiegenden geistigen Aufbaues durchleben, in welcher wir mitten inne stehen, und dann eine Zeit vorwiegender praktischer Umgestaltung der gesellschaftlichen und sittlichen Verhältnisse der ganzen Menschheit. Von einem Bau der sittlichen Weltanschauung zum andern oder von einer Religion zur andern reichen daher die Kulturen, und erst mit dem Fortschritte der sittlichen Weltanschauung oder Religion zu einem Neubau nimmt die neue Kultur ihren rechten energischen Anfang. Ganz ähnlich auch beim einzelnen Menschen, der stets die große Welt im Kleinen darstellt. In seiner Jugend gähren alle äußern Einflüsse und alle innern Ideen in ihm durcheinander. Seine Anschauungen und Ansichten sind noch leicht veränderlich und bildsam, seine Lektüre, seine Studien, sein Umgang, seine Erlebnisse wirken noch entscheidend auf ihn ein. Doch es kommt mehr und mehr die Zeit der Reife, der innern festen Grundsätze und Ueberzeugungen. Jetzt beginnt die entscheidende Macht seines Lebens nicht mehr in den Einflüssen von außen, sondern in seinem eignen Innern zu wohnen und umgekehrt bestimmend und umgestaltend nach außen, auf seine Umgebung, seine Lebensordnung, seine Familie, sein Volk zu wirken, bis er, soweit ihm dies gelingt, sein Dasein und Wirken zu einem harmonischen Kunstwerk gestaltet hat, dessen Idee, dessen Maß und Richtschnur, in seiner innern Weltanschauung, in seinem Glauben, in seinem Herzen, in seiner eignen sitt-

lichen Ueberzeugung ruhen. Mögen wir daher bei der jüdischen Religion oder bei irgend einer andern, noch so sehr nachweisen, daß sie aus den geistigen und Gemüthsbedürfnissen, aus der Geschichte und der ganzen sonstigen Kultur eines Volkes hervorgegangen ist: von der Zeit ihrer Reife und Ausgestaltung in den wesentlichen Grundzügen an wirkte sie maßgebend auf das Gemüths- und Geistesleben, auf die gesellschaftlichen Verhältnisse, auf den Volkskarakter und selbst auf die ökonomischen Zustände des Volkes.

Daß bis auf den heutigen Tag, trotz aller Zerstreuung und Vertheilung unter alle Völker, die Juden sich auszeichnen durch Sinn und Geschick zur Erwerbung von Reichthum; daß dieser bei ihnen öfter als bei andern umschlägt in Trug und Wucher, und dieser wieder durch Vereinigung mit dem Glaubenshaß in gewaltsame Beraubung von Seiten des ausgebeuteten und fanatisirten Volkes; daß sie ferner am wohlthätigsten sind, die wenigsten Armen unter sich zählen und für diese wie für alle sonstwie Hilfsbedürftigen am besten sorgen; daß dadurch, Alles in Allem genommen, ihre sozialen oder ökonomischen Verhältnisse vor denen der Christen sich auszeichnen — daran liegt die Hauptursache in ihrer Religion, welche wie eine versteinerte, mumienhafte und doch stets lebendige und wirksame Seele die Denkweise längst vergangener Jahrhunderte mit Vorzügen wie Fehlern unverändert in die Gegenwart hineinträgt, und nur je nach dem äußern Geschick die eine und die andre Seite stärker hervorkehrt.

In musterhafter Großartigkeit und in harmonischer Allseitigkeit, wenn auch nur in groben Umrissen, hat einst das israelitische Volk durch ein Jahrtausend hindurch seinen Religionsbau vollendet. Wunderbar sind die Schicksale, durch welche Volk wie Schrift am Leben und für die Kultur der Menschheit wirksam erhalten wurden. An seinem alten, jetzt schon mehrtausendjährigen Gottesworte hat es sich in allen Stürmen und

Nöthen aufgerichtet und ist bestehen geblieben; während es durch den steten Umgang mit diesem unzertrennlichen Genossen so Vorzüge wie Fehler sich angeeignet hat. Doch ist sein Leben nicht wunderbarer wie das unsterbliche Leben des Efeu, das an der alten Ruine emporwuchert, Hitze und Kälte und Stürme leicht ertragend und selbst auf ödem Gestein ein üppiges Leben entfaltend; das jeden Busch und Baum, den es erreichen kann, überzieht und aussaugend ertödtet, und das die zerbröckelnde Mauer zusammenhält, wie es seinerseits von ihr gehalten wird. Dafür hat es freilich auch nicht, wie andre Bäume, einen selbständig und frei in sich vollendeten Wuchs mit gerade aufsteigendem kraftvollem Stamme und überwallender Krone erhalten können, sondern hingeschmiegt und gezwängt und mannigfach verbogen und verbildet sucht es auf geheimnißvollen Wegen Halt und Nahrung zu gewinnen und den zähen Kampf um's Dasein zu seinem Vortheil zu wenden.

Verarmung der katholischen Länder.

In zweierlei Richtung hatte die israelitische Religion Wohlstand begünstigt. Einerseits durch Anspornung des Verlangens nach Reichthum, andrerseits durch Ermahnung zur liebevollen Vertheilung an die Minderbesitzenden. Dies sind aber überhaupt die beiden Seiten, welche in Bezug auf die soziale Frage in Betracht kommen, die Erwerbung der Güter und die Vertheilung derselben. Würde einerseits der Erwerb oder die Produktion auf das Höchste angespornt und mit den besten Mitteln ausgestattet, andrerseits das Erworbene oder die Produkte auf das Gerechteste vertheilt, so würden die sozialen Verhältnisse eines Volkes sicherlich am besten geordnet sein, der Wohlstand in höchster Blüthe stehn. In wiefern hat nun das Christenthum zu solchem Ziele beigetragen?

Abschwächung des Erwerbstriebes.

13.

Schon der Umstand, daß des Christen ganzes Sinnen und Trachten auf sein inneres seelisches Leben sowie auf das einstige Leben im Himmel gerichtet sein soll, schwächt die Lust und Liebe an äußerm, irdischem Besitz und läßt die Sorge um ihn sogar als etwas Sündhaftes erscheinen. Sorge und Reichthum ersticken das Wort Gottes (Marc. 4, 19; 13, 22; Luc. 8, 14); Hütet euch, daß eure Herzen nicht beschwert werden mit Sorgen der Nahrung (Luc. 21, 34); Ihr sollt euch nicht Schätze sammeln auf Erden; sammelt euch aber Schätze im Himmel (Matth. 6, 19. 20; vergl. Matth. 19, 24; Luc. 18, 22). Daher hat auch

nicht Martha (Luc. 10), die sich „viel Sorge und Mühe" um den Gast macht, das gute Theil als Gastgeberin erwählt, sondern die zuhörende Maria. Denn „Eins aber ist Noth", für der Seele Heil, nicht für den Leib und irdische Dinge zu sorgen. Die Reichen werden deßhalb schwerlich oder gar nicht in den Himmel kommen (Matth. 19, 23 u. 24); denn „die da reich werden wollen, fallen in Versuchung und Stricke" (1. Tim. 3, 7). Ja, im Gleichniß vom Lazarus (Luc. 16, 20) fährt der Reiche, ohne daß etwas Schlechtes von ihm berichtet würde, schon darum zur Hölle, weil er eben reich war, weil er herrlich und in Freuden lebte und sein Gutes hier auf Erden genoß, was doch der liebe Gott, sollte man denken, einem jeden Menschen wünschen, und wozu er ihm verhelfen müßte. Und der arme Lazarus wird in Abrahams Schooß getragen, auch nur weil er eben arm und mit Schwären bedeckt war. Auf welchem Wege er zu Armuth und Schwären gekommen, danach wird bei Ertheilung des ewigen Lohnes von Seiten der ewigen Gerechtigkeit nicht gefragt. Die Armen sind offenbar die Bevorzugten, nicht die Reichen. Das ist christliche Denkweise, die zur Sorge für Gut und Geld, zur Erwerbung von Reichthümern wahrlich nicht anspornen kann, und die sich überhaupt mißmuthig, geringschätzig und sündenbang lieber von der Welt zurückzieht: „Ich habe Lust abzuscheiden und bei Christo zu sein (welches auch viel besser wäre)"—sagt der Apostel Phil. 1, 23; oder „Habet nicht lieb die Welt noch was in der Welt ist. So Jemand die Welt lieb hat, in dem ist nicht die Liebe des Vaters" (1. Joh. 2, 15). Sonderbar verschrobener Gedanke, da doch der Vater diese Welt geschaffen hat und fortwährend schafft, und die in der Welt sind, die Menschen, von jedem Christen geliebt werden sollen! Der Vater soll geliebt werden, und die Menschen sollen geliebt werden, und doch soll wieder die vom Vater geführte und von Menschen erfüllte und aus ihnen bestehende Welt nicht geliebt werden! Denn die Christen wissen, daß sie selbst „von Gott sind und die Welt liegt im Argen" (1. Joh. 5. 19); und daß „der Welt Freundschaft Gottes Feindschaft ist" (Jak. 4, 4). Muß mit

dieser Denkweise in Sinn und Herzen einem rechten Christen gewiß die Weltfreude und die Lust in dieser Welt zu wirken und gar noch irdische Güter zu erwerben, vergehn, so erhält er überdies bei dem eben doch nicht zu vermeidenden Kampf um irdischen Besitz eine sehr stumpfe, schartige Waffe in die Hand, das Gebet. „Sorget nicht, sondern in allen Dingen lasset eure Bitte im Gebet und Flehen mit Danksagung vor Gott kund werden" (Phil. 4, 6). „Und alles was ihr bittet im Gebet, so ihr glaubet, so werdet ihr es empfangen" (Matth. 21, 22; Marc. 11, 24; ebenso Joh. 15, 7). Die Vorsehung des Allmächtigen waltet über Allem, auch über dem Kleinsten und Geringsten, über den Sperlingen auf dem Dache und über jedem Haare auf eurem Haupte (Matth. 10, 29. 30), betet zu ihr, sie kann euch alles zu Theil werden lassen. Daher auch Luther das Gebet „den allmächtigen Gebieter der Dinge" nennt. Durch solche Geringschätzung der äußern Güter, durch solche Weltfluchtstimmung und mit solchen Mitteln konnte kein Volkswohlstand geschaffen werden. Es leuchteten zu diesem Ziele dem Gläubigen auch nicht wie im Alten Testamente die reichbegüterten, in äußrer Herrlichkeit und Ehre strahlenden Frommen voran, sondern das Bild des armen Menschensohnes, der auch nur mit Gebet und Almosen, ohne Erwerbsarbeit sein Leben fristete, und der eine Laufbahn des Leidens vollbrachte, auf welcher ihm durch das irdische Jammerthal nachzufolgen der wahre Gläubige stets bereit ist. Daher auch schon seit den ersten Jahrhunderten der Christenheit die Erwählung freiwilliger Armuth aufkam, um Gott wohlgefälliger zu leben, und die Gründung armer Brüderschaften, aus denen die eigentlichen Kirchenorden und die Klöster hervorgingen, deren Zahl sich mit der Zeit so sehr mehrte, daß z. B. im fünfzehnten Jahrhundert allein von dem Benediktinerorden 15,107 Klöster vorhanden waren! Wir werden später noch einmal auf dieselben zurückkommen. Auch sie waren jedenfalls keine Vorbilder zu rüstig schaffendem Fleiße und konnten demselben nur lähmend entgegenwirken.

Gesellschaftliche Knechtung.

14.

Außer durch die Lust im irdischen menschlichen Leben zu sein und zu wirken, und durch ein anlockendes Ziel irdischen Glücks, wird die unternehmende, gewinnbringende Arbeit, welche mit kühnem Geiste und mit höchster Kraftanstrengung neue Güter des Lebens erzeugt und dadurch den Einzelnen wie das ganze Volk bereichert, auch noch durch andre Ursachen bedingt, vor allem durch die Befähigung oder die Bildung des Arbeiters; und dann durch die Freiheit und Selbständigkeit, welche derselbe genießt um seine Kräfte zu verwerthen. Die geistige Bildung werden wir in einem spätern Abschnitte besprechen. Was die Freiheit und Selbständigkeit der Volksangehörigen betrifft, so durchziehen in dieser Hinsicht zwei Grundgedanken die christliche Religion.

„Ein jeglicher bleibe in dem Beruf darinnen er berufen ist. Bist du ein Knecht (Sklave) berufen, so sorge dir nicht; doch kannst du frei werden, so brauche deß viel lieber. Denn wer ein Knecht berufen ist, der ist ein Gefreiter des Herrn; desselbigen gleichen wer ein Freier berufen ist, der ist ein Knecht Christi." Das ist der eine Grundgedanke, ausgesprochen in den Worten des Apostels 1. Cor. 7, 20—23, (vgl. Eph. 6, 5—8; Col. 3, 22—25; Tit. 2, 9 u. ff.; 1. Pet. 2, 18—20). Womit also gesagt sein soll, daß der wahre Christ geistig frei ist, d. h. durch seinen Glauben gerecht werden kann, ob er Sklave oder Herr sei, und daß er geistig dem Herrn Jesu unterthan ist, ob er äußerlich Herr oder Sklave sei; zur gleichen Seligkeit sind ja doch alle Gläubigen berufen, Juden oder Heiden, Freie oder Sklaven, Männer oder Weiber (Gal. 3, 28; Col. 3, 11). Nur kann der äußerlich Freie auch ungehinderter seines Glaubens leben; darum ist die Freiheit vorzuziehen. Wie ja auch Paulus (Philem.) den entlaufenen, Christ gewordenen Sklaven Onesimus seinem gläubigen Herrn Philemon zwar zurücksendet, aber ihn seinen lieben Bruder nennt und dessen Freilassung erbittet. In ihrem Innern,

in ihrem Glauben, in ihrem Verhältnisse zu Gott und dem Heilande und in der einstigen Seligkeit mit ihm sind mithin alle Gläubigen gleichberechtigt, und diese sittliche und himmlische Gleichberechtigung, verbunden noch mit der brüderlichen Liebe, mußte auch zur Verwirklichung nach außen in den rechtlichen und gesellschaftlichen Verhältnissen des Lebens drängen, wie wir schon an Paulus sehen. Vom Himmel mußte früher oder später, je mehr auch derselbe mit der fortschreitenden Religion schon auf Erden verwirklicht werden sollte, die Freiheit und Gleichberechtigung auf Erden einziehen. Menschen, die sich in ihrem sittlichen Denken und Handeln, in ihrer menschlichen Bestimmung für gleichberechtigt halten, werden stets an der äußern Unterthänigkeit, an der sozialen Abhängigkeit und Unterwerfung unter einander einen Anstoß finden. Daher mahnen denn auch die Kirchenväter der ersten Jahrhunderte eindringlich in diesem Sinne. „Du verlangest von deinem Sklaven," sagt z. B. Cyprian (†258), „daß er dir ergeben jeden Augenblick zu Diensten stehe. Ist dieser Sklave weniger Mensch als du? Er tritt in die Welt ein unter denselben Bedingungen wie du; er gleicht dir in Geburt und Tod; er hat wie du eine vernünftige Seele; er ist zu derselben Hoffnung berufen, und für das gegenwärtige Leben wie für die Zukunft denselben Gesetzen unterworfen." Und der Bischof Ambrosius von Mailand (†397) verkaufte, als ihm sonst nichts mehr blieb, die kostbaren Kirchengefäße und begnügte sich mit hölzernen, um Gefangene von den Barbaren freizukaufen. Ingleichen kaufte Papst Gregor I. (590—604) britanische Jünglinge los; allerdings hauptsächlich um sie als Missionäre in ihrer Heimath zu verwenden. Freilich hören wir aus Cyprians Worten von der gleichen menschlichen Beschaffenheit und sittlichen Bestimmung auch die Gedanken der heidnischen Filosofen wiederklingen, und es sei dabei nicht verschwiegen, daß auch schon ehe die Evangelien geschrieben waren, und etwa gleichzeitig mit Paulus, z. B. der Römer Seneca es aussprach, daß vor der Tugend kein Unterschied bestehe zwischen Freigelassenen, Sklaven und Königen.

Ueberhaupt liegt der Werth weder der christlichen noch irgend einer

andern Religion darin, daß sie eine Fülle ganz neuer Gedanken hervorbrächte. Außer dem Gedanken der Rechtfertigung oder der Erlangung der Seligkeit schon durch den bloßen Glauben wüßte ich keinen einzigen zu finden, der nicht auch bereits vor dem Christenthum dagewesen wäre. Selbst jener aber ist seinem Keime nach schon in dem alttestamentlichen Glauben enthalten, daß der barmherzige Gott den reumüthigen Sünder wieder zu Gnaden annehme (Joel 2, 12, 13; Ezech. 18, 31; Jona 3, 10). Jedoch verbinden die Religionen die fortgeschrittensten Ideen ihrer Zeit zu einem harmonischen allumfassenden Ganzen, errichten des Menschen höchstes Glück und Sittlichkeit darauf, tragen dadurch auch mit höchster Energie die vorher vereinzelt aufblühenden Ideen in das volle Leben des gesammten Volkes hinein, bilden alle Verhältnisse und alle Gemüther danach um, und bringen auf diese Weise neue Kulturepochen hervor. Das Neue in dem Gedankeninhalt der Religionen besteht daher hauptsächlich in dem Aufbau eines harmonischen Ganzen aus den vorhandenen Zeitideen.

15.

Der andre christliche Gedanke in Betreff der Freiheit und Selbständigkeit der Volksangehörigen steht dem soeben besprochenen gegenüber. Es ist der Gedanke der blinden Unterthänigkeit des Christen unter alle bestehenden äußern Gewalten, weil sie von Gott geordnet seien, als ob, wenn ein allmächtiger Gott da ist, nicht auch der Widerstand, der gegen jene Gewalten geschieht, von Gott geordnet wäre.

Der Apostel Paulus in seinem Römerbrief (13, 1 u. ff.) ist wieder der Hauptlehrer jenes Gedankens: „Jedermann sei unterthänig der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat. Denn es ist keine Obrigkeit ohne von Gott." Welch' traurig feiges Wort. Also auf die Gewalt nur kommt es an, von Recht und Gerechtigkeit, oder wie der Apostel eigentlich

sagen müßte, von christlicher Gesinnung und Handlungsweise, ist dabei nicht die Rede. Sie werden wohl ein andermal auch gewünscht: „Ihr Herren, was recht und gleich ist, das beweiset den Knechten, und wisset, daß ihr auch einen Herrn im Himmel habt" (Col. 4, 1; vgl. Eph. 6, 9, Ps. 2, 10 und 11); ob aber die Obrigkeit sich daran kehrt oder nicht, ob die herrschende Gewalt das Recht oder das Unrecht auf ihrer Seite hat, Gehorsam, Gehorsam und Gewalt leiden, und dem Herrn im Himmel das Uebrige anheimstellen, auch etwa die Züchtigung der frevlerischen Obrigkeit überlassen, — das ist des Christen Pflicht. Und ja nicht murren! Denn „wer sich nun wider die Obrigkeit setzet, der widerstrebet Gottes Ordnung; die aber widerstreben, werden über sich ein Urtheil empfangen." Die Pflicht der Obrigkeit dagegen ist es mit dem Schwerte zu strafen, und nicht etwa auch ihrerseits zu warten, bis der Herr im Himmel die bösen Unterthanen straft: „denn sie trägt das Schwert nicht umsonst, sie ist Gottes Dienerin, eine Rächerin zur Strafe über den der Böses thut." Und was sie dir für Abgaben und Dienste auferlegen mag, trage sie, leiste sie, und fürchte dich. „So gebet nun Jedermann was ihr schuldig seid; Schoß dem der Schoß gebühret; Zoll dem der Zoll gebühret; Furcht dem die Furcht gebühret; Ehre dem die Ehre gebühret." Füget Euch überhaupt in alle mögliche menschliche sogenannte Ordnung, und leidet selbst das Unrecht gern, ihr Unterthanen und Sklaven. Das spricht noch eindringlicher der erste Brief Petri (2, 13) aus: „Seid unterthan aller menschlichen Ordnung um des Herrn willen, es sei dem Könige als dem Obersten, oder den Hauptleuten als den Gesandten von ihm zur Rache über die Uebelthäter und zu Lobe den Frommen. Ihr Knechte, seid unterthan mit aller Furcht den Herren, nicht allein den gütigen und gelinden, sondern auch den wunderlichen. Denn das ist Gnade, so Jemand um des Gewissens willen zu Gott das Uebel verträgt, und leidet das Unrecht." Das ist christlich-knechtische Unterthanengesinnung, sei es politische gegen Fürst und Obrigkeit, sei es soziale gegen Baron oder Sklavenhalter. Jedenfalls auch ein Ueberrest aus den

Leidensschicksalen des jüdischen Volkes, das nach den heldenmüthigsten Freiheitskämpfen sich stumm und unterthänig der Uebermacht des römischen Weltreichs beugen mußte, und dessen Angehörige, Paulus und die Apostel, und nicht minder Jesus selbst, dann diese unterthänige Gesinnung auch in das Christenthum übertrugen; denn auch Jesus hat ja gelehrt: „Ihr sollt dem Uebel nicht widerstreben" (Matth. 5, 39), und „gebet dem Kaiser was des Kaisers ist" (Matth. 17, 21); also auch dem Herzog, Grafen und Baronen, dem Ritter und Gutsherrn, was ihm Gesetz und Brauch, oder auch was ihm die angemaßte Gewalt zuspricht, denn daß er „Gewalt" über dich hat, darauf kommt es doch allein an; und leidet alle Bedrückung um des Herrn willen, ihr seid innerlich frei und werdet es im Himmel einst sein.

Wir sehen, dieser Gedanke der blinden Unterthanenschaft, die nicht nach dem Recht des Bedrückers fragt, ist nur eben die andre Seite von der Idee der innern Freiheit trotz äußrer Unfreiheit. Und wir begreifen, daß das Ende der Jahrhunderte langen Wirksamkeit dieser beiden Ideen darin bestehen mußte, daß die Christenheit sich einerseits in gewaltsam und willkürlich aber mit der Zuversicht ihres göttlichen Rechts, ihres Gottesgnadenthums herrschende Fürsten und allerlei kleine und große Tyrannen mit hunderterlei Herrschaftsrechten, andrerseits aber in ein schafgeduldiges, in Armuth und Elend versunkenes und versklavtes Volk ordnen mußte. Die absolute Herrschaft eines Ludwig XIV. und seiner fürstlichen Nachahmer, sowie das heutige protestantisch-deutsche Reich der Gottesfurcht und Tyrannei ist hier in seinen geistigen Grundlagen vorbestimmt.

16.

Doch gehen wir nicht zu rasch vor. Vergessen wir zunächst nicht auch die andere Hälfte der christlichen Heilsschriften, das Alte Testament.

Mit der Armuthsliebe stimmt es nicht überein, das haben wir hin-

reichend erkannt, es stellt vielmehr dem Gerechten irdisches Wohlergehn, ein an Ehren und Gütern reiches Leben in Aussicht.

Schon früher berührten wir diesen Widerstreit des Alten und Neuen Testaments, indem wir annahmen, daß namentlich das Armuths- und Reinheitsvorbild Jesu der Gewinnsucht und dem Wucher alttestamentlicher Lehren und Vorbilder entgegenwirke. Wir werden aber mit gleich gutem Grunde anzunehmen haben, daß umgekehrt durch das Lobpreisen des Reichthums im Alten Testamente die Armuthsliebe des Neuen in der Christenheit sehr abgeschwächt wurde. In der That konnte sich die neutestamentliche Lehre von der Vorzüglichkeit der Armuth und von den Hindernissen, welche der Reichthum dem Eintritt in's Himmelreich bereite, niemals allgemein durchschlagende Geltung verschaffen, wie dies z. B. mit der Lehre von der Todeswürdigkeit des Unglaubens oder von der Unterthänigkeit unter das Fürstenthum der Fall war. Nur zu Zeiten besonderer religiöser Erregung wie in den ersten Jahrhunderten, und dann wieder im Reformationszeitalter trat die evangelische Armuthsliebe hervor, und dann mehr bei einzelnen konsequenten Naturen oder bei einzelnen schwärmerischen Schaaren. Im Uebrigen wußten die christlichen Armen sich mit Lazarus, die Reichen sich aber mit den Erzvätern, mit David und Salomon und andern Frommen des Alten Testaments zu trösten, die auch in Herrlichkeit und Freuden lebten und ihr Gutes hier auf Erden genossen, und die gleichwohl nach christlichem Glauben in's Himmelreich kamen. Immerhin freilich war durch das Lobpreisen der Armuth und die ihr zu Theil gewordenen Verheißungen, in Verbindung mit dem Vorsehungs- und Gebetsglauben sowie durch die urchristliche Himmelssehnsucht und Weltfluchtsstimmung die eigentliche Triebfeder zur mühsamen Erwerbung irdischer Güter und die kühne und zähe Energie dazu gelähmt und konnte nur mit halber Kraft arbeiten.

Stimmte das Alte Testament nicht mit der Armuthsliebe und Weltflucht überein, so war es desto mehr einverstanden mit der Fürstenunterthänigkeit. Nicht nur daß seine Davide und Salomone grausame und

schwelgerische Tyrannen sind, sondern in seinem „Recht des Königs" (1. Sam. 8, 11—19) z. B. stellt es sogar schon ganz umständlich die Rechte eines solchen Tyrannen fest. „Das wird des Königs Recht sein, der über euch herrschen wird. Eure Söhne wird er nehmen zu seinem Wagen und zu Reitern, die vor seinem Wagen hertraben, und zu Hauptleuten über tausend und über fünfzig, und zu Ackerleuten, die ihm seinen Acker bauen, und zu Schnittern in seiner Ernte, und daß sie seinen Harnisch, und was zu seinem Wagen gehöret, machen. Eure Töchter aber wird er nehmen, daß sie Apothekerinnen, Köchinnen und Bäckerinnen seien. Eure besten Aecker und Weinberge und Oelgärten wird er nehmen und seinen Knechten geben. Dazu von eurer Saat und Weinbergen wird er Zehnten nehmen und seinen Kämmerern und Knechten geben. Und eure Knechte und Mägde, und eure feinsten Jünglinge, und eure Esel wird er nehmen und seine Geschäfte damit ausrichten. Von euren Heerden wird er den Zehnten nehmen und ihr müsset seine Knechte sein. Wenn ihr dann schreien werdet zu der Zeit über euren König, so wird euch der Herr zu derselbigen Zeit nicht erhören." Das wird wohl alles in Israel unter den Königen so stattgefunden haben. Es ist aber auch wörtlich wieder so gekommen bei den Rittern, Baronen und Landesherren des christlichen Mittelalters, sogar bis weit herein in die Neuzeit. Denn die Bibel galt, wie ein Geschichtsschreiber sagt, während des ganzen Mittelalters als Urquelle nicht blos des Kirchen-, sondern ebenso des Staats- und Völkerrechts. Und durch die Reformation nahm ihre Bedeutung zunächst nicht ab. So wird daher auch von König Jakob I. (†1625) von England z. B., der die übertriebensten Vorstellungen von der Königsmacht hatte, der fest überzeugt war, daß sie unmittelbar von Gott herrühre und unumschränkt sei, ausdrücklich berichtet, daß er die Beweise dafür im Alten Testament suchte. Ueberhaupt sehen wir in den obigen Gewaltrechten schon geradezu den leibhaftigen Feudalherrn des christlichen Mittelalters vor uns. Abgaben und Zehnten nahm er ein, Heeresfolge mußte ihm geleistet werden, Frohndienste mußten ihm

die Einwohner thun, und sein Haus, seine Waffen und Geräthe und was er sonst der Art bedurfte, hatten die hörigen Handwerker des Herrschaftsbezirks anzufertigen.

Auch einige Sprüchlein im Sinne der Göttlichkeit aller Obrigkeit sowie des Königthums im Besonderen sind zu finden, wie z. B.: „In allen Landen hat er (Gott) Herrschaften geordnet" (Sir. 17, 14); „Mein Kind, fürchte den Herrn (Gott) und den König und menge dich nicht unter die Aufrührerischen" (Sprw. 24, 21 u. 22).

Ebenso stimmt das Alte Testament überein mit der Sklaverei, wie wir uns schon im vorhergehenden Abschnitte theilweise überzeugten. Die Sklaverei war in Altisrael eine zu Recht bestehende Einrichtung, wiewohl in menschenfreundlicher Weise gemildert, besonders dem Volksangehörigen, dem Israeliten gegenüber. Die Israeliten sollen ihre Sklaven von den Heiden kaufen, und ein Anhöriger des auserwählten Volkes, der wegen Zahlungsunfähigkeit in Knechtschaft gerieth (3. Mose 25. 39; 2. Kön. 4, 1, vergl. Matth. 18, 25), und der dann allerdings auch ge- kauft und verkauft werden konnte (2. Mos. 21, 2), sollte nur wie ein „Taglöhner und Gast" gehalten werden, konnte sich loskaufen unter Einrechnung seines Tagelohns, sollte im siebenten Jahre und jedenfalls im Halljahr, frei ausgehn, „und seine Kinder mit ihm." „Denn sie sind meine Knechte, die ich aus Egypten geführt habe" (3. Mos. 25, 42) — wieder eine Erinnerung an das früher erduldete Schicksal. Uebrigens konnte auch die eigne Tochter als „Magd" verkauft werden (2. Mos. 21, 7).

Zur Fürstenknechtschaft und zur socialen Sklaverei fügt endlich das Alte Testament noch als schlimmste Art der Unterthänigkeit die unter das Priesterthum, welche das neue Testament kaum kennt, gegen welche es sogar Jesus in seinen Streit- und Schmähreden wider die Pharisäer und Schriftgelehrten ankämpfen läßt; aber allerdings selbst nur wieder vom Standpunkte eines noch unfehlbareren Glaubenslehrers und Schriftgelehrten aus: „so lange Christus auf Erden gewandelt, hat er die Kirche

(die Jüngerschaar in geistigen Dingen) unbeschränkt und monarchisch beherrscht" — sagte mit Recht der Jesuite Lainez auf dem Konzil zu Trident. Daher kam es auch, daß das Priesterthum aus dem Alten Testament wieder so leicht Eingang in die Christenheit finden und so üppig darin gedeihen konnte; und daß es schließlich wieder in einer unfehlbaren, halb gotteingeblasenen, halb menschlichen Spitze, dem Papste, gipfeln mußte. — Altisrael ist ursprünglich ein Priesterreich, Profeten und Priester regieren darin im Namen des Herrn, an Gottes Statt, und bei Todesstrafe ist ihnen Gehorsam befohlen (5. Mos. 17, 12). Sie sind auch so zu sagen alles in Allem, Richter, Aerzte, Gelehrte, und durch ihre Opfer und Weissagungen haben sie auch die Entscheidung aller Staatsgeschäfte in der Hand. Als das Volk ihre korrupte Wirthschaft (1. Sam. 8, 3) stürzte und den König Saul aufstellt, erhält dieser erst aus des Oberpriesters Samuel Hand und durch des Priesters Salbung seine Vollmacht und Würde. Als er sich in der Folge aber der priesterlichen Bevormundung entziehen will, wird er mit Hilfe des gefügigeren und schlauen Gegenkönigs David, der mehr Glück hatte als sein neuzeitiger Kollege Don Karlos, theils durch List, theils durch Gewalt, schließlich mit seinem ganzen Hause vom Erdboden vertilgt, wie oben dargestellt. David folgt dann sein Leben lang den priesterlichen Orakeln und Rathschlägen — so stellen es wenigstens die priesterlichen Schriftsteller des Alten Testaments dar — und wird dafür auch in alle Zukunft gepriesen und verherrlicht, trotz aller Grausamkeit und Schlechtigkeit, die eben, weil sie zum Siege der Priesterschaft und zur Ehre ihres Gottes dient, nicht mehr als Schlechtigkeit angesehen und dargestellt wird. Aehnlich sein Sohn Salomon. — Gott ist der oberste Herrscher, dann kommen seine Stellvertreter, die Priester; sie regieren das Land, sei es direkt, sei es mit Hilfe des Königs und seiner Beamten, den sie durch ihre Auserwählung und Salbung erst weihen und bevollmächtigen — das ist in dieser Beziehung der alttestamentliche Grundgedanke.

Erhalten werden Priester und Gottesdienst durch Opfergaben; durch

Gelübde Solcher, die sich dem Herrn gelobten und wieder mit Geld auslösten; durch das Zufallen des Gebannten oder Verfluchten an das Heiligthum und an die Priesterschaft; durch Weihungen und Schenkungen an Vieh, Land oder Häusern, sowie durch die Gaben der Erstlinge oder des „Besten" des Bodenertrags und des Viehs; endlich durch den Zehnten und verschiedene kleinere Gefälle wie bei Schlachtungen (hauptsächlich 3. Mos. 27 und 4. Mos. 18). Auch waren ihnen zur Bewohnung eine Anzahl Städte angewiesen, und deren Feld zur Benutzung übergeben (3. Mos. 25; 4. Mos. 35; Jos. 21).

Dem späteren Judenthum konnten diese Ideen von geistlicher und weltlicher Herrschaft und Unterthanenschaft nicht mehr schaden. Denn durch die Zerstörung Jerusalems und des jüdischen Staates fehlte dem Priesterthum unter den Juden selbst die weltliche Macht. Die unterthänige Knechtsgesinnung aber, welche sie als Erbtheil ihres Schicksals mit in die Fremde nahmen, trug zu ihrer Erhaltung bei unter den übermächtigen, erbitterten Feinden. Ebenso haben sie die alttestamentlichen Vorschriften über Sklaverei vortheilhaft dahin verwendet, daß sie einerseits mit Nichtjuden den ihnen von der alttestamentlichen Religion erlaubten Sklavenhandel trieben, andrerseits aber für sich selbst, so scheint es, den Grundsatz beibehielten, Israeliten sollen weder unter einander noch viel weniger bei Fremden sich in ein Knechts- oder Dienstbotenverhältniß begeben.

Desto üppiger gediehen die Gedanken der Herrschaft und Unterthanenschaft im Christenthum. Die Uebereinstimmung des Alten und des Neuen Testamentes verstärkte sie. Wo diese am meisten stattfand, wie bei der Fürstenunterthänigkeit, da war auch solche Denkweise von längster Dauer. Weniger hinsichtlich der Priesterherrschaft, und noch weniger in Betreff der Sklaverei. Ob aber nun mit mehr oder mit weniger Kraft und Lebensfähigkeit, so zogen alle diese alt- und neutestamentlichen Ideen in die jungen, in der Bildung begriffenen Völker des Abendlandes ein, vermählten sich mit den bereits vorhandenen Anschauungen und Einrichtungen, wurden systematischer ausgebaut, und brachten großartige Kulturgebilde hervor.

17.

Vor allem erhob sich das christlich-katholische Priesterthum und die Priesterkirche. — Im Alten Testamente bemerken wir nur dreierlei Priester, den Hohenpriester, die gewöhnlichen Priester und die küsterartig dienenden Leviten. Zudem bilden diese kein in sich zusammenhängendes Ganzes und beschäftigen sich nur mit Gebeten und äußern Bräuchen. Im Christenthum baut sich erstlich eine wohlbesetzte Stufenleiter auf vom Küster zum Kaplan, Pfarrer und Dekan, zum Bischof, Erzbischof, Kardinal und Papst, sammt den zahlreich abgestuften Ordensämtern und der Klostergeistlichkeit und sammt den Beamten sonstiger Kirchenanstalten. Dabei steht die niedrere Stufe immer mit blindem Gehorsam unter den Befehlen und der geistigen Leitung der höheren, welche wieder ihrerseits einer höheren untergeben ist bis hinauf zur Spitze der ganzen Kirchenpyramide, zum Papste, welcher als Nachfolger des Apostels und des Gottessohnes in den Himmel hineinragt, gleich den himmelweisenden Thürmen der Dome und Münster, und von da wieder als Gottes Stellvertreter und Vormund zu den Menschen herab redet mit himmlisch unfehlbarer Eingebung. Zugleich bildet diese ganze wohlgestufte Priesterschaar ein festverbundenes lückenloses Netz, in welchem jedes einzelne Glied von dem Ganzen gehalten, getragen und unterstützt wird, so daß wer dem einzelnen Priester und seiner Religion den Glauben und christlichen Gehorsam versagen wollte, von der ganzen katholischen Christenheit des Erdkreises ausgeschlossen, und wo sie die Macht hat, zur Strafe gezogen würde. Auch richtet sich diese Priesterthätigkeit nicht blos auf äußeres Gesetz- und Zeremonienwerk, sondern die Kenntniß und Leitung der gläubigen Seelen bis in ihre innersten Geheimnisse erschließt sie sich mit den Schlüsseln des Himmelreichs und des Beichtstuhls. Von da endlich, von den Seufzern und Bekenntnissen der einzelnen Seelen laufen wieder alle Fäden der Geisterleitung wie die Nervenstränge des menschlichen Leibes zusammen in dem heiligen Stuhle zu Rom, in dem irdischen Sitze der himmlischen Zentralgewalt. Von solcher Erdengötterschaft

getragen, hat sich dann das Kirchenhaupt einst in der Blüthezeit des christlich-katholischen Glaubens auch über alle weltlichen Mächte emporgeschwungen. Ein Gregor VII. (1073—1085), Alexander III. (1159—1181) und Innocenz III. (1193—1216) forderten Kaiser und Könige vor ihren Richterstuhl, vergaben Throne und Reiche, stellten Gegenkönige auf, spannen Intriguen aller Art, stifteten Aufruhr und Krieg, verfluchten ihre Gegner und schlachteten sie hin, ganz wie der alte Samuel und seine Nachfolger schon im Kleinen gethan, sobald sie Gelegenheit und vor allem die Macht dazu besaßen. Am Grunde der ganzen Priester- und Kirchenpyramide endlich kniet und betet und wallfahrtet und singt und schafft und schenkt und stiftet die unabsehbare Masse der Laien, welche den ganzen festgefugten, prachtglänzenden Bau zu tragen, zu bezahlen, zu bevölkern und zu erhalten haben. Der Abgaben, Zehnten, Gefälle und Frohnden für die Kirche und Priesterschaft, für Klöster und sonstige geistliche Körperschaften und Anstalten wurden es darum natürlich auch nicht weniger sondern noch mehr als in Altisrael. Und der geistliche Stand gedieh dabei mit der Zeit so vortrefflich, daß z. B. in dem katholischen Kirchenparadiese Spanien um's Jahr 1787 nicht weniger als 142,830 Geistliche und geistliche Beamten vorhanden waren, die Mönche und Nonnen nicht gerechnet. Kaufleute zählte man dagegen nur 34,030 und Fabrikarbeiter 39,073, also ungefähr dreimal so viel Geistliche und Kirchenbeamte als Kaufleute oder als Fabrikarbeiter. Auch in Frankreich hat trotz der großen Revolution die Zahl der geistlichen Personen sich wieder so sehr gesteigert, daß sie vor vier Jahren, Priester, Mönche und Nonnen inbegriffen, auf 305,383 angegeben wurde. Zugleich nahm mit der Macht der Kirche und der Geistlichkeit auch die Zahl der von der Kirche in Anspruch genommenen Tage oder der kirchlichen Feste und Feiertage so sehr zu, daß man z. B. auf dem Konzil zu Konstanz (1414—1418) sich darüber beklagte, der Arme werde durch dieselben verhindert sich seines Lebens Nothdurft zu verdienen, und der Vermögliche werde zu Völlerei und Ausschweifungen verleitet. Und eine ähnliche Klage

haben in unsern Tagen die Zeitungen von Seiten der Fabrikanten des katholischen Westfalens gebracht, welche erklärten, die Mitbewerbung der Rheinlande nur unter der Bedingung aushalten zu können, daß sie auch an den auf Werktagen fallenden katholischen Feiertagen arbeiten ließen. Der bekannte Präsident der Fabrikanten, Krupp, war ihnen darin vorangegangen. Die Rheinländer aber sind ihre Feiertage durch die erste französische Revolution einst losgeworden.

18.

Neben der Pyramide des Priesterthums wuchs die des Grundherrenthums empor. Als nach der Völkerwanderung die Besitzverhältnisse sich zu ordnen begannen, gab es zweierlei Grundbesitz. Erstlich der freie Grundbesitz, wie er bei den alten Deutschen und bei den Römern vorhanden gewesen war, und zweitens der Miethbesitz oder Lehnbesitz, wie er sich bei den Römern und Galliern ebenfalls vorgefunden hatte. Der Lehnsbesitzer hatte das Gut eines Reicheren und Mächtigeren zum Lehen oder zur Nutznießung und wurde von demselben in allen Nöthen geschützt und unterstützt. Dafür mußte er ihm Abgaben geben, mancherlei Dienste leisten und sein ausdrücklicher Unterthan sein. Außerdem pflegten zu dem Gute noch hörige und leibeigene Knechte zu gehören. Auch die Könige gaben solche Lehen an ihre Beamten als Besoldung, die dann, wie die anderen, in den Familien erblich wurden. Auf der Seite des freien, selbständigen Eigenthums stand der freie und unabhängige Sinn des früheren Germanen und Römers, der sich selbst regierte und mit seinen Stammesgenossen oder Mitbürgern selbst vertheidigte. Auf der Seite des Lehnsbesitzers stand die Gesinnung der Unterwürfigkeit und ihr gegenüber die der Herrschsucht. Auf welche Seite mußte die christliche Religion den Ausschlag geben? Wir haben uns bereits überzeugt, wie

sehr die Gesinnung der Unterthänigkeit in ihr ausgeprägt war und gleicherweise die Vorstellung von den Befugnissen des weltlichen Herrschers, der nach alttestamentlichem Rechte die Unterthanen zur Heeresfolge und zu Dienstleistungen und Abgaben aller Art heranziehen konnte; und der überhaupt auch von dem Herrn erwählt ist: „Wenn du in's Land kommst .... So sollst du d e n zum König über dich setzen, den der Herr, dein Gott, erwählen wird" (5. Mos. 17, 14 u. 15). Außerdem erinnern wir uns aber, daß gerade was den Bodenbesitz betrifft, in den Schriften des Alten Testaments noch ganz besondere Einrichtungen und Vorschriften enthalten sind. Das Land gehörte in Altisrael dem Herrn, Jehova. In seinem Namen wurde es durch den Priester Eleasar und durch den Heerführer und Regenten Josua vertheilt; und zwar nicht als Eigenthum, sondern nur zur Nutznießung. Zunächst an die Stammesfürsten, von diesen an die Geschlechter, endlich an die Familien. Zu dessen Bebauung waren auch Knechte und Leibeigne oder Sklaven vorhanden. Der einzelne Familienvater hatte also sein Land zu Lehen vom Stamme und dessen Fürsten, und in letzter Linie von Gott und dessen Bevollmächtigten und Stellvertreter, dem Priester oder dem König. Mit allen diesen in der Religion enthaltenen Gedanken im Einklang schuf nun die mittelalterliche Christenheit das großartige Lehens- oder Feudalsystem, das sich über alle christlichen Länder verbreitete und gerade auch zur Zeit des Höhepunktes der Kirchenmacht, im 12. bis 14. Jahrhundert seine Vollendung erreichte.

An der Spitze steht der Papst und der Kaiser oder König des Landes, welche auf diesem weltlichen Gebiete um die Oberherrschaft rangen. Wie nicht minder einst Samuel und Saul. Der Papst als oberster Herr der Christenheit vergab Länder und Reiche, setzte Kaiser und Könige ab und ein, so viel er vermochte. Aber auch der Kaiser, der Oberherr des heiligen römischen Reiches deutscher Nation, gesalbt und gekrönt vom Oberpriester in Rom — ebenfalls gleich Saul und David von Samuel, oder gleich Josua von Eleasar (4. Mos. 27, 18 u. ff.) — hielt in weltlichen Dingen sich

für das Haupt der Christenheit und bevollmächtigt direkt von Gott. Gott der Herr ist es, „von dem ich Ehre und irdisches Gut zu Lehen trage und Leib und Blut und Seele und Athem und Leben," wie Schiller seinen Grafen von Habsburg sagen läßt. Als später die Papstmacht gesunken war, trat die Fürstenmacht unbestritten in das oberste Recht auf den Landbesitz ein. Ludwig XIV. sagt in seiner Instruktion an den Thronfolger: „Wir sind Stellvertreter Gottes" und „können über alle Güter (des Volkes), dieselben mögen Geistlichen oder Weltlichen gehören, als kluge Hausväter verfügen." Ebenso ist es in England noch heute giltige Rechtsanschauung, daß alles Land dem Landesherrn, dem König oder der Krone gehöre, an die es auch, wenn keine sonstigen Erben vorhanden, wieder zurückfällt. Von dem Kaiser oder Könige erhalten das Land zu Lehen als seine Lehensträger oder Vasallen, die Herzöge, Grafen, Barone, Ritter, sowie geistliche Würdenträger und Körperschaften, die sich wieder unter einander und schließlich den untersten Gutsbesitzer belehnen. Der Belehnte ist seinem Lehnsherrn zu Dienstleistungen und Abgaben verpflichtet, welche im Laufe der Zeit und in den verschiedenen Gegenden sich in solcher Mannigfaltigkeit einbürgerten, daß deren schließlich zusammen nicht weniger als 800 verschiedene Arten aufgezählt werden. Obenan tritt die Heeresfolge, eine, wie wir gesehen haben, bereits alttestamentliche Obliegenheit, zugleich aber auch eine veränderte Fortsetzung des altgermanischen Brauchs, daß die auf Eroberung ausziehende junge Mannschaft sich auf Leben und Tod einem Anführer angelobte. Die Durchführung dieses ganzen Verhältnisses wird begünstigt durch die Macht und Herrschbegier auf der einen und durch die Unterthänigkeit und Schwäche auf der andern Seite. Der kleinere Gutsbesitzer begab sich oft freiwillig in die Lehnsunterthänigkeit eines mächtigeren Großgrundbesitzers, und der bereits mächtige Lehnsherr suchte durch Unterwerfung der Schwachen seine Macht zu vergrößern, was er auch, auf die Religionsideen gestützt, für Recht hielt. So wuchs aus innerer Gesinnung wie durch die äußern Umstände gekräftigt der Grundsatz heran, daß „kein Land ohne Lehnsherr" sein dürfe,

und alles dessen man habhaft werden konnte, wurde mit Güte oder mit Gewalt in den allgemeinen Lehnsverband eingereiht und eingezwängt, bis das Spiegelbild der Priesterkirche, das Gebäude der mittelalterlichen Landhierarchie vollendet war: die Stufenleiter der Priester, das sind die Lehnsherrn bis hinauf zum König oder Kaiser; und dem Landadel gegenüber die Laien, das sind die armen hörigen und leibeigenen Bauern, deren Seele der Kirche, deren Leib und Gut und Leben und Schweiß dem Gutsherrn gehört.—Nur daß es hier mehr Ketzer gab als in der Kirche, nämlich die trutzigen, reichsfreien Städte und Ritter, die in keinen irdischen Lehnsverband sich einfügten, sondern wie jener Graf von Habsburg Gut und Leben nur von Gott dem Herrn selber zu Lehen tragen wollten, und außerdem als irdischen weltlichen Herrn nur dessen Stellvertreter, den Kaiser, den Herrn der Christenheit anerkannten.

Die religiöse Weltanschauung, die religiösen Ideen hatten gesiegt. Die Religion prägte den Gemüthern den Gedanken ein, daß der Grund und Boden nicht den Menschen, sondern dem Herrn gehöre, und daß der Mensch, dieser sündige Erdenpilger, ihn nur aus Gnaden zur Nutznießung inne habe; sie prägte die stufenweise Ueber- und Unterordnung ein, zuerst des Menschen unter Gott, dann der Menschen unter einander, sei es im Leben, sei es im Sterben. „Unser Keiner lebt ihm selber und Keiner stirbt ihm selber; leben wir, so leben wir dem Herrn, sterben wir, so sterben wir dem Herrn, darum wir leben oder sterben, so sind wir des Herrn" (Röm. 14, 7), sei es des geistigen, oder des gottverordneten weltlichen. Zu einem Herrn aufblicken können, auch zu einem weltlichen, und dessen Gewalt und Unbilden ertragen, macht den neutestamentlichen Christen selig. Und wenn er dabei selbst wieder Herr und Gebieter ist, so genießt er das weitere Glück auch mit den alttestamentlichen Gottesmännern, den herrschsüchtigen Profeten, Priestern und Fürsten fühlen zu können und so die Ideen der beiden heiligen Schriften, die alttestamentliche Herrschsucht und die neutestamentliche Knechtseligkeit zugleich in seinem Busen zu vereinen. Aus beiden aber, aus Herrschaft und

Unterthanenschaft, muß eine stufenförmige Ordnung sich ergeben, wie wir dieselbe in der Priesterkirche und nun auch in deren Abbild, im Lehenssystem oder in der Landhierarchie erblickt haben. Die religiöse Denkweise, die Allanschauung und das daraus hervorgehende sittliche Gefühl, welches ein Volk, d. h. die Mehrzahl der Mitglieder desselben, in Kopf und Herzen trägt, bildet gleichsam das Auge, mit dem es alle Dinge betrachtet, und die Richtschnur, nach der es sie ausführt, nach der es überhaupt alle seine Verhältnisse einrichtet und ordnet.

19.

Die unterste Stufe der Lehensherrschaft bildet derjenige Mensch, der kein andres äußres Gut mehr besitzt als seinen Leib, und der daher mit seinem Leibe einem Andern gehört, der Leibeigne, Hörige, Sklave. Das Christenthum besitzt im Alten Testamente die Billigung der Sklaverei. Im Neuen wird sie nicht verboten, doch keimt im innersten Kerne desselben die Begeisterung für Herzens- und Gewissensfreiheit. Das nach mehr als anderthalb Jahrtausenden von dem Dichter der Freiheit, von Schiller, gesprochene Wort: Der Mensch ist frei und wär' er in Ketten geboren, — bedeutet im Wesentlichen das Selbe wie das oben von dem Apostel gehörte: Der Sklave ist doch ein Gefreiter des Herrn, ist frei im Glauben und im sittlichen Leben. Auch mußte dieser innere Freiheitskeim, wenn er nicht gänzlich erstickt werden sollte, und zumal wenn er auf den freiheitsliebenden germanischen Boden verpflanzt und von der freien Luft griechisch-römischer Literatur durchweht und gespeist wurde, zur Abwerfung der fesselnden Bande und sogar früher oder später zu voller innerer und äußrer Freiheit führen, das Christenthum mußte zum Protestantismus und zum Menschenthum werden. Doch zunächst noch waltete,

durch die Wucht der alttestamentlichen Schriften verstärkt, von denen ja kein Tütel fallen soll (Matth. 5, 18; Luc. 16, 17), die geistliche und weltliche Herrschsucht auf der einen, und die apostolische Knechtseligkeit und Leidensbegeisterung auf der andern Seite vor, die es noch für eine Gottesgnade hält, sich stoßen und treten und schinden zu lassen. Das Priesterthum fällt daher nicht, erreicht vielmehr seine höchste Blüthe, das Fürstenthum und Grundherrenthum ringt mit ihm um den Preis der Macht und Tyrannei; und die eigentliche Sklaverei hört ebenfalls noch lange nicht auf in der Christenheit.

Natürlich, daß die Kirche auf Grund ihrer alten und neuen Heilsschriften niemals ein Verbot der Sklaverei erlassen konnte. Aber sie hat sogar diese Anstalt zur Uebung im Kreuztragen, nachdem der früher erwähnte kurze Anlauf zum Bessern mit den ersten Jahrhunderten vorübergegangen war, durch Strafdrohungen geschützt, und sie hat ferner, wie es scheint, gerade am zähesten an Hörigkeit, Leibeigenschaft und Sklaverei sammt Sklavenzucht festgehalten.

In den Besitz von Sklaven gelangte die Kirche einerseits durch fromme Schenkungen, andrerseits durch Bekriegungen und Bestrafungen. Zahlreiche Urkunden sind noch vorhanden, in denen „zur Errettung meiner Seele" zur „Buße meiner Sünden" Grundstücke und oft ganze Dörfer mit den darin wohnenden Sklaven der Kirche geschenkt wurden, so z. B. noch im Jahre 1224 das Vermächtniß eines Ritters von Dingelberg von zwei Dörfern mit einer zahlreichen Einwohnerschaft von Sklaven. Auch ging die christlich-knechtselige Frömmigkeit des Volkes so weit, daß viele, ganz im Sinne der oben angeführten Stelle des Petrusbriefes, ein Gott wohlgefälliges Werk zu thun glaubten, wenn sie sich selbst zu Leibeignen der Kirche oder speciell dieses oder jenes Heiligen erklärten. Sie hofften dann der himmlischen Seligkeit natürlich desto sicherer theilhaftig zu werden. Das war übrigens wieder ganz ähnlich wie bei den alten Israeliten, wo manche sich dem Herrn gelobten, wie oben erwähnt; nur daß solche dann mit Geld sich wieder auslösen mußten. In den Kriegen,

welche die Päpste führten, sowie bei Ketzer- und Judenverfolgungen scheint auch die Versklavung ein häufig angewandtes Mittel gewesen zu sein. Klemens VII. ermächtigte unterm 13. Juli 1528 den Bischof und die Ketzerrichter zu Brixen „anzuordnen, daß jeder Gläubige die Güter der unverbesserlichen Ketzer (nämlich der dortigen „Lutheraner") anfallen und sich erwerben und ihre Personen fangen und in immerwährende Sklaverei führen könne." Ebenso verordnete Pius V., als er 1567 die Juden aus dem Kirchenstaat vertrieb, daß die nach drei Monaten noch zurückgebliebenen zu „Sklaven der römischen Kirche gemacht und in immerwährende Sklaverei gebracht werden sollen." Klemens VIII. that 1579 im Kriege mit dem Herzog Este von Ferrari denselben in den Bann und verdammte alle Kriegsgefangenen zur Sklaverei. Was aber die Kirche einmal gutwillig oder mit Gewalt in ihre Hände bekommen hatte, hielt sie fest. Schon durch das vierte Konzil zu Toledo (633) wurde bei Strafe der Exkommunikation die Freilassung eines Sklaven verboten, wenn dadurch das Kirchengut oder das bischöfliche Einkommen geschmälert würde. Selbst der Bischof durfte eine solche nicht verfügen. Ueberhaupt ward im Verlauf des Mittelalters die eigenmächtige Befreiung eines Sklaven mit eben jener Kirchenstrafe belegt, und in Frankreich sollte z. B. die ganze Stufenleiter der Lehensherren bis zum Könige hinauf sie bestätigen, da ja alle ein Anrecht auf den Besitz des armen Leibeignen hatten, der übrigens im Jahre 1000 z. B. in England denselben Werth wie ein Falke oder Jagdhund besaß. Besonders war man auch dafür besorgt, daß von der künftigen Nachkommenschaft der Kirchensklaven ja kein Glied verloren gehe. Das Heirathen in eine andre kirchliche oder grundherrliche Sklavenschaar hinein war nur unter sichernden Bedingungen gestattet. Z. B. der Bischof Wilhelm von Paris erlaubte der Sklavin Adeline den Sklaven Bertrand des Klosters St. Germain zu heirathen mit der Bedingung, daß die Kinder aus dieser Ehe zwischen ihm und diesem Kloster getheilt würden; bei ungleicher Zahl sollte das Geld getheilt werden, welches der Verkauf ergab. Was übrigens die geburtliche Vermehrung der Sklaven

betrifft, so scheinen hierin die frommen Väter selber, zum Wohl und Gedeihen der Kirche, ihrer himmlischen Heilsanstalt, eine recht wackere Nachhilfe, sozusagen einen regelrechten Zuschuß geleistet zu haben. Die Konzile zu Toledo (658) und auch das spätere zu Pavia (1012) bestimmen, daß die unehelichen Kinder der Geistlichen zu Sklaven der Kirche werden. Das zu Iglesius auf Sardinien noch im dreizehnten Jahrhundert, daß die Kinder eines Geistlichen von seiner eignen Sklavin nicht ihm gehören, sondern zum Vortheil der Kirche verkauft werden sollen, während dagegen die mit einer fremden Sklavin erzielten nach oben angegebener Methode zwischen der Kirche, an welcher der Vater als Priester angestellt ist, und zwischen dem Herrn der Mutter getheilt werden. Oder war die Mutter, welche überwiesen war, unter Betheiligung eines Hochwürdigen einem Kirchensklävlein das Leben gegeben zu haben, selbst noch keine Sklavin, so sollte sie dadurch zu einer solchen gemacht und zum Besten der Kirche verkauft werden (Rom 1051). Wie schön doch das alles vorgesehen und eingerichtet und geordnet war, und wie selbst das Uebel sich der Kirche des Herrn zum Nutzen wenden mußte!

Auf allen diesen Wegen, zumeist wohl durch freiwillige und erzwungene Vermächtnisse, sammelte sich denn eine ganz erkleckliche Zahl von Hörigen, Leibeignen oder Sklaven bei der Kirche an. Alkuin († 804) z. B., der Freund und Lehrer Karls des Großen, welcher Abt von Tours und zugleich Besitzer von drei weiteren Abteien war, eignete deren im Ganzen nicht weniger als 20,000. Im gleichen Jahrhundert zählte man als Eigenthum des Bisthums zu Paris 160,000, und noch 1710 besaßen die Ritter des Malteserordens in Malta mehr als 10,000 Sklaven. Ueberhaupt befand sich besonders in manchen geistlichen Staaten noch im achtzehnten Jahrhundert beinahe die ganze Bevölkerung mit Ausnahme des Klerus in einem Hörigkeitsverhältnisse. — Indessen war seit drei Jahrhunderten in den außereuropäischen Kolonien die Negersklaverei eingeführt worden, ebenfalls unter den Augen, ja unter der ausdrücklichen Gutheißung der Kirche. Papst Paul III. z. B. verfügte 1542 durch eine

Bulle, daß der zwanzigste Theil des Goldes, „der Sklaven und anderen Waaren," welche aus Guinea kämen, dem König von Portugal als beständigem Großmeister des Christenordens zukommen sollte.

Im Allgemeinen blühte die Sklaverei in Europa am meisten unter den Nachfolgern Karls des Großen, unter denen nach Montesquieu sich nahezu der dritte Theil aller Bewohner des Reichs in diesem Zustande befand. Durch die Kreuzzüge und die Türkenkriege hat dann die Zahl der eigentlichen Sklaven wieder abgenommen, da nämlich die ersten großen gegen die Juden wüthenden und überall wie Raubgesindel hausenden Schaaren fast aus lauter entlaufenen Sklaven oder Leibeignen bestanden und auch die Leibeignen, welche dem Aufruf zu dem Türkenkriege folgten, dadurch die Freiheit erhielten. Ebenso hat sich wohl eine beträchtliche Anzahl in die frei und mächtig werdenden Städte geflüchtet, welche die Hörigkeit ihrer Bürger nicht mehr anerkannten und sie zu schützen wußten; und andre traten in die Klöster ein. Jedoch vernehmen wir noch z. B. in Deutschland im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert von Verkäufen versklavter Dörfer. Sogar noch 1532 kaufte ein Graf Friedrich von Zolr eine einzelne Sklavin. Und wie ist endlich das Verhältniß zu nennen, daß Friedrich II. von Hessen, der, nebenbei gesagt, zur katholischen Kirche übergetreten, 1778—1784 an England 20,000 seiner Unterthanen zum Kriege gegen die Vereinigten Staaten verkaufte, sie gewaltsam dorthin entsandte und sich für jeden gelieferten Mann dreißig Thaler, für jeden Gefallenen überdies zwanzig Pfund Sterling bezahlen ließ? „Sagen Sie Major Mindorff, daß ich außerordentlich unzufrieden bin mit seinem Benehmen, weil er die 300 Mann gerettet habe, welche von Trenton entflohen," schrieb er an den Oberbefehlshaber. 1650 sollten gefallen sein, machte 643,500 fl. für den Landgrafen. 300 Gerettete machte 117,000 fl. weniger!

Doch blieb immerhin der Geist christlicher Brüderlichkeit und geistiger Gleichberechtigung nicht ganz ohne Wirkung. Daß die eigentliche marktmäßige Sklaverei mehr und mehr in die seßhafte und dadurch gemilderte

Leibeigenschaft und Hörigkeit überging, ist jedenfalls auch dem Umstande zu danken, daß seit der allerdings etwas späten Verordnung des Papstes Adrian (790) die Sklaven eine kirchlich giltige Ehe schließen konnten, welche die Eigenthümer nicht nach Belieben trennen durften. Und dem kirchlichen Einfluß ist jedenfalls auch die Bestimmung der fränkischen Könige zu danken, daß wer einen Leibeignen mißhandelt, einer Kirchenstrafe verfällt, wenn der Mißhandelte sofort oder noch an demselben Tage stirbt. Denn diese Bestimmung ist genau mit der des Alten Testaments 2. Mos. 21, 20—22 gleichlautend, was uns wieder recht deutlich den Einfluß der religiösen Ueberlieferung aufweist. Sonst nämlich im Mittelalter war es allgemeiner Grundsatz, daß die Herren mit ihren Sklaven schalten können, wie ihnen beliebt. „Ihre Herren können sie (die Leibeignen) hängen lassen, da sie ihnen todt und lebendig gehören, und sie gefangen halten, wenn es ihnen gefällt, es sei mit oder ohne gegründete Ursache, denn darüber sind sie nur Gott Rechenschaft schuldig" (ganz gut christlich!) sagt ein französisches Rechtsbuch von 1280. Und dies Sklavenhalterrecht wurde auch von Geistlichen oft genug ausgeübt. Die Domherren von Notre Dame in Paris z. B. ließen im dreizehnten Jahrhundert alle ihre Sklaven von dem Dorfe Chatenay in ihren Gefängnissen umkommen, und auf die von der Regierung gemachte Vorstellung antworteten sie, daß nur ihnen das Recht über Leben und Tod ihrer Sklaven zustände. Doch hören wir endlich in alle diese Menschenknechtung und Menschenschindung hinein im gleichen Jahrhundert auch einmal den ursprünglich christlichen Brudergeist offen und frei sich aussprechen durch den Verfasser des sächsischen Rechtsbuchs „Der Sachsenspiegel": „Gott hat den Menschen nach ihm selbst gebildet und mit seinen Martern erlöset, den einen so gut wie den andern; .... nach meinem Sinne kann ich's nicht genehmigen, daß Jemand des Andern sein soll." Ueberhaupt gelangen wir mit dem dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert zugleich in eine Zeit der Freiheitsregungen, wie wir später noch beobachten werden, und es finden in derselben auch an verschiedenen

Orten Aufhebungen der Sklaverei statt, so in der freien Stadt Florenz, in der Republik Ragusa. Von Seiten der Kirche freilich, so viel ich in den mir zugänglichen Werken entdecken kann, nicht. Jedoch hat auch die Kirche in den folgenden Jahrhunderten und, wie es scheint, ganz in der Stille etwas von Verboten, wenigstens des Handels mit Sklaven, verlauten lassen; so erging ein erneutes Verbot des Papstes Gregor XVI. im Jahre 1839. Die katholischen Völker und Staaten hat man aber deßhalb in ihrer Sklavenhalterei nicht gestört bis auf den heutigen Tag.

Nun, wir haben die religiöse Ursache erkannt, warum die Aufhebung der Sklaverei niemals Grundsatz der christlichen Kirche sein konnte, sie liegt zunächst in dem Inhalt der heiligen Schriften. Wäre Jesus oder Paulus einen Schritt weiter gegangen und hätten sie nicht etwa die Aufhebung der Sklaverei zum Gebote gemacht, sondern nur von einem jeden Christen verlangt, daß er selbst keinen seiner Mitmenschen oder wenigstens seiner Mitchristen in Sklaverei halte, auf welchem Wege die Juden bereits vorangegangen waren, so hätte die christliche Kirche gewiß diesen Grundsatz auch durchgeführt, und sie hätte die Macht besessen, die Sklaverei unter Christen auszurotten, so gut und noch besser als sie die Macht besaß, Heidenthum, Islam und Ketzerei durch ganze Länder hin auszutilgen und Hohe wie Niedre an den Hexenpfahl zu bringen. Die befreiten Sklaven wären ja zudem überall ihre Bundesgenossen gewesen. Aber warum führt uns das Evangelium keine Szene vor, wo Jesus, wie er zu dem reichen Jüngling sagt: verkaufe Alles und gib es den Armen, — so zu einem reichen Sklavenhalter sagen würde: Gib deine Sklaven frei, mache sie zu deinen Brüdern, dann folge mir nach? Warum macht er den Sklaven des Hauptmanns zu Capernaum zwar gesund aber nicht frei, bewirkt überhaupt keines einzigen Freilassung, oder spricht auch nur davon, trotzdem er der Knechte oder Sklaven öfter erwähnt? Aus derselben Ursache, aus der er den ausweichenden Ausspruch that: gebt dem Kaiser was des Kaisers ist. Die politischen und sozialen Verhältnisse, mit einem Worte, die ganze Organisation der Gesellschaft lag außerhalb seines

geistigen Bereichs, ging über seinen Gesichtskreis und über den Kreis seiner Wirksamkeit. Er hielt wahrscheinlich die Sklaverei gerade so für Recht wie die griechischen Filosofen es thaten, oder wie Viele es heut zu Tage noch für Recht halten und meinen, es müsse so sein, daß der Eine, welcher Kapital besitzt, hundert Andre für sich arbeiten läßt, und den ganzen Gewinn ihrer Arbeit sich zueignet, während sie selbst ihr Leben lang arme Schlucker bleiben. Politische Kämpfe zu führen, politische Begriffe und Einrichtungen auszubilden, politische und soziale Folgerungen zu ziehen, das war nicht mehr Sache des gedehmüthigten und geknechteten Judenthums zu Jesu und der Evangelien Zeit. Dieses hatte sich ganz und gar auf das innerste Gebiet der Religion geflüchtet und zurückgezogen.

Die Entwicklung der staatlichen und weltlichen Verhältnisse hingegen hatte das Römerthum in der Menschheit übernommen, und erst nach Jahrhunderten, als römische und christliche Bildung zur Reformationszeit zusammentrafen, konnte es sich auch um Neugestaltung der staatlichen und Rechtsverhältnisse nach den christlichen Ideen der Brüderlichkeit und Gleichberechtigung handeln. Das Reich Jesu sollte zunächst nicht in dieser Welt, sondern in einem fantastischen wunderbaren Reich Gottes zu finden sein, das noch zu seinen Lebzeiten oder bald nachher kommen würde. Der Apostel aber konnte noch um so weniger äußere Freiheit predigen, als er ja innerlich unfreier war als Jesus, indem er selber von sich und jedem Christen erklärt, trotz aller äußern Freiheit, innerlich ein Knecht Christi, d. h. ein Sklave des Wunderglaubens und Autoritätsglaubens zu sein. Heute jedoch ist die Zeit gekommen, wo römische und christliche Bildung sich vereinigt hat, und wo auch die Erkenntniß der allmächtigen Natur und der natürlichen Abkunft des Menschen hinzugetreten ist. Und die heutige fortgeschrittene Menschheit läßt sich nicht mehr damit vertrösten, daß das Reich der Wahrheit und Freiheit nicht von dieser Welt sein solle, sondern sie spricht ihrerseits: Unser Reich und unser Glück, unsre Bestimmung und unsre Freiheit ist von dieser und in dieser Welt, und in keiner andern, und frei sind wir und wollen wir sein von aller unfehlbaren

Autorität nach innen, und von aller Autorität und Gewaltherrschaft nach außen, das ist das Recht unsrer Menschennatur. Diese selbstherrliche Menschheit wird auch die Sklaverei aufheben, und hat sie aufgehoben, so weit ihre Macht reichte, und sie wird sie einst noch aufheben, soweit die menschliche Zunge klingt und zwar nicht dem vermeintlichen Gott im Himmel, aber dem Glück und der Freiheit auf Erden ihre Lieder singt.

Ueberblicken wir die aus dem Bisherigen erfließenden Folgen für die ökonomischen Verhältnisse der Christenheit. Durch die Weltfluchtstimmung und die daraus hervorgehende Bevorzugung der Armuth, welche zwar durch das Alte Testament gemildert wurde, sowie durch seine Betonung des Gebets als Mittel zur Erlangung aller Güter schwächte das Christenthum den Erwerbstrieb, die Lust und Liebe zu irdischem Besitz und zur gewinnbringenden, bereichernden Arbeit ab. Durch seine Ausbildung der Priesterkirche und des Lehnsystems und durch seine Beibehaltung und Unterstützung der Sklaverei häufte es zudem erdrückende Lasten auf die arbeitenden Klassen, lähmte wie deren Arbeitsliebe so deren Arbeitskraft, wie dies bei aller unfreien Arbeit der Fall ist, und trug das Seinige dazu bei eine massenhafte versklavte und verarmte Bevölkerung zu schaffen neben einer wohllebenden Minderheit.

Christliche Liebe und Mildthätigkeit.

20.

Betrachten wir nun die andere Seite des ökonomischen Kreislaufs, die Vertheilung der erzeugten und überhaupt in den menschlichen Besitz gelangenden Güter. Theilweise mußte dies schon im Obigen geschehen durch Besprechung der Landvertheilung und der Zehnten und Abgaben. Es erübrigt uns noch wie beim Judenthum auch die Erfolge der Barmherzigkeit und Mildthätigkeit und überhaupt der Nächstenliebe zu beschauen.

Alles was Erbarmen mit den Armen und Nothleidenden, mit den Nackten, Hungrigen und Durstigen bedeutet, wird im Christenthum auf das Nachdrücklichste eingeschärft, und zwar noch mehr als im Judenthum der Fall war, da das Christenthum eine größere Erregung und Rührung des Gefühls hinzubringt, die ihm eigen ist. In jedem Nothleidenden erblickt der Christ seinen vielgeliebten Herrn und Meister, der für ihn, für den Sünder, in Leiden und Tod gegangen, der aber selbst nicht einmal hatte, wo er sein müdes Haupt hinlegen sollte, und zum Lohne der Tugend eine Dornenkrone auf Erden empfing. „Da wird dann der König sagen zu denen zu seiner Rechten: Kommt her, ihr Gesegneten meines Vaters, ererbet das Reich, das euch bereitet ist von Anbeginn der Welt! Denn ich bin hungrig gewesen, und ihr habt mich gespeiset. Ich bin durstig gewesen, und ihr habt mich getränket. Ich bin ein Gast gewesen, und ihr habt mich beherbergt. Ich bin nackt gewesen, und ihr habt mich bekleidet. Ich bin krank gewesen, und ihr habt mich besucht. Ich bin gefangen gewesen, und ihr seid zu mir gekommen. Dann werden ihm die Gerechten antworten und sagen: Herr, wann haben wir dich hungrig gesehen, und haben dich gespeiset? oder durstig und haben dich getränket? Wann haben wir dich krank oder gefangen gesehen, und sind zu dir gekommen? Und der König wird antworten und sagen zu ihnen: Wahrlich, ich sage euch: Was ihr gethan habt Einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir gethan" (Matth. 25, 34—41).

Eine solche menschlich liebreizende, von edelster Menschenliebe überströmende Darstellung der Gottheit wirkt wieder auf das menschliche Gemüth ergreifender als das Gebot des unsichtbaren Jehova, selbst mit der Erinnerung an die Schicksale des Volkes. Deßhalb treffen wir denn auch bei den Kirchenvätern der ersten Jahrhunderte Schilderungen zu Gunsten der Armen, gerade wie aus dem Munde heutiger sozialistischer Agitatoren, an; so die folgende bei Ambrosius (†397): „Ein Mensch bittet um Brod, und dein Pferd zerbeißt das Gold mit seinen Zähnen. Das Volk hat Hunger, und du verschließest die Speicher. Eine einzige Gemme deines Ringes könnte das Leben einer ganzen Schaar erhalten." Und bei Gregor von Nazianz (†390): „Wir sollten die Armen den Unbilden der Witterung ausgesetzt lassen, während wir in bequemen und prächtigen Häusern wohnen? ...... Die Armen sterben vor Kälte in ihren zerrissenen Gewändern und unter den Lumpen die sie kaum bedecken, und wir, wir schleppen hinter uns lange fliegende Kleider, gewebt aus Linnen und Seide! Die Armen leiden Mangel an den nothwendigsten Lebensmitteln, und ich, ich schwimme in allen Leckereien! Sie liegen hingestreckt vor unsern Pforten, abgemattet und schmachtend vor Mangel, kaum im Stande deutliche Worte zu sprechen, manchmal nicht im Stande die Hände auszustrecken und sich zu den Füßen der Reichen hinzuwerfen oder sie mit ihrem Jammer zu rühren: und wir, wir schlafen in weichen Betten, welche sorgfältig gegen die Strahlen des Tages geschützt sind."

Einzig in ihrer Art durch die ganze Weltgeschichte und aus tiefster Liebesgluth zum Heiland sowie aus demüthiger Hingebung an das Wohl seiner Menschenbrüder hervorgehend sind besonders auch die Erscheinungen des christlichen Mittelalters, wie jene oft hochgestellten Frauen, welche Schmuck und Putz und äußere Lebensfreuden dahingaben um die Armen aufzusuchen, mit ihrem Reichthum deren Noth zu lindern, und die ekelerregendsten Kranken zu pflegen — so eine Elisabeth von Thüringen, eine Hedwig von Schlesien und andere; oder welche um dies zu thun vielleicht sogar den Banden der bräutlichen Liebe und der Familie entsagten und

den Schleier nahmen. Noch merkwürdiger die Vereine der geistlichen Ritterorden, deren Mitglieder einerseits Muster männlicher Kraft, Tapferkeit und Ehrenhaftigkeit darstellten, andrerseits wieder ebenso Wittwen und Waisen zu beschützen, und gleich dem fußwaschenden Jesus und dem barmherzigen Samariter Kranke zu pflegen sich zur Aufgabe machten.

An Tiefe, an leidenschaftlicher Gluth und edler Entsagung steht die christliche Liebe und Mildthätigkeit mithin als leuchtender Glanzpunkt in der Menschheit und geht hierin der jüdischen voran. Auch bildet sie neben der Betonung des Glaubens- und Gewissenslebens einen dauernden geistigen Gewinn der Kultur, welcher unserm Geschlechte gewiß nie mehr verloren gehen wird. Gleichwohl hat sie für den Wohlstand der Völker nur wenig Förderliches an sich, besitzt in dieser Hinsicht vielmehr zwei eigenthümlich nachtheilige Seiten und einen tief eindringenden Schaden.

21.

Die erste Schattenseite der christlichen Liebe und insbesondre der christlichen Mildthätigkeit wird durch die Idee erzeugt, daß die Kirche, welche der Herr gestiftet hat, und welche im Auftrage des Herrn und Heilandes für die Erlösung und Heiligung der Menschheit arbeitet, auch am meisten der barmherzigen Gaben, ja des Glanzes und der Pracht werth und würdig sei. Hatte doch auch Jesus einst die verherrlichende Salbung seines Hauptes oder seiner Füße wohlgefälliger betrachtet, als das Geld dafür den Armen zu geben (Matth. 26; Marc. 14; Luc. 7; Joh. 12). Wenn daher schon die Fürsorge für die Nothleidenden und Armen, für die Nackten, Hungrigen und Durstigen, für die Kranken und Gefangenen einst beim Weltgericht in das Reich der ewigen Glückseligkeit führen wird; wenn gewöhnliche Almosen das Gedächtniß und die besondre Gnade

Gottes uns zuwenden (Ap. G. 10; vergl. Tob. 4 u. 12): so werden Geschenke und Stiftungen an die Kirche besonders verdienstvoll und geeignet sein die Sünden des Erdenlebens zu tilgen und den Himmel zu erwerben. Wie ja auch der Herr zu dem salbenden Weibe sagte: „Dir sind deine Sünden vergeben." Natürlich, daß man auch die vom heiligen Geist geleitete Kirche für am besten befähigt hielt, die Gaben der Mildthätigkeit zu verwalten und an Arme zu vertheilen. Ueberhaupt stehen unter den Bedürftigen nach des Jesuiten Diana Lehre, „fromme Lokale, wie Hospitäler, Kirchen und Klöster" oben an, da sie ja fortwährend „Lichter (Wachskerzen), Schmucksachen, Gebäulichkeiten bedürfen." Nehmen wir endlich dazu den andern Grundsatz, den schon Gregor VII. geltend machte, daß was der Kirche einmal geschenkt worden, ihr nie mehr entrissen werden könne," so mußte im Laufe der Jahrhunderte die christliche Frömmigkeit und Mildthätigkeit damit enden, daß immer größere Massen von Gütern bei der Kirche sich anhäuften, während in gleichem Grade die christlichen Völker verarmten. Freilich ging dieser Proceß etwas langsam von Statten, viel zu langsam für die immer wachsende Habgier der kirchlichen Anstalten, besonders der Klöster. Wie groß diese war, zeigt uns z. B. ein Ausschreiben Karls des Großen (†814), worin er den Aebten vorwirft, sie suchten Gelegenheit an den wenig bemittelten Mann zu kommen, der ihnen sein Eigenthum nicht freiwillig abtreten wolle, indem sie ihn so lange mit den schwersten Kriegs- und andern Lasten zu bedrücken wüßten, bis ihm endlich, arm gemacht, keine andre Wahl bleibe als ihnen sein Besitzthum zu überlassen. „Sagt ferner," schrieb der nämliche Kaiser, „ob Einer der Welt entsagt habe, der täglich dahin arbeitet, gleichviel durch welche Mittel, sein Besitzthum zu vermehren, bald durch Verheißung der Seligkeit des Himmels, bald durch Androhung der ewigen Höllenstrafen; oder auch der im Namen Gottes oder eines Heiligen irgend einen reichen oder armen, einfältigen und unklugen Menschen plündert." Hiezu war besonders auch die Lehre vom Fegfeuer recht brauchbar, welche von Papst Leo I. (440—461) in die

Glaubenslehre aufgenommen wurde. Daher zeigte sich denn die Erscheinung, daß in der Umgebung eines Klosters alles freie Eigenthum verschwand. Ganze Gemarkungen von Dörfern brachte die fromme Habsucht nach und nach an sich, wobei natürlich die Dorfbewohner allmälig verarmten, zu Taglöhnern des Klosters herabsanken, endlich sich verzogen, und die Dörfer verschwanden. So daß z. B. ein Geschichtsforscher zu dem Ergebniß gelangt, daß „in der bayerischen Pfalz die Zisterzienser-Klöster, besonders die von Otterberg und Eußerthal, eine größere Anzahl von Dörfern haben eingehen machen, als selbst der 30jährige Krieg vermochte." Der Aufhebung der Klöster durch die Reformation verdanken dann viele Orte ihr Dasein. Mit Riesenschritten ging vollends die kirchliche Bereicherung vor sich, als die Glaubensverfolgungen, von denen weiter unten die Rede sein wird, der Kirche noch die Mittel der Gewalt in die Hand gaben, um sich zu Ehren ihres Herrn und Heilandes durch die Besitzthümer ihrer Gegner zu bereichern. Am meisten in Spanien. In diesem gut katholischen Lande befand sich z. B. am Anfang dieses Jahrhunderts fast ein Drittheil alles Bodens im Besitz der Kirche, und unter Anderm gehörten ihr in der Stadt Sevilla von 9000 Häusern nicht weniger als 7000! Das ganze Einkommen der Geistlichkeit betrug 1820 sogar 52 Millionen Piaster, während dasjenige des Staates sich nicht einmal auf die Hälfte, nämlich auf 21 Millionen bezifferte: wobei von den Staatsschulden zwei Drittel den geistlichen Körperschaften heimzuzahlen waren. Darf man sich da über Verarmung des Volkes und dessen Abhängigkeit von der Kirche wundern? Ebenso besaß in Frankreich vor der großen Revolution die Masse des Volkes kaum den dritten Theil des Grundeigenthums. König, Adel und Geistlichkeit hatten zwei Drittel in Händen. Und von dem einen Drittel mußten dem Gutsherrn die Feudalgefälle, dem Klerus der Zehnt, dem König die Steuern entrichtet werden. Aber auch seit der großen Revolution hat die Schaar der armen Himmelspförtner und entsagenden Jesubräute wieder so trefflich gearbeitet, daß das Vermögen der Jesuiten daselbst über eine Milliarde Franken geschätzt wird, der Grund-

besitz der weiblichen Körperschaften im Jahre 1859 auf 105 Millionen und das Vermögen aller geistlichen Korporationen jetzt wieder sogar auf mehr als 20 Milliarden.

Kein Wunder, wenn bei solchen Zuständen die zur Verzweiflung gebrachten Nationen sich empörten und der Kirche wieder die Güter gewaltsam entrissen, welche diese neben friedlicher Ausbeutung der Frömmigkeit oft nicht minder durch Bedrängung und Gewaltthat sich angeeignet hatte. Wollten sie nicht auf dem eignen Lande ihrer Väter zu einem Haufen von Bettlern werden, so blieb ihnen keine andre Wahl. In den protestantisch gewordenen Ländern wurden die Kirchengüter daher zur Zeit der Reformation eingezogen, in Oestreich theilweise unter Joseph II., in Frankreich durch die große Revolution, in Italien und Spanien zu unsrer Zeit auf gesetzlich friedlichem Wege. Und doch, war nicht die Kirche so mildthätig gewesen? Hatte sie nicht denjenigen, die sie vorher durch jahrhundertelange Beraubung arm gemacht, Kloster- und Bettelsuppen ausgetheilt, um sie vom Hungertode zu retten? Ja, war sie nicht bereit, den Armen alle himmlischen Seligkeiten zu versprechen, so sie nur hübsch fromm und folgsam sein wollten? — Wer weiß übrigens, wie weit es einmal hier in den Ver. Staaten gedeihen kann, wenn die Kirchen auch hier so fortfahren, Reichthümer aufzuhäufen und zum Theil im Westen großartige Landankäufe zu machen. Sind doch die Besitzthümer derselben jetzt schon beträchtlich, so daß das Kirchenvermögen z. B. in New York nur an Grundstücken, Kirchen und Häusern auf 90 Millionen veranschlagt wird, während das bewegliche sich jeder Schätzung entzieht. Die reichste Kirche in New York und in der Union, die protestantische Dreifaltigkeitskirche, wird sogar alles in allem, mit ihren großen Häusermassen, in denen z. B. 764 Wirthschaften, darunter neben einer Minderzahl anständiger Erholungsplätze eine ganze Reihe der niedrigsten Schnapskneipen und 96 der Polizei bekannte Lasterhöhlen sich befinden, allein auf 70 Millionen Thaler geschätzt. Auf mehrere Millionen auch das Kircheneigenthum zu Buffalo, N. Y., das sich nur in den letzten vier Jahren um 2 Millionen vermehrt

haben soll. Ueber den Erzbischof in St. Louis wurde mir ferner schon vor mehreren Jahren von gut unterrichteter und glaubwürdiger Seite versichert, daß derselbe hundert Millionen in den dortigen Banken liegen habe, und selbstverständlich damit noch weitere hundert Millionen kontrolire.

Auch hat der interessante, für die Interessirten allerdings keineswegs spaßhafte Purzelbaum des hochwürdigen Bischofs Purcel in Cincinnati bei einer Schuldenlast von nahezu 5 Millionen zur Genüge gezeigt, wie vertrauensduselig die Heerde der Gläubigen auch in diesem Lande ihr Vermögen der Kirche zu Füßen legt, wie gierig die Kirche es einzuheimsen versteht, wie schwer es hält, es wieder aus ihrem vielverdauenden Magen herauszupumpen, und wie eifrig die ganze Klerisei Handlungen, die sonst für ehrlos und verbrecherisch gehalten würden, mit dem Mantel der kollegialen Liebe zu bedecken weiß, indem sie den Betreffenden in Würden und Ehren hält, wie wenn nichts geschehen wäre. O Adele Spitzeder, wärst du doch ein amerikanischer Bischof gewesen, du wärest nicht in's Zuchthaus gewandert! — Das gesammte Kirchenvermögen aller Sekten in den Ver. Staaten schätzte bekanntlich Präsident Grant in seiner Botschaft vom 7. Dezember 100 ('75) auf 1000 Millionen und berechnete dessen Werth für das Jahr 1900 bereits auf 3000 Millionen. Und das alles ist bis jetzt noch steuerfrei, und um die Kirche in Anhäufung ihrer Reichthümer zu schützen, müssen alle Andern, Gläubige wie Ungläubige, Wittwen und Waisen Steuern bezahlen, während die Kirche den Schutz des Staates und alle Vortheile der zivilisirten Gesellschaft unentgeltlich genießt. Nun, die Bäume werden nicht in den Himmel wachsen. Aber die politische Gerechtigkeit und Weisheit dieses Volkes könnte durch passende Gesetze, wie sie in der That auch in einzelnen Staaten schon begonnen hat, ein Uebel im Entstehen ausrotten, das, zu übergroßer Macht herangewachsen, vielleicht wie einst die Sklaverei nur unter blutigen Kämpfen wird bewältigt werden können. Die neulichen Erfolge der Jesuiten im Territorium Neu Mexiko haben uns wenigstens gezeigt, was die geschickte und verschlagene Agitation dieser Kirchenpioniere unter Um=

ständen auch in diesem freien Lande zu leisten vermag. Denn der Orden hatte bereits die Kontrole über die gesetzgebende Versammlung in Händen und ließ nach seinem Wunsche und Vortheil Gesetze machen, die nur durch die Einsprache des Kongresses wieder ungiltig wurden.

22.

Eine zweite Schattenseite der christlichen Liebe für den Wohlstand der Völker entspringt aus deren besondrer Natur. Sie soll gehegt und gefühlt werden in gleichem Grade zu Allen, wenigstens zu allen Gläubigen, ohne allen Unterschied und alle Abstufung, sei es zu Gatte oder Gattin, zu Eltern, Kindern oder Geschwistern, zu Freund oder Feind, zu Fremdling oder Bekannten, alle sollst du lieben wie dich selbst, im höchsten Grade, gleich dem Meister, der sein Leben für alle gelassen hat. Soll ich aber einen Jeden lieben wie mich selbst, so kann ich als Handels- und Geschäftsmann keinen Gewinnst an ihm machen, keinen Profit von ihm nehmen wollen, so wenig wie von mir selbst. Ich muß ihm daher die Waare geben, wie ich sie mir selbst gebe, das heißt zum Kostenpreis; und wenn er den nicht bezahlen könnte, so gebietet ja die christliche Liebe und Barmherzigkeit, daß ich sie ihm unentgeltlich gebe, ihm schenke, sofern er nur ihrer bedarf, wenigstens mehr bedarf als ich selber. „Wer zween Röcke hat, der gebe dem der keinen hat, und wer Speise hat, thue auch also (Luc. 2, 11)." Und wer Schuhe und Stiefel, oder Eisenwaaren, oder Ellenwaaren, oder Kartoffeln und Weizen, oder Bücher, oder was sonst immer auf Lager und im Vorrath hat, der theile den christlichen Brüdern und Schwestern mit, die nicht so viel haben wie er, bis er selbst auch nur so viel hat wie die wenigst Habenden oder Aermsten, d. h. bis Alle gleich arm oder gleich reich, oder bis Alle in gemeinschaftlichem Besitze aller Güter sind.

Hier hört offenbar der Handel und das Geschäft in dem Sinne, daß

der Einzelne sucht möglichst viele und möglichst hochbegehrte Waaren aufzuhäufen und sie zu möglichst hohem Preise, also mit möglichst großem Gewinnste zu verkaufen, auf. Er würde der christlichen Nächstenliebe geradezu widersprechen. Führt gleichwohl das wirkliche Leben mit seinen Anforderungen und Verlockungen dahin, das Geschäft zu betreiben, so wird doch der wahre Christ bei dieser ganzen Thätigkeit kein recht frohes und gutes Gewissen haben können. In dem Maße als er von Begeisterung erglüht dem Vorbilde seines Herrn und Heilandes zu folgen, wird er vielmehr Unlust, ja eine gewisse Verachtung gegen solches Treiben und Unternehmen in sich verspüren, das statt freiwillig den Brüdern mitzutheilen, darauf spekulirt, aus den Bedürfnissen und Nöthen der Mitmenschen Nutzen zu ziehen. Daher würde auch seit jeher vom Christenthum die Geringschätzung gegen diejenigen Berufsarten genährt, welche sich mit Geschäft und Handel abgaben. Die andern Stände, vor allen natürlich der gottgeweihte Priesterstand, dann gleichsam die Priester des Staates und der Wissenschaft, die Offiziere, Beamten und Gelehrte, sowie das adelige Grundherrenthum blickten auf die sogenannten bürgerlichen Beschäftigungen als auf etwas Erniedrigendes und Entehrendes herab. Die Folge mußte sein, daß alle hochbegabten Geister sich jenen vorgezogenen Lebensstellungen zuwandten und das Geschäft den Unbedeutenderen, und auch den Juden überließen. Wie es ja heutzutage noch, wenigstens in Deutschland, häufig wie eine Schande, eine Art Familienunglück betrachtet wird, wenn einmal der Sohn einer Geistlichen-, Beamten- oder Offiziers-Familie ein Geschäft oder Handwerk erlernt, gewöhnlich nur weil er zu nichts Andrem mehr taugt; was wieder für die Blüthe der Geschäfte nicht vortheilhaft ist, da es denselben eine Anzahl nicht der besten, sondern der unbrauchbarsten Elemente der Gesellschaft zuführt. Diese von der Religion unterstützte Gesinnung mußte, ähnlich wie die Weltfluchtstimmung und Armuthsliebe, beim Christenthum dem Aufblühn des Geschäfts- und Handelsgeistes entgegenwirken, und wir werden auch darin eine der Ursachen zu finden haben, warum im Mittel-

alter das Geschäfts- und Handelsleben unter Christen so lange keinen Aufschwung nahm und meist nur den von ihrer Religion hierin mehr begünstigten Juden überlassen wurde, bis es durch die Kreuzzüge und den neuen Geist des Reformationszeitalters wenigstens für eine Zeit lang allgemein angeregt wurde.

Durch die christliche Nächstenliebe, nach den Vorschriften des Evangeliums durchgeführt, würde aber nicht blos Geschäft und Handel unmöglich gemacht und wird in seinem innersten Antriebe verkümmert, sondern auch die produzirende Arbeit und mit ihr der Wohlstand und die Bildung der Gesellschaft würde bald aufhören.

Wer keinen Rock hat, soll von dem Zweiröckigen, wer keine Speise hat, von dem, der mehr an Speise besitzt, überhaupt wer ärmer ist, soll von den Reicheren aus christlicher Nächstenliebe seine Bedürfnisse befriedigt erhalten. Dabei ist nichts davon gesagt, daß der Empfänger auch Arbeit dafür leiste, er soll empfangen, einfach weil er dessen bedarf. Die Arbeit kann mithin nur stattfinden, je nach Lust und Liebe und Fähigkeit; und wer weniger arbeitet, erhält von dem was eben da ist, gerade so viel als jeder Andre, d. h. als er für seine Person und Familie nöthig hat. Wie auch in dem Gleichniß von den Arbeitern im Weinberge (Matth. 20) diejenigen, welche nur wenig, oder gar nur eine Stunde gearbeitet haben, doch ebensoviel Lohn erhalten, als diejenigen, welche des ganzen Tages „Last und Hitze getragen haben." Der Herr in seiner Güte will es eben einmal so mit ihnen halten, „oder habe ich nicht Macht zu thun was ich will mit dem Meinen? Siehst du darum scheel, weil ich so gütig bin?"— hält er denen entgegen, die sich über Unrecht beschweren. Auf Gerechtigkeit, auf das Gleichgewicht zwischen Wirkung und Ursache, zwischen Lohn und Leistung kommt es mithin bei der Arbeit und bei der christlichen Vertheilung des Lohnes oder Genusses nicht an, sondern wer besitzt, soll aus Liebe es vertheilen, wer arbeiten will, nach Lust und Liebe arbeiten, und wer empfängt, aus Lust und Liebe empfangen, d. h. empfangen so viel als er ersehnt und bedarf. Eine solche Gesellschaftsordnung wäre nicht

bloß ungerecht, sondern sie müßte auch bald dahin führen, daß immer weniger Mitglieder des Tages Last und Hitze tragen, und immer mehr bloß genießen wollten, es würde immer weniger anstrengend und überhaupt immer weniger gearbeitet werden, und mit dem Müßiggang und seinen Lastern würde zugleich immer größere Armuth, Rohheit und Unordnung einziehen. Das ist leicht einzusehen. Um diesem Uebelstande abzuhelfen, müßte dann die bloße Liebe bei Seite gesetzt werden, und an ihre Stelle die Gerechtigkeit in Vertheilung des Lohnes je nach der Arbeitsleistung eintreten. Dies hat sich auch sehr bald bei den ersten Christen herausgestellt. Sie folgten zunächst dem Beispiele ihres Meisters. In brüderlich kommunistischer Weise wandelte Jesus mit seinen Jüngern umher. Die Almosen, welche sie empfingen (Joh. 12, 6), kamen in eine gemeinsame Kasse, aus welcher theils selbst wieder Aermeren Gaben gespendet (ebenda V. 5), theils Nahrungsmittel angeschafft wurden (Luc. 9, 13), wenn nicht das Gebet für diesen Zweck in Anwendung kam. Ungefähr in der gleichen Weise wird auch das Zusammenleben der ersten Christen in Jerusalem geschildert (Ap. G. 2, 44—46): „Alle aber die gläubig waren worden, waren bei einander und hielten alle Dinge gemein. Ihre Güter und Habe verkauften sie, und theilten sie aus unter Alle nach dem Jedermann noth war." Doch dieses auf gemeinsamem, kommunistischem Besitz und auf Austheilung nach Bedürfniß eines Jeden beruhende Zusammenleben kehrte bald genug seine Schattenseiten heraus. Im zweiten Thessalonicherbrief (Kap. 3) ersehen wir die verschiedenen Stufen, welche diese Art von wirthschaftlicher Ordnung rasch durchlief. Der von allen am meisten organisirende Apostel findet zunächst aus, daß es „unartige und arge Menschen" gibt, von denen man erlöst werden muß; solche, die „nichts arbeiten, sondern Vorwitz treiben." Denn „der Glaube ist nicht Jedermanns Ding," wie er sagt, und er hat sicherlich sehr Recht, wenn er damit den Glauben meint, der glaubt arbeiten und des Tages Last und Hitze tragen zu müssen, trotzdem er eben so genußreich leben könnte, wenn er nicht viel oder gar nicht arbeitete; und den

Glauben, der glaubt arbeiten zu müssen, um aus christlicher Liebe den argen Menschen und Vorwitztreibern, das heißt den Taugenichtsen und Tagedieben, wenn sie keine Röcke und keine Speise haben, solche schenken zu können. Darum hatte er ihnen vorher schon geboten: „so Jemand nicht will arbeiten, der soll auch nicht essen." Das ist schon nicht mehr ächt christlich. Denn Christus verlangt bei der Weltgerichtsszene nicht etwa, daß man nur demjenigen Hungrigen zu essen geben solle, der vorher gearbeitet hat, was gerade kein sonderliches Zeichen von Nächstenliebe wäre; und wer überhaupt wie der Christ aus Gnaden selig wird, wer aus purer Liebe und Barmherzigkeit, ohne alles eigne Verdienst vom himmlischen Vater die ewige Seligkeit geschenkt erhält, der kann wahrhaftig auch wieder seinerseits in diesem kurzen Erdenleben aus lauter Gnade und Barmherzigkeit seinen Bruder speisen und kleiden, ohne daß derselbe es im Geringsten verdient hätte; und wenn er „Vorwitz treibt," so soll er ihm ja siebenzigmal siebenmal (Matth. 18, 22), d. h. jederzeit vergeben. Auch soll er nicht über ihn richten (Matth. 7, 1); das wird der Herr am jüngsten Tage schon alles selbst besorgen, vorausgesetzt, daß der betreffende „Unartige" und „Arge" nicht noch in der zwölften Stunde oder wenigstens im Sterbestündlein sich bekehrt und so den Eingang zum Himmel sich doch noch sichert. Statt der bloßen Liebe sehen wir mithin, wie schon zu des Apostels Zeit die menschliche Natur und die Noth der Verhältnisse auf die Handhabung der Gerechtigkeit hinwies. Doch der Apostel geht noch einen Schritt weiter, er hebt nicht bloß das Austheilen aus der gemeinsamen Kasse oder aus dem gemeinsamen Vorrath, je nach dem Jeder etwas bedarf, sondern er hebt die gemeinsame Kasse selbst auf. „Solchen (Unordentlichen) aber gebieten wir und ermahnen sie, durch unsern Herrn Jesum Christ, daß sie mit stillem Wesen arbeiten und ihr eigen Brod essen." Und sie können sich dabei den Apostel zum Muster nehmen. „Denn wir sind nicht unordentlich unter euch gewesen," so schreibt er, „haben auch nicht umsonst das Brod genommen von Jemand, sondern mit Arbeit und Mühe Tag und Nacht haben wir gewirket, daß

wir nicht Jemand unter euch beschwerlich wären. Nicht darum, daß wir deß nicht Macht haben, sondern daß wir uns selbst zum Vorbilde euch geben uns nachzufolgen.“ Statt bei seinem Aufenthalte in den Gemeinden aus der Gemeindekasse zu zehren, arbeitete er also so viel als möglich zugleich auf seinem Handwerk der Teppichmacherei, wie er dies z. B. in Korinth that (A. G. 18, 3), wo er sich zu diesem Zweck bei einem Kollegen Teppichmacher einquartirte; was nebenbei gesagt, bei Jesus auch wieder nicht der Fall war. Zuerst gemeinsame Kasse, und Jeder erhält daraus was er braucht, ohne Rücksicht darauf, was er etwa hineingeschenkt hat, oder was er durch Arbeit verdient. So bei Jesus und den ersten Christen in Jerusalem. Aber die Faullenzer stellen sich ein, wie in Thessalonich. Daher das Gebot: wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen. Aber wie viel soll denn jeder arbeiten, und wer dies und wer jenes? Darüber wird immer wieder von solchen Vorwitztreibern und Tagedieben herumgestritten, die sich mit Nichtsthun durchbringen und dabei doch aus der gemeinsamen Kasse leben wollen. Daher ist es am besten, ein Jeder arbeitet für sich und ißt auch sein eigen Brod. Für die wirklich würdigen Armen und Nothleidenden bleibt dann immer noch die christliche Mildthätigkeit übrig. Das ist der Entwicklungsgang der christlichen Liebe in Beziehung auf die Ordnung der wirthschaftlichen Verhältnisse. Sie geht zuerst prinzipiell vor und gelangt dabei auf den Kommunismus des Besitzes und des Genusses. Aber auf diese Weise verfehlt sie ihren Zweck, statt für alle zu sorgen, läßt sie das Wohl der Gesellschaft durch die Nichtsthuer schädigen. Nun wird die bloße Liebe aufgegeben und die Gerechtigkeit hinzugethan: Nur wer arbeitet, darf mit verbrauchen. Doch jetzt fehlen wieder alle Vorschriften und Grundsätze darüber, was und wie viel und um welchen Preis oder um welche Vergütung gearbeitet werden soll, oder was einem Jeden zu verbrauchen noth thue. Daher gelangt man schließlich auf den Ausweg, Jeden sich selbst zu überlassen, und wer eben in Noth geräth, der wird unterstützt, und so ist es der Hauptsache nach in der Christenheit geblieben bis auf den heutigen Tag. Die christliche Religion ist unfähig

gewesen, die sozialen oder ökonomischen Verhältnisse der Völker ihrem Hauptgrundsatze, der Liebe, gemäß zu organisiren.

Die Ursache liegt darin, daß die Liebe nur ein einseitiges Prinzip ist, das zur Herstellung des vollen Lebenskreislaufs noch nicht hinreicht. Liebe heißt so viel als Hingebung in die Gemeinschaft, Gemeinschaftsleben. In ökonomischer Beziehung bedeutet sie Hingebung des Besitzes in die Gemeinschaft, Gemeinbesitz, Kommunismus. Die Hingebung unsres Besitzes in die Gemeinschaft setzt aber voraus, daß wir einen solchen Besitz zu eigen haben. Stete Liebe zu üben, würde also bedeuten, steten Besitz in die Gemeinschaft abgeben und zugleich dafür wieder steten Besitz uns erwerben. Oder mit andern Worten: Die Liebe wird dann im höchsten Grade stattfinden können, wenn vorher die kraftvolle Ausbildung und die Bereicherung des Einzelnen im höchsten Grade stattgefunden hat, und sie wird dann stetig andauern können, wenn diese Selbstvollendung und Selbstbereicherung des Einzelnen fortwährend stattfindet. Dem Mittheilen oder Ausgeben der Liebe muß ein sich Aneignen oder Einsammeln entsprechen. Neben die Liebe haben wir mithin ein zweites, ihr entgegengesetztes, aber sie ergänzendes Prinzip zu setzen, das der Selbstsorge oder des Egoismus, das Wort in diesem guten Sinne genommen. Wenn die Gesellschaft so organisirt wäre, daß sie jedem Einzelnen die Möglichkeit gäbe, alle seine Anlagen, körperliche und geistige, aufs Vollkommenste auszubilden, und sich geistig und ökonomisch zu einem möglichst reichen und machtvollen Individuum zu machen, und wenn andrerseits ein jedes von diesen frei, reich und machtvoll ausgebildeten Individuen nach Maßgabe seines Vermögens dazu beitragen würde, das gleiche erwünschte Loos allen übrigen zu bereiten, so hätten wir offenbar die vollkommenste Gemeinschaft. Das wäre aber keine kommunistische, sondern eine solche, in welcher neben der Liebe auch die Selbstsorge, das „Hilf dir selber", berechtigt und gefordert und ausgebildet wäre, und wo dann neben Liebe und Selbstsorge als dritte im Bunde, die Gerechtigkeit eintreten und bestimmen würde, welches die Rechte und Pflichten des Einzelnen, und welches die Anfor-

derungen und die Befugnisse der Gemeinschaft sind. Das Christenthum aber mit seinem: Liebe deinen Nächsten wie dich selber, und: Theile mit ihm was du besitzest — kennt keine Selbstsorge, wenigstens keine irdische, ökonomische. Eine Selbstsorge um das Seelenheil kennt es schon: „Schaffet, daß ihr selig werdet, mit Furcht und Zittern" (Phil. 2, 12 u. a.); aber auch diese ist nur scheinbar, denn der Herr mit seiner Gnade und seinem heiligen Geiste muß ja schließlich doch den Glauben sammt der Erlösung und Heiligung wieder selbst fertig machen, und er hat sogar mit seiner Allmacht und Allwissenheit das alles schon vorgesehen und bestimmt.

Außerdem steht dieser scheinbaren geistigen Selbstsorge wieder andrerseits der überwältigende geistige Kommunismus des Christenthums gegenüber, der darin liegt, daß jeder Christ einen und den selben Glauben haben soll (vgl. Eph. 4), also alle die gleiche religiöse Denkweise gemeinsam, kommunistisch besitzen sollen, und sich hierin nicht selbst helfen, sich keine besondre Ueberzeugung bilden dürfen. Und dieser Kommunismus wurde lange genug gegen alle geistige Selbsthilfe Einzelner, welche das Privateigenthum einer besondern Ueberzeugung besitzen wollten und deshalb für sogenannte Häretiker, Schismatiker oder Ketzer erklärt wurden, blutig durchgeführt.

Der Kommunismus liegt mithin im innersteu Kerne der christlichen Religion, er liegt in deren Liebesgebot und liegt in deren Gebot des gemeinsamen Glaubens. Er wurde nach seiner ökonomischen Seite von Jesus und seinen Jüngern, sowie von den ersten Gemeinden geübt, aber er scheiterte auch alsbald in der Ausführung. Gleichwohl durchzieht und durchsetzt er die ganze christliche Geschichte und hat sich auch in zahlreichen gesellschaftlichen Gebilden wieder auskrystallisirt. Hauptsächlich in den Mönchsgemeinschaften. Sie knüpften anfänglich an die Idee des Paulus vom Arbeiten und Essen an. Die ersten Mönchsschaaren unter Pachomius (†348) in Egypten waren zugleich Handwerker verschiedener Art, die ihren Unterhalt durch Arbeit und durch Verkauf ihrer Waaren gewannen

und den Ueberschuß an die Armen gaben. Später, im Abendlande, drang die Ansicht durch, daß die Gemeinschaft als solche, das Kloster, der Orden Güter und sogar Reichthümer besitzen könne, dieses wiederspreche nicht dem Gelübde der Armuth jedes Einzelnen. Da verschwand denn, leicht erklärlich, die Arbeit immer mehr, und von dem Arbeiten und Essen des Apostels blieb bei den immer fauleren Mönchen bald so ziemlich nur noch das Essen übrig, das nöthige Trinken natürlich nicht zu vergessen. In diesen Klöstern war auch das kommunistische Leben um so leichter durchzuführen, als man die nöthigen geistigen und leiblichen Zuchtmittel, geistliche Bußen, Strafzellen und Folterkammern, besaß, um die „unordentlichen" und „vorwitzigen" Elemente, die dem Apostel so viel zu schaffen gemacht hatten, im Zaume zu halten, und als da überhaupt auch der christliche Geist der Unterwürfigkeit durch das Gelübde des Gehorsams am stärksten ausgebildet war. Ueberdies bereitete die Ordnung der Arbeiten keine Schwierigkeiten, wo die ganze Gemeinschaft in allgemeiner Faulheit hauptsächlich da von den Schenkungen und der Arbeit der Außenstehenden lebte.

Auch außerkirchliche kommunistische Gemeinschaften, d.h. solche, die nicht zugleich kirchliche Anstalten waren, jedoch beseelt von dem Geiste christlicher Bruderliebe, angewandt auf die ökonomischen Verhältnisse und häufig vermählt mit dem früher erwähnten Geiste der Armuthsliebe, tauchten da und dort im Christenthum auf und durchziehen das Leben desselben bis in unsre Tage. Sie begannen hauptsächlich im dreizehnten Jahrhundert und es sind vom mittelalterlichen Christenthum hierher zu rechnen die Humiliaten oder „Katholischen Armen" in Frankreich, aus welchen zum Theil die kirchlichen Bettelorden hervorgingen; dann die in Frankreich, Deutschland und Italien verbreiteten „Brüder und Schwestern des freien Geistes"; und auch die Beghinen und Begharden, vorwiegend in den Niederlanden, welche schwesterlich und brüderlich zusammenwohnten und sich meist von ihrer Hände Arbeit ernährten, ohne gerade an kommunistische Lebensweise gebunden zu sein. — Mit und nach der Reformation blühte der außerkirchliche Kommunismus von neuem auf, wie wir später noch sehen werden.

Auf den Wohlstand der Völker wirkten alle diese Gemeinschaften vorwiegend nachtheilig, da sie ihrer weltflüchtigen, armuthliebenden oder wenigstens arbeitsscheuen Gesinnung gemäß entweder vom Bettel lebten, oder doch die neuschaffende und erwerbende Arbeit nur als Nothbehelf betrachteten. Am nachtheiligsten die Klöster. Denn wenn diese auch, gleich den heutigen Missionen, in manche wilde Gegenden die erste Kultur gebracht haben; und wenn sie auch unbestreitbare Verdienste um die Vervollkommnung der Küchen-, Keller- und Gartenwirthschaft besitzen, wie denn z. B. Hopfenbier und Champagnerwein, Kartheuserlöse und manche Zier- und Nutzpflanzen den Klöstern und deren wohllebigen Insassen ihren Ursprung verdanken, so brachten sie doch, wie oben schon geschildert, viel größere Nachtheile mit sich. Sie versammelten eine Menge Menschen zur Trägheit, oder zu unnützer Beschäftigung, wirkten durch ihr geheiligtes Vorbild der Trägheit erschlaffend auf die Arbeitslust des Volkes, und saugten dieses noch überdies durch ihre fromme Habgier oft bis zur völligen Verarmung und Verknechtung aus.

Den „tief eindringenden Schaden" der christlichen Liebe werden wir am Schlusse des jetzigen Hauptabschnittes zu betrachten haben.

Aufblühen des Geschäftes und Wohlstandes in den freien Städten.

23.

Die bisher besprochenen Einflüsse der christlichen Religion auf den Wohlstand der Völker, die Weltflucht, Armuthsliebe und Geschäftsunlust; dann die kirchliche und weltliche Bedrückung und Versklavung, zusammt der Anhäufung der Güter bei der Kirche, endlich der Kommunismus des Besitzes wirkten und mußten wirken alle nur ungünstig auf den Volkswohlstand. Gleichwohl, wenn wir die Zeit der Herrschaft des mittel-

alterlichen oder katholischen Christenthums, und zwar gerade den wiederholt hervorgehobenen Zeitraum vom zwölften bis ins sechszehnte Jahrhundert allseitiger betrachten, so tritt uns andrerseits auch ein außerordentliches Aufblühn des Handels, des Verkehrs und der Gewerbe und überhaupt des äußeren Wohlstandes entgegen, verbunden mit erhöhtem äußerem Lebensgenusse. Der Sitz dieser auf die Güter und den Genuß der Außenwelt gerichteten Lebensthätigkeit sind hauptsächlich die freien Städte mit ihren Bürgern, Zünften und Handelsgilden und mit ihren weitreichenden mächtigen Verbänden. Wir haben dieselben oben schon als eine der feudalen Ordnung der übrigen Gesellschaft entgegentretende Erscheinung erwähnt und sie nebst den reichsfreien Rittern als die Ketzer des Lehnsverbandes bezeichnet. In welchem Verhältniß steht nun das in ihnen sich entfaltende Geschäfts- und Genußleben zur Religion?

Die Anregung dazu muß einen andern Ursprung haben als den christlichen Geist. Sie muß von außen her in die christliche Bevölkerung gekommen sein. Und in der That ist die Quelle bekannt genug. In Spanien, Sizilien und im Morgenlande war seit dem achten Jahrhundert die arabisch muhammedanische Kultur rasch aufgeblüht. Sie hatte die Wissensschätze des zerfallenen Römerreichs und Asiens bis nach Indien hinein gesammelt, vermehrt und zu neuartiger Blüthe gebracht.

Kunst und Poesie hatten sich auf das Herrlichste entfaltet, und an den Hauptsitzen der sarazenischen Kultur, in den Hauptstädten und an den Herrscherhöfen hatte das Leben einen feenhaft bezaubernden Karakter angenommen. Die Leidenschaft des Südländers und die Fantasie des Morgenländers schufen im Feuer einer neuaufflammenden siegreichen Religion ein Jenseits voll Pracht und sinnlicher Seligkeiten, dessen Wiederschein das Diesseits zu einem Leben voll berauschender Schönheit und verfeinerter Sinnengenüsse verklärte. Mit dieser Welt voll äußerer Reize trat nun die Christenheit plötzlich in volle und nächste Berührung durch die Kreuzzüge, welche zwei Jahrhunderte hindurch (1096—1291) andauerten. Dadurch begann der Großhandel aufzublühen, zuerst in

den italienischen Städten, dann durch Mitteleuropa, namentlich Deutschland hindurch bis zur Nord- und Ostseeküste. Damit in Verbindung und getragen von dem neuen, auf äußere Thätigkeit und äußere Genüsse, auf Luxus und Wohlleben gerichteten Streben die Gewerbe.

24.

Indessen arbeitete mit dieser Anregung von außen auch die innere Geistesverfassung, die damals in der Christenheit um sich griff, förderlich zusammen. An der Wissenschaft der Araber hatte sich, besonders von Spanien her, auch die christliche Forschung aufs Neue entzündet. Dazu verpflanzten die Gelehrten des zusammenbrechenden oströmischen Reichs, vor dem Ansturm des Islam fliehend, besonders von Konstantinopel her, die lange bewahrten Bildungsschätze der alten Griechen und Römer wieder nach dem Abendlande und verliehen dem Studium derselben neuen Aufschwung. Auch diese Bildung lehrte einerseits weisen irdischen Lebensgenuß; andrerseits aber verbreitete sie neues Wissen und stellte zugleich die Würde der freien unerbittlichen Wissenschaft, die von den Glaubensbekenntnissen in Fesseln geschlagen war, wieder her. Nun begann das erstarkende Wissen an den Säulen des Glaubens zu rütteln, die Fundamente der Religion zu zerbröckeln und die Saatkörner einer neuen Weltanschauung auszustreuen. Das Weizenkorn, das in die Erde fällt, erwacht jedoch nicht zu neuem Leben und zu neuen Früchten, es ersterbe denn, es vergähre denn zuvor, ein treffender Vergleich des Neuen Testamentes (Joh. 12, 24; 1. Cor. 15, 36). Und zwar hört es mit der Gährung auch auf, nahrhaftes Mehl des täglichen Brodes zu liefern. Ebenso bringt das Aufkeimen einer neuen Religion auch das Absterben der alten mit sich und bewirkt eine Gährung der Gemüther, durch welche das tägliche Brod des sittlichen Lebens, die Sittengebote, zersetzt und unwirksam werden. Der schmerzvolle Widerstreit zwischen

Glauben und Wissen beginnt sich zu regen, und die Grundsätze des Rechten und Guten, die Gebote des Gewissens wanken und schwanken. Jetzt schwindet der Friede, die Harmonie, das Glück und die sittliche Stärke des Herzens. Mit Gier sucht die Seele den Reinigungstrank aus der Quelle der Wahrheit, aus der Erkenntniß zu schöpfen; oder sie eilt mit Hast dem Glücke in der Außenwelt nach, in Künsten und Gewerben, in Geschäften, Unternehmungen, Verbesserungen und Neuerungen aller Art; oder es brechen mit Ungestüm die Leidenschaften hervor, von dem erschlafften Gewissen nicht mehr gezügelt, zersprengen die vermodernde Schale der gewohnten sittlichen Ordnung und eilen auf abschweifenden Wegen in die Jagd nach äußeren Genüssen. Indeß der neue Keim einer höheren Weltanschauung gleichfalls die alte fesselnde Hülle der Ueberlieferung durchbricht, und mit verjüngter Kraft sich entfaltend, desto reichere Früchte einer vollkommeneren Kultur und Sittlichkeit bringt. Wie jener Faust des Dichters, der mit dem wuchtigen Hammer des Wissens den Bau des alten Glaubens zerschlug, und dann den Becher der Lust bis zur bitteren Hefe leerte, um endlich durch geordnete Arbeit für das Wohl der Menschheit sich und die Welt zu versöhnen und zu verschönen.

Soweit wir daher blicken in der Geschichte, erweisen sich die Zeiträume, wo eine alte Religion zu Grabe sinkt und eine neue entsteht, auch als die Zeiten erhöhter Thätigkeit, theilweise nach innen, vornehmlich aber nach außen, sei es in politischen und sozialen Umwälzungen, sei es in Künsten, Gewerben, Geschäften und Handel. Ferner als die Zeiten eines erhöhten äußeren Lebensgenusses und äußerer Vergnügungen, die auch mehr wie sonst überschweifen zu Schwelgerei und Sittenlosigkeit, die aber andrerseits auch wieder zur Belebung der Geschäfte beitragen.

So geschah es, als die Religion der Römer unterging und das Christenthum entstand, ebenso im achtzehnten Jahrhundert, als durch das Freidenkerthum und den Materialismus auch der gereinigte Katholizismus seinen Boden in den Gemüthern verlor, und so auch am Ende des Mittelalters und beim Anbruch der Reformation.

Der sittliche Zerfall, welcher bei der Religionsänderung eintritt, muß nun aber in dem Maße größer und allgemeiner sein, als die alte Religion mit Aberglauben angefüllt ist und sich zugleich einer Verbesserung durch das fortschreitende Wissen verschließt. Denn in eben dem Maße wird sie dann, wann das Wissen dennoch siegreich in die Gemüther einzieht, sammt der Sittlichkeit einen jähen Einsturz erleiden. Als daher die noch gänzlich unwissenschaftliche und abergläubische Religion der Römer und Griechen zerfiel, griff die politische Korruption, die Rechtlosigkeit, die Lösung der Familienbande und die üppigste und ausschweifendste Schwelgerei in seitdem nie mehr gesehenem Grade um sich und war zur Mode des Tages geworden. Weniger im achtzehnten Jahrhundert, wo Luxus, Schwelgerei und Ausschweifungen an den Fürstenhöfen, insbesondre am Hofe von Frankreich ihren Höhe- und Mittelpunkt fanden. Und in der Gegenwart, wo auch das protestantisch-christliche Glaubenssystem bereits von der wissenschaftlichen Erkenntniß überwunden ist und in fast geräuschlosem Kampfe abstirbt, zeigt sich die religiöse Umwandlung vorwiegend in einer unauslöschlichen Gier nach äußeren Unternehmungen und Spekulationen, während ein eigentlich sittlicher Zerfall viel weniger als früher in ähnlichen Zeiten zu bemerken ist. Der gesteigerte Geschäftsschwindel; die da und dort hervorbrechende politische Korruption hierzulande, sowie die politische Karakterlosigkeit einerseits und die brutale Gewaltherrschaft andrerseits, wie sie draußen in Europa ihr Lager anfschlug, zuerst in Frankreich, jetzt in Deutschland; endlich im hauptsächlichen Lebenskreise des weiblichen Menschen die Korruption und der Schwindel in der Liebe, Ehe und Erziehung, das Entscheiden der Liebeswahl und Abschließen der Ehe aus äußerlichen Ursachen, die Untreue, die Unlust zur Uebernahme der Mutterpflichten, der Mangel an sittlich gewissenhafter Erziehung, daraus das Ueberhandnehmen unglücklicher Ehen und Familien — bilden die Hauptanzeichen. Jedoch kann alles dieses, wie gesagt, viel weniger ein sittlicher Zerfall genannt werden als ein solcher in früheren ähnlichen Zeiten stattfand. Denn der Protestantismus, welcher heutzutage zu Grabe geht, hat die

Wissenschaft der Neuzeit zu einem guten Theile in sich aufgenommen, und seine Sittenlehre ist daher lange nicht mehr blos auf Offenbarung und Aberglaube, sondern ebenso sehr auf Erkenntniß und Gemüthsbildung aufgebaut, und sie stürzt deßhalb auch mit dem Fall der Offenbarung seit den letzten Jahrzehnten nur theilweise ein. Wird dann einmal das Menschenthum reif und vorherrschend geworden sein in der Menschheit, dann werden Zusammenbrüche der Sittlichkeit überhaupt nicht mehr stattfinden, denn die Sittenlehre wird dann mit der Wissenschaft völlig vermählt sein und mit ihr stetig, oder wenigstens stetiger als bisher, voranschreiten. Sittliche Seuchen, die im staatlichen, geschäftlichen oder Familienleben hervorbrechen wollen, werden dann, wie heute schon die körperlichen, mit den Mitteln der Wissenschaft, die zugleich eine sittlich belehrende und begeisternde sein wird, siegreich bekämpft werden.

Kehren wir nun zu dem Zeitraume zurück, wo gegen das Ende des Mittelalters die noch reichlich mit Aberglaube durchsetzte katholische Religion in Verfall kam, so mußte demgemäß auch die Genußsucht und Schwelgerei, die Gewissenlosigkeit und Sittenlosigkeit mehr einreißen als seither. Wir lesen denn auch z. B. von unmäßigen Gastmählern und zügellosen Tänzen, denen die Obrigkeit Einhalt that, und sind verwundert, zu vernehmen, daß die Behörden von Zürich, als sie mit der Reformation wieder bessere Sitten einführten (1532), „das Tanzen mit nacktem Leibe", „das Umwerfen der Jungfrauen beim Tanze" und dergleichen verboten, und zur Verhütung der gröbsten Ungebührlichkeiten in deutschen Städten Mitglieder des Raths als Aufseher bei Tänzen angestellt wurden. Oder zur selben Zeit mußte der Augsburger Reichstag (1530) sogar den Domherrn verbieten, Straßenraub zu treiben oder durch ihre berittenen Knechte treiben zu lassen. Und die herrschenden Häupter, ein Kaiser Karl V. (1519—1556) und Franz I. (1515—1547) von Frankreich, glaubten z. B., man möchte sagen, kindlicher Weise, über einen mißliebigen Staatsvertrag hinweg zu sein, wenn sie ihn zwar feierlich und öffentlich verkündigten, aber insgeheim vor Notar und

Zeugen erklärten, daß sie sich nicht daran binden würden. Oder es wird berichtet, daß zu den Kirchenkonzilen, wo die Prälaten der Christenheit unter Beiwohnung des heiligen Geistes versammelt waren, nebst den Schaaren der Fremden auch die öffentlichen Dirnen in hellen Haufen „zu Tausenden" herangezogen kamen. „Mochten Gebete, Messen und Prozessionen des Höchsten Segen für die Kirche erflehen, so ergötzte man sich doch mehr an Turnieren und Festen, an Gauklern aller Art und an gesunkenen Dirnen," sagt daher ein sehr gemäßigter kirchlicher Schriftsteller in Betreff des Konzils zu Konstanz (1414—1418), das den Huß und Hieronymus verbrannte. Ließ ja doch Papst Sixtus IV. (1471—1484) selbst große Freudenhäuser zu Rom anlegen, und die Insassinnen mußten an die päpstliche Kammer eine regelmäßige Abgabe, den sogenannten „Milchzins" entrichten. Die Gesammtzahl derartiger weiblicher Wesen in Rom war unter Papst Julius III. (1550—1555) auf 40,000 gestiegen. Ueberhaupt nistete sich in dieser Periode beim Klerus, der durch Anhäufung der Reichthümer träge und genußsüchtig geworden war und schon zu verschiedenen Zeiten öffentliches Aergerniß gegeben hatte, die größte Zügellosigkeit ein. Sogar gerade die Kirchenhäupter wie der frühere Seeräuber Johann XXIII. (1410—1419), der vom Konstanzer Konzil der abscheulichsten Verbrechen beschuldigt und abgesetzt wurde; wie der schon genannte Sixtus IV. (1471—1484), welcher der Theilnahme an Mordverschwörungen überwiesen war; der ihm nachfolgende kinderreiche Innozenz VIII. (—1492), der seine 16 Sprößlinge mit Aemtern und Reichthümern emsig zu versorgen strebte; und wieder dessen Nachfolger Alexander VI. (—1503), der Ausbund aller Schandthaten der Ausschweifung, der Treulosigkeit und des Mordes, der schließlich an seinem eignen Gifte starb, das er für einen Kardinal bestimmt hatte, der deßhalb auch der Nero oder Tiberius des christlichen Rom genannt wurde, — sie gingen der Christenheit mit dem Musterbilde der Lasterhaftigkeit voran. — Wie es zugleich in den Klöstern aussah, zeigt uns das Ergebniß einer Klostervisitation in Oestreich, welche

neben 387 Mönchen, 49 Eheweiber und 237 Konkubinen aufführt und bei 86 Nonnen 50 eigne Kinder. Der Bischof Berthold von Chiemsee im Salzburgischen sagte daher (1524) in einer anonymen, das Sittenverderbniß mit kräftigen Farben schildernden Schrift: Ein Vater möge sein Kind eher in ein Freudenhaus als in ein Kloster thun; dort könne es wenigstens von der Bahn des Lasters jederzeit sich wieder abwenden, hier aber sei eine Rückkehr nie mehr möglich.

Diese Sittenlosigkeit hatte einestheils ihren Ursprung in dem Reichthum und in dem besonders beim Klerus damit verbundenen Müßiggang. Sie wurde auch hauptsächlich begünstigt durch die Leichtigkeit, mit welcher der Gläubige jederzeit seiner Sünden wieder los werden konnte in Anwendung von Ablaß, Beichte und Sakrament. Bei den Päpsten steigerte überdies die über alle andern Menschen erhabene, der irdischen Gerichtsbarkeit entzogene Stellung natürlich deren verbrecherische Lust und Willkür. Aber es zeigt sich doch in allem dem auch ein bedeutender Nachlaß der moralischen Kraft, welcher wieder auf einen Zerfall der sittlichen Weltanschauung oder des religiösen Glaubens zurückzuleiten ist, der in der That gegen Ende des Mittelalters überall und nicht am wenigsten bei den Geistlichen vom neuen Wissen und Streben der Zeit unterwühlt und zerfressen war. Dies beweisen uns am besten wieder die Aussprüche der unfehlbaren Gottesvertreter selbst. So wurde über Papst Bonifaz VIII. (1294—1303) bezeugt, daß er geäußert habe, es sei „ein Betrug, die Dreieinigkeit zu behaupten, und einfältig, daran zu glauben," ferner „daß Brod in den Leib Christi verwandelt werde," sei Trug, und „das Christenthum sei betrügerisch, weil es ein künftiges Leben behaupte, wofür außer den Behauptungen von Schwärmern jedes Zeugniß fehle"; oder: „Möge Gott das Schlimmste, was ihm gefällt, mit mir im künftigen Leben thun; ich glaube wie jeder gebildete Mensch; der Haufe glaubt anders. Wir müssen sprechen wie dieser, aber glauben und denken mit den Wenigen", und Aehnliches. Ebenso wird von Leo X. (1513—1521) erzählt, er habe einst lachend ausgerufen: „Wie viel uns

und den Unsrigen die Fabel von Christus genützt hat, ist allen Jahrhunderten bekannt.“ Wenn aber mit solchem Denken vollends noch der Priesterberuf verbunden wurde, so ist es leicht erklärlich, daß solche feierlichste, alle Gedanken und alle Gefühle durchdringende Heuchelei das Gewissen von Grund aus zerstören und eine Schaar gewissenloser Genußlinge und Leidenschaftsknechte erzeugen mußte. Uebrigens war auch „der Haufe“ nicht mehr so tiefgläubig, wie seine Belustigung mit den heiligen Dingen und Geschichten und seine Verspottung derselben uns zeigt. Seit dem dreizehnten Jahrhundert bürgerte sich z. B. in Frankreich und Deutschland das Eselsfest ein, wobei ein Esel als Bileamsesel oder als Träger des Herrn in die Kirche gebracht und verschiedene spaßige Stücklein mit ihm aufgeführt, unter anderm auch die Eselsmesse gelesen wurde, bei welchem die Gegenrede der Gemeinde in wiederholtem Eselsgeschrei bestand, und auch der Priester mit dreimaligem Y–ah! das Messelesen schloß.

Die äußerliche Veranlassung war es mithin einerseits, was die Christenheit zu äußerer Lebensthätigkeit und zu äußeren Genüssen anspornte, nämlich die Bekanntschaft mit der muhammedanischen Zivilisation. Andrerseits war es die arabische sowie die neubelebte griechisch-römische Bildung, welche den Glauben der himmelsehnsüchtigen Herzen sammt der christlichen Sitte zerstörte, die Gemüther auf weltliche Freuden hinlenkte und die Lust zu irdischem Glück und zum Wirken im irdischen Dasein erregte. Aus beiden Quellen zusammen ging ein neues, vermehrtes Wissen hervor, eine Erhöhung des Luxus und Wohllebens und eine außerordentliche Belebung von Handel und Gewerben.

25.

Zugleich hatten aber auch die christlichen Völker gerade wieder durch ihre Religion für Handel und Gewerbe einen eigenthümlichen Vorzug vor dem Alterthum gewonnen. Das Christenthum hatte mit seinen unergründlichen Geheimnissen und Wundern und mit seinen Glaubensgrübe-

leien; mit seinem großartigen, festgefügten Glaubenssystem, wie noch keine Religion es aufgebaut; mit seinem Hinlenken des menschlichen Strebens in unendliche, selige Fernen den Geist der Menschen vorbereitet, auch auf dem Gebiete der Gewerbe und des Handels geheimnißvolle Erfindungen und Entdeckungen zu ergrübeln und ferne, wunderbare Ziele zu erstreben. Es brach damit das Zeitalter der Erfindungen und Entdeckungen an. Der Kompaß (seit Anfang des vierzehnten Jahrhunderts), die Buchdruckerkunst (1440) und der Kupferstich, Taschenuhren, Lumpenpapier, Brillen, Spinnrad und Steingut wurden erfunden, und das Schießpulver kam (seit Mitte des vierzehnten Jahrhunderts) bei der Kriegsführung in Anwendung. Ebenso wurde die Westküste von Afrika, das Vorgebirge der guten Hoffnung (1486), Amerika und der Seeweg nach Ostindien (1498) entdeckt und erforscht. Recht bezeichnend für den Einfluß der religiösen Ideen auf den Grüblersinn und auf die Fantasie und Thätigkeit des Handwerkers ist z. B. die Erfindung der Räderuhr, und dann überhaupt möglichst komplizirter Uhrwerke wie dasjenige des Straßburger Münsters (1575); nicht eigentlich für den Nutzen angefertigt, sondern um durch des Menschen Erfindungsgabe und Geschicklichkeit eine ganze Welt mit Jahren, Monaten und Tagen, mit Aposteln und Evangelisten, dem krähenden Petrushahn und was alles noch in Bewegung zu setzen. Heute noch wird von kirchlicher Seite der Beweis vorgeführt, daß wie der Uhrmacher die Uhr, so müsse auch ein Gott die Welt erschaffen haben und lenken. In Wahrheit verhält sich aber die Sache so, daß wie der christliche Mensch sich die Welt mit Sonnen, Mond und Sternen und mit der Erlösung weisheitsvoll geschaffen und stets wieder gelenkt und gerichtet dachte, so hat er als Uhrmacher im Kleinen sein Werk mit jahrelangem Sinnen erdacht und erfunden, indem er sich dabei an die Stelle seines weltlenkenden Gottes setzte. Die Maschinen sind die von des Menschen Verstand und Wille belebten Geschöpfe, wie die Menschen und das Weltall die Geschöpfe, die belebten Fantasiewerke und Maschinen Gottes darstellen, nach der Denkweise der

christlichen Religion. Aus dieser Denkweise, in Verbindung mit der Erkenntniß der Naturkräfte, ist daher auch die Einführung der Maschine in die Industrie ursprünglich hervorgegangen, wodurch die spätere protestantische Kultur und hauptsächlich das Menschenthum sich kennzeichnet.

26.

Wenn aber nun Gewerbe und Handel aufblühten, auf welche Weise sollten sie in der Gesellschaft sich einrichten und organisiren? Vergessen wir nicht den Einfluß der religiösen Ideen. Erinnern wir uns, daß die christliche Religion bereits in der Stufenleiter der Kirchenordnung ein Musterbild geschaffen hatte, das von dem Volksgeiste um eben jene Zeit auf das Lehns- oder Feudalsystem übertragen wurde. Das selbe System wirkte nun auch in das Gewerbewesen hinein.

Erinnern wir uns ferner, daß die christliche Religion eine außerordentlich gemeinschaftbildende ist. Nicht blos die Hoffnung des Christen richtet sich wie bei andern Religionen auf die einstige Gemeinschaft der Seligen. Auch der christliche Glaube bedarf zu seiner steten Erfrischung der Gemeinschaft der Gläubigen auf Erden. Da er sich nicht auf die Beweise der Erkenntniß gründet, so findet er seine werthvollste Bestätigung in der Thatsache, daß Hunderte und Tausende ihm überzeugt und beseligt zustimmen. Denn alles Fürwahrhalten des Menschen hat zwei Hauptquellen. Die eine wird gebildet von der eignen Ueberzeugung aus Gründen der Wahrnehmung und Schlußfolgerung in Betreff des fraglichen Gegenstandes; die andre gibt seinem Dafürhalten Nahrung und Stütze durch die vertrauensvolle Annahme des Urtheils und des Beispiels Andrer. Ferner aber ist der Glaube, und der christlich-religiöse mehr als jeder andre, zugleich eine Gemüthsstimmung, eine Lust und Neigung zum Fürwahrhalten des Mitgetheilten oder Gedachten. Gemüthsstimmungen jedoch werden in hohem Grade beeinflußt und sogar erzeugt

durch die gleiche Stimmung der Andern, die uns nahe sind, oder die ihre Gefühle und Gedanken uns mittheilen. Bekannt ist, daß die Stimmung der Trauer, des Aergers, ebenso der Langweile, des Lachens ansteckend wirkt. Nicht minder die religiösen Stimmungen des Glaubens, der Reue, der beseligten Versöhnung mit dem Erlöser. Daß vielmehr gerade diese durch eine gleichgestimmte Versammlung, deren Gemüthsausdruck in Rede und Gesang und Geberden sich kundgibt, außerordentlich erhöht und sogar bis zu wahnsinnähnlicher Raserei und Verzückung gesteigert werden können, zeigt uns schon seit den ältesten Zeiten das sogenannte „mit Zungen reden" (1. Cor. 14) bei den apostolischen Gemeinden, sowie das Erweckungs-Gebahren und -Getobe bei den heutigen Methodisten. Es ist, als ob in solchen von gleichartigen Gedanken und Gefühlen mächtig bewegten Versammlungen die Gemüthsbewegungen aller Theilnehmenden gleichsam in eine einzige große Stimmungswelle sich vereinigten, welche dann wieder die empfänglichsten Gemüther überfluthet und überwältigt und zu völligem Außersichsein mit sich fortreißt. Daher hat denn der christliche Glaube von jeher seine rechte Stärkung aus der religiösen Versammlung und aus der religiösen Gemeinschaft geschöpft, und eine solche zu bilden war ihm innerstes Herzensbedürfniß.

Endlich jedoch stellt die christliche Religion mehr als irgend eine andre die Liebe in den Mittelpunkt ihres ganzen Systems und des ganzen menschlichen Verhaltens. Liebe aber heißt Gemeinschaftsleben. Und zwar soll die christliche Gemeinschaft wieder eine besonders innige sein, die sich auf das ganze innere Leben erstreckt, auf das gegenseitige Mitgefühl der Freude oder der Trauer (Röm. 12, 15; Sir. 7, 38), auf die Gleichartigkeit des Glaubens und Hoffens und auf die gegenseitige Mittheilung des Gewissenslebens: „Ein Geist," „Einerlei Hoffnung," „Ein Herr, Ein Glaube, Eine Taufe, Ein Gott und Vater (unser) aller, der da ist über euch alle und durch euch alle und in euch allen," wie der Apostel sagt (Eph. 4). Und mit einander und für einander sollen sie beten; wie denn auch das Gebet in Gemeinschaft verrichtet für besonders wirksam

gehalten wird (vgl. Matth. 18, 19); und sogar ihre Sünden sollen sie einander bekennen (Jak. 5, 16; 1. Joh. 1, 9); kurz, die innersten Geheimnisse der Herzen sich eröffnen.

Daher bilden auch alle Christen zusammen in organisirter Vereinigung erst den wahren Leib Christi, an dem die Einzelnen nur Glieder sind mit besonderen Gaben ausgestattet (Röm, 12, 4, u. ff.; 1. Kor. 12, u. 4 ff.). Christus ist der Weinstock, die Gläubigen sind die Reben am gemeinsam lebengebenden Stamme (Joh. 15). Deshalb wird die Sendung des Heiligen Geistes auch nur der gemeinschaftlichen einmüthigen Versammlung der Jünger, und nicht etwa einem einzelnen zu Theil, sondern erst wo zwei oder drei versammelt sind, wo eine Liebesgemeinschaft stattfinden kann, ist Jesus unter ihnen (Matt. 18, 20). In der Gemeinschaft wird ebenso das Gedächtniß- und Brudermahl gehalten, das zur Vergebung der Sünden dient.

Darum hat das Christenthum sofort auch mit der Gründung engverbrüderter Gemeinden begonnen und tausende und tausende gestiftet bis auf diese Stunde, die dann wieder zu der großen Gemeinde der Gesammtkirche sich vereinigt denken.

In diesen engverbrüderten Gemeinschaftsgeist und in diesen festgeschlossenen Gemeindesinn müssen wir uns hineindenken und fühlen, und andrerseits müssen wir an die vorbildliche Priesterkirche und deren Abbild, die Lehnsordnung uns erinnern, wenn wir recht verstehn wollen, daß nun beim Aufblühn der Gewerbe die Handwerker sich alsbald ebenfalls zu engverbundenen Brudergemeinden zusammengesellten, daß sie in halbkirchliche und halbklösterliche Gewerbegemeinden, in Innungen und Zünfte sich einpferchten und einpfarrten. Wie in der Kirche vom Laien zum Priester, zum Papste; wie in der Feudalordnung vom Leibeignen zum Hörigen, zum Lehns- und Gutsbesitzer, so ging es in der Zunft vom Lehrling zum Gesellen, zum Meister und Vorsteher hinauf. Und alles von bestimmten so gut wie heilig gehaltenen Gebräuchen und Weihen und Schwüren und Geheimnissen umgeben wie in der Kirche.

In der That war der Lehrling recht wohl der Leibeigne der Werkstätte zu nennen, wie von einigen Geschichtschreibern geschieht. Auf der Stufenleiter der Grade stand er, oder vielmehr lag er zu unterst, stets bereit, die gnädigen Fußtritte und Hiebe der Gesellenschaft entgegenzunehmen, welchen sein eigner Leib zum Einbläuen regelrechten zunftmäßigen Verhaltens und zur Ablenkuug überschüssiger Kraft oft mehr zur Verfügung stand und eigen war als ihm selber.

Waren die sieben oder acht Lehrjahre glücklich überstanden, so ging er feierlich von der Stufe des Kreuztragens über auf die Vorstufe der Erhöhung, in den Gesellenstand, nicht ohne weihevolle Zeremonien und ein Brudermahl, reichlich in beiderlei Gestalt, auch Rede und Gegenrede, Reihenfolge der Plätze, alles zunft- und brauchmäßig geordnet und formulirt wie beim Täufling die Taufe oder beim Priester die Messe. Nun wurde er auch in die Zunftgeheimnisse eingeweiht, in die Begrüßungsformeln und dabei üblichen Handgriffe auf der Wanderschaft wie in der Herberge, wo über dem für ihn und seine Kollegen bestimmten Tische das Zeichen seines Gewerbes aufgehängt war; ferner in die Geheimnisse der Fabrikation, die er oft bei Todesstrafe nicht verrathen durfte, so wenig als der Priester sein Beichtgeheimniß. Unter den Gesellen selbst stand der Altgeselle voran, doch bildeten sie auch weitverzweigte Bruderschaften unter sich, die zuweilen schon früher, im dreizehnten Jahrhundert, mit den Meistern den Kampf um höheren Lohn aufnahmen, und z. B. 1475 zu Nürnberg aus einem großen Streik der Blechschmiedegesellen gegen die Meister siegreich hervorgingen. War der Lehrling der Leibeigne der Werkstätte, so war der Geselle der Hörige, der für den Meister arbeitete wie jener für den Gutsherrn, während für beide nur der karge Lebensunterhalt übrig blieb. Diesen zu erleichtern oder vielmehr möglichst herabzuschrauben war dem Gesellen, ähnlich wieder wie bei den Hörigen, das Heirathen verboten, außer mit Bewilligung seiner Herren, d. h. nach Ablegung des Meisterstücks vor den Meistern, seinen künftigen Konkurrenten. Von diesen trennte ihn aber noch eine weite Kluft, die nur Wenigen gestattet war zu überschreiten.

Die Meisterschaft stand zur Gesellenschaft fast wie der Adel zu den Bürgerlichen oder der Priester zu den Laien; wie es denn auch in den ältesten Zeiten Städte gab, die das Recht besaßen ihre Bürger, und solche waren auch die zünftigen Meister, in den Adelsstand zu erheben. An die Zunftältesten und Geschworenen, die sich bei der offenen heiligen Zunftlade versammelten, sowie an die Obrigkeit mußte denn auch der Geselle gleich dem Lehnsbauern zahlreiche Abgaben entrichten, wenn er das Glück hatte, Meister zu werden. Das aber konnte an manchen Plätzen nur geschehen, sofern er selbst Meistersohn war, oder im Falle ihn die Vorsehung mit dem Mißgeschicke hatte geboren werden lassen keiner zu sein, wenn er dies wenigstens durch die Heirath mit einer Meisterstochter oder Meisterswittwe wieder gut machte.

So ungefähr haben wir das Zunftwesen uns vorzustellen, wenn wir mit den aus dem Mittelalter berichteten Thatsachen einige bis zur Aufhebung der Zünfte in der Neuzeit fortgeerbte Bräuche zusammennehmen. Aehnlich, doch wie es scheint, etwas freier und loser, waren die Handelsgilden.

Die Fortsetzung dieses religiös zeremoniellen, geheimnißvollen, streng abgeschlossenen, mit peinlicher Genauigkeit stufenweise gegliederten Zunftwesens besitzen wir übrigens jetzt noch in den Bruderschaften der Freimaurer und in den andern hier in den Ver. Staaten besonders zahlreichen Logen. Jedoch haben diese sich hauptsächlich dem für die sozialen Verhältnisse sehr nützlichen Zwecke der Versorgung von Wittwen und Waisen, und der Unterstützung von Kranken und Nothleidenden gewidmet, was sie übrigens ohne den religiös-mittelalterlichen Zopf, den alle, ich glaube mit einer einzigen Ausnahme tragen, gewiß ebenso gut erreichen könnten.

Indeß dürfen wir den bedeutenden Unterschied in der Einrichtung des Grundherrnthums und des Zunftwesens doch nicht übersehen. Vom Leibeignen und Hörigen zum freien Gutsbesitzer und Adeligen gab es keinen Uebergang, es sei denn durch einen Gnadenakt der Freilassung. Der Lehrling und Geselle dagegen war dasselbe, was einst der Meister gewesen war, und konnte dasselbe auch noch werden, wenn sich irgendwo ein Meister-

platz für ihn aufthat. Und er wurde es dann nach Ablegung der Probe seiner Tüchtigkeit. Wir haben hier also ein Heraufarbeiten aus eigner Kraft, was dem Lehnswesen fehlt, und was selbst in der Kirche, wo auch die Stufenleiter vom Niedersten zum Höchsten durchschritten werden kann, nicht in dieser Weise vorhanden ist, da der ernannte oder erwählte Priester, Bischof u. s. w. vor sich und Andern so denken und thun muß, als habe er alle Macht und Ehre nicht seiner eignen Würdigkeit, sondern allein der unendlichen Gnade Gottes zu verdanken. Was Wunder daher, wenn dann die Fäuste, die den Hammer und Schlegel zu führen gewohnt waren, auch Schwert und Lanze ergriffen, wie ja ohnedies die Zunftorganisation eine wesentlich militärische war; und was Wunder, wenn die Gemüther, die durch eigne Kraft und Zähigkeit sich zum freien Meisterstande emporgearbeitet hatten, bei dem Meisterrecht nicht stehen blieben, sondern das gleiche Recht an der Regierung der Stadtgemeinde von den patrizischen Raths- und Adelsgeschlechtern, nach außen aber die Unabhängigkeit der Vaterstadt von Baronen, Grafen, Bischöfen, Herzögen, sogar von Königen und Kaisern erkämpften? Wenn dann weiterhin die freigebliebenen Städte zum Schutze gegen das herrschgierige Fürsten- und Herrenthum geistlicher- und weltlicherseits, sowie zur Förderung ihrer ökonomischen Interessen mächtige Trutz- und Handelsbündnisse schlossen?

Doch hier weht ein neuer Geist. Das ist nicht mehr die apostolische Knechtseligkeit, und das ist auch nicht mehr die alttestamentliche Tyrannei von Priester- und Gotteswegen, sondern das ist das Bewußtsein des eignen Werthes und die Begeisterung für politische Freiheit, für Gleichberechtigung und Selbstregierung. Aus diesem Geiste heraus blüthen die freien Städte auf, welche im Gegensatz zu den andern Städten, die einem Lehnsherrn zugehörten, und im Gegensatz zu dem flachen geknechteten Lande die Sitze des Wohlstandes und Reichthums wurden. Woher hatte aber nun dieser neue Lebensgeist, dieser Geist politischer Freiheit, politischer Gleichberechtigung und Selbstregierung seinen Ursprung genommen? Dem Christenthum gehörte er, so scheint es, ebensowenig an wie das Streben nach äußerer Erwerbsthätigkeit und nach äußeren Genüssen.

27.

Im tiefsten Innern der christlichen Religion haben wir allerdings neben dem Gedanken der Ueberordnung und Unterordnung, der Herrschaft und Unterthänigkeit auch eine Quelle der Selbständigkeit und Freiheit entdeckt, und wurden schon wiederholt auf dieselbe zurückgeführt. Es ist das Bewußtsein der Unabhängigkeit des innern sittlichen Lebens von allen äußeren Verhältnissen, und die harmonische Selbstvollendung des Innern im Glauben, in der Liebe und im guten Gewissen. Ferner wohnte darin das Bewußtsein der gleichen Bestimmung und der geistigen Gleichberechtigung aller Christen, ob sie Sklaven oder Freie, Juden, Griechen oder Römer, Männer oder Weiber seien. Dazu kam wiederholt der Gedanke der Brüderlichkeit, der schon in dem Glauben an einen ewigen Schöpfer und Vater enthalten ist. „Haben wir nicht alle einen Vater, und hat uns nicht ein Gott geschaffen? Warum verachten wir denn einer den andern?" (Mal. 2, 10) ruft der Profet des Alten Testamentes aus.

Im Christenthum wird jener Gedanke, wie wir oben gesehen haben, durch die verlangte Innigkeit des christlichen Gemeinschaftslebens noch verstärkt. Aus dieser Selbständigkeit jedes Einzelnen, aus dieser Gleichberechtigung und vollständigen Brüderlichkeit muß nun, wenn diese Grundsätze auf das politische Gebiet übertragen werden, auch völlige politische Selbstregierung und Gleichberechtigung folgen, d. h. eine republikanische, eine demokratische Regierungsform.

Auch noch eine andre, für das Staatswesen sehr fruchtbare Idee liegt in der christlichen Religion, die des sittlichen Gottesreichs. Zwar eine jede der größeren Religionen der Menschheit, indem sie den Willen des Allmächtigen verkünden will, dem sich Alle zu beugen, Alle einzuordnen haben, hält dem menschlichen Gemüthe als letztes Ziel ein einheitliches Reich der Vollendung vor, in welchem die Menschen hier oder dort den Willen des Allmächtigen einst verwirklichen werden. Dahin weiset auch schon das Alte Testament, wenn es durch den Profeten Sacharja (14, 9)

ausruft: „Und der Herr wird König sein über alle Lande; zu der Zeit wird der Herr nur Einer sein und sein Name nur Einer.“ Oder durch den Profeten Zephania (3, 9): „Alsdann verwandle ich die Sprache der Nationen in eine geläuterte, daß sie alle den Namen Gottes anrufen, daß sie ihm dienen einmüthigen Herzens“ (nach modern jüdischer Uebersetzung). Das Christenthum jedoch sieht seinen Vorzug darin, daß das im Alten Testamente verheißene Gottesreich durch seinen Herrn und Heiland wirklich auf Erden gestiftet worden sei. Es will die Gemeinschaft der Gläubigen darstellen, welche mit der ersten Jünger- und Christengemeinde begann und zu der mächtigen Kirche heranwuchs, die vom Heiligen Geiste geleitet, alle Völker in ihren Schooß vereinigen und in das Reich der Vollendung überführen soll. Dieser Gedanke der Verwirklichung des göttlichen Willens in einem großartig organisirten heiligen Menschheitsreiche, auf die Politik übertragen, mußte begeisterte Gemüther dazu anfeuern, auch ein staatliches Reich heiliger, gottgewollter Ordnung, ein Musterbild, ein Ideal eines vollkommenen Staatswesens aufzustellen und durchzuführen.

Doch gerade die Uebertragung dieser Ideen der brüderlichen Gleichberechtigung und des folgerichtigen und mustergiltigen Ausbaues der Gesellschaft auf das politische, auf das staatliche Gebiet war ja durch das Christenthum von Uranfang an ausdrücklich zurückgewiesen worden. Wir haben gesehen, wie Jesus mit seinen Jüngern, sowie auch die Gemeinde in Jerusalem in Beziehung auf Speise und Trank und äußere Lebensbedürfnisse brüderlich, kommunistisch zusammenlebten, wir haben bei Paulus wie in den ersten Jahrhunderten die Neigung zum Loskaufen der Sklaven daraus hervorgehen sehen, und auch später einmal leuchtete das Wort des Sachsenspiegels, daß es nicht recht sei, wenn ein Christ dem andern, ein Kind desselben Vaters, ein Miterlöster dem andern zu eigen sein solle, wie ein heller Lichtstrahl in das mittelalterliche Dunkel hinein. Aber weder Paulus noch Jesus hatte aus der christlichen Gleichberechtigung und Brüderlichkeit etwa die sittliche Verpflichtung für Freilassung der Sklaven oder das Recht der Geknechteten auf die äußere Frei-

heit gefolgert. Und von einem Uebergang zur politischen Gleichberechtigung und Selbstregierung der Menschen wollte Jesus vollends nichts wissen, da ja sein Reich nicht von dieser Welt sei und man dem Kaiser zu geben habe, was des Kaisers ist. Das Verlangen nach politischer Freiheit war mithin zwar im Christenthum wie in einem Keime enthalten. Wenn die innere Selbständigkeit und Freiheit, welche es lehrte, sich einmal auch ein äußeres Reich bauen sollte, dann mußte es ebenfalls ein Reich der politischen und sozialen Selbständigkeit und Brüderlichkeit werden. Aber dieser Fortschritt ging über das Christenthum des Paulus und des Jesus von Nazareth hinaus, und ihn zu unternehmen gegen das Wort und Beispiel des Herrn und des Apostels und bei den erdrückenden Lehren von der christlichen Unterthänigkeit und von der obrigkeitlichen Gewalt, dazu mußte einerseits der christliche Glaube schon sehr gelockert sein, und andrerseits ein mächtiger Antrieb zum Fortschritt hinzukommen.

Daß der Glaube an Christus und die christliche Offenbarung bei den Gebildeten sehr wankte, davon haben wir uns bereits überzeugt. Die neu aufblühende Wissenschaft hatte seinen Lebensfaden zernagt. Sie hatte aber auch bereits neue, freiere Ideen geschaffen, die Geister mit kühnerem Selbstvertrauen erfüllt und brachte nun die großen Ketzer hervor. Wir befinden uns nicht blos in einem Zeitalter der Erfindungen und Entdeckungen, sondern auch in demjenigen der Vorläufer des neuen protestantischen Glaubens, in dem Zeitalter eines Wicleff (†1385), Huß (†1416), Savanarola (†1498), deren Reihe mit den eigentlichen Reformatoren sich abschließt. Die Begeisterung für politische Freiheit endlich strömte allen wissensdurstigen Geistern aus den neu eröffneten Quellen der alten heidnischen, d. h. der griechisch-römischen Literatur, und sie fand auch ihre äußere Stütze an den überlieferten und wieder auflebenden freieren heidnischen, sei es altrömischen, sei es altdeutschen Einrichtungen und Gesetzen.

Die Verschiedenheit der römisch-griechischen Weltanschauung von der christlichen und der neue Geist, den das Studium der großen Schriftstel-

ler des Alterthums, deren Werke nun zum Theil aus Schutt und Moder hervorgeholt wurden, in die Herzen der Völker ergoß, wurde schon oben vorübergehend berührt. Den alten Meistern der Bildung und Darstellung galt nicht ein jenseitiger persönlicher Gott und dessen Offenbarung, sondern die Natur als Urquelle und Gesetzgeberin alles Seins und Werdens, und in den Mittelpunkt ihrer sittlichen Welt hinein stellten sie gleichsam in Erz gegossen die Würde des freien Mannes und Bürgers mit seinen politischen Rechten und Kämpfen, dessen Ziele eine großartige staatsmännische Thätigkeit war zum Wohl seines Vaterlandes, und der seine Bildung empfing aus der Hand der freien Kunst und Wissenschaft und durch ein bewegtes öffentliches Leben. Dem Christenthum waren das alles fremde Dinge geworden. Wir können den Unterschied des nun wieder erweckten griechisch-römischen und des christlichen Geistes recht scharf gezeichnet finden in den Worten des früheren römischen Kaisers Julian (†363), des sogenannten Abtrünnigen, der wieder zum Heidenthum zurückgetreten war und gegen das Christenthum geschrieben hatte. „In der ganzen (christlichen) Lehre," sagt er, „findet sich meiner Ansicht nach nichts Göttliches, sondern alles ist auf jene Eigenschaft des Menschen berechnet, vermöge deren derjenige Theil der Seele, der dem Verstande nicht gehorcht, durch Fabeln und Kindermärchen angeregt wird, und die einmal rege gewordene Einbildungskraft allen Wundererzählungen Glauben und Eingang verschafft, als wenn sie wahre Geschichten wären. — Die besten Köpfe unter euch erzieht und bildet ihr zum Studium eurer heiligen Schriften; ich will aber ein Narr und Schwätzer heißen, wenn nicht diese Leute, wenn sie das Mannesalter erreicht haben, ebenso unbrauchbar zu Staatsgeschäften sind, wie Sklaven, wenn sie nicht Sklavenseelen besitzen. Nichtsdestoweniger seid ihr so armselig und unverständig, daß ihr Lehren und Schriften für göttlich haltet, die keinen Menschen verständiger oder kräftiger machen, keinem ein edles Selbstvertrauen einflößen, und dagegen die Werke, aus denen man Selbst-

denken, männliche Gesinnung, Gerechtigkeit lernen kann, für Werke des Teufels und für Anbetung des Teufels erklärt." Dem christlichen fantastischen Glauben von dieser und jener Welt gegenüber die klare, verständige Gesinnung und das Selbstdenken; der christlichen Sündendemuth und Knechtseligkeit gegenüber das Bewußtsein männlicher Würde und edlen Selbstvertrauens; der christlichen gefühlsschwärmerischen Liebe gegenüber die abwägende Gerechtigkeit; der christlichen Himmelssehnsucht gegenüber das thatkräftige und weise Handeln in den Staatsgeschäften eines republikanischen Gemeinwesens — das war es, was der Geist der neuen Bildung den Bürgern der freien Städte einflößte. Denn in diesen nahm er hauptsächlich seinen Sitz. Und dieser Geist, in innigster Verbindung mit den oben bezeichneten christlichen Gottesreich-Ideen und angefeuert durch die Erinnerung an die ehemalige Größe Roms war es, der dem feurigen Arnold von Brescia († 1155) als Lebensaufgabe setzte, das Urbild einer reinen Gemeinschaft der Gläubigen darzustellen, in einer erneuerten Kirche und zugleich in dem von der politischen Herrschaft des Papstes befreiten und wieder republikanisch sich selbst regierenden Rom. Während der heilige Bernhard von Clairvaux ihn recht bezeichnend als den „Feind des Kreuzes Christi" verfolgte, denn die knecht- und leidenselige Kreuzesdemuth war es eben, die allerdings allen diesen Freiheitshelden abging. Dieser zugleich religiöse und zugleich politische Freiheitsgeist war es auch, der den großen Dichter Dante († 1321) eine gottgefällige Erneuerung der Kirche und des Staates in dem schönen Garten des Reichs ersehnen lies; und dieser Geist war es, der den „Volkstribunen" Cola Rienzi († 1354) entflammte, welcher sich von Gott berufen glaubte, Rom und den Weltkreis kirchlich und staatlich zu erneuern.

28.

Neben dem Glauben an die geistige Freiheit, der im Christenthum liegt, und neben dem Bauen auf das Recht zu politischer Freiheit, wodurch das Römerthum sich auszeichnet, finden wir mithin auch stets die Erinnerung an die frühere republikanische Freiheit zu Römerzeiten als Grundlage der damaligen freien Zeitströmung. Naturgemäß schlug daher diese in denjenigen Städten ihren Hauptsitz auf, welche noch von den Römern erbaut worden waren, altrömische republikanische Einrichtungen bewahrt hatten und von keinem geistlichen oder weltlichen Machthaber in das Joch des Lehnsverbandes gezwungen worden waren. Dahin gehören in erster Reihe die italienischen Städte. Rom, zwar nicht als freie, jedoch als Freiheitskämpferin voran. Außerdem die bedeutendsten: Neapel, Venedig, Genua, Florenz und die Häupter der Lombardei: Mailand und Pavia. Aber auch in Deutschland werden als ursprüngliche Freistädte erwähnt lauter von den Römern am Rhein und an der Donau gegründete: Köln, Mainz, Worms, Speyer, Straßburg, Basel und Regensburg. Zu diesen gesellten sich dann später noch 128 andre freie Städte in allen Theilen des Reichs. Aehnlich in den westlichen, früher zum Römerreich gehörigen Ländern Frankreich, England und Spanien.

Schon aus dieser großen und weitverbreiteten Anzahl deutscher Freistädte ersehen wir übrigens, daß nicht blos die altrömische Ueberlieferung, sondern auch die altdeutsche dem Freiheitsstreben in den Städten zum Anreiz und zur Stütze diente. Nach der Völkerwanderung (375—568) waren die Angehörigen der siegreichen germanischen Stämme, die sich über ganz Europa hin ergossen hatten, überall freie Einwohner, auf dem Lande wie in der Stadt. Als nachher aber die Herrschaft und Knechtschaft des Lehnswesens um sich griff, konnten die Städtebewohner, sofern sie freiheitlich gesinnt waren, durch ihre Masse und zum Theil auch durch ihre Befestigungen leichter den Unterjochungsversuchen der Barone und Bischöfe Widerstand leisten als die Leute auf dem platten Lande. Eben=

deßhalb flüchteten sich wohl auch die freiesten Elemente in die Städte, so daß in manchen derselben die alte deutsche und besonders fränkische Volksfreiheit und Volksgerichtsbarkeit bewahrt wurde. Wie denn diese Städte sich stets auf ihre alten Freiheitsrechte berufen.

Haben sich uns nun aus christlichem, römischem und deutschem Geiste die einzelnen Freistädte hervorgebildet, so sehen wir endlich auch dieselben wieder, dem christlichen Vereinigungs- und Verbrüderungsdrange folgend, sich organisiren zu großen Städtebündnissen. Die beiden mächtigsten derselben sind die italienisch lombardische Liga und die norddeutsche Hansa, von denen jener südliche Bund den Kaiser Rothbart (1179), dieser in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts die Herrscher von Dänemark, Schweden und Norwegen besiegte, und sogar mit 100 Schiffen Lissabon eroberte. Ferner sind zu nennen der rheinische, schwäbische, fränkische und der oberdeutsche Städtebund, zu welchem auch Städte der Schweizer Eidgenossenschaft gehörten.

29.

Führen wir uns in kurzem Ueberblick noch einmal die Ursachen dieser merkwürdigen Erscheinung des ausgehenden Mittelalters, der Blüthe von Gewerben, Handel und Wohlleben in den freien Städten vor Augen.

Zunächst eine Ueberschau über das geistige Quellengebiet, aus dem dieser mächtige Strom neuen Lebens seine Gewässer und Kräfte sammelte.

Der Antrieb zu äußerem, verschönertem Lebensgenuß und zu einer entsprechenden Thätigkeit in Gewerben und Handel ging aus von der Bekanntschaft mit der blühenden, verfeinerten und sinnenreizenden sarazenischen Kultur. Auch der weise Lebensgenuß, den die Schriften der Griechen und Römer lehrten, munterte in dieser Richtung auf. Während der innere Zerfall des Glaubens das Streben der Gemüther überhaupt nach außen lenkte, sei es zur That, sei es zum Genuß und bis zur Ausschweifung.

Die Gemüths- und Geistesverfassung, welche das Christenthum geschaffen hatte, die Wunderliebe, der Grüblersinn, das Sehnen in die Ferne, die Betrachtung der Welt als eines lebendigen Kunstwerkes Gottes, alles das diente dazu neue Erfindungen und Entdeckungen hervorzurufen, und dadurch die Gewerbe und Handelsthätigkeit zu befruchten und auf neue Bahnen zu führen.

Zur Organisation bot das Christenthum schon zwei Grundgedanken. Erstlich die Ueber- und Unterordnung wie in der Priesterkirche und im Lehnssystem. Dann den Gedanken der brüderlichen Gleichberechtigung und was daraus folgt, die Selbstregierung. Diese hatte das Christenthum jedoch bisher nur auf den kommunistischen Besitz der Lebensmittel angewandt, und eine Anwendung auf die politischen Verhältnisse zurückgewiesen.

Der so wichtige Schritt des Uebergangs von den Grundsätzen religiöser Freiheit und Gleichberechtigung zu politischer Freiheit wurde jetzt gethan. Der neuerweckte Geist der alten Griechen und Römer trieb dazu an, die Erinnerung an die vergangene Größe und Freiheit entflammte den Muth, die christliche Idee vom Gottesreiche befruchtete die Fantasie und gab ihr einen großartigen Schwung, während durch die fortgeschrittene Erkenntniß das Selbstvertrauen und die Fähigkeit zur Selbstregierung gestärkt war. So kam es, daß die Ueberreste alter römischer oder alter deutscher Volksfreiheit in den Freistädten sorgsam bewahrt und ausgebaut wurden, während andre, ursprünglich unfreie Städte günstige Gelegenheiten benützten, um durch die Gunst der Kaiser und Könige oder für ihr schweres Geld die gleichen Rechte zu erlangen.

Die Organisation der Bürgerschaft der Städte vollendete sich durch die erwähnten Ideen in folgender eigenthümlicher Weise herauf von der Unfreiheit zur Freiheit. Unfrei, beinahe wie leibeigen war der Lehrling; halbfrei, gleich dem Hörigen, war der Geselle; frei war der Meister. Er war als gewöhnlicher Bürger vielleicht noch den adeligen Geschlechtern in der Stadt selbst unterthan. Von denen kämpfte er sich los und erwarb

gleiche Rechte. Oder seine Stadt hatte sich ihrer Selbständigkeit gegen weltliche oder geistliche Herren zu erwehren. Sie kämpfte auch gegen diese sich frei, sei es alleinstehend, sei es im Bunde mit andern freien Genossen, als Mitglied eines Städtebundes, der meist nur wie eine gegenseitige brüderliche Hilfsgenossenschaft war, selbst ohne bestimmte geschriebene Verfassung. Die freieste Art der Vereinigung ging auf diese Weise hervor aus der zünftigen Unterthanenschaft, oder die Unterthanenschaft der Zunft ging durch Arbeit über zum freien Bürgerthum der freien Stadt, die mit andern freien Städten auf dem Städtetag oder auf dem Reichstag tagte, und selbst dem Kaiser gegenüber kein Lehnsunterthan sondern ein Verbündeter war, auch gleichgestellt den Fürsten des Reichs. Der ehemalige Lehrling als Abgeordneter seiner Vaterstadt mit den Fürsten berathend! Schloß mithin das Priesterthum und Herrenthum in einer höchsten allbeherrschenden Spitze, dem Papste und dem Kaiser sich ab, so erweiterte sich umgekehrt das Zunftwesen, dem andern christlichen Grundgedanken entsprechend, zu der freien Bürgerschaft und zu der brüderlichen Vereinigung freier Städte für die Förderung ihres gemeinsamen Wohls. Dort das monarchische, hier das republikanische Prinzip.

Glich daher das Kirchenthum und Herrenthum einer Pyramide, jener Form, die alles zuletzt unter eine Spitze zusammenzwängt, und die ihren Ursprung im Priester- und Despotenreich Egypten nahm, so gleicht das aufblühende Bürgerthum, in umgekehrter Weise sich gestaltend, einer nach oben verbreiteten kraftvollen und lebensfrischen Blätter- und Blüthenkrone, die ihre Kraft und ihr Leben aus dem engen festgeschlossenen Stamme des heimischen Heerdes, der heimischen Zunft und der heimischen Stadtgemeinde zieht, von da aus aber sich voll und frei und fruchtbringend in immer weiteren Umkreis entfaltet. Eine Schaar solcher frei sich entfaltenden Bäume zusammengesellt, gibt dann den erquickenden, fröhlichen, lebensprossenden Hain.

30.

Auch auf die Früchte dieses Hains blühender südlicher und nördlicher Freistädte Europa's liegt uns noch ob einen kurzen Blick zu werfen. In bürgerlicher Freiheit gedeiht auch Geschäft und Handel weit besser, gewinnt weit reicheres Leben und nimmt weit kühneren Aufschwung als in der einzwängenden Herrschaft, die gewöhnlich den Monarchien eigen ist, das müssen selbst die Anwälte des Fürstenthums zugeben, wie der in der „Vorbemerkung" genannte v. Hellwald. So hatte auch in jener mittelalterlichen Zeit der Freistädte sowohl Handel wie Gewerbe ein reicheres und großartigeres Leben gewonnen als seither stattfand in den gleichen wieder unfrei gewordenen Ländern. Die große Handelsstraße zog sich von Italien nach Nordafrika, nach Marokko und besonders Egypten, dann nach Asien zum Tigris und nach Bagdad, dann auf beiden Wegen nach Indien. Andrerseits ging das Gebiet des Waarenwechsels nach Norden, durch Deutschland zu den Niederlanden und zur Nord- und Ostsee. Hier herrschte der Hansabund, der seine Schiffe nach Rußland, Schweden, Norwegen und Grönland sandte, und auch z. B. in London deutsche Handelsgesellschaften gründete, der ferner die Küsten von Frankreich, Spanien und Portugal beherrschte. Vom Morgenlande wurden Luxusartikel eingetauscht, wie Räucherwerk, Parfümerien, Gewürze, besonders Pfeffer, Edelsteine, kostbare seidene und golddgewirkte Stoffe, auch Baumwolle und Südfrüchte. Der Norden, wie auch Spanien und Frankreich, lieferte vorwiegend Ergebnisse des Berg- und Landbaus, der Jagd und des Fischfangs, wie edle und unedle Metalle, Getreide, Pökelfleisch, Häute, Pelzwaaren, Thran und Fische, doch auch Manufacturwaaren wie Tücher, Leinwand und Leder. Die italienischen Städte selbst, unter denen Venedig und Genua als die größten Seemächte Südeuropa's obenan standen, waren besonders reich an feineren kunstvollen und neuaufgekommenen Industrieerzeugnissen, wie Glaswaaren und Spiegel, Pendel- und Taschenuhren, Juwelierwaaren, Seide, Sammt und Atlas, Lumpenpapier

und Kerzen, Rüstungen und Waffen. In Deutschland belebten ferner die neuentdeckten Silberbergwerke des Harzes Geschäft und Handel, sowie die klugen Italiener in Verbindung mit den Juden das Bankwesen erfanden, das dann durch Lombarden und die Kinder Israels über das übrige Europa verbreitet wurde. Die erste Girobank bestand in Venedig 1156. Auch ein regelmäßiger Postverkehr fand statt zwischen Deutschland und Italien seit Beginn des vierzehnten Jahrhunderts. — Wie sehr die Fabrikation und der Handel in manchen Städten des Südens und Nordens blühte, zeigen einzelne Thatsachen, z. B. daß in Florenz im dreizehnten Jahrhundert 200 Wollfabriken mit 80 Handelsgeschäften vorhanden waren, und Löwen in den Niederlanden vor 1328 an Tuchfabriken sogar 4000 zählte, welche 150,000 Menschen Nahrung gaben, während Köln über 500 Kaufherrn aufwies. Und zu der Rolle der Rothschild schwang sich gegen das sechzehnte Jahrhundert das Haus der Fugger in Augsburg empor.

Zu dieser Arbeitsamkeit gesellte sich nach dem Dichterworte „saure Wochen, frohe Feste" eine Reihe volksthümlicher Belustigungen wie die Zunfttänze, die Maispiele, die Schützen- und Sängerfeste und Kurzweil aller Art bis herab zum schon erwähnten Eselsfeste.

Rückschlag und blutige Vernichtung.

31.

Welche Blüthe des Geschäftslebens und des lustigen Volkslebens, der Gewerbe, der Fabrikation und des Handels, des Verkehrs und der Schifffahrt, und wie wir schon an der Beschaffenheit der Waaren sehen, damit in Verbindung welchen Wohlstand und Reichthum hatte die neuerweckte Lust zum äußeren Lebensgenusse und zu äußerer Thätigkeit, das neuein-

dringende und auflebende Denken und Wissen, Forschen und Wagen, und die neuentflammte Begeisterung für politische Selbständigkeit und Freiheit erzeugt! Wenn dieser Geist weiter und weiter um sich griff, wenn er nach der Seite des Denkens und Glaubens hin die Ketzerei, nach der Seite der staatlichen Einrichtung hin die republikanische Freiheit zum Siege brachte, mußte nicht die ganze Priesterkirche zusammt dem Herrscherthum und Herrenthum von Gottes Gnaden zusammenstürzen? War ja doch diese ganze Zeitströmung in der Hauptsache widerchristlich. Widerchristlich war das Streben nach Reichthum und Lebensgenuß, denn die danach trachten, verfallen in Versuchung und Stricke und werden so wenig in das Himmelreich kommen, wie ein Kameel durch ein Nadelöhr geht, sagt Jesus. Widerchristlich war das eigne Forschen und Selbstdenken, denn du sollst deine Vernunft gefangen geben in den Gehorsam Christi, und Christum lieb haben ist besser denn alles Wissen, lautet das Wort des Apostels. Widerchristlich war das Streben nach politischer, äußerer Freiheit, denn ihr seid innerlich frei und werdet es im Himmel einst sein, und mein Reich ist nicht von dieser Welt, darum seid mit Demuth und Freudigkeit den Gewaltigen unterthan, und haltet es für Gnade von ihnen das Unrecht zu leiden, lehren die heiligen Schriften. Der überlieferte, eingewurzelte, in der Schrift bezeugte Christengeist, wie er siegreich geworden war, mußte entweder zu Grunde gehn, oder er mußte zu einem gewaltigen furchtbaren Schlage ausholen, der diese ganze neuaufsprossende Zeitrichtung mit ihrem heidnischen freien Städtegeist und ihrer überall aufsprießenden Ketzerei und damit auch die Blüthe des Handels und der Gewerbe wieder vernichtete. Und diesen zerschmetternden entsetzlichen Schlag hat die christlich-katholische Kirche geführt, nicht auf einmal, aber in immer mächtigerem Anprall bis in's siebzehnte Jahrhundert hinein. Und wo sie im Bunde mit dem Fürstenthum siegte und alle Keime der neuen Weltanschauung und neuen Religion wieder erstickte und erdrückte, und an deren Stelle die alte Religion des Papstthums wieder siegreich aufrichtete, da ist der Tod mit ihr eingezogen in die Völker, der

geistige Tod und der Tod des Handels und der Gewerbe und des Wohlstandes. Italien ist herabgesunken trotz seines sonst so begabten Volkes, Spanien und Portugal sind arm und machtlos geworden trotz der Reichthümer, die aus den überseeischen, neuentdeckten Ländereien in Afrika, Amerika und Asien ihnen zuströmten; und Oestreich ist in Schlummer gefallen und droht in Scherben zu gehn trotz seiner einst so mächtigen Stellung in Deutschland und in Europa. Frankreich aber gab unter Heinrich IV. (1598) dem Protestantismus nahezu gleiche Rechte und blühte auf. Als es ihn dann unter Ludwig XIV. fast vernichtete (1685) und zur alten Religion zurückkehrte, sank es bald herab und konnte nur noch durch die große Revolution sich erretten. Deutschland endlich verblutete fast im Kampfe der alten Religion mit der Reformation und hat erst nach zwei Jahrhunderten ungefähr den früheren Wohlstand wieder erreicht. Wo aber dann die neuen Ideen der Zeit sich mit der alten Religion zu einem neuen Glauben vermählten, wo ein Fortschritt der Religion zum Protestantismus und zum Menschenthum stattfand, da brachte der Fortschritt auch das Heil, da blühten die Völker wieder auf, geistig und politisch, sowie in Handel, Gewerben und Wohlstand, so die Schweiz, so die Niederlande und England, so Nordamerika, Frankreich und Deutschland. Doch davon im nächsten Theile eingehender.

Jetzt müssen wir uns zunächst noch die Frage vorlegen: Wie kommt es, daß die christliche Religion, die so sehr die Liebe und Brüderlichkeit predigt, den Kampf mit dem neuaufkeimenden, ganze Länder überfluthenden Ketzerthum so furchtbar und blutig, so viele Menschen und Menschenglück vernichtend führen konnte? Liegt eine derartige Richtung und Denkweise in ihr, oder wurde sie nur als Deckmantel und Vorwand mißbraucht?

32.

Hiermit gelangen wir an diejenige Schattenseite der christlichen Liebe, welche das innerste Wesen derselben angreift, und welche zugleich für den Wohlstand der Völker am verderblichsten wirkte, es ist die Schranke, welche der Liebe durch den Glauben gesetzt wird, der zu blutiger und erbarmungsloser Verfolgungssucht anfeuert. Wir haben den Glaubenshaß und die Glaubensverfolgung bis zur Hinmordung der Abtrünnigen und Andersgläubigen schon im Alten Testamente kennen gelernt, wir haben auch gesehen, daß sie im späteren Judenthum sich verminderte, aber im Christenthum tritt sie wieder in voller Kraft und mit glühendstem Eifer auf, noch verstärkt durch die ähnlichen Ideen des Neuen Testaments, zugleich auch mit nie gesehener Macht und mit einer grauenhaften, so viel die Geschichte weiß, vorher nicht erlebten Verwüstung.

Das Christenthum kann von der Glaubensschranke nicht lassen. Wo der rechte Glaube aufhört, da hört auch die Liebe und das Erbarmen auf, oder bestenfalls wird sie eingeschränkt und vermindert. Wir erinnern uns der oben mitgetheilten Weltgerichtsszene, wo der richtende Gottessohn sich so sehr der Nothleidenden, der Hungrigen und Durstigen, Nackten, Kranken und Gefangenen annimmt, daß er erklärt: was ihr ihnen gethan habt, das habt ihr mir gethan. Was thut er jedoch mit den Unglücklichen, die auf Erden nicht an ihn geglaubt und nicht seinem Gebote gefolgt haben, und die jetzt am jüngsten Tage in noch viel größerer Noth sich befinden als einst die Hungrigen und Durstigen auf Erden? „Geht hin von mir", ruft er ihnen zu, „ihr Verfluchten, in das ewige Feuer, das bereitet ist dem Teufel und seinen Engeln" (Matth. 25, 41). Wo der rechte Glaube und die Nachfolge Christi nicht ist, da gilt kein Erbarmen. Dieser grausame Zug geht auch durch das ganze Neue Testament. Wer nicht glaubt, der ist verdammt (Marc. 16, 16), wer dem Sohne nicht glaubt, über dem bleibt der Zorn Gottes (Joh. 3, 36). Wem aber der Herr, der Gott der Liebe zürnt, mit wem selbst e r kein Erbarmen hat,

wie sollten dessen die Menschen sich erbarmen, wie sollten sie ihm hilfreich beistehen? Nicht einmal in sein Haus soll vielmehr ein Christ den Irrgläubigen aufnehmen, nicht einmal grüßen soll er ihn (2. Joh. 10, 11); „denn wer ihn grüßt, der machet sich theilhaftig seiner bösen Werke." Kann doch selbst der hochstehendste Apostel, Paulus, der die Liebe so sehr preist (1. Kor. 13), diese engherzige Glaubensscheidelinie nicht überwinden, sondern wer anders lehrt wie er, der sei verflucht: Gal. 1, 8: „Aber so auch wir, oder ein Engel vom Himmel euch würde Evangelium predigen, anders denn das wir euch gepredigt haben, der sei verflucht." Und sein praktisches Wohlthun bleibt besten Falls immer bei der Bevorzugung der Glaubensgenossen stehn: „Lasset uns Gutes thun an Jedermann, allermeist aber an des Glaubens Genossen" (Gal. 11, 11). Die christliche Barmherzigkeit und Mildthätigkeit blieb daher wesentlich beschränkt auf die Mitglieder der gleichen Sekte und Kirche, und sie ist es bei wirklich gläubigen Christen geblieben bis auf den heutigen Tag. Wir können z. B. sogar protestantische Predigtbücher der Gegenwart durchlesen, wie ich das „Von der Erde zum Himmel" des englisch-amerikanischen Erweckungspredigers Graves vor mir habe, und wir finden Manches über die Liebe zu bereits bekehrten oder noch zu bekehrenden Christen, aber nichts von allgemeiner Menschenliebe. Auch alle christlichen Wohlthätigkeitsanstalten haben die Neben- oder meist Hauptabsicht der Propaganda für ihren Glauben und legen den Kranken und Nothleidenden den Zwang des Bekehrungseifers und der religiösen Heuchelei auf. Doch das christliche Denken, Fühlen und Wollen gelangt auf diesem Wege der Verdammung, Verfluchung und Absonderung noch weiter, zum vollen Haß, zur Verfolgung und Gewaltthat gegen Andersgläubige, und zwar schon in den Evangelien, und schon in den Worten und Thaten des Meisters. „So Jemand zu mir kommt und hasset nicht seinen Vater, Mutter, Weib, Kinder, Brüder, Schwestern, auch dazu sein eigen Leben, der kann nicht mein Jünger sein," heißt es Luc. 14, 26. Und von Haß ist nicht weit zur Gewaltthat, welche schon indirect gut geheißen wird in Matth. 18, 6: Wer dem Ge-

ringsten unter meinen Gläubigen Aergerniß giebt, dem „wäre besser, ein Mühlstein würde an seinen Hals gehängt, und er würde ersäuft im Meere, da es am tiefsten ist." Dieses „bessere" Loos hat man dann den Ungläubigen und Ketzern oft genug bereitet, sei es mit Ersäufen, oder auch mit Verbrennen oder Erwürgen und ähnlichen Mitteln. Fast noch härter lautet das Gleichniß von den anvertrauten Pfunden (Luc. 19), welches mit den Worten schließt: „Doch jene meine Feinde, die nicht wollen, daß ich über sie herrschen solle, bringt her und erwürget sie vor mir." Am meisten mußte aber Jesu Beispiel selbst wirken bei einer Handlung, die in allen vier Evangelien von ihm erzählt wird und die wahrscheinlich die wirkliche Ursache seiner Hinrichtung war, nämlich die bereits oben erwähnte sogenannte Tempelreinigung. Nicht durch Wort, durch Lehre und Ermahnung, nicht durch eignes besseres Beispiel suchte Jesus hier eine nach seiner Ueberzeugung höhere Religion einzuführen, sondern indem er, wahrscheinlich an der Spitze eines Volkshaufens, die Andersgläubigen mit Gewalt, mit Peitschenhieben und Umstoßen der Wechslertische aus dem Tempelvorhofe hinaustrieb. Die Bilderstürmer der Reformationszeit, wie die Parteihäupter vieler Kirchenversammlungen, haben ihm dies trefflich nachgemacht, sowie auch seine Profezeihung: Ich habe euch versammeln wollen wie eine Henne ihre Küchlein, ihr habt nicht gewollt; „siehe, euer Haus soll euch wüste gelassen werden" (Matth. 23, 37—38) — nicht blos an Jerusalem, sondern auch an dem von Tilly zerstörten Magdeburg des dreißigjährigen Kriegs und an Tausenden von andern Städten der Ungläubigen und der Ketzer sich bewahrheitet hat. „Seit Troja's und Jerusalem's Eroberung ist solche Viktoria nicht erhöret worden," schrieb Pappenheim frohlockend über Magdeburgs Zerstörung nach Wien, und bei den Soldaten nannte man solche gräuliche Vernichtung einer Stadt zusammt einer Einwohnerschaft von gegen 30,000 die „Magdeburger Hochzeit", gleich der früheren sogenannten „Pariser Bluthochzeit" (1572), der Ermordung der dortigen Protestanten durch die Katholiken. Die Idee, die dem Meister in den Mund gelegt wird, daß die Zerstörung einer Stadt

die gerechte Gottesstrafe für deren Unglaube sei, hat sich nur zu sehr in der Christenheit Geltung verschafft.

Sind schon alle eingöttischen Religionen, wie Judenthum, Christenthum und Islam, auch am verfolgungssüchtigsten, weil der eine Gott eben keinen andern neben sich dulden will, so ist das Christenthum, wenigstens das mittelalterliche, katholische gegen Unglauben und Andersglauben um so unerbittlicher, weil bei ihm der innere Glaube eine viel größere Bedeutung hat als in allen andern Religionen, weil er die Bedingung der Zugehörigkeit, die Bedingung der Gebeterhörung, der Erlösung und der Seligkeit ist, und weil darum auf seine Unerschütterlichkeit und Aechtheit, und auf sein unerloschenes Feuer alles ankommt. Der feurige, glühende Glaube aber, der des Menschen ganzes, alleiniges und höchstes Glück ausmacht, sei es im Leben oder im Tod, der Glaube, um dessentwillen der Christ freudig alle Martern erduldete, ihm entsprach beim Aufblick zu dem eifrigen, racheübenden Gott und Gottessohn nur wieder ein glühender und vernichtender Haß gegen die Ungläubigen und Irrgläubigen, die Feinde des geliebten unschuldig geopferten Heilandes, die im Begriffe waren, mit des Teufels Tücken und Listen den Menschenbrüdern die ewige Seligkeit zu rauben. Wie der Gläubige sich selbst jeden ketzerischen Gedanken zur Sünde anrechnete und ihn mit allerlei geistigen und leiblichen Bußen sühnte, so und noch schlimmer that er seinem Mitmenschen. Daher kam es denn, daß schon mit dem fünften Jahrhundert sich der Grundsatz geltend machte, gegen Solche, die von der Kirche verstoßen seien, sei man aller Christenpflicht entbunden; daher kam es, daß einer der hervorragendsten Päpste, der schon wiederholt genannte Gregor VII., zu seinem Lieblingsspruche die alttestamentliche Stelle aus dem Jeremias (48, 10) wählen konnte: „Verflucht sei, wer sein Schwert aufhält, daß es nicht Blut vergieße"; und daher kamen, und aus den gleichen Ideen Alten und Neuen Testaments entsprangen alle die schrecklichen Gräuel der christlichen Glaubensverfolgungen und Religionskriege, sei es gegen Heiden, wie der dreißigjährige Sachsenkrieg (772—803) unter Karl dem Großen, oder gegen die Juden, welche zu den verschiedensten Zeiten

tausendweise geplündert und hingemordet, gemartert und verbrannt wurden, sogar oft in Verzweiflung und Heldenmuth lieber sich selbst den Tod gaben; oder gegen Muhammedaner, wie die Kreuzzüge, die Vertreibung der Mauren in Spanien (1492); oder am allermeisten die Zerfleischung der Christenheit in sich selbst, wie die blutigen Streitigkeiten über das Wesen des Gottessohnes hauptsächlich während des vierten Jahrhunderts, über den Bilderdienst (726—842), wie die Vertilgung der Albigenser in Südfrankreich (1205—1226) mit der Losung: „Schlagt nur todt, der Herr kennt die Seinen" (und wird die Unschuldigen schon erretten!); die furchtbaren Hussitenkriege in Böhmen (1419—1434), und endlich der entsetzliche dreißigjährige Krieg (1618—1648), der dem deutschen Volke 20 Millionen Menschen kostete, aus blühendsten Gegenden Einöden schuf, den Wohlstand auf zwei Jahrhunderte hinaus schädigte, die deutsche Sprache und Bildung fast von der Erde vertilgte, wenn wieder ein Buch, die lutherische Bibelübersetzung nicht gewesen wäre. Doch wir sind mit der Erinnerung an die Hauptgewaltthaten und Glaubensmetzeleien leider noch nicht zu Ende. Vergessen wir nicht Oesterreich mit seinen Blutgerichten, hauptsächlich unter dem protestantischen ungarischen Adel (1671 und 1687), und seiner Vertreibung der Salzburger (1729); dann Frankreich mit seinen Hugenottenkriegen (1472—1598), seiner Bartholomäusnacht (1572), und den Dragonaden Ludwigs XIV. (1685); dann Spanien mit seiner vergeblichen, bluttriefenden Peinigung der Niederlande (1523—1609), seiner Vertreibung der Neuchristen oder Moriskos (1610), sowie mit seiner grausamen Ausrottung der amerikanischen Urvölker; dann die Religionsverfolgungen in England (1534—1562), und endlich damit in Verbindung die christlichen Einrichtungen der Inquisition (1215), der Ketzer- und Hexengerichte. Sie alle entspringen den christlichen Grundideen, daß der Glaube eine Bedingung der Gottwohlgefälligkeit, und daß der Unglaube und Irrglaube sittlich ververwerflich sei und zu ewiger Verdammniß und zeitlicher Strafe führen müsse. Nebst Deutschland hatte am meisten Spanien unter diesem schreck-

lichen Wahne zu leiden. Seine Vertreibung der Moriskos kostete es allein gegen eine Million der intelligentesten und gewerbthätigsten Bewohner. Mit ihrem wehvollen Scheiden zerfiel auch Spaniens Industrie so sehr, daß z. B. von 1600 Webstühlen, welche Sevilla Anfangs des sechzehnten Jahrhunderts besaß, noch etwa 300 übrig waren am Ende des achtzehnten Jahrhunderts, und während in Toledo früher 18,484 Seidenweber lebten, war am Ende des siebzehnten Jahrhunderts dies Gewerbe dort gänzlich verschwunden. Die ganze Einwohnerschaft Spaniens war indessen von 20 Millionen zur Zeit der Mauren auf 10½ Millionen herabgesunken. „Beim Beginn des laufenden Jahrhunderts," sagt der Schriftsteller Sugenheim, „fand man in den gesegnetsten Provinzen Spaniens nichts als Elend, in Trümmer verfallene Dörfer und unflätige, halbnackte, halbverhungerte Menschen." Desto mehr hatten sich Kirche und Adel bereichert, in deren Hände, wie oben erwähnt, drei Viertel alles spanischen Bodens gekommen waren.

Was endlich die Hexerei betrifft, so bildet dieselbe nur eine grelle Abart der Ketzerei, und erhielt von Seiten des Christenthums noch besonders ihre Nahrung durch die vielen Teufels- und Besessenengeschichten, die nahezu ein Drittel der Kapitel der drei ersten Evangelien durchziehen. Deshalb wurde die Verfolgung der Zauberer und Hexen nachher von Protestanten auch nicht minder energisch betrieben wie von Katholiken. Bei diesen ging mit der Bulle des Papstes Innozenz VIII. und der Einsetzung von Hexentribunalen (1484) eine grauenhafte und allerdings auch nebenbei oft sehr gewinnbringende Hetzjagd los gegen die armen Opfer des Wahns. „Es ist buchstäblich wahr, daß namentlich am Anfang des sechszehnten und in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts Deutschland und Europa von Scheiterhaufen rauchte, auf welchen unglückliche Frauen, Mädchen, Kinder sogar ein qualvolles Ende fanden, nachdem man ihnen durch scheußliche Martern das Bekenntniß von Unmöglichstem ausgepreßt hatte," sagt der Geschichtsschreiber Joh. Scherr.

Tiefe Wehmuth ergreift das Menschenherz beim Anblick so vielen Jammers durch anderthalb Jahrtausende und insbesondere die letzten drei Jahrhunderte hin, vom fünfzehnten bis in's siebzehnte hinein; und nur der Gedanke vermag uns einigermaßen zu trösten, daß einerseits durch das selbige Christenthum eine Gemüthstiefe und Gemüthsstärke geschaffen wurde, wie sie vorher in der Menschheit noch nicht existirte, andrerseits, daß die Verfolger meist glaubten, recht und pflichtgemäß zu handeln, die Verfolgten aber, um ihres Glaubens willen und nach dem Vorbilde ihres Heilandes unschuldig leidend, oft durch erhöhtes inneres Glück, durch die Hoffnung auf die selige Vereinigung mit ihrem Erlöser das äußere Mißgeschick zu überwinden vermochten, wie ein Huß auf dem Scheiterhaufen beseligende Todeslieder singend. Mühselig Beladene, Arme und Leidende hat das Christenthum erquicken wollen, und es hat der Leiden so viele geschaffen, daß seine Erquickung nicht wird ausgereicht haben. Voll inniger Hingebung, und voll werkthätiger Barmherzigkeit war die christliche Liebe, aber der christliche Glaube wirkte so furchtbar verheerend, daß wohl alle milde Gaben, welche christliche Hände je gespendet, und alle Wohlthätigkeitsanstalten, die sie je errichtet, seit den ältesten Zeiten bis heute, noch lange nicht so viel Menschenelend haben lindern können, als der verfolgungssüchtige christliche Glaube verursacht hat.

Ergebniß.

33.

Die Lust zum Erwerb liegt in des Menschen Natur. Sie wurde gerechtfertigt und erhöht durch die Lehren und Vorbilder der israelitischen Religion, gemindert und abgelenkt durch die christliche. Der sehnsüchtige Blick nach dem Himmel, der dem rechten Christen eigen ist, läßt ihm die Erdenfreuden und Erdenbesitzthümer nichtig erscheinen und den Stricken des Reichthums die Armuth vorziehen. Bescheert ihm der Himmel dennoch mehr, als er braucht, so theilt er es gerne mit den bedürftigen Brüdern, und der Herr, dem er inbrünstig seine Anliegen vorträgt, wird dann schon weiterhelfen. Aber nach Erwerb von irdischem Gut zu trachten und sich darüber Sorgen zu machen, und Gewinnst zu ziehen aus den Gütern, welche er den Brüdern abgiebt, und die Bedürfnisse und Bedrängnisse derselben zum eignen Vortheile zu nützen, das liegt ihm ferne. Der eigentliche Antrieb zu Erwerb und Geschäft, die Freude am äußeren Besitz und an den mannigfachen Genüssen des irdischen Lebens, und das Streben nach der äußeren Unabhängigkeit und nach der machtvollen Entfaltung der Persönlichkeit, welche durch den Wohlstand bedingt wird, sie entsprießen nur unchristlicher, weltlicher Gesinnung. Dagegen ist der Christ bereit, sein Kreuz auf sich zu nehmen und sogar seinem Herrn zu Ehren Lasten und Unbilden zu tragen, wann der Herrschergeist des Alten mit dem Knechtesgeist des Neuen Testamentes im Bunde das Gebäude des Priesterthums und des Herrenthums über ihm errichtet. Freudig schmückt und bereichert er auch die von der Gottheit selbst gegründete Kirche und sucht seine Fesseln zu vergolden. So häuft er, während die rechte Schaffensfreudigkeit und insbesondre die Erwerbsfreudigkeit ihm fehlt, um seine eigne Armuth zu vergrößern, die Besitzthümer der Erde bei dem Herren- und Priesterthum an und bereitet ihm ein üppiges Leben. Zwar kennt er auch die Freiheit von allen menschlichen Fesseln und Banden, aber sie wohnt nur

in seinem Innern, in seinem feurigen Glauben und in seinem guten Gewissen, und sie erwartet ihn, wenn er geduldig ausharrt durch das irdische Pilgerleben, einst ungetrübt und mit der höchsten Seligkeit vereint in den Wohnungen des Jenseits. Nur Eines kann ihn aus der gottergebenen Stimmung im Diesseits aufrütteln, dann aber eilt er mit Feuer und Schwert gerüstet, in geschlossener Linie, an der Seite des Priesterthums und des glaubenstreuen Fürstenthums, voran zur erbarmungslosen Vernichtung — es ist der Unglaube an seinen Herrn und Heiland, es ist der Irrglaube, der die Seelen auf dem breiten Wege zur Hölle führt. Siehe, da strahlt der blendende Glanz des Sarazenenthums in das christliche innerliche Stillleben hinein, es blüht die erneute Wissenschaft auf, das Gefühl der selbständigen Manneswürde, der Stolz des freien Bürgers, vom Heidenthum her noch in der Seele schlummernd und nicht ganz ertödtet, die Lust am irdischen Leben, nicht ganz erstorben in seiner Brust, sie erwachen mit neuer Macht und verklärt von dem höheren Schwung des christlichen Geistes und treiben reiche Blüthen in den mächtigen freien Städten durch die ganze Christenheit hin. Doch schon schwingt der herrschsüchtige, dem irdischen Leben und seinen Freuden und seiner Weltlust abgeschworene Priester das Kruzifix, das Symbol des Leidens, hoch in der Rechten über die Völker hin, und mit Feuerbrand und Todeswaffen folgt ihm die fanatische Menge, geführt von den Schergen der geoffenbarten Ordnung. Ein Aufschrei ertönt durch die Lande, und ein Seufzen und Stöhnen der Glaubensopfer jammert gen Himmel. Dann wird's wieder still, wo überall die alte Kirche Macht und Herrschaft behalten. Ermordet ist der aufstrebende Völkergeist, das Leben ist erstickt, der Tod ist eingezogen mit seiner Verwesung. Herabsinken von der früheren Macht, geistiges Erlahmen, Versklavung und Verarmung ist das Loos der Völker, die dem Christenglauben des Mittelalters, der römisch-katholischen Kirche treugeblieben.

In schwärmerischer Begeisterung, in brüderlicher Liebe und Demuth, doch auch als Herrscher deiner Gläubigen hattest du deine Laufbahn

begonnen, o Menschensohn; auch Rache hattest du gedroht und Gewaltthat geübt in deinem Feuereifer, und in Armuth und Leiden hast du geendet. Deine Christenheit ist dir getreulich nachgefolgt, sie hat alle edlen und alle unedlen Züge deines Wesens, zu dem sie in religiöser Andacht als zu ihrem Musterbilde aufblickte, nur großartiger ausgelebt. Sie ist in schwärmerischer Begeisterung aufgeflammt, ist in Versuchung geführt worden das Reich dieser Welt zu dem ihren zu machen, hat Glaubensgewaltthat geübt und hat wie du in Leiden und Armuth die erste Stufe ihres Daseins, die eigentlich christliche geendet.

Ende des ersten Theils.

Der zweite Theil wird den Fortschritt des Protestantismus besprechen.

Inhalt des ersten Theils.

Die bis jetzt — Juli 106 (1881) — erschienenen oder unter Presse befindlichen Schriften des Verfassers sind:

1. **Unsterblichkeit,** erste Auflage in wenigen Monaten vergriffen, zweite in Vorbereitung.

2. **Das Heil der Völker,** Theil I. — Judenthum und Katholizismus — erste Auflage von 3000 vergriffen, zweite Auflage, ebenfalls von 3000, wird hiermit allen vorwärts Strebenden zur Beachtung übergeben.

3. **Das Heil der Völker,** Theil II. — Protestantismus — Auflage 3000, ebenfalls schon zum größeren Theile abgesetzt.

4. **Kritiken und Debatten,** Abhandlungen und Gedichte, Auflage 5000, wird in einigen Wochen ausgegeben.

5. **Das Heil der Völker,** Theil III. — Menschenthum — wird Anfangs Winter erscheinen.

Der Preis jeder Schrift, von etwa 150—200 Seiten, ist 35 Cents.

Der **„Freidenker"** in Milwaukee sagt unter Anderem in seiner Besprechung des II. Theils des „Heil der Völker":

„Solche Schriften sind um so nothwendiger, als einer großen Anzahl Freigesinnter, die sich nur in Folge halb unverstandenen Freiheitsdranges den hergebrachten Fesseln entzogen, das geistige Rüstzeug zur Begründung und Festhaltung ihres Standpunktes zu fehlen pflegt, weßhalb ihr Ruf nach Fortschritt und Befreiung werthlose Phrase und darum erfolglos bleiben muß." Und an einer andern Stelle: „Wir müssen sagen: die Darstellung des geistigen Lebens im Protestantismus, die Charakterisirung desselben im Verhältniß zum Katholizismus einer= und zum Menschenthum andrerseits, die Schilderung und kritische Beleuchtung der aus ihm hervorgehenden Richtungen und Ausläufer, die in ihm liegende Richtung auf die entschiedene Ausprägung der Individualität, die sich zum egoistischen Haschen nach immensem Gelderwerb und Grundbesitz steigert — ist ganz prächtig."

Das Heil der Völker.

Von

Fritz Schütz.

Zweiter Theil.

Der Protestantismus und sein Einfluß auf den Wohlstand, im Verhältniß zum Katholizismus und zum Menschenthum.

Preis: 35 Cents.

Milwaukee, Wis.:
Doerflinger Book & Publishing Co.
451 East Water St.
105.
(1880.)

Das Heil der Völker.

Von

Fritz Schütz.

Zweiter Theil.

Der P... und sein Einfluß auf den Wohlstand, im Verhältniß ...m Katholizismus und zum Menschenthum.

Milwaukee, Wis.:

Doerflinger Book & Publishing Co.

461 East Water St.

105.

(1880.)

Vorwort.

Zwischen der Veröffentlichung dieses zweiten Theils und dem Erscheinen des ersten liegt ein Ereigniß, das ich nicht ganz mit Stillschweigen übergehen kann, es ist ein Unfall, der Bruch meines gelähmten Beines, der mich nun schon zum dritten Male betroffen, und diesmal am schlimmsten. Es war auf der Vortragsreise in St. Louis, Mo., am 19. Dezember. Ich erwähne dies hier, weil ich diese Gelegenheit ergreifen möchte um meinen herzlichen Dank auszusprechen für die bereitwilliae und freundschaftliche Hilfe und Anerkennung, welche mir bei dieier Gelegenheit zu Theil wurde. Jener Abend wird mir unvergeßlich sein, als der Präsident der Freien Gemeinde von St. Louis, nachdem die Aerzte den Verband angelegt hatten, zn mir hereintrat und mir ankündigte, daß die Freie Gemeinde, an welcher ich am gleichen Abend einen zweiten Vortrag hatte halten sollen, mich als ihren Gast betrachte, bis ich wieder zur Heimreise fähig sei. Auch der „St. L. Turnverein", vor welchem ich ebenfalls gesprochen hatte, trat der Ausführung dieses Vorhabens bei. Ingleichen liefen auf die Nachricht von meinem Unfalle in den Zeitungen von mehreren freisinnigen Vereinen Schreiben der Theilnahme und Anerkennung ein, begleitet von Gaben zur Erleichterung meines Loses, so vom Freidenker-Verein in Buffalo, N. Y., von der Freien Gemeinde in Mayville, Wis. und von Privaten, die mir zum Theil persönlich nicht bekannt waren. Insbesondere fühle ich mich auch zu Dank verpflichtet gegen die Familie Peteler, die bei St. Louis auf dem Lande wohnt und mir ihre beiden Knaben mehrere

Wochen zu fortwährender Pflege sandte, bis mein aufopfernder junger Vetter zwei Monate lang mein Krankenzimmer mit mir theilte; sowie gegen die behandelnden Aerzte, Dr. Lüdeking, jr., Dr. Spiegelhalter und Dr. Hermann, welche mich, wie es scheint, als Verfasser des „Heils der V." ebenfalls als Heilkünstler betrachteten und für ihre Behandlung in höchst kollegialischer Weise keine Geldvergütung annahmen; so daß ich in dem über 500 Meilen von meinem Wohnorte entfernten St. Louis gleichsam in den Armen der Freien Gemeinde und des Turnvereins und unter den Händen der Doktoren fast wie bei den Meinigen aufgehoben war. Dabei war auch für Unterhaltung des Gemüths- und Geisteslebens aufs Beste gesorgt, besser als ich hätte denken können. Mehrere deutsche Zeitungen sandten mir auf das Zuvorkommendste ihre täglichen Nummern, und der freundschaftlichen Besuche theils von früheren Bekannten, theils von Solchen, die ich erst kennen lernte, Männer und Frauen, hatte ich so viele, daß ich meist nur wenige Stunden des Tags mit meinem Gefährten allein zu sein brauchte. Ja, ich kann sagen, daß sich gar oft bei meinem Lager ein reges und interessantes Geistesleben mit eifrigen Debatten entspann, was ich den zahlreichen Besuchen des H. Dr. E. Lüdeking mit seinen reichen Erfahrungen auf dem Gebiete der freiheitlichen und freidenkerischen Bestrebungen, des H. Dr. Zoller, meines alten filosofirenden und erzählenden Freundes, des H. Dr. v. Seydewitz mit seinem vielseitigen Geiste, und des neugewonnenen gemüthvollen Freundes Dr. Kastelhun, sowie meinem Freunde und debattirlustigen Vertreter der Grünbäck- und Arbeitersache, Herrn Peteler zu verdanken habe. Dazu kam noch der weitere glückliche Umstand, daß auch H. Dr. Falb aus Wien, der geistreiche und liebenswürdige Astronom, Sprachforscher und Schöpfer der neuen Erdbebentheorie, gerade damals in St. Louis Vorträge hielt und mehrere Wochen in dem gleichen Hotel verweilte. Mehrmals des Tags pflegte er in mein Quartier zu kommen, um seine neuen Ideen, namentlich über Bildung der Ursprache, mitzutheilen, und ich höre sein „das ist aber auch absolut identisch" im österreichischen Dialekt, wann er die Gleichheit der Wurzelwörter in den verschiedensten Sprachen darlegte, noch in den

Ohren klingen. Verschiedene eigne Schöpfungen in Gedicht und Prosa wurden auch von der einen und andern Seite vorgelegt und beurtheilt, und ich setze als Andenken an jene Zeit das herrliche Gedicht meines Freundes Kastelhun hierher, das er zum kurz nachher stattfindenden Empfang des Dichters Bodenstedt schuf.

Willkommen, Mirza-Schaffy!

Den wärmsten Gruß am Mississippi-Strande
Dem Sänger, der im fernen Morgenlande
Des Liedes Lorbeerkrone sich errang,
Der zaubervoll Zuleikah besungen,
Mit manchem Weisen fröhlich angeklungen
Und scharf die Geißel auf die Muftis schwang.

Du gingst des Ostens Weisheit zu ergründen
Und konntest nur in diesem Spruch sie finden:
„Freut Euch des Weins, genießt der Liebe Glück!"
Von Freiheit aber und von höherem Streben,
Von Frauenwürde und Familienleben
Entdeckte leider nichts Dein Forscherblick.

Ein andres Schauspiel wirst Du hier gewahren,
Ein rastlos schaffend Volk, noch jung an Jahren,
Das wie nach Reichthum so nach Bildung ringt,
Das rodet, Städte baut und Staaten gründet,
Mit Draht und Eisenbahnen sie verbindet
Und jede Kraft in seine Dienste zwingt.

Ein tüchtig Volk, wie wen'ge noch erstanden,
In dem Europa's beste Säfte branden,
Die mächt'gen Stroms nach Westen sich gewandt,
Ein Volk, das rasch für's Bess're sich entzündet,
Die Menschenrechte laut der Welt verkündet
Und jedem Fremdling beut ein Vaterland.

Und überall, im Osten wie im Westen,
Begrüßen Dich der Freiheit starke Festen,
Die freie Schule und das freie Wort.
Du siehst die Kinder froh zum Lernen eilen,
Den Mann der Arbeit gern beim Lesen weilen,
Bis ihn zum Tagwerk ruft die Glocke fort.

Und staunen wirst Du, kaum den Augen trauen,
Erblickest Du des Abendlandes Frauen;
Denn schön're hast Du selten wohl geschaut.
Das thut die Freiheit, die hier wirkt und waltet,
Die geistig bildet, seelenvoll gestaltet:
„Es ist der Geist, der sich den Körper baut!"

Mirza-Schaffy, dies Alles wirst Du sehen,
Doch werden Dir auch Fehler nicht entgehen,
Die Eigenliebe gern als Tugend preist.
O, lasse nicht vom Scheine Dich bestechen,
Der Thorheit wage kühn den Stab zu brechen!
Hochschätzt ein freies Volk den freien Geist.

Die schlau sich in der Tugend Mantel hüllen
Und gegen Wein und Sonntagsfreuden brüllen,
O, schon' des Abendlandes Muftis nicht!
Die stolz und hoch den leeren Schädel tragen,
Mit vielen Worten wenig Weisheit sagen,
O, über diese Mollas halt' Gericht!

Beim rechten Namen magst Du Alles heißen,
Hier wird kein Kadi mit dem Stock beweisen,
Bedrängen Dich kein Schah und kein Wessir.
Fürwahr, ich hör' Dich schon bewundernd sagen:
„Gerechten Stolzes darf das Herz Euch schlagen,
Das freiste Volk auf Erden seid doch Ihr!"

Willkommen denn, Du Sänger froher Lieder,
Als liebster Gast, als Bringer geist'ger Güter,
Willkommen in der neuen Heimath Schoß!
Hier schätzt man Dich, hier liebt man Deine Weise,
Hier klang schon manches Wort zu Deinem Preise,
Verehrt wird hier, was schön, was gut und groß!

Den wärmsten Gruß am Mississippi-Strande
Dem Sänger, der im fernen Morgenlande
Des Liedes Lorbeerkrone sich errang,
Der zaubervoll Zulsikah besungen,
Mit manchem Weisen fröhlich angeklungen
Und scharf die Geißel auf die Muftis schwang.

Ferner meinen eignen Versuch zur Tröstung im Leiden, den ich vom Lager aus diktirte und in der „Westlichen Post" veröffentlichte, und welcher vielleicht Manchem der über die Befriedigungen des Freidenkerthums in ähnlichen Lagen im Zweifel ist, zum Wegweiser des Glückes im Unglück dienen mag. Die damals vorangeschickte Einleitung lasse ich weg.

Menschlicher Trost und Frieden.

Beinbruchlager-Betrachtungen.

Welches sind nun die geistigen Bedingungen, die uns Trost und Friede und Glück trotz des Unglücks gewähren? Diese Betrachtung ist von allgemein menschlichem Interesse.

Fort mit den trügerischen Sehnsuchtsbildern.

Suchen wir zunächst die Quelle des Schmerzes, dann werden uns die Mittel ihn zu stillen nicht mehr ferne liegen.

Der Leidende ist auf das Lager gebannt, er hat nicht den vollen Gebrauch seiner Glieder, seiner Kräfte, er kann sich nicht hierhin und dorthin bewegen nach Belieben, er ist von der Handreichung, von der Unterstützung und Hilfe seiner Nebenmenschen abhängig. O, wie unglücklich muß ihn das alles machen, wenn er sich fortwährend das Gegentheil

vorstellt, wenn er sich denkt, wie könnte ich da und dorthin frei mich bewegen, nach Lust und Liebe meiner Arbeit, meiner Erholung nachgehen, wie könnte ich aus dem Zimmer in das einladende Freie hinaustreten, an diesen oder jenen Ort, in diese oder jene Gesellschaft mich begeben, wie könnte ich frei und selbstständig über mich verfügen, statt daß ich jetzt wie ein unbehülfliches Kind mich pflegen und heben und tragen lassen muß und meines Leibes nicht einmal Herr bin. Dieser Widerstreit der Vorstellungen, diese Wirklichkeit, die sie's einer daneben gestellten erträumten widerspricht, sie lassen unser Inneres nicht zum Frieden gelangen. Und doch wie häufig ist diese Denkweise unter den Menschen; zwar in der alten Welt, schien es mir, mehr als in der neuen. Das Kind schon, kaum erwacht es zu Verstand, meint, alle seine Kinderfreuden gelten nichts gegenüber dem Glücke einmal groß, einmal erwachsen zu sein; Jüngling und Jungfrau sehnen sich nach dem reiferen Alter und nach den Verhältnissen, die es mit sich bringen wird; und ist das Alter gekommen, so sehnt es sich wieder nach der Jugend zurück.

Oder der Geschäftsmann hält den Beruf des Beamten und Gelehrten, dieser wieder den Beruf des Geschäftsmannes für den wünschenswerthen, und jeder Einzelne sehnt sich in die Lage des Anderen und beneidet sie als das vermeintliche Glück, um vom Andern wieder selbst beneidet zu werden. So weht ein tückischer Windhauch des Wahns dem Menschen das Glück stets vor den Füßen hinweg, um es in fernen Luftspiegelungen zu malen, die mit jedem nahenden Schritte weiter entfliehen.

Diese Denkweise, welche heutzutage noch oft genug vorkommt, stammt hauptsächlich aus der christlichen Weltanschauung. Dort sehnt sich der Gläubige von dem sündhaften Erdenjammer hinweg zum seeligen Himmel, und je beseeligender seine Phantasie ihm den Himmel ausmalt, desto jammervoller natürlich muß ihm wieder die Erde erscheinen. Je jammervoller diese, desto größer die Sehnsucht wieder nach jenem und sofort in steter Sehnsuchtsqual und stetem Beseufzen des Erdenjammerthals. Für den Leidenden, d. h. für den der mehr als Andere leidet, denn in einer oder anderer Weise leiden muß Jeder, ist natürlich diese sehnsüch-

tige, innerlich zerspaltende Denkweise am qualvollsten, sei es, daß er sich einen wirklichen Himmel nach dem Leben oder überhaupt nur einen bessern menschlichen Zustand vorstellt, der in der gegebenen Lage unerreichbar ist. Und selbst der Glaube, wenn er auch noch so unerschüttert wäre, daß er einst den seeligen Himmel wirklich erreiche, kann ihn nicht wahrhaft beglücken, da er immer zu gleichen Theilen mit der Freude über die Zukunft die Schmerzen über die Gegenwart mischt. Daher hat auch das gottergebenste christliche Leiden stets einen vorherrschend wehmüthigen Jammerzug an sich, der es zu keiner rechten Befriedigung in der Gegenwart kommen läßt. Um zu dieser zu gelangen gilt es vor Allem, alle Sehnsuchtsgebilde von besseren Zuständen, welche sein könnten, wenn die jetzigen nicht wären, zu verbannen und mit offenem muthvollem Auge das Leiden als die wahre Wirklichkeit zu erkennen, die nicht hinweggezaubert, aber vielleicht recht viel verbessert werden kann. Je mehr die Verbesserung gelingt im Kleinen oder Großen, desto mehr der Befriedigung und Freude, denn jede gelungene Verbesserung bringt solche mit sich. Es gilt also vor Allem sich in dem Leiden, auf dem Krankenlager, in der beschiedenen Hülflosigkeit so zu sagen häuslich, wohnlich einzurichten. Man kann in dem Leiden jeder Art und verschiedenen Grades, wenn es uns nur unser vernünftiges Bewußtsein nicht raubt, sich so gut sein bestimmtes, gewissenhaftes Tagewerk vorsetzen und es ausführen wie in irgend welcher anderen Lage. Und die Erfüllung desselben wird uns nicht weniger, sie wird uns im Gegentheil mehr befriedigen, als in gesunden vom Schicksal nicht heimgesuchten Tagen, eben weil sie das beglückende Bewußtsein von der Ueberwindung des Uebels in sich schließt. Wenn die Mutter auf dem Krankenbett liegt, und wenn es ihr trotzdem gelingt, mit Wort und Auge von dort aus die Leitung des Haushalts zu führen, dem Gatten einen liebenden Blick auf den Weg des Lebenskampfes mitzugeben, ihr Ruhebett zu dem heilbringenden Orte zu machen, wo das Gewissen der Kinder wohnt, und aus dem Hader wieder ihre Herzen, die Herzen der ganzen Familie sich finden, so ist ihre Leidensstätte der Wohnort wahren Glückes, und wer weiß, ob sie dasselbe im drängenden und oft allzu sehr ver-

äußerlichenden Strudel des Lebens in gleichem Grade gefunden hätte

So viel Liebe, so viel Glück.

Wen Leiden auf das Lager bannt, dem sind viele frohe Genüsse der Außenwelt versagt. Doch gibt es ein Mittel, sie gleichwohl mit den Anderen zu theilen, es ist dasjenige des Mitgefühls, der Mitfreude. Heiter blickt der Sonnenschein in mein Zimmer zu meinem Lager. Ziehe ich mich engherzig nur auf mein eigenes Ich und dessen Genüsse zurück, so mag ich mich grämen, daß so viele Andere sich jetzt draußen des heiteren Himmels lustwandelnd freuen, währenddem ich in die Krankenzelle gebannt bin. Oeffne ich jedoch mein Herz dem Mitgefühle, der Liebe, so schaue ich im Geiste alle die fröhlichen Kinderherzen, die sich im Freien jetzt des Daseins erlustigen, ich erblicke die Mütter und Väter, die vielleicht zu einem sorglosen Nachmittage die beengenden Räume der Wohnungen und die öden Mauern der Städte verlassen, und ich fühle die Behaglichkeit, die Lustigkeit, Scherz und Heiterkeit mit ihnen, und ihre eigene Freude ist auch in meiner Brust eingekehrt, ist auch mir zu Theil geworden.

Freilich werde ich dieser Mitfreude trotz des Leidens nur in dem Grade fähig sein, als ich bisher diese Gabe des Menschen in mir geübt.

Habe ich nur mit Kampflust, mit Haß und Neid, mit Geringschätzung und Verachtung bisher das Treiben der Menschen betrachtet, so wird mich jetzt der gewohnte Haß unfähig machen der Liebe und Mitfreude, er wird mir jetzt zu jener grabsteinschweren unabwälzbaren Bürde werden, von welcher Göthe redet:

Der Haß ist eine lästige Bürde,
Er senkt das Herz tief in die Brust hinab
Und legt sich wie ein Grabstein schwer auf alle Freuden,

und gegen welche der Geist sich in ohnmächtiger Wuth vergeblich aufbäumt, während die Liebe mit Heine ausruft:

Ein Trost ist dir geblieben,
Alles, alles darfst du lieben.

Soll ich endlich von dem Glück noch sprechen, welches im Leiden und Schicksal am meisten genossen werden kann und welches in der liebevollen, aufmerksamen, opferwilligen Pflege enthalten ist, die uns von den Unsrigen zu Theil wird, in der Berücksichtigung und Anerkennung die uns von Bekannten und Freunden gezollt wird, in den aufrichtig freundschaftlichen Besuchen und Unterhaltungen, die gerade durch die Veranlassung des Unglücks um so inhaltreicher gemacht werden können, und die uns unsre Leidensgefangenschaft leicht vergessen lassen?

Ich wenigstens zähle manche Stunden an dem Krankenlager meiner Gattin oder auf dem eigenen im Kreise der Meinigen und unterhaltender Freunde zu den schönsten.

Der Glaube an die böse oder gute Welt.

Die Menschenliebe drückt sich auch in's Besondere in der Art aus, wie wir die sittliche Güte der Menschen betrachten. Einen zwingenden Beweis darüber zu führen, ob ein Mensch aus guten oder schlechten Beweggründen gehandelt habe, ist in den meisten Fällen nicht möglich. Hier ist also unserem Vermuthen und Glauben, einerseits unserem Haß und Argwohn, andererseits unserer Liebe und unserem Vertrauen zur Menschheit ein weiter Spielraum geöffnet. Für die bösen Motive bei den Handlungen der Menschen spricht unsere eigene Erfahrung, die uns schon manchmal selbst auf böser Absicht oder verwerflichem Triebe und Fühlen hat ertappen lassen. Für die sittliche Güte des Menschen spricht die Thatsache, daß wir selbst nicht glücklich sein können bei dem Handeln, das unserem rechten Denken und Fühlen widerstreitet, daß wir durch das Böse von innerem Widerstreit und Scham, von Unseeligkeit heimgesucht werden. Macht aber das Gute allein uns wahrhaft glücklich oder am glücklichsten, so müssen wir auch danach als unserem höchsten Ziele streben; denn nach Glück strebt jeder Mensch und jedes Wesen schon von Natur aus. Ebenso sehen wir beim Hinblick auf die Menschheit, daß sie im Ganzen und Großen, und wenn auch trotz manchen Rückfalls, zu immer gesitteteren, vollkommeneren, beglückteren Zuständen weiterschreitet. Das Streben zum Besseren, zum Guten waltet

mithin in jedem Menschen, und wo er von äußeren Verhältnissen oder inneren Leidenschaften sich übermannen läßt, geschieht es ihm selber zum Leide und Gewissensbisse in dem Maße, als er das Gute erkannt hat. Das Grundstreben jedes Menschen ist mithin auf das Gute, auf die Harmonie zwischen Erkennen, Fühlen und Wollen gerichtet, und wir dürfen von ganzem Herzen ihn lieben in dem Maße, als wir in sein Innerstes dringen können, und mit derjenigen Liebe, welche bereit ist, ihm zu helfen, das Böse aus sich zu entfernen. Dieser Bereitwilligkeit zur Menschenliebe gegenüber steht jedoch die andere Gemüthsstimmung, welche mit einer gewissen Gier darnach trachtet, überall böse Motive und Schlechtigkeit zu erblicken. Sie wird unterstützt eines Theils durch jene eigenthümliche Seite der christlichen Religion, welche die Weltverachtung, die Weltflucht predigt, welche von der bösen Welt spricht, die nur Derjenige lieb hat, in dem nicht die Liebe des Vaters wohnt. Anderntheils kommt sie aber auch bei Solchen vor, die nicht an das Christenthum glauben, und dann ist die Weltverachtung und der Welthaß auf der einen Seite gewöhnlich von einer ebenso unbegründeten Einbildung in Betreff der Vorzüge der eigenen Persönlichkeit begleitet. Wer uns den Menschen nur in seinen sittlich häßlichen Thaten vorstellen will, der handelt ungefähr ebenso gerecht und edel, als wenn er trotz der herrlichsten Gestalt und der schönsten Gesichtszüge uns hohnlachend darauf verweist, daß am menschlichen Leibe auch Unschönes, Ekelhaftes zu finden sei, ja daß darin die verschiedenen Menschen nicht einmal eine Ausnahme machen.

Diese beiden Anschauungsweisen sind aber nun von sehr verschiedener Wirkung im Leiden.

Wer sein Leben lang bisher mit Vertrauen und Menschenfreundlichkeit in die Menschheit geblickt hat, der wird gar vieles Gute und Schöne und Erquickende darin gefunden haben. Und die Erinnerung daran wird ihn wieder mit Frohsinn, vielleicht mit Wonne erfüllen. Hat er ferner den Menschen Vertrauen und Liebe gezeigt, so werden auch sie ihm ihrerseits solche erwiesen haben, und dankbar wird er jetzt in den

Gedankenreisen der Mußestunden des Leidens diese edlen Thaten auf dem Lebenswege zu seiner inneren Befriedigung einsammeln, während Haß und Verachtung noch bis zum letzten Athemzuge mit seinem unseligen Feuer die Gebeine durchwühlen mag.

Die Wissenschaft.

Wer vermöchte einen der hohen Forscher und Weisen auf den Zinnen der Menschheit, einen Sokrates und Aristoteles, einen Spinoza und Kant, einen Keppler und Humboldt sich zitternd vorzustellen vor dem Gedanken des Todes oder vor dem des Lebens mit seinen Leiden? Weit, weit über uns selbst hinaus hebt uns die Wissenschaft in den Umkreis des unendlichen Alls, dessen Dasein keine Grenze kennt in Raum und Zeit, dessen Kraft nie nachläßt, nie schwindet, dessen Gesetze gelten vom äußersten Sternennebel, der sich erst in Weltenkugeln zu ballen beginnt, bis herab vor deine Füße, ja bis in die innersten Fasern deines eigenen Wesens. Je mehr wir aber auf das große Ganze, sei es der Natur, sei es der Menschheitsgeschichte hinausschauen, und dessen gewaltiges ewiges Leben erkennen, von dem das unsrige nur ein unendlich kleines Stäubchen ausmacht, desto mehr verschwindet uns die Wichtigkeit des eigenen Wesens und die bange Sorge um die Schmerzen und Leiden unserer Einzelperson. Deren Schicksale flimmern auf und nieder in den Bergen und Thälern der großen Geschichtswogen gleich dem Wellengefunkel des Oceans und den Schaumblasen seiner Wasserkämme. Dabei dieses beruhigende Gefühl, daß ein ewiger gesetzmäßiger Zusammenhang aller Dinge da sei, in den unser ganzes Wesen und Leben mit eingereiht ist.

Ja, wir sollten es stets als eine wichtige Aufgabe unserer echt menschlichen Bildung betrachten, die großen Ideen der Wissenschaft, sei es der Natur, sei es der Geschichte, sei es irgend welchen anderen Zweiges, die uns heute so allgemein verständlich und reichlich dargeboten werden, in uns aufzunehmen. Wahrhaft heilbringend für Freude und Leid wirken solche Stunden der Betrachtung, die uns aus dem Getriebe des gewöhnlichen Lebens erheben, die uns dem Ganzen angehören lassen, unserer

Mutter Allnatur, aus deren ewigem Leben wir hervorgehen, in das wir zurückkehren, und dem wir keine Stunde zu entrinnen vermögen.

Hast Du etwas gethan zum Nutzen der Menschheit?

Wir haben als ersten Grund der Tröstung und Befriedigung in Freuden oder Leiden die gewissenhafte Lebenseinrichtung aufgeführt. Sie sucht in den gegebenen Verhältnissen, mögen sie sein wie sie wollen, das Beste zu thun. Sie setzt dadurch drei Grundfähigkeiten des menschlichen Wesens in harmonische Thätigkeit, das verständige Ueberlegen und Erkennen, die Triebe und Strebungen, welche nach Bethätigung ringen, und das Gefühl, nämlich das Fühlen, der Uebereinstimmung zwischen vernünftigem Denken und Handeln. So wird gleichsam der gesunde Blutkreislauf des Geisteslebens hergestellt, und dessen Gesundung, d. h. dessen Zufriedenheit tritt ein. Wir nahmen dann die Liebe hinzu. Sie wird dem Handeln als beglückendes Ziel das Wohl der Nebenmenschen vorhalten, das Wohl der Familie, der Freunde und Bekannten, der Vaterstadt, des Vaterlandes, der Menschheit. Endlich eröffnete uns das Wissen und Erkennen in seinem höchsten Umfange den Ausblick auf das unendliche gesetzmäßige All, auf die geordnete Menschengesellschaft, auf den zur Höhervollendung fortschreitenden Gang der Menschheitsgeschichte. Sollen wir auch in diesen harmonisch, zu fröhlichem Wohllaut unseres Herzens uns einreihen? Sicherlich! Wie die kleinste Zelle zum Leben des Baumes beiträgt, und wie aus lauter kleinsten Zellen der mächtige Baum sich aufbaut und gedeiht, so gehört jeder einzelne Mensch in immer weiteren Kreisen zum großen Menschheitsleibe und zum Menschheitsleben und Menschheitsgeiste, wenn er nur an seinem Theile als nützliche Zelle seine Stelle ausfüllt, in welchem Berufe es auch sei, zum Wohle seiner selbst und seiner Nebenmenschen, zur fortschreitenden Kultur der Menschheit.

Dieses Handeln zum Wohle Anderer kann, wie wir gesehen haben, sogar, wenn auch in gemindertem Grade, noch im Leiden stattfinden. Doch wenn es auch hier uns verkümmert wird, so lebt es dafür um so mehr als das Besitzthum unserer Erinnerung auf. Ein tüchtiges, bie-

der in gewissenhafter Ordnung zum Wohle der menschlichen Gesellschaft ausgewirktes Leben reift uns auf dem Lager des Leidens als duftige Blume der Erquickung entgegen. Daher kommt es, daß die in sittlicher Beziehung bedeutendsten Menschen, mochten sie Kirchengläubige oder Unkirchliche sein, ein Luther so gut wie ein Thomas Paine, nach ihren eigenen Worten den g ößten Trost für Leben und Sterben in dem Bewußtsein gefunden haben, daß sie der Menschheit zu ihrem Nutzen dienten. Hierin fanden sie den größten Trost, d. h. die größte Harmonie, den größten, weitumfassendsten mächtigsten Einklang, den Einklang zwischen den eigenen Geistesthätigkeiten des Erkennens, des Fühlens und thatkräftigen Handelns, den Einklang mit dem Glücke der Nebenmenschen und dem wahren Wohle der Menschheit, den Einklang mit der allmächtigen Entfaltung des unendlichen ewigen Daseins. Denn auf höhere Vervollkommnung und höheres Gluck der Menschheit ist ja diese Entfaltung gerichtet.

Dabei gewährt die Arbeit für das Wohl der Nebenmenschen und der Menschheit noch eine andere Befriedigung im Leiden und Sterben. Machte der Menschheit Wohl im engeren und weiteren Kreise den Gegenstand unserer Sorgen und Mühen aus, so stirbt ja das Ziel unseres Strebens nicht mit uns selber, und es bleibt uns der erquickende Gedanke, daß es dem Empfänger unserer liebevollen Arbeit auch in Zukunft wohl, ja besser ergehen wird, und daß wir dazu beitrugen an unserem Theile. Dafür reicht uns derselbe zum Abschiede, reicht uns im Geiste die Menschheit dankend und weihend die Hand.

Soll ich wieder meine eigne Erfahrung anführen, so will ich nicht von meinem diesmaligen Beinbruchlager sprechen, da dies zu wenig Lebensgefahr mit sich brachte. Aber als vor acht Jahren meine ganze Familie von den Blattern befallen wurde, unsre Kinder dem Tode in die Arme sanken, und ich selbst im Sterben lag, da erprobte ich, daß neben der Liebe das Bewußtsein zum Fortschritte der Menschheit nach besten Kräften beigetragen zu haben, und in allen Hauptwendepunkten des Lebens seiner innersten Ueberzeugung, seinem besseren Ich treu geblieben zu ein, den haltbarsten und den wahrhaft beglückenden Trost abgiebt.

Wer dagegen immer nur an sich selber gedacht hätte, an das Aufhäufen äußerer Schätze für seine Person, oder auch an die Versorgung seiner Einzelseele im Jenseits, oder an die Erhaschung von Ehrenstellen und Macht und aller Vortheile des Lebens immer nur für sein eigen Wesen; und wem es nicht geglückt wäre, die Harmonie mit dem Leben der Menschheit und mit der Entwicklung des ewigen Daseins herzustellen, der mag zittern in Leiden und Tod das mühsam aufgebaute Ziel, die Macht und Größe seiner eigenen Person gebrochen zu sehen und verlieren zu sollen, der mag vor dem disharmonischen Zustande seines eigenen Innern zu entfliehen versuchen, sei es mit Hilfe des Wahns in ein geträumtes Geisterreich, sei es mit Hilfe des Giftbechers in den Urschlaf der Natur.

St. Louis, Mo., im Februar, 104 (1880.)

Koetter's Hotel, Ecke 4. und Elm Straße.

Ich habe nun auch Bericht zu erstatten über die Zuschriften, welche an mich eingegangen sind gemäß der Aufforderung zur Meinungsäußerung, die ich in der „Vorbemerkung" des ersten Theiles aussprach. Dabei bemerke ich jedoch, daß die Schrift noch nicht, wie sonst üblich, weder von der Commissionsbuchhandlung noch von mir, an Zeitungen und schriftstellerisch oder überhaupt geistig hervorragende Männer und Frauen besonders zu dem Zwecke der Beurtheilung übersandt wurde, mit der einzigen Ausnahme des unten erwähnten H. Dr. Brendecke in Milwaukee, sowie auch der im gleichen Verlage erscheinende „Freidenker" sie besprach. Die Zusendung unterblieb, weil erst mit dem zweiten Theil dem Leser wenigstens bis zu dem Grade eine fortlaufende Uebersicht geboten wird, als es für eine eingehende Beurtheilung erwünscht ist. Sie wird jetzt, nach dem Erscheinen des zweiten Theiles stattfinden. Die eingegangenen Meinungsäußerungen lasse ich nun hier der Reihe des Datums nach und zwar alle ohne Ausnahme folgen.

Die meisten geben, von nicht schriftstellerischen Lesern ausgehend, nur ein kurzes bündiges Urtheil ab. Zwar gerade nicht das zuerst angelangte Schreiben eines H. Schmid in Kalamazoo, Mich., der seine Meinung in einen ganzen Knäuel christlicher Redensarten einwickelt, welche die Sache nicht betreffen, und die wir deßhalb weglassen. So gereinigt, lautet sie:

„Ich habe nicht alles in Ihrer Schrift gelesen, blos daß Sie schreiben, daß das Christenthum zur Gesellschaftsordnung unbrauchbar wäre. Da muß ich Sie nach Jowa senden. Gehen Sie über Rock Island, zwischen Jowa City und Marengo, da finden Sie Deutsche unter dem Christenthum vereinigt. Dann sehen Sie für sich selbst, ob das Christenthum für menschliche Ordnung brauchbar ist oder nicht."

Die christlich kommunistische Kolonie Amana Homstead in Jowa ist mir nicht unbekannt, aber es ist hier nicht der Ort des Weiteren darüber zu verhandeln, da ich den modernen christlichen und unchristlichen Kommunismus erst im dritten Theile besprechen werde. Hier gilt es nur die Behauptung des ersten Theils dem obigen Einwande gegenüber zu rechtfertigen. Die betreffende Stelle im ersten Theile S. 10—11 lautet unter der Ueberschrift: „Zur Gesellschaftsordnung unbrauchbar" folgendermaßen: „Fragen wir nun freilich nach den anderen Seiten der Allanschauung, nach der Erklärung der Körperwelt und des Naturlebens, nach der Organisation der Gesellschaft von der Familie bis zum Staate, nach der geistigen und weltlichen Regierung und der Ordnung der sozialen Verhältnisse, so läßt uns das Christenthum entweder ganz leer ausgehen, oder es giebt uns Entscheidungen wie die folgenden: Ich sage euch aber, daß ihr nicht widerstreben sollt dem Uebel, sondern so dir Jemand einen Streich giebt auf den rechten Backen, dem biete auch den andern dar (Mtth. 5,39); so Jemand mit dir rechten will und deinen Rock nehmen, dem laß auch den Mantel (Mtth. 5,40, Luc. 6,29); wer zwei Röcke hat, der gebe dem der keinen hat (Luc. 3,11); verkaufe was du hast und giebs den Armen (Mtth. 19,21); wer ledig ist, der for

was dem Herrn angehöret, wie er dem Herrn gefalle, wer aber freiet, der sorget, wie er dem Weibe gefalle (1 Luc. 7,32 u. 35); und andere— lauter Grundsätze mit denen sich weder Staat noch Gesellschaft organisiren und führen läßt, sondern die nur für eine Truppe bettelkommunistischer Schwärmer, am ehesten für Klostermönche passen."

Da nun die Amana-Brüder sich gewiß nicht von den übrigen Menschen gutwillig Backenstreiche geben oder Rock und Mantel nehmen lassen, und da sie gewiß dem Uebel, d. h. der Gewaltthat, dem Diebstahl, dem Mord, dem Ehebruch u. s. w. widerstreben, trotz den Worten ihres Meisters, und da sie auch bisher ihre Besitzthümer noch nicht verkauft haben um sie den Armen zu geben, ebenso ihnen das „Freien" ganz wohl gefällt, da sie fast alle verheirathet sind, so beweisen gerade sie recht deutlich für Jeden der noch des Beweises bedarf, daß man nach den obigen recht eigentlich christlichen Grundsätzen unmöglich in geordneter Gesellschaft leben kann. In der That nur eine Truppe bettel-kommunistischer Schwärmer ohne Eigenthum und Familie vermöchte dies, die sich überdies nichts daraus machte von den übrigen Menschen verspottet und mißhandelt zu werden, etwa in dem ebenfalls christlichen Glauben Jesu und der Apostel, daß der Herr ja doch bald in den Wolken kommen werde um Erde und Menschen zu verwandeln und das jüngste Gericht zu halten.

H. Lieber aus Boston schreibt:

„Der Inhalt (Ihrer Schrift) ist meines Erachtens nicht zu bieten."

H. D. Ihling aus Kalamazoo, Mich:

„Das Werk spricht außerordentlich an."

H. Staps in Cincinnati, ein Leser meines früher in Deutschland herausgegebenen „Menschenthum":

„Ihrem in der Einleitung ausgesprochenen Wunsche gemäß erlaube ich mir ein Urtheil. Wenn ich mich im Geiste in jene Zeit versetze, wo

ich oftmals Ihre Zeitschrift „Menschenthum“ studirte und stundenlang durchdachte um den Kern der Sache zu durchforschen, so muß ich mir unwillkürlich zugestehen, daß das vorliegende Werk—aber sind Sie mir nicht böse—weit kurzweiliger und darum belehrender und interessanter ist als alle früheren d. h. mir bekannten. Selbst meine Frau liest dies (und ich schreibe dies in ihrem Auftrage) mit so großem Interesse, daß sie sich nicht enthalten kann auszurufen: ja, das ist interessant und belehrend!“

Herr Ungar in Detroit:

„Ihr Werk ist wirklich ausgezeichnet.“

Herr Weier in Cincinnati:

„Das Urtheil über Ihre Schrift ist hier ein sehr anerkennendes.“

Herr Dr. Schulz in Evansville nennt es ein „geistreiches und humanes Werk.“

Herr Essig in Glasgow, Mo., sagt:

„Ich habe die Bücher meist ohne Bezahlung weggegeben, aber jeder ist damit zufrieden“

Herr Klepper in Brooklyn:

„Ich kann mich nicht entsinnen, ein Werk gelesen zu haben, das so schön und schlagend den Einfluß der Religion auf die Völker an der Hand der Geschichte nachweist und zeigt, wie sie das Denken und Handeln der Menschen beeinflußt und entscheidet.“

Herr Steinmetz in New York:

„Mir gefällt das „Heil der Völker“ sehr gut. Es ist ein sehr schönes, gediegenes Werkchen, und es kann jedem, der es nur liest, von Nutzen sein.“

Herr Dr. Brendecke in Milwaukee faßt sein Urtheil in folgende Worte zusammen:

„Für die Masse derjenigen, welche bereits in der Morgenröthe eines aufgeklärten religiösen Denkens leben, dennoch sich nicht aus den Armen

der Kirche winden können, noch nicht das bequeme Glaubensbett zu verlassen vermögen, diese sollten Ihre Schrift mit Ernst und Andacht lesen und studiren; diesen Volksmassen (exclusive ganz Unwissende) wird dadurch ein Heil erwachsen, und es könnte in keiner präziseren Form geschehen, als sie das Schriftchen giebt. Durch diese Schrift müßten sie zu Freidenkern, zu sittlichen, humanen Menschen erzogen werden, ihre Vorurtheile und unbewußten oder gedankenlosen Heucheleien ausgelöscht werden. Aber werden gerade diese Ihre Schrift lesen, die gebildeteren und wackeren Menschen kirchlicher Sekten? Es wäre zu wünschen, daß diesen und besonders den Englischen in korrekter, klarer und leichtverständlicher Weise Ihr „Heil der Völker" mundgerecht und zugänglich gemacht würde."—Den Wunsch einer englischen Uebersetzung würde ich ebenfalls gern erfüllt sehen und ein geeigneter Uebersetzer würde mir sehr willkommen sein.

Das empfehlende und auf mehrere Punkte näher eingehende Urtheil des „Freidenker" habe ich bereits früher in der „Zukunft" besprochen.

Voraussichtlich werden von nun an zahlreichere Urtheile von Privaten wie in der Presse eingehen und mir dann vielleicht Stoff zu interessanten Debatten geben, die ich in diesem Falle möglicherweise dem dritten und letzten Theil als Anhang beigeben werde.

Um Zitate und Anmerkungen zu vermeiden, habe ich schon in der Vorbemerkung des ersten Theils die Hauptwerke angeführt, aus denen ich Angaben von weniger bekannten geschichtlichen Thatsachen geschöpft habe. Ich füge dem zweiten Theil noch folgende bei:

Karl Marx, Das Kapital, Hamburg 1872.

G. Fr. Kolb, Handbuch der vergleichenden Statistik, Leipzig 1875.

Emil von Laveleye, Protestantismus und Katholizismus, Nördlingen 1875.

W. Liebknecht, Die Grund- und Bodenfrage, Leipzig 1874. Jedoch ist dieses Werk in Angabe der Thatsachen nicht immer zuverlässig.

G. Bancroft, History of the United States of America, Boston 1879.

Auch erübrigt mir noch einige Druckfehler von Belang im ersten Theile zu verbessern.

S. 10 Z. 5 von oben statt: 3—400 Millionen Thaler ist zu lesen: 3,400 Millionen.

S. 20 Z. 13 von unten statt: alle Gewaltmaßregeln — soll es heißen: allerlei Gewaltmaßregeln.

S. 63 in der Ueberschrift statt: Knechtschaft lies Knechtseligkeit.

S. 67 Z. 6 von oben statt: Weltfluchtsbestimmung lies Weltfluchtstimmung.

S. 73 Z. 3 von oben statt: menschlichen Lebens lies: menschlichen Leibes.

S. 75 Z. 10 von oben statt: Lehnsbesitzers lies Lehnsbesitzes.

S. 94 Z. 18 von oben sind zwei Zeilen ausgefallen, statt: 764 der Polizei bekannte Lasterhöhlen—lies: 764 Wirthschaften, darunter neben einer Minderzahl anständiger Erholungsplätze, eine ganze Reihe der niedrigsten Schnapskneipen und 96 der Polizei u. s. w.

S. 122 Z. 8 von unten statt: Menschenstande lies: Meisterstande.

Zum Schluß richte ich an alle Freunde der Wahrheit und des Fortschritts die Bitte, diesen zweiten Theil ebenso wohlwollend aufzunehmen und zu dessen Verbreitung beizutragen, wie dies bei dem ersten Theile der Fall war, wofür ich ihnen nachträglich meinen Dank ausspreche.

Carver, Minn., 16. Sept. 105 (1880.)

BOX 74.

Fritz Schütz.

Einseitige Blüthe des Wohlstandes im Protestantismus.

Im ersten Theile dieses Werkes haben wir erkannt, welchen Einfluß die Religion auf den Wohlstand ausübte zuerst bei den Juden. Sie spornte das Streben nach Reichthum, förderte insbesondere den listigen Handelsgeist und begünstigte in hohem Grade die Mildthätigkeit. Aus dem Judenthum ging das Christenthum hervor. Es bezeichnete einen religiösen Fortschritt nach der Seite der Verinnerlichung und Vertiefung des Gemüthes und nach der Reinigung des Herzens und Gewissens hin, dagegen war es arm an Ideen für die Organisation der Gesellschaft, und fern von allem Streben und Sorgen um äußere Güter. Daher sank es auch im Wohlstande hinter das Judenthum zurück. Doch das glänzende, begehrliche und fein gebildete Sarazenenthum sowie die neuerweckte Literatur der bürgerlich freien und stolzen Griechen und Römer vermählten sich mit der christlichen Welt und in den freien Städten erblühten Handel und Gewerbe und Wohlstand wie niemals bei den Juden. Nun aber tritt recht klar die ertödtende oder leben gebende Gewalt der Religion zu Tage. Diese ganze mittelalterliche Blüthe ging wieder zu Grunde überall wo aus der Vermischung der christlichen und einheimischen Zeitideen mit den muhammedanischen und griechisch-römischen keine förmliche, das ganze Gemüth und das ganze Volksleben erfassende neue Religion entsprang, wo vielmehr die alte Religion über die neue Zeitbildung den Sieg davon trug, wo die christlich-

katholische Kirche Herrscherin blieb. Sie schritt hingegen fort zu höherer und großartigerer Entfaltung, wo auch ein Fortschritt der Religion stattfand vom Katholizismus zum Protestantismus. Wie wirkte dieser Fortschritt nun auf den Wohlstand der Völker !

——o——

Geistige Vorzüge

1.

Schon im ersten Theile (S. 12 u. f. f.) habe ich das Wesen des Protestantismus wenigstens so weit gekennzeichnet, als nöthig war um zu beweisen, daß er überhaupt einen Fortschritt gegen den Katholizismus bildete. Jetzt kommt es mithin nur darauf an, diejenigen Seiten desselben kurz hervorzuheben, welche auf den Wohlstand der Völker hauptsächlich von Einfluß waren.

Der Protestant bedarf des Priesters nicht und nicht einmal der Kirche zur Vermittlung mit seinem Gotte ; wenn er nur die ihm heilige Schrift besitzt um aus Gottes geoffenbartem Worte den heiligen Geist und mit ihm Trost und Friede und sittliche Erleuchtung zu schöpfen. Die Protestation der ersten Protestanten auf dem Reichstag zu Speyer (1529) war eine Unabhängigkeitserklärung von aller weltlichen Macht und von aller kirchlichen Vermittlung. „In Sachen, Gottes Ehre und unsrer Seelen Heil und Seligkeit belangend muß ein jeglicher für sich selbst vor Gott stehen und Rechenschaft geben," hieß es in der von den Fürsten und Reichsstädten abgegebenen Erklärung. Freilich ist nöthig, daß dem Gläubigen die Gottesoffenbarung dargeboten werde, und dies geschieht einestheils durch die kirchliche Predigt und den so genannten Gottesdienst überhaupt; ferner wird, wie wir schon oben (1 Thl. S. 117)

sahen, durch die Gemeinschaft mit den Gläubigen die religiöse Gemüthsstimmung angeregt und genährt. Doch bleibt immerhin für die Gemeinschaft wie für den Einzelnen die letzte und lauterste und völlig zureichende Quelle der Gottesoffenbarung das sogenannte Wort Gottes, die heilige Schrift. Daher konnte denn auch der Bekenner der neuen Lehre, selbst wenn er aus der Heimath und dem Vaterlande, wenn er von Haus und Hof, ja oft von Weib und Kind weggetrieben wurde, wie z. B. den Salzburger Ausgewanderten (1732) und den Hugenotten (1685) geschah, nicht überwunden werden, sofern er nur seine Bibel rettete. Durch sie trat er mit seinem Gotte in Verbindung und Versöhnung, aus ihr gewann er Halt und sittliche Kraft. Hatte er aber vollends seine Familie um sich, so war seine Häuslichkeit ihm sein Gottestempel, und eine solche christlich-protestantische Familie bildete ein für sich abgeschlossenes, selbständiges Heimwesen, das der Außenwelt zu seinem sittlichen Bestande nicht weiter bedurfte. Welche religiöse Unabhängigkeit und Selbständigkeit! Und wie mußte durch die stete Uebung alle Fragen des Gewissens aus eigner Kraft zu entscheiden und danach zu handeln, die sittliche Selbstbeherrschung auf eine viel höhere Stufe entwickelt werden! Wie mußte durch die Möglichkeit den Frieden des Innern sich jederzeit selbst herzustellen, an der Hand des Evangeliums, das mit seinem Schöpfer versöhnte und auf seine Lebensziele klar hinblickende Gemüth an unbeugsamer Ausdauer und kraftvoller Energie gewinnen! Unabhängigkeitssinn, größere Selbstbeherrschung und Selbständigkeit, verständige und maßvolle Ausdauer und ein ebenso kühner wie zäher Unternehmungsgeist sind daher die Gaben, mit welchen der Protestantismus seine Anhänger beschenkte; während der katholische Gläubige sein religiöses Leben nicht pflegen konnte ohne mit der Kirche und ihren Anstalten in fortwährendem Verkehre und in Abhängigkeit von ihr zu stehen, ohne sich vor dem Priester zu beugen und selbst sein Gewissensleben wie das seines Weibes und seiner Kinder dem Beichtvater ausliefern zu müssen. Auch trat in sein Inneres seit

dem Aufblühen des Protestantismus und seitdem die Zeitbildung über die katholische Religion hinausgeschritten war, ein unlösbarer Zwiespalt ein. Entweder er mußte in blinder Unterwürfigkeit glauben und allem geistigen Fortschritt entsagen, oder wenn er dem Wissen sich hingeben wollte, war er stets versucht seinen eignen rückständigen Glauben zu verneinen und zu verhöhnen; wie Voltaire so treffend von den Franzosen seiner Zeit sagt, daß sie das schmachvolle Joch der Kurie tragen, indem sie angeblich darüber lachen und in ihren Ketten tanzen. Daher begünstigt denn auch der Katholizismus eine Gemüthsart, die maßlos aufwallt um wieder ebenso schnell zu erschlaffen, der selbstbeherrschenden, verständig geleiteten, von Widerwärtigkeiten ungebeugten Energie entbehrend.

Daß dem Protestantenthum demgemäß auf die Dauer der Sieg zufallen mußte, liegt in dessen innerem Wesen begründet. Auch hinsichtlich der äußeren Verhältnisse des Wohlstandes mußte dies geschehen. Ein nach Unabhängigkeit und Selbständigkeit strebender Sinn wird auch nach außen hin diese Richtung zur Geltung bringen, und darum eine gewisse Wohlhabenheit sich zum Ziele setzen. Denn durch Geld und Geldes Werth vermögen wir unsre leiblichen wie geistigen Bedürfnisse zu befriedigen, von dem Willen Anderer uns unabhängig, ja sogar deren Kraft und Arbeit uns dienstbar zu machen. Vermögen ist Macht, Wohlstand ist Unabhängigkeit. Freiheitssinn paart sich mit Blüthe von Gewerben, Handel und Wohlstand; Sklavensinn paart sich mit Elend.

Mit den obigen Eigenschaften der protestantischen Religion hängt sicherlich auch der weitere Umstand zusammen, daß die protestantischen Völker bei weitem besser geeignet waren ihre Angehörigen in alle Welttheile zu senden und mitten unter fremden Völkern und Verhältnissen, fern von der Heimath sie zu Pionieren ihrer Zivilisation zu machen einzelne Familien, Ansiedlungen, Kolonien durch sie zu gründen. Gerade für den Reichthum des Mutterlandes waren diese wieder von

wesentlichem Belang. Die katholischen Auswanderer, in der Heimath geistig und sittlich unselbständiger, nicht an eignes Denken und Selbsthilfe gewöhnt, ermangeln der nöthigen Eigenkraft um sich losgetrennt vom Mutterlande, von dessen Geisteswelt, von dessen Sitten und Gebräuchen, auf die Dauer behaupten zu können, sie gehen an den fremden Völkern und Verhältnissen unter statt eine neuartige Kulturblüthe hervorzubringen. Unfruchtbar und dem Untergange geweiht blieben die Koloniegründungen Frankreichs und Spaniens in Amerika, Afrika und Asien.

Eine andre Seite der protestantischen Selbständigkeit, daß nämlich der Mensch durch seinen eignen Glauben, ohne der frommen Werke wie Almosen, Stiftungen und dergleichen zu bedürfen, gerechtfertigt werde, war ebenfalls von großem Einflusse auf den Wohlstand, indem dadurch die Schenkungen an die Kirche und die Anhäufung der Güter bei derselben bedeutend gemindert wurden. An Reichthum ist die protestantische Kirche der katholischen nie gleichgekommen, durch Schenkungen, Stiftungen, Mönchs- und Nonnenklöster, Seelenmessen, Peterspfennige u. s. w. dem Volke seinen Verdienst aus der Tasche zu locken hat die katholische stets besser verstanden.

Der Weg, auf welchem der Protestant von Anfang an sein Ueberzeugung sich bildete, war neben der kirchlichen Predigt und Literatur die eigne Forschung in der Schrift. Dadurch wurde das Selbstdenken und die verständige Ueberlegung geweckt und geübt, überhaupt das wissenschaftliche Forschen herangezogen und begünstigt. Hatte daher Kaiser Julian (1 Thl. S. 127) einst noch mit Recht dem Christenthum vorwerfen können, daß es Verstand und Selbstdenken unterdrücke, so verbesserte der Protestantismus jetzt diesen Fehler, indem er selbst zum Forschen und Denken und Wissen aufforderte und alle Wissenschaften befruchtete. „Wissen und Erkennen“ jedoch sind nach dem trefflichen Worte A. v. Humboldt's nicht blos „die Freude und Berechtigung der Menschheit,“ sie sind auch „Theile des Nationalreich

thums." Denn wie jener Weise weiter ausführt, es besteht eine „glückliche Verkettung menschlicher Dinge, nach der das Wahre, Erhabene und Schöne mit dem Nützlichen wie absichtslos in ewige Wechselwirkung tritt."

Wodurch der Protestantismus aber am meisten den Wissenschaften nützte, das war durch die Meinungsfreiheit, die er erzeugte. Schon das eigne Forschen in der Schrift muß Verschiedenheit der Meinungen zum Ergebniß haben. Indem ferner die protestantische Konfession sich Gleichberechtigung erkämpfte mit dem katholischen Glauben, dazu auch in lebenskräftigem Triebe eine Fülle neuer Sekten mit je verschiedenen Glaubensarten hervorbrachte, wurde thatsächlich die Freiheit der religiösen und damit auch der wissenschaftlichen Meinungen begründet und die uneingeschränkte Selbständigkeit der Wissenschaft in der Folge wiederhergestellt, wie sie im Alterthum bestanden hatte.

Wissen und Forschen bedeutet auch Fortschritt. Denn alles Wissen ist Stückwerk und in ewig fortschreitender Entwicklung. Durch die Aufnahme des Wissens in seinen Glauben war mithin der Protestantismus selbst auf die Bahn einer stetigen Weiterbildung gewiesen, und mit dem geistigen Fortschritte auch der auf allen äußeren Gebieten, auch auf dem Gebiete des Wohlstandes angebahnt. Ueberhaupt wandte die protestantische Denkweise den Geist der Menschen wieder mehr dem Diesseits als dem Jenseits zu. Aus dem Drange sich eine klare, feste religiöse Ueberzeugung zu schaffen, durch welche der Mensch jederzeit sich selbst befriedigen kann; und aus dem Drange, dieser Ueberzeugung gemäß alle seine Handlungen, all sein Thun und Lassen einzurichten, war die neue Religion hervorgegangen. Sie konnte daher ihr Endziel nur darin finden, daß sie das ganze menschliche Leben ihren sittlichen Grundsätzen entsprechend gestaltete. Das Herz jedes Einzelnen sollte aus dem neuen Geiste wiedergeboren werden, die Führung der Familie und des Haushalts sollte durch ihn ihre Richtschnur und Weihe erhalten, und selbst der Staat und alle öffentlichen Einrichtungen von ihm

ihr Gepräge empfangen, so daß der alte Ausspruch: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt“ (Joh. 18, 36) vielmehr in den andern verkehrt wurde: Das ganze Reich dieser Welt soll christlich protestantisch erneuert und verklärt werden. Deßhalb gelangten denn auch die letzten großen Ausläufer der protestantischen Theologie in unserm Jahrhundert, ein Schleiermacher und Rothe zu der unverhohlenen Erklärung, daß wer wahrhaft religiös sei, „keinen Unterschied mache zwischen dieser und jener Welt,“ und daß „das ganze gemeinsame Leben“ der wahre Kultus sei, die Kirche aber nur ein vorübergehendes Mittel dieses gemeinsame Leben zu verwirklichen, und in dem Maße als sie dieses Ziel erreiche, habe sie selbst von der Weltbühne abzutreten.

Durch dieses Streben nach Bethätigung im Diesseits war der Protestantismus auch dazu angethan die seither schon im Christenthum liegenden Ideen, welche seinem Geiste hauptsächlich entsprachen, so die Idee der christlichen Freiheit (1 Thl. S. 60) d. h. der religiös- sittlichen Selbständigkeit des Einzelnen, die Idee der brüderlichen Gleichberechtigung und die Idee der Verwirklichung des Reiches Gottes auf Erden oder des tausendjährigen Reichs mit neuer Kraft und neuer Begeisterung zu ergreifen und auf alle Gebiete des gesellschaftlichen Lebens anzuwenden. In der That hat die Reformation bedeutende gesellschaftliche Umwälzungen zur Folge gehabt, nicht nur in den kirchlichen sondern auch in den sozialen und politischen Verhältnissen.

Doch gerade der Umstand, daß der Protestantismus sein Geistesleben zugleich an die rückständige christliche Ueberlieferung, an Evangelium und Schrift anheftete, an die gleiche Ueberlieferung. auf welche auch die katholische Kirche ursprüglich erbaut wurde, hat ihm neben allen Vorzügen zugleich die alten Uebel wieder mit auf den Lebensweg gegeben Es erscheint von neuem die Weltentsagung und Weltflucht; die Hilfe des Gebetes statt der Erkenntniß, Gewissensprüfung und That oder statt der Selbsthilfe; die Knechtseligkeit und Sklaverei; und andrerseits das Priesterthum mit seiner Geistesknechtung; das Fürstenthum und

Herrenthum; nicht minder der Kommunismus; und sogar der Glaubenshaß. Nur daß diesen Schattenseiten auch stets der Fortschritt gegenübertritt, welcher sie bekämpft und verringert. Ganz und grundsätzlich werden sie aber erst aufgehoben im Menschenthum, das den jenseitigen Gott, dessen Priester und Gesalbte, dessen Hilfe und dessen eifersüchtigen Zorn hinwegnimmt.

Betrachten wir nun im Folgenden den Einfluß der protestantischen Bewegung auf die gesellschaftlichen Verhältnisse mit steter Rücksicht auf den Wohlstand.

——o——

Bauernkrieg.

2.

Die gedrückteste Klasse der Gesellschaft bildete gegen Ende des Mittelalters, als das Lehnsystem sich überall hin verbreitet hatte, der Bauernstand. Auf ihm lastete der Pyramidenbau der Kirche wie des Adels, und gar oft auch die Herrschaft der freien Städte mit ihren Patriziergeschlechtern, deren Vögte auf den Dörfern saßen um die Gefälle und Abgaben im städtischen Herrschaftsbezirke einzutreiben. Das Land gehörte meist jenen Dreien, und war der Bauer auch etwa noch wirklicher Eigenthümer, so mußte er doch für den Schutz des Herrn dem die Landesgegend von einem höheren als Lehen zugetheilt war, Frohndienste leisten und Abgaben geben. Jedenfalls wurde er auf alle Weise bedrängt um ihn in das immer allgemeiner werdende Verhältniß der Unterthänigkeit, womöglich der Hörigkeit und Leibeigenschaft hinabzu-

drücken. Es war überall, bald im Kleinen, bald im Großen, der selbe Kampf, den auch die Waldstätte der Schweiz gegen Oesterreich zu kämpfen hatten (1307), welches versuchte sie aus freien Bauern in österreichische Unterthanen zu verwandeln, der selbe Kampf, den uns Schiller in seinem Tell so trefflich verherrlicht hat. Neben dem Herren- und Unterthanenland gab es dann noch freies Gemeindeland von altgermanischer Zeit her, wo der Boden gemeinsam, kommunistisch besessen wurde, wie bis heute bei den Indianerstämmen der Fall. An das Gemeindeland hatten Alle, auch die Hörigen und Leibeignen, Anspruch und benutzten es, manchmal zur wechselsweisen Bebauung, meist zur Viehweide, dann auch zur Gewinnung von Holz, Torf, Laub und dergleichen; wie heute noch z. B. in Süddeutschland geschieht. Auch dieses Land suchten die Land- und Stadtherren an sich zu bringen, sowie sie sich Fischfang und Jagd anmaßten, das Wild nach Gefallen hegten und ihm die Bauernsaaten zur Beute überließen. Während die Bauern selber als Jagdtreiber dienen mußten, wann es den Junkern einfiel des Waidwerks zu pflegen. Streu sammeln, Beeren sammeln, Schneckenhäuser sammeln waren andre edle Bauernbeschäftigungen. Starb endlich unglücklicher Weise und man möchte fast sagen, gegen obrigkeitliche Bewilligung das leibeigne Bäuerlein, so mußte dem Grundherrn an Vieh und andrem Besitzthum von der Familie eine Entschädigung dafür gegeben werden, daß er durch den Todesfall einen Leibeignen eingebüßt hatte. Ingleichen war die leibeigne Jungfrau verbunden bei ihrer Verheirathung dafür daß sie nun in den Besitz ihres Eheherrn überging, ihrem Feudalherrn eine Heirathstaxe zu entrichten; oder auch in manchen Ländern, besonders in Frankreich und Schottland, weniger in Deutschland, statt dessen den auf dem Herrengut herangewachsenen jungfräulichen Leib dem Gutsherrn preiszugeben. Dazu gab es auch Zehnten und Steuern die schwere Menge, Kriegssteuern, Landessteuern, Reichssteuern, und es wurden deren immer mehr, denn die Herren vom Adel brauchten immer mehr Geld, weil der Luxus der Zeit fortwährend

stieg und sie auch hinter den reich werdenden Städtern nicht zurückstehen wollten. So wurde denn aus dem Bauern herausgeschunden, was Zeug hielt. Der Bodenzins wurde gesteigert, die Abgaben vermehrt, Gemeindeland eingeheimst, und sonstiges noch freies Land wo immer nur thunlich, in zinsbares oder direkt in Herrschaftsland umgewandelt.

Kam oft genug Unrecht und Gewaltthat vor, wo sollte der Bauer einen Richter finden? Im Gerichte saßen wieder Adel uud Patrizier und die mit ihnen verschwisterten Juristen, und die nächste Gerichtsbarkeit hatte überhaupt der Gutsherr. Er konnte den Bauer vorfordern, in Untersuchung nehmen und mit Einsperren und wohlerdachtem Foltern zwiebeln und mürbe machen, und dabei gab es für den Verurtheilten schändliche Strafen wie Finger- und Händeabhacken, Nase- und Ohrenabschneiden, Augenausstechen u. s. w. Wie Manchem, der schmählich um seine freie Unabhängigkeit betrogen, der niederträchtig ausgesogen und beraubt worden, der höhnisch statt des gesuchten Rechtes Folterpein und entehrende Bestrafungen empfangen hatte, mag das Blut vor Wuth gekocht und sich in „gährend Drachengift" verwandelt haben!

Nun kam immer näher die Botschaft von der Erlösung. Aus soll es sein mit den geistlichen und weltlichen Leuteschindern, die Abgaben, die Zölle, die Steuern, alles soll weggenommen werden, keine gewaltigen Herren soll es mehr geben, Brüder sollt ihr sein allesammt, keine Reiche und keine Arme mehr, jeder soll soviel besitzen als er braucht, und die Erde, das Wasser, der Wald, die Weide soll allen gemeinsam sein. Nur einen einzigen großen Schlag gilt es noch zu führen, die Herren die sich nicht brüderlich mit uns vereinen wollen, mit Gewalt von ihrer Herrschaft herabzustürzen, dann ist alles überwunden, dann leben wir wie der liebe Heiland mit seinen Jüngern, und wie die ersten Christen einmüthiglich und brüderlich und mit gemeinsamem Besitze glücklich und friedlich beisammen. So lautete die verführerische, für so viele mühselig Beladene und Mißhandelte und Geknechtete so verlockende Kunde. Sie war aus dem innersten Geiste des Christenthums und des Neuen Testa-

mentes hervorgegangen, ja es war eigentlich der selbe Geist, der auch früher schon die christlichen Brüderschaften beseelt hatte, aus denen die Mönchsgemeinschaften und Klöster sich bildeten; nur daß jetzt dieser Bruder- und Gleichheitsgeist nicht sich aus der Welt zurückziehen wollte wie früher, sondern daß er im Gegentheil die verderbten Weltverhältnisse verbessern wollte. Und weil dieser evangelische Brudergeist nichts völlig Neues, Protestantisches sondern nur eine auf die Weltverhältnisse gerichtete Erneuerung des alten Christengeistes war, trat er auch schon vor der eigentlichen Reformation, ein halbes Jahrhundert früher in den hervorbrechenden Bauernaufständen zu Tage.

Hans Böheim oder Pfeiferhänslein von Niklashausen bei Würzburg war es, der schon 1476 am dortigen Wallfahrtstage Muttergottes-Erscheinungen hatte und den Bauern verkündete, daß kein Kaiser noch Fürst noch Papst mehr über sie herrschen solle, noch andre geistliche oder weltliche Obrigkeit; daß Jeder des andern Bruder sein solle, sein Brod mit seiner Hände Arbeit gewinnen und Keiner mehr haben als der Andere. Alle Zinsen, Gülten, Frohnden, Zoll, Steuern und andre Abgaben und Leistungen sollten für ewig abgeschafft, Wald, Wasser und Weide überall frei sein. Und siehe da, es erschienen 34,000 bewaffnete Bauern auf St. Margarethentag um das Reich der Bruderschaft einzuführen. Aber ihr Profet war indessen vom Bischof von Würzburg schon eingethan worden und starb auf dem Scheiterhaufen. Eine Anzahl seiner Anhänger wurde enthauptet.

Doch waren darum die Bauernverschwörungen und Bauernaufstände noch nicht zu Ende, begannen vielmehr ihre Ziele bestimmter und kühner aufzustellen. So verlangte der „Bundschuh" im Elsaß (1493) die Einführung des alttestamentlichen Jubeljahres, d. h. die Befreiung von allen Schulden und aller Dienstbarkeit (1 Thl. S. 7); ferner selbstgewählte Gerichte für jede Gemeinde um der willkürlichen Gerichtsbarkeit und Mißhandlung durch die Gutsherrn ledig zu werden. Der „Bundschuh" im Bisthum Speyer (1502) wollte alle Klöster und Stifte

aufgehoben wissen und deren Güter unter das Volk vertheilt. Sein Fahnenspruch lautete: Nichts denn die Gerechtigkeit Gottes". Der oberrheinische „Bundschuh" (1513) mit der Losung, „Herr steh' deiner göttlichen Gerechtigkeit bei," beabsichtigte Adel und Fürsten abzuschaffen und nur die oberste Macht des Kaisers beizubehalten. Und der „Arme Konrad" in Schwaben (1514) brachte es sogar dahin, daß die Vertreter der Bauernschaft auf dem Landtage neben Rittern und Städtern zugelassen wurden zur Verhandlung ihrer Beschwerden.

3.

Indessen rückten die Ereignisse der eigentlichen Reformation immer näher heran. Der kühne Mönch von Wittenburg wagte es, dem Haupte der Christenheit den Fehdehandschuh hinzuwerfen, offen vor Kaiser und Reichstag seine Gewissensüberzeugung auszusprechen und geistlicher wie weltlicher Gewalt zum Trotze unbeugsam darauf zu beharren, feststehend auf Schrift und Evangelium. Diese neue Botschaft von dem Rechte der eignen Ueberzeugung, von der Unbeugsamkeit des religiös festgefugten, gewissensklaren Mannes und von dem Siege der Wahrheit und des Rechtes drang in alle Herzen und riß sie zu selten gesehener Begeisterung hin. Die Liebe zur Freiheit erwachte in den Gemüthern, und alle Geknechteten und alle Gedrückten glaubten den Tag der Erlösung gekommen. Kaum war daher eine Jahreswoche vergangen, seit die Hammerschläge an der Schloßkirche zu Wittenberg ertönt hatten um die 95 Thesen des Augustiners zum Streite anzuheften (1517), und die Geistesschläfer des Jahrhunderts zu wecken, da erhoben sich auch überall wieder die geknechteten und mißhandelten Bauern in Masse, häufig angefeuert und geleitet von Predigern des Evangeliums. In den Bergen des Schwarzwaldes zog Hans Müller von Bulgenbach mit seinem Anhang umher, einstiger Soldat, mit rothem Barett und rothem Mantel angethan und hinter sich auf laub- und bändergeschmücktem Wagen die

Haupt- und Sturmfahne führend. Abgaben und Frohnden wurden verweigert und zu Schutz und Trutz eine „Evangelische Brüderschaft" geschlossen, womit der eigentliche Bauernkrieg (1524—25) begann. Deßgleichen in Schwaben „Die Christliche Vereinigung und Brüderschaft" oder „Der Helle Christliche Haufen," wie sie später sich nannten. Im Odenwald und Franken trat Wendel Hippler, ein Adeliger und früherer Kanzler, dann Georg Metzler und Jäcklein Rohrbach an die Spitze der Aufständischen, deren Oberbefehl Götz von Berlichingen, halb freiwillig, halb gezwungen übernahm; indeß Ritter Florian Geyer mit der schwarzen Schaar auf eigne Faust seine Streifzüge machte. Im Salzburgischen schlossen die Bergleute mit den Bauern gemeinsam einen „Christlichen Bund" und noch weiter im Südosten bis nach Oesterreich hinein erhob sich das Landvolk. Ingleichen durch Thüringen hin bis zum Harz, durch Hessen und die Pfalz und schließlich im Elsaß.

Die äußere Veranlassung der Bewegung war durch den Druck der Verhältnisse gegeben, der Geist jedoch der dieselbe durchdrang und belebte, war wesentlich ein religiöser, wie uns schon die obigen Namen der Bündnisse und Schaaren bezeugen. Die christlichen Gedanken der Brüderlichkeit und Gleichberechtigung, der Gedanke der christlichen Freiheit und die Botschaft vom nahen Reich Gottes erregten die Gemüther und sollten im wirklichen menschlichen Leben nun durchgeführt werden. Jedoch prägte sich dieser religiöse Gehalt des Aufstandes nach zwei verschiedenen Richtungen hin aus. Die eine war mehr die altchristlich schwärmerische und kommunistische; die andre mehr modern protestantisch, mit den Verhältnissen rechnend, schriftgemäß und politisch praktisch. Jene war vertreten durch Thomas Münzer (1525), kirchlichen Prediger und zuerst religiösen, dann religiös sozialen Reformator, anfangs in Zwickau (1520), dann zu Wittenberg, Altstedt und Mühlhausen (1524) in Thüringen. Der innere Ausgangspunkt seiner Lehre war der altjüdische und altchristlich katholische der Gesichte und der inneren Eingebung, wie ihn auch die Profeten, Jesus, die Päpste und Pfeiferhäns-

lein eingenommen hatte. „Es ist ein rechter apostolischer, patriarchalischer und profetischer Geist auf die Gesichte warten und dieselbigen mit schmerzlicher Betrübniß überkommen. Darum ist's nicht Wunder, daß sie Bruder Mastschwein und Bruder Sanftleben verwirft," sagte er mit Anspielung auf Luther, den er das „geistlose, sanftlebende Fleisch zu Wittenberg" nannte. Jedoch hütete er sich auf dessen wiederholte Aufforderung zur Disputation einzugehen, weil er „das Zeugniß des Geistes nicht ausschließlich auf die hohe Schule (die Universität Wittenberg) bringen" wolle; jedenfalls zugleich im Gefühle der Schwäche seines Standpunktes. Der altchristlich kommunistische Inhalt seiner Lehre gestaltete sich wie bei Pfeiferhänslein und nahm auch in alttestamentlichem Geiste das Recht der äußeren Gewalt zu ihrer Durchführung in Anspruch, nur daß noch wiedertäuferische Ansichten mit unterliefen. Das Reich Gottes solle auf Erden verwirklicht, geistliche und weltliche Obrigkeit abgeschafft, Gemeinschaft der Güter eingeführt werden und alle Unterschiede von Reich und Arm, von Vornehm und Gering verschwinden. Zur gewaltsamen Durchführung sei ein Bund über die ganze Christenheit hin zu stiften. Eifrige Profeten dieser Ideen durchzogen nach allen Seiten die Lande, um allerwärts die Gluth des Aufstandes zu schüren, wie wohl die eigentlich Münzerisch gesinnten Leute stets nur einen geringen Theil der außerthüringischen Bauernhaufen bildeten. Die gleiche Lehre tauchte dann wieder ein Jahrzehnt später (1533—35) im westfälischen Münster auf, wo sie unter Jan Matthiesen, Bockold und Knipperdolling konsequent bis zur Neige, bis zum äußersten Despotismus und bis zur Weibergemeinschaft durchgeführt wurde. Denn wo bei dem Einen die innere, sogenannte göttliche Eingebung maßgebend ist, die keine äußeren Beweise und keine Verantwortung kennt, da bleibt für die Andern nur blinder Gehorsam und Unterwürfigkeit übrig, und das Reich des Despotismus blüht. Und wo alle Besitzthümer gemein sein sollen, da muß auch das Weib zum Gemeinbesitz werden, sofern es nur, wie bisher geschah, als Besitzthum des

Mannes betrachtet wird. Nun, die 3 Profeten haben ihre Herrschaft gebüßt. Im Laufe des jetzigen Jahres wurde, wie die Zeitungen berichteten, der Kirchthum in Münster abgetragen, an welchem noch die 3 Käfige befestigt waren, in denen ihre Leiber einst zum abschreckenden Beispiel ausgehängt wurden.

Anders gestaltete sich der christlich schriftgemäße Geist der in der süddeutschen Bauernbewegung wehte. Nicht himmelreichmäßige Gütergemeinschaft wollten diese Bauern, sondern dem im vorigen Abschnitt gekennzeichneten protestantischen Triebe entsprechend, ein vor den junkerlichen Schindereien geschütztes, mäßig unabhängiges und auskömmliches Dasein, um ihres Lebens genießen zu können, dazu auch die freie, vernünftige Predigt des Evangeliums, alles in gesetzmäßig geordneter, verständiger Weise, nichts Kommunistisches und nichts Schwärmerisches, nicht einmal etwas Großartiges an ihren Forderungen. Allerdings einzelne Haufen stellen die früheren energischeren und weitergehenden Ziele auf, wie die Abschaffung des Adels und Fürstenthums und der Feudalherrschaft überhaupt, sowie die Einziehung der geistlichen Güter zum Besten des Volkes. Doch das Hauptprogramm, welches am meisten allgemeine Geltung erlangte, die 12 Artikel der oberschwäbischen Bauern, die in 6 Haufen gegen 40,000 Mann stark unter Waffen standen, war viel gemäßigter. Folgendes ist im Auszug dessen Inhalt.

Artikel 1. Jede Gemeinde soll ihren Pfarrer selbst wählen, ebenso auch entlassen können. Er hat das reine Evangelium zu predigen.

Art. 2. Der Hauptzehnt (Kornzehnt) soll, weil im Alten Testamente festgesetzt, entrichtet werden. Davon ist zunächst für ein genügendes Auskommen des Pfarrers zu sorgen, der Ueberschuß aber für die Ortsarmen zu verwenden. Der kleine Zehnt hat dagegen als unbiblisch aufzuhören, „denn Gott der Herr hat das Vieh frei dem Menschen erschaffen“

Art. 3. „Zum dritten ist der Brauch bisher gewesen, daß man uns für Eigenleute gehalten hat, welches zum Erbarmen ist, angesehen, daß uns Christus alle mit seinem kostbaren vergossenen Blute erlöst und erkauft hat, den niedern Hirten ebensowohl als den Allerhöchsten, keinen ausgenommen. Darum erfindet sich in der Schrift, daß wir frei sind und wir wollen frei sein. Nicht daß wir gar frei sein, keine Obrigkeit haben wollen; das lehrt uns Gott nicht." (Folgen noch viele Betheuerungen, daß man sowohl der gesetzten als der gewählten Obrigkeit Gehorsam schulde.)

Art. 4. Gegen das Hegen des Wildes. Was Gott dem Menschen zu Nutz habe wachsen lassen, würde von den unvernünftigen Thieren zu Unnutz muthwillig verfressen. Gott habe dem Menschen Gewalt gegeben über alle Thiere, auch die Vögel in der Luft und die Fische im Wasser. Gleichwohl soll das Fischereirecht abgelöst werden, wenn Jemand dasselbe erweislich gekauft hat.

Art. 5. Die Waldungen, welche nicht von Geistlichen oder Weltlichen durch Kauf erworben worden, sollen der Gesammtgemeinde anheimfallen zum Nutzen Aller, doch so daß keine Ausrodung des Waldes erfolge.

Art. 6. Die persönlichen Dienste sollen nicht vermehrt werden; „wie unsre Eltern gedient haben," so soll es bleiben.

Art. 7. Weitere Lasten als die ursprünglichen sollen überhaupt nur für gelegene Zeit und gegen Vergütung auferlegt werden, wobei aber der Bauer, wenn der Herr dessen Dienste bedürfe, ihm „willig und gehorsam vor andern" sei.

Art. 8. Die Gült sei vielfach so hoch, daß der Bauer dabei nicht bestehen könne; die Herrschaft möge dies durch ehrbare Leute untersuchen und den Betrag nach Billigkeit bestimmen lassen.

Art. 9. Strafen nach neuen Ansätzen oder nach Willkür und Parteilichkeit sollen nicht mehr stattfinden.

Art. 10. Wiesen und Aecker, die man den Gemeinden ohne Vergütung genommen, werden zurückgefordert.

Art. 11. Die Abgabe bei Todesfällen, „daß man Wittwen und Waisen das Ihrige wider Gott und Ehren also schändlich nehmen und sie berauben soll," sei unbedingt abzuschaffen.

Art. 12. Man möge diese Artikel sämmtlich nach der heiligen Schrift prüfen; erweise sich einer oder der andre danach als Unrecht, so soll derselbe sofort zurückgenommen werden.

Wir staunen dieses Programm zu lesen als die Grundlage einer großartigen Revolution, wie Deutschland seither keine mehr gesehen. Aber wir erkennen zugleich auch recht wohl, welcher Sinn und welche Absicht der Abfassung desselben zu Grunde lag. Alle Bauernaufstände waren bis dahin erbarmungslos und erfolglos niedergeworfen worden. Nun hatte aber der Siegesflug der Reformation, so schien es, gezeigt, worauf ein großes Werk gegründet sein müsse, wenn es gelingen solle, auf Gottes Wort in der Schrift. Daher wollten denn die Aufständischen in gleich zuverlässiger und gewissenhafter Weise ihr Vorhaben sicher stellen, wie die Kirchenreformatoren gethan, indem sie ihr Recht aus der Schrift bewiesen, deren betreffende Kapitel sogar in den gedruckten Exemplaren der 12 Artikel am Rande beigefügt waren. Und daher entsagten sie auch den früheren Forderungen der Abschaffung des Herrenthums und Fürstenthums mit seinen Feudallasten, und der Vertheilung der geistlichen Güter und wollten statt dessen nur die Lasten erträglich gemacht und den offenbaren Raub zurückerstattet wissen. Denn Herrenthum und Fürstenthum mitsammt seinen Abgaben und Priesterthum mit seinen Besitzthümern ist alles recht wohl in der Schrift des Alten Testamentes begründet. Dagegen gingen sie über Altes und Neues Testament hinaus mit der Aufhebung der Leibeigenschaft, welche im Alten geradezu gebilligt, im Neuen aber wenigstens nicht verworfen, und überhaupt für unwesentlich zur Seligkeit erklärt wird. Sie schöpften hier ebenfalls wie die schwärmerisch kommunistische Richtung direkt aus dem Glauben an die christliche Brüderlichkeit und Gleichberechtigung und übertrugen ihn auf die äußerlichen sozialen Verhältnisse. In

der That, warum sollte das auch nicht geschehen? Will nicht jede Religion und vor allem das Christenthum, daß der inneren Gesinnung auch das äußere Thun entspreche, also dem inneren Geiste der Religion die äußere Organisation der Gesellschaft? Und haben wir nicht gesehen, daß gerade die gesinnungsgemäße Verwirklichung nach außen im innersten Wesen des Protestantismus liegt? Ja, welch herrliche Zeit mußte heranbrechen, wenn dem Menschen nicht blos in religiös kirchlicher sondern auch in politischer und in sozialer Beziehung sein Brudertheil der Gleichberechtigung und der Mitregierung zurückgegeben wurde, sein Recht auf ein an Besitzthum und an Genüssen menschenwürdiges und auf ein bürgerlich freies Dasein? Doch das ist der Fluch der bösen That, oder hier richtiger gesagt, das ist die Folge jener ursprünglichen mattherzigen Zurückweisung jeder politischen und sozialen Folgerung von Seiten Jesu und des Apostels, jene verzweifelnde Weltflucht, die vor dieser bösen Menschenwelt und ihrem Treiben nichts wissen will; jene wesentliche Schattenseite des Christenthums, die es zur Ordnung und Führung der menschlichen Gesellschaft unbrauchbar macht, gerade wie dies durch seine Liebe geschieht, welche der Gerechtigkeit entbehrt (1 Thl. S. 99). Ihr habt euch so ängstlich auf die Schrift berufen, ihr thörichten Bauern und Männer des Volk's, die Schrift wird euch bös heimzahlen, wenn ihr meint, daß sie eure soziale Unabhängigkeit und Freiheit garantire, oder daß sie euch gar gestatte mit dem Schwerte in der Hand euer gutes Menschenrecht zu verlangen.

---o---

4.

Luther war damals der öffentlich anerkannte Meister der Schrift, auf ihn hatten die Bauern in ihren Flugblättern auch ausdrücklich sich berufen. Er gab nun sein schriftgemäßes Urtheil ab in seiner „Ermah-

nung zum Frieden auf die zwölf Artikel der Bauernschaft in Schwaben" (1525).

Zuerst wendet er sich an die Fürsten und Herren und hält ihnen ziemlich kräftig ihre Sünden vor. Sie seien neben den blinden Bischöfen und den tollen Pfaffen und Mönchen, die wider das heilige Evangelium wüthen, die Ursache solches Unraths und Aufruhrs, aus welchem Verderben, Verstörung und Verwüstung deutschen Landes folgen müsse. Denn „ihr schindet und schätzt, eure Pracht und Hochmuth zu führen, bis der arme gemeine Mann nicht kann noch mag länger ertragen". — „Ihr ringt danach und wollt auf den Kopf geschlagen sein."—„Es sind nicht Bauern, liebe Herrn, die sich wider euch setzen ; Gott ist's selber, der setzt sich wider euch, heimzusuchen eure Wütherei."

Freilich aus der Schrift weiß er nicht viel Worte gegen die Fürsten und Herren anzuführen, denn die Schrift ist mit dem Gottesgnadenthum stets schonend verfahren, nur eine einzige Stelle, Ps. 107: „er schüttet Verachtung auf die Fürsten"—hält er ihnen entgegen. Dafür zieht er die griechisch römischen Schriftsteller herbei, die bislang im Mittelalter ja zum Theil fast so hohes Ansehen genossen hatten wie die christlichen Kirchenväter. „Ihr Herren," sagt er „habt wider euch die Schrift und Geschichte, wie die Tyrannen gestraft sind, daß auch die heidnischen Poeten schreiben, wie die Tyrannen selten am trockenen Tod sterben, sondern gemeiniglich erwürget worden sind und im Blute umkommen."

Desto ausgiebiger erweist sich die Schrift zur Vermahnung der Bauern.

Luther giebt denselben zwar offenherzig zu, daß etliche ihrer Artikel „billig und recht sind." Aber sie sollten bei ihrem Thun „Christi Namen mit Frieden lassen," und im Gegentheil sagen, daß sie Leute seien, „die darum streiten, daß sie nicht Unrecht noch Uebels leiden wollen noch sollen, wie das die Natur giebt." — Welch großes Lob der Natur, unwillkürlich aus dem Munde des Offenbarungsmannes gespendet! Wenn die Natur weder Unrecht noch Uebel leiden will, ei, dann wäre

sie ja in der That die beste Führerin um uns aus Unrecht und Uebel hinauszubringen; wie auch sicherlich der Fall. Scharf setzt er dann dem Naturtriebe die christliche Gesinnung gegenüber.—„Wäret ihr aber Christen, so würdet ihr Faust und Schwert trotzen und dräuen lassen, und zum Vater-Unser euch halten und mit Beten eure Sachen bei Gott fördern, und sprechen: Dein Wille geschehe." — Und ob auch eure Artikel „gleich alle recht und billig wären, so habt ihr doch das christliche Recht vergessen." Dieses christliche und göttliche Recht ist nämlich von einer ganz absonderlichen Art, nahezu dasselbe was wir heutzutage Unrecht und Unsinn nennen würden. „Wollt ihr nun göttliches Recht halten, wie ihr rühmt, wohlan, so thut's, da steht's, Gott spricht: Die Rache ist mein, ich will vergelten. Item: Seid unterthan nicht allein den guten Herrn, sondern auch den bösen."—„Hört nun zu, liebe Christen, euer christliches Recht. So spricht euer Oberster, Herr Christus, deß Namen ihr führt, Math. 5: „Ihr sollt dem Uebel nicht widerstehen. Und wer dich auf den einen Backen schlägt, dem halte den andern auch dar," u. s. w.—Ein Spruch von dem zwar nirgends in der Schrift zu lesen ist, daß er nur auf bäuerliche Backen und nicht auch auf adelige und fürstliche Wangen sich beziehe, die gerade in jener Zeit dessen Wirkung recht hübsch zu erproben Gelegenheit hatten. — „Hört ihr's, ihr christlichen Sammlungen? Wie reimt sich eurer Vornehmen mit diesem Recht? Ihr wollet nicht leiden, daß man euch Uebel und Unrecht thue, sondern frei sein und nur eitel Gut und Recht leiden und Christus spricht, man solle keinem Uebel und Unrecht widerstehen, sondern immer weichen, leiden und nehmen lassen. Wollt ihr solches Recht nicht ertragen, Lieber, so thut auch den christlichen Namen von euch."—„Die Christen sind nicht so gemein, daß soviel auf einen Haufen sich versammeln sollten; es ist ein seltsamer Vogel um einen Christen." — Allerdings sehr seltsam, und heutigen Tags wären dieser ächten Backenschlag- und Nehmenlaß-Christen wohl aus sämmtlichen christlichen Priestern und Predigern und Kirchenvorständen der Menschheit, die Gemeinden auch

noch dazu, nicht mehr auch nur die Apostelzahl zusammenzubringen, denke ich. Ingleichen würden irgend welche Revolutionäre sich schwerlich mehr viel daraus machen den christlichen Namen abthun zu müssen. Aber damals war es anders: „es gilt Leib und Seele in Ewigkeit," lautete des Reformators ernste Mahnung, die in den Seelen bangen Wiederhall fand.— „Und Summa, eure Artikel setzen alle von weltlichen zeitlichen Sachen, daß ihr Gewalt und Gut haben wollet, nichts Unrechts leiden; so doch das Evangelium sich weltlicher Sachen gar nichts annimmt und das äußerliche Leben allein in Leiden, Unrecht, Kreuz, Geduld und Verachtung zeitlicher Güter und Leben setzt."

Die christlichen Gedanken des Unrechtleidens, des Unterthanengehorsams und der Weltflucht oder der Trennung des geistigen Reichs der Seelen von dem irdischen leiblichen Reiche der menschlichen Gesellschaft, sie sind es mithin, welche der kirchliche Reformator denjenigen entgegenhält, die auf dem sozialen und politischen Gebiete reformiren wollen. Und von diesem Standpunkt aus läßt er auch keine freiheitlichen Schlußfolgerungen aus Altem oder Neuem Testamente gelten. „Es hilft auch den Bauern nicht, daß sie vorgeben Gen. 1 und 2 seien alle Dinge frei und gemein geschaffen, und daß wir alle gleich getauft sind. Denn im Neuen Testamente hält und gilt Moses nicht; sondern da steht unser Meister Christus und wirft uns mit Leib und Gut unter den Kaiser und weltliches Recht, da er spricht: gebt dem Kaiser was des Kaisers ist"; und „die Taufe macht nicht Leib und Gut frei, sondern die Seelen." — „Es soll kein Leibeigner sein, weil uns Christus alle befreiet hat. Was ist das? Das heißet christliche Freiheit ganz fleischlich machen." Eigentlich ein recht sonderbarer Gedanke, da doch der Kern der christlichen Botschaft in der Fleischwerdung Gottes, also in der äußerlichen Verwirklichung des Geistes der Wahrheit, der Liebe und des Guten liegen soll. Und da die Aufhebung der Leibeigenschaft dem Vermahner ganz und gar über den geistigen Horizont geht, so bringt er noch folgenden Gegengrund herbei. „Leset St. Paulum, was er von den Knechten,

die zu der Zeit alle leibeigen waren, lehret (daß der Knecht doch geistlich frei sein kann, vgl. 1 Thl. S. 60). Darum ist dieser Artikel stracks wider das Evangelium und r ä u b e r i s c h, damit ein jeglicher seinen Leib, so eigen geworden ist, seinem Herrn nimmt." — So! — Und wo hat denn sein Herr diesen Leib seines Leibeignen herbekommen? Da der liebe Gott nach der Schrift nicht zweierlei Menschen, den Adam und die Eva, und dann etwa aus einer schlechteren Lehmsorte ein paar Dutzend Leibeigne zur Bedienung schuf, so werden wohl die Herrn Barone zuerst gestohlen und die Leibeignen ihrer Freiheit beraubt haben. Luther! Luther! hast du nicht auch mit deiner Reformation den Papst um ein gutes Theil seiner Herrschaft beraubt? Und hast du nicht zugegeben, und sogar dazu gerathen, daß die Protestanten, insbesondre Fürsten und Herrn den Klöstern und Orden und der katholischen Kirche überhaupt ihre Güter geraubt haben, wie wir nachher noch sehen werden; und willst du nun zu gleicher Zeit mit einem solchen spitzfindigen Grunde nicht etwa die Entschädigung der Sklavenhalter, sondern die Sklavenhalterei oder Leibeigenschaft selbst befürworten? Ja, wir sehen vollends nach dieser Seite hin in dem gewaltigen Reformator den beschränktesten Spießbürger, wenn wir vernehmen, daß nach seiner Meinung „weltliches Reich nicht bestehen kann, wo nicht Ungleichheit ist in Personen, daß etliche frei seien, etliche gefangen, etliche Herren, etliche Unterthanen u. s. w. Wie St. Paulus sagt Gal. 3, daß in Christo Herr und Knecht e i n Ding sei" St. Paulus sagt, und Christus sagt, und Gott sagt, und so steht's geschrieben, und kurz und Summa, es wird einem bei dieser Schriftauslegung ganz übel ums Herz, und man sieht und fühlt recht deutlich die Knechtschaft und Leibeigenschaft, in welche der Reformator sich selber begeben hat gegenüber dem Schriftwort. Daher ist es ihm auch nicht möglich ein grundsätzlich freies und klares Urtheil in der Sache abzugeben. In dem Netz und Gewirre seiner Schriftstellen und Glaubenssätze windet er sich zum Erbarmen herum ohne Ausweg. Die ganze Sache thut ihm herzlich leid,

aber er kann nicht helfen, wenn auch nur als Richter, „Mir ist das am aller leidesten und hoch zu erbarmen, und wollte es gern mit meinem Leben und Sterben abkaufen, daß auf beiden Seiten zween unüberwindliche Schaden folgen,“ daß nämlich Gott beide Theile verderben, „einen Buben mit dem andern stäupen wird,“ weil er „beiden, Tyrannen wie Rotten feind“ ist. Darum vertragt euch und ernennet ein Schiedsgericht! — ist seine schließliche Auskunft.

Aber leider! leider für die Bauern war eben Luthers Urtheil und war dieser ganze politisch und sozial engherzige Geist vollständig schriftgemäß, vollständig nach dem Sinne des überlieferten Evangeliums, das einerseits geistige Freiheit und Brüderlichkeit predigt, andrerseits aber von der Uebertragung der Freiheit auf das politische und soziale Reich der Menschenwelt nichts wissen will. Und Jesus selber, der den Messias des Leidens darstellt, der die Tugend als die leidende verkörpert, und Paulus, der den entlaufenen Sklaven seinem Herrn wieder zurücksendet (1 Thl. S. 61), sie hätten kein andres Urtheil abgeben können, wenn sie sich hätten konsequent bleiben wollen.

Daher war denn auch der ganze Aufstand der Bauern in seinem innersten Kerne widerspruchsvoll und holtlos, in der einen Hinsicht von dem Evangelium, dem letzten und höchsten moralischen Maßstab der Aufständischen, gestützt und angespornt, in der andern wieder von dem gleichen Evangelium auf das Entschiedenste verurtheilt. Und daher mußte er auch erfolglos bleiben. Denn eine jede große, weltgeschichtliche Bewegung bedarf, um ihre Ziele zu erreichen und segensreich zu wirken, des sittlichen Haltes. Und dieser besteht darin, daß die Erkenntniß auf ihre letzten Grundlagen, auf die Vorstellung des einheitlich allmächtig wirkenden Daseins zurückgeht und von hier aus wieder ihre Aufgaben, Pflichten und Rechte sich ableitet, so daß das Gewissen jederzeit gefestigt ist bis auf den innersten Grund, und daß der Wille sich sagen kann: was ich will, ist das Allmachtwollen selber und wird und muß geschehen, ob ich selber und tausend Andre darüber zu Grunde

gingen oder nicht. Es wird geschehen, so gewiß die All-Entwicklung nicht stille steht, früher oder später. Und dann, bei so weitem Ausblick, vermag auch das Herz sich zu erweitern und zu begeistern in Liebe für das Heil und Glück der Menschenwelt, das der Erkenntniß vor Augen schwebt, und vermag sich über niedrige Leidenschaft und engherzige Selbstsucht zu erheben. Hat eine Bewegung solchen Tiefgang bis hinab auf den wahrhaft sittlichen und wahrhaft religiösen Boden, dann wird sie auch die rechten scharfkantigen, harten und hellstrahlenden Krystalle hervortreiben, die großen Menschen, die ihre Erreger und Leiter und ebensosehr zugleich ihre Produkte sind, und dann bietet sie auch den Gemüthern stets einen erquickenden und feurigen Labetrank dar, der gerade in den Stunden der Noth die wankenden und todesmüden Massen mit Kraft und Feuergluth und zäher, erfinderischer Ausdauer erfüllt und ihre Sache zum Siege führt. Oder wenn selbst die Kämpfer im heiligen d. h. im heilbringenden Kampfe alle untergingen, so würde mit ihrem Gedächtniß ihre Sache fast noch energischer fortwirken in der Zukunft; denn der in bewußter Wahl erlittene Tod für die Wahrheit nnd Gerechtigkeit, der dem Leben in Selbstuntreue und Gewissenlosigkeit vorgezogen wird, ist der sprechendste Beweis der klaren und aufrichtigen und reinen Gesinnung, und was in solcher Gesinnung Bedeutendes gethan wurde, bildet eine nothwendige Stufe des künftigen Fortschritts der Menschheit, die auch von späteren Generationen stets wieder betreten werden muß.

Doch dem Bauernaufstande mit seinem zerborstenen geistigen Fundamente mußte solche Gesinnung fehlen. Daher fehlen ihm auch die großen Männer, die entweder, wie Münzer und seine Profeten, düstre, leidenschaftliche und in ihren geistigen Grundlagen unklare und rückständige Fanatiker, oder aber wie die Andern meistens wankelmüthige und käufliche Demagogen sind, die besten Falls aufzuwiegeln, aber nicht zu ordnen und zu gestalten verstehn. Freilich gab ihnen dazu auch ihr Evangelium nicht die mindeste Anleitung. — Aus diesen geistigen

Ursachen fehlte denn dem Bauernkriege der rechte heldenhafte und heldenmüthige Karakter, und sowohl der äußere Erfolg zu seiner Zeit wie jede begeisternde Wirkung auf die spätere Zukunft.

Allerdings schöpfte jene Zeit ihr Ideenreich noch aus einer andern Quelle, die wir bei Luther ebenfalls bemerkt haben, aus der Welt der alten Klassiker, aus der Literatur der alten Griechen und Römer, und wir haben früher schon (1 Thl. S. 128) gesehen, wie Christenthum und altes Römerthum in geistiger Vermählung den politischen Freiheitsgeist eines Arnold von Brescia, eines Dante und Cola Rienzi sowie die republikanische Gesinnung der Freistädte erzeugten. Doch für die Bauern war weder bei Griechen noch Römern noch bei Germanen eine Hilfe, da Leibeigenschaft und Sklaverei einen allgemeinen Brauch des Alterthums bildete und sogar den größten Filosofen für nothwendig gegolten hatte.

Zwar giebt es einen Standpunkt, von dem aus die Aufhebung der Leibeigenschaft sowie das Recht auf ein auskömmliches, menschenwürdiges Dasein hinreichend begründet werden kann, und von dem aus auch Sklaverei und Leibeigenschaft und Zinsbauernthum und Adel und Fürstenthum abgeschafft worden ist, der Standpunkt, auf welchen Luther in einen obigen Worten ebenfalls ganz richtig verweist, es ist derjenige der Natur, der selbstherrlichen Menschennatur, die als höchstes vernunftbegabtes Einzelwesen das Recht auf Selbstentfaltung, leibliche wie geistige, persönliche wie gesellschaftliche besitzt; der Standpunkt der die Gottheit in der Natur schaut, und die höchste Offenbarung der Gottheit in dem höchsten Produkte der Natur, in dem Menschen. Es war dies der Standpunkt eines Thomas Paine und Jefferson, derjenige der amerikanischen wie der französischen Revolution. Aber es konnte noch nicht derjenige der deutschen Bauern und Luther's sein. Da mußte zuerst eine naturwissenschaftliche, filosofische und freidenkerische Kulturentwicklung von 3 Jahrhunderten dazwischen treten.

5.

War nun der Bauernkrieg eine sittlich in sich haltlose Bewegung, die der zähen Ausdauer, der großen Männer und der geordneten Zusammenfassung entbehren mußte, so war sie natürlich auch um so mehr geeignet in Zuchtlosigkeit, in Raub- und Mordsucht auszuarten. Außerdem spornten aber die geistigen Leiter noch besonders dazu an, auch wieder gestützt auf die Schrift. Th. Münzer ruft z. B. den sächsischen Fürsten zu: „Sagt doch Christus: ich bin nicht gekommen den Frieden zu bringen, sondern das Schwert (Mtth. 10, 34). Was sollt ihr aber mit demselben machen? Nichts anders denn die Bösen, die das Evangelium verhindern, wegthun und absondern, wollt ihr anders Diener Gottes sein. Christus hat mit großem Ernst befohlen Luc. 19, 27: nehmet meine Feinde und erwürget sie vor meinen Augen. — Die welche Gottes Offenbarung zuwider sind, soll man wegthun, ohne alle Gnade, wie Hiskias, Cyrus, Josias, Daniel und Elias die Baalspfaffen verstöret haben, anders mag die christliche Kirche zu ihrem Ursprung nicht wieder kommen. Man muß das Unkraut ausraufen aus dem Weingarten Gottes in der Zeit der Ernte. Gott hat 5. Mos. 7 gesagt: ihr sollt euch nicht erbarmen über die Abgöttischen, zerbrecht ihre Altäre, zerschmeißt ihre Bilder und verbrennt sie, auf daß ich nicht mit euch zürne." — Das haben die sächsischen Fürsten nachher auch genau befolgt, aber gegen Th. Münzer und seine Leute selber. Zwar sind Münzer's Worte noch hauptsächlich gegen die Anhänger des Papstthums gerichtet, aber später empfiehlt er das gleiche Verfahren des Wegthuns und Tödtens gegen Fürsten und Adel und Obrigkeit, die seinem Reichsgottesbunde nicht beitreten wollen.

Demgemäß machten denn die aufständischen Bauernhaufen aus der Zerstörung und Plünderung der Klöster und Schlösser bald eine förmliche Marschregel. Nicht die Beschlagnahme der Güter und Schätze ihrer Gegner war es, um ihre eigne Sache damit aufrecht zu erhalten, wie es die Nothwehr jedes gerechten Krieges rechtfertigt, und was aller-

dings einzelne Haufen auch zu thun versuchten, sondern die blinde Wuth des Brennens, Raubens und Mordens herrschte vor, womit die seither Mißhandelten ihre Rache kühlen und sich bereichern wollten. Natürlich mußte solches Vorgehn alle christlichen Gemüther und überhaupt auch alle redlich Denkenden vollends der Bauernsache abwendig machen. Würden in der Gegenwart z. B. die Industriearbeiter um ihr Parteiprogramm zu verwirklichen, damit beginnen alle Fabriken und Geschäfte zu berauben nnd niederzubrennen und deren Inhaber zu morden, die heutige Welt würde sich noch mehr entrüstet und einmüthig gegen sie wenden.

Daher lies auch Luther ein zweites Schreiben ausgehn: „wider die räuberischen und mörderischen Bauern." Er hatte jetzt wieder einen ganz bestimmten festen Standpunkt, den der gottverordneten Obrigkeit mit dem Schwerte, gewonnen. „Dreierlei gräuliche Sünden wider Gott und Menschen laden die Bauern auf sich, daran sie den Tod verdient haben an Leib und Seele mannigfältiglich. Zum ersten, daß sie ihrer Obrigkeit Treu und Huld geschworen haben unterthänig und gehorsam zu sein, wie solches Gott gebeut, da er spricht: Gebet dem Kaiser was des Kaisers ist, und Röm. 13: jedermann sei der Obrigkeit unterthan. Weil sie aber diesen Gehorsam brechen, muthwilliglich und mit Frevel, und dazu sich wider ihren Herrn setzen (Gott ist's selber, der sich wider die Fürsten setzet, hatte er ja früher gesagt!), haben sie damit verwirkt Leib und Seele, als die treulosen, meineidigen, lügenhaften, ungehorsamen Buben und Bösewichter zu thun pflegen." — „Zum Andern daß sie Aufruhr anrichten, rauben und plündern mit Frevel, Klöster und Schlösser." — „Zum Dritten, daß sie solche schreckliche gräuliche Sünde mit dem Evangelio decken, nennen sich christliche Brüder" — „damit sie die allergröbsten Gotteslästerer und Schänder seines Namens werden." — Dabei hebt er ganz richtig den Unterschied des evangelisch christlichen und des Münzerischen Kommunismus hervor. „Auch macht das Evangelium nicht die Güter gemein, ohne allein

welche solches williglich von ihnen selbst thun wollen, wie die Apostel und Jünger Act. 4 thaten, welche nicht die fremden Güter Pilati und Herodis gemein zu sein forderten, wie unsre unsinnige Bauern toben, sondern ihre eignen Güter. Aber unsre Bauern wollen die andern fremden Güter gemein haben, und ihre eigne für sich behalten; das sind mir feine Christen. Ich meine, daß kein Teufel mehr in der Hölle sei, sondern allzumal in die Bauern sind gefahren, es ist überaus und alle Maßen das Wüthen." — Eine Kunst seine eignen Güter in die Gemeinschaft geben, wenn man keine hat, und wenn sie die Junker gestohlen und weggenommen haben. Hätten die Bauern soviele Güter gehabt, um auskömmlich davon zu leben, so hätten sie sich wahrscheinlich nicht empört. Daß die Fürsten und Herren zuerst den Güterraub an den ursprünglich freien Bauern begangen, dafür scheint Luther kein Verständniß zu haben. Nichtsdestoweniger will er übrigens zuerst Milde und gütlichen Vergleich gegen dieselben gebraucht wissen. — „Jedoch soll man sich gegen die tollen Bauern zum Ueberfluß (ob sie es wohl nicht werth sind) zu Recht nnd Gleichem erbieten." „Darnach, wo das nicht helfen will, soll man flugs zum Schwert greifen," und nur „die armen Leute" ausnehmen, welche mit Gewalt „zu ihrem teuflischen Bunde" gezwungen wurden. Gegen die andern „soll hie zuschmeißen, würgen und stechen, heimlich oder öffentlich, wer da kann und gedenken, daß nichts Giftigeres, Schädlicheres, Teuflischeres sein kann, denn ein aufrührischer Mensch. Gleich als wie man einen tollen Hund todtschlagen muß; schlägst du nicht, so schlägt er dich und ein ganzes Land mit dir." — Außer dir gerathener und selbst halb toll gewordener Bruder Martinus! Bedenke doch, daß ja die Bauern bestimmte und sehr bescheidene Forderungen hatten, die sie verwirklicht und danach einen gesetzlichen Zustand hergestellt wissen wollten. Es war ihnen doch nicht blos ums Beißen zu thun wie dem tollen Hund! Hattest du doch selbst deren Forderungen zum Theil für recht und billig erklärt, warum vergißt du jetzt ganz die Obrigkeit auf die künftige

Durchführung derselben hinzuweisen? Freilich wenn du wirklich glaubst, daß lauter Teufel in den Bauern stecken, ist dein Benehmen nicht zu verwundern. Und deine christliche schriftgemäße Gesinnung läßt dich überhaupt weniger an eine vernünftige und gerechte Einrichtung des Diesseits denken, in welchem du ohnedies den Weltuntergang für ganz nahe bevorstehend hieltest, als vielmehr an eine glückliche Hinreise zum Jenseits. Und dazu gab der Bauernkrieg den Streitern für die gottverordnete Obrigkeit gerade wieder die beste Gelegenheit. — „Bleibst Du darüber todt", ruft er den Rittern auf der Bauernjagd zu, „wohl dir, seligeren Tod kannst Du nimmermehr überkommen. Denn du stirbst im Gehorsam göttlichen Wortes und Befehls; Röm 13". — Die Einen stechen und hauen und würgen und sterben seliglich nach Röm. 13, die Andern deßgleichen nach Luc. 19 und 5 Mos. 7, nun kann das christliche Liebhaben, oder vielmehr das schriftgemäße Umbringen losgehn. Und es ging ganz gehörig los.

6.

Die Bauern hatten bedeutende Massen zusammengebracht. Ihre Haufen stiegen gewöhnlich auf 5—6000, auch auf 10—12,000 Bewaffnete. In Oberschwaben hatten sogar, wie bereits früher erwähnt, gegen 40,000 Bauern sich erhoben, allerdings in 6 Haufen vertheilt. Aber bei Würzburg und im Allgäu standen im Frühjahr und Sommer 1525 Heere von 24 000 und 23,000 Während ihre Gegner nur 1700, später 2—6000, und erst gegen das Ende ein Heer von 11—13000 entgegenstellen konnten. Nur im Elsaß rückten die Franzosen mit einer Uebermacht von 30,000 Mann herbei. Allerdings waren die fürstlichen Heere meist besser bewaffnet. Jedoch hatten auch die Bauern, denen sich überdies eine Anzahl Ritter und Städter anschlossen oder anschließen mußten, gediente Soldaten, Lanzknechte, Lanzknechtführer und Geschütze bei sich und hätten deren noch mehr und hätten eine wohleingeübte Mannschaft befehligen können, wenn sie bereitwillig ge-

wesen wären von ihren geraubten Schätzen dieselben zu bezahlen und selber länger unter Waffen zu bleiben, statt nach Hause zu kehren, sobald ihre Taschen gefüllt waren. Die dahingehenden Anträge des Anführers Wendel Hippler wurden von der Gemeindeversammlung verworfen. Es fehlte eben an der zähen Ausdauer und Opferwilligkeit, wie sie nur das gute Gewissen und das Bewußtsein einer großen Sache eingeben können, das die Massen durchdrungen haben und wenigstens alle bedeutenderen Köpfe und Herzen ergriffen haben muß. Wenn daher auch einzelne Haufen den richtigen staatsmännischen Weg betraten, indem sie wie die Schwarzwälder mit dem Adel eine Uebereinkunft schlossen, daß ihre Beschwerden auf dem Landgericht zu Stockach, oder die Pfälzer und Oestreicher, daß sie auf dem Landtag verhandelt werden sollten, so konnten sie wieder ihrem Verlangen nicht zur rechten Zeit den nöthigen Nachdruck verleihen, da ihre Bewegung nur von wildem vorübergehendem Ungestüm getragen war und nicht Nachhaltigkeit genug besaß um etwa gleich den Städtern eine bleibende machtvolle Organisation zu schaffen. Nach kurzer Zeit waren sie jedesmal wieder der Gnade ihrer Feinde preisgegeben. Nur eine in sich klare, aus den besten Ideen der Zeit in sich wohl gefestigte und darum ausdauernde Bewegung konnte so furchtbare Hindernisse wie die Macht des Adels und des Fürstenthums und der verbündeten patrizischen Städte besiegen. Die Sache der Bauern aber war vollends in ihrem Innersten verworren und geknickt, als Luther seine schriftgemäße und entschiedene Verurtheilung ausgehn ließ. Diese mußte um so stärker auf alle ernsteren Elemente wirken und ihnen alles Selbstvertrauen rauben, als der Aufstand sich so wesentlich auf religiöse Ideen gestützt und jedenfalls ebendadurch auch einen so großartigen Karakter angenommen hatte wie in keinem andern Lande und zu keiner Zeit vorher. Luthers beide Schriften wirkten in ähnlicher Weise folgenschwer wie „der Gesunde Menschenverstand" Thomas Paine's im Unabhängigkeitskampfe. Nur daß dieser vom Standpunkte der Natur und des Freidenkerthums aus das Frei-

heitsbewußtsein des Volkes im Innersten klärte und entflammte und zu kraftvoller Entschiedenheit und zäher Ausdauer stärkte, während Luther vom Standpunkte des Evangeliums und der Offenbarung aus die zur Befreiung sich erhebenden mißhandelten Massen zu neuer und verschlimmerter Knechtschaft darniederschmetterte, das Fürstenthum und Herrenthum aber in Deutschland auf Jahrhunderte hinaus befestigte. Das Evangelium des gekreuzigten Heilandes zur Knechtung und Kreuzigung des Volkes, das Evangelium der freien selbständigen Natur zum Tagesanbruch der freien Selbstregierung der Menschheit.

Nachdem nun das Herrenthum auf solche Weise das Recht seiner Herrschaft und seiner Schwertführung von Gottes Gnaden und Willen neuerdings aus der Schrift selbst und dem Munde des Reformators verbrieft und versiegelt erhalten, strömten denn die adeligen Reisigen und Fürsten von allen Seiten zur Bauernhetzjagd herbei. Dem Bundesfeldherrn Truchseß von Waldburg gesellte sich bald der Kurfürst von der Pfalz und der kriegerische Erzbischof von Trier, dann in Mitteldeutschland der Kurfürst Johann von Sachsen, der Landgraf Philipp von Hessen und andre zu. Viele der Herren hatten sich anfangs, sei es vom Gefühle der Billigkeit bewogen, sei es vom bösen Gewissen geängstigt und vom plötzlichen Aufstande überrascht und überrumpelt, Zugeständnisse abnöthigen lassen. Jetzt verfuhren sie ganz nach Luther's Sinn, als ob sie gegen tolle Hunde und Teufel zu kämpfen hätten, denen man weder Treu noch Glauben schuldig sei, und die man auf irgend welche Art, im offnen ehrlichen Kampfe oder mit Anzettelung heimtückischen Verraths aus der Welt schaffen müsse. Gewöhnlich suchten die fürstlichen Heerführer, wann ihnen die Bauernmacht noch zu groß, Unterhandlungen anzuknüpfen, machten Versprechungen, schlossen Waffenstillstände und Verträge ab, bis sie sich gehörig verstärkt oder sich vereinigt, oder die Bauernführer zum Verrath gekauft hatten, dann kümmerte sie Verabredung und Waffenstillstand und Vertrag nicht mehr, sondern bei bester Gelegenheit fielen sie über die Bauern her und machten sie nieder

zu Hunderten und Tausenden, folterten, henkten und verbrannten was sie an Führern in ihre Gewalt bekamen, und hielten dann erst mit dem Scharfrichter noch einmal gründliche Nachlese in den Ortschaften um alle möglichen Strafverstümmelungen und grausamen Todesarten jener Zeit über die Schaaren ihrer Opfer zu verhängen und die Landstraßen mit baumelnden Bauernleichnamen zu zieren. Nach dem Schlachten bei Frankenhausen in Thüringen, worin durch das Heer der sächsischen Fürsten und des Landgrafen Philipp von 8000 umzingelten Münzer'ischen Bauern 5000 hingemetzelt wurden, kam auch Münzer selbst in Gegenwart der Fürsten auf die Folter und wurde dann enthauptet. Ebenso etwa 500 Andre an verschiedenen Orten in der Umgegend. Mit dem Bauernführer Jäcklein Rohrbach, der einst den Grafen von Helfenstein durch die Spieße gejagt, machte sich der Truchseß, das Musterbild eines rohen Säbelherrschers, den besonderen Spaß ihn bei gelindem Feuer langsam braten zu lassen, während er mit seinen Rittern dabei zechte.— Wo warst du damals, Luther, mit deinem Donnerwort, um ihn aus der Schrift, Kapitel so und soviel zu strafen? Es würde dir schwergefallen sein. Dein Gottesliebling und Musterkönig David hat es noch ziemlich viel besser getrieben (1 Thl. S. 36). Doch sei auch andrerseits nicht unerwähnt gelassen, daß es die Bauern einst ergötzt hatte, wie berichtet wird, mit Ritterfett ihre Stiefel zu schmieren.

Solches unmenschliche Wüthen unter Christen? Und sogar von Seiten der Obrigkeit, der Trägerin rechtlichen Verfahrens? Wir sehen hier wieder die grausame Seite des Christenthums, wie sie uns schon bei den Ketzergerichten und Ketzerkriegen entgegentrat und wie sie ja auch in den Worten Münzer's und Luther's wiedertönte. Wo angeblich der Herr die Vernichtung befiehlt, da gilt kein Erbarmen, da giebt es kein menschliches Fühlen. Und die Obrigkeit, die da Gewalt hat, ist ja des Herrn Beauftragte. Diese sich für gerecht haltende Grausamkeit ist auch bei christlichen Regierungen bis heute nicht verschwunden. Wir sahen ja sogar das gleiche unmenschliche Wüthen vor sich gehen in der ersten

französischen Revolution von Seiten der revolutionären Obrigkeit, die in alter Angewohnheit und Vererbung vollständig den blutigen Vernichtungskampf der Andersdenkenden von der Religion auf die Politik übertrug und die politischen Ketzer aufspürte und mordete; wir sahen es vor wenigen Jahrzehnten bei der indischen Revolution (1857), wo die Engländer die Opfer eines unterjochten und ausgesogenen Volkes vor die Kanonenmündungen zu binden und in zuckende Fetzen zu zerblasen liebten; und wir erlebten in unseren Tagen wie die Thiers'schen Mordbanden der gottgewollten Ordnung die aufständischen Arbeiterfamilien in Paris zu Hunderten und Tausenden hinmetzelten wie die tollen Hunde, Männer und Weiber die sie geschändet und Kinder, Gesunde, Kranke und Verwundete; und Jahre lang noch erdröhnten in der Ferne die Salven der hingerichteten Gefangenen.

Wie erhaben stehst du doch da, amerikanisches Volk, auf der Stufe der Unabhängigkeitserklärung und des freien Menschenthums! Nicht Henker und nicht Guillotine und nicht Hinrichtungskommando hatten Arbeit zu thun bei deinem Freiheitskampfe und nicht einmal nach deinem schrecklichen Bürgerkriege. Zu sehr ist die Achtung des Menschenwesens und seiner von Natur ihm verliehenen Würde, ohne Rücksicht auf religiösen oder politischen Glauben, in dein ganzes Fühlen und Denken schon eingewurzelt.

——o——

7.

So hatte denn der Sirenengesang der neuen Zeit von evangelischer christlicher Freiheit dem gedrückten Volke statt Erlösung von seinen oft unmenschlichen Lasten wilden, blutigen, oft halb thierischen Kampf und noch blutigere Niederlage gebracht, das Herrscherthum statt des Volkes gestärkt und jede Freiheitsregung auf Jahrhunderte hinaus erdrückt und erstickt.

Schreckliches, grauenvolles Evangelium, das du dem armen geknechteten Volke mit deinen Bruderschaftsgedanken die Gluth der Freiheitsliebe und der Gleichberechtigung in innerster Seele geschürt, und dann als die Gluth zur Flamme einer großartigen Bewegung emporgeschlagen, wie mit teuflischem Hohne die Verführten dem Henker und dem Scheiterhaufen überliefert hast. Wohl predigst du von der Freiheit, die nicht fleischlich, nicht äußerlich sei; aber giebt es denn eine lebenskräftige Freiheits- und Gleichheits- und Brüderlichkeitsbegeisterung, die nicht auch in den Ordnungen der Gesellschaft sich ausprägen will und soll? Wozu hat denn dein Gott die menschliche Gesellschaft geschaffen, wenn sie nicht die von dir gepredigte Brüderlichkeit auch zu verwirklichen da ist? Willst du die Menschen nur aufstacheln zur That, um bei dem ersten Schritte, den sie voranthun zur Vollführung deines Gottesreichs ihnen tückisch das Schwert deiner gottverordneten Obrigkeit entgegenzustoßen in das getäuschte Herz? Hast du doch deinen eignen Meister Jesus, den geiselschwingenden Tempelreiniger, vor der gewaltsamen Bethätigung seiner Lehre nicht bewahren und ihm den Tod durch die gottverordnete Obrigkeit ebenfalls nicht ersparen können.

Alle Ziele welche die Bauernschaaren aufstellten, auch die weitergehenden, nur immerhin von den kommunistischen Ideen abgesehen, sind seither von dem einen und andern Staate verwirklicht worden. Herrenthum und Fürstenthum sammt Leibeigenschaft und allen Feudallasten wurden abgeschafft in der französischen Revolution; die geistlichen Güter unter das Volk vertheilt, deßgleichen. Und in den letzten Jahrzehnten hat selbst Rußland (1858) sich von der Leibeigenschaft befreit, Nordamerika (1863) das böse Erbübel der Sklaverei aus seinem Leibe gebrannt, und Spanien wie Italien haben ihre Kirchengüter veräußern müssen. Auch Gleichheit jedes Staatsangehörigen vor dem Gesetz und Gerichte hat die französische Revolution durchgeführt, und alle zivilisirteren Staaten haben auch hierin bedeutende Fortschritte gemacht. In dieser Republik der Ver. Staaten endlich sind alle weitgehendsten For-

derungen des Bauernkrieges zur Wahrheit geworden und geblieben mit Ausnahme der Klostergütervertheilung, in welcher Beziehung übrigens die neue Bundesverfassung der Schweiz (1874) die Bestimmung enthält, daß die Errichtung neuer Klöster sowie die Wiederherstellung aufgehobener verboten ist. Diejenigen aber welche alle diese Forderungen, freilich in verworrenem und rohem Ungestüm, zuerst aufstellten, mußten mit Leib und Leben dafür büßen. Welches Heil hätte jedoch für Deutschland ersprießen müssen, wenn schon damals, schon dritthalb Jahrhunderte vor der Unabhängigkeitserklärung jene Forderungen der geknechteten Massen hätten verwirklicht werden können? Selbst sein 30jähriger Krieg mußte ihm erspart werden durch die verlangte religiöse Selbstregierung der Gemeinden. Doch das Christenthum mit seiner Weltfluchtpredigt, hervorgegangen aus dem feige gewordenen Judenthum und dem verfaulenden Römerthum war zu schwach und zu rückständig um eine solche Bewegung zu tragen.

Gleichwohl wenn nicht alle Zeichen trügen, wird das deutsche Volk wiederum, und in nicht allzuweiter Ferne, eine große und noch viel größere politisch soziale Bewegung erleben. Und dann wird es sich nicht mehr auf die Schrift berufen wollen, sondern auf das Recht der selbstherrlichen Menschennatur; und seine großen Filosofen und sein großer Freiheitsdichter Schiller und sein Humboldt und seine freidenkerischen und freigemeindlichen Männer müßten umsonst gelebt haben, wenn es nicht dann der Welt das erhebendste Schauspiel ebenso begeisterter und energischer wie maßvoller, gerechter und besonnener Umgestaltung seiner staatlichen und sozialen Verhältnisse geben wird, sich und der Menschheit zum Heile. Die leuchtende Thatsache, daß es trotz der gedrücktesten Lage ein Dutzend Arbeitervertreter in seinen Reichstag zu senden vermochte, wie kein andres Volk der Erde noch gethan, gewährt eine trostreiche Hoffnung.

Und was hat nun der Wohlstand des Volkes gewonnen durch den neuen protestantischen Geist?

Erlösend hatte, so schien es, der Glaube der Brüderlichkeit die gedrückten Massen durchleuchtet. Doch der grausame Gott des Alten Gesetzes, der Gott der Herren und Reichen war noch zu mächtig, und der Erlöser war wieder nur ein leidender und sterbender, der von neuem ans Kreuz geschlagen und mit dessen Tode Noth und Elend nur vergrößert wurden. So in Deutschland und ähnlich bei den Bauernaufständen der andern Länder christlicher Zivilisation.

Wann wird einmal das christliche Volk seine eigne brüderliche Selbstregierung für die gottgewollte Ordnung halten und dadurch auch die Bahn zu politischer wie sozialer Befreiung betreten?

—o—

Einziehung und Raub der Kirchengüter.

8.

Die Bauern hatten vergeblich nach den Klostergütern verlangt, so werden die Herren sie holen.

Durch die großartige Bewegung der Reformation wurde die katholische Kirche nicht nur geistig überwunden sondern auch in ihrer äußeren Macht für alle Zeit gebrochen. Als die Lossagung von der alten Mutterkirche massenweise vor sich ging und alle Stände ergriff; als ganze Gemeinden gleichsam mit einem Schlage übertraten, wie die zur Messe versammelte Heiliggeistgemeinde zu Heidelberg unter Absingung des Chorals „Es ist das Heil uns kommen her" — (1546), als auch Geistliche, Bischöfe und sonstige kirchliche Würdenträger sich der neuen Lehre zuwandten, wie der Deutschordensmeister Albrecht von Brandenburg (1525), der auf Luthers Rath zugleich mit der ganzen Ordensprovinz evangelisch wurde, sie dem Orden entriß und in ein weltliches und erbliches Herzogthum verwandelte; als endlich überhaupt die Landesherrn zu reformiren begannen: da mußten auch die kirchlichen Herrschaftsrechte und Güter den kraftlos gewordenen Händen der päpstlichen Obergewalt entfallen. An wen aber sollten sie übergehn? Auf Kosten der Bauernschaft hatten zwar die Klöster gar viele ihrer Besitzthümer, sei es mit List, sei es mit Gewalt einst zusammengehäuft, und mancher aufständische Bauernhaufe hatte den Raub auch zurückbegehrt. Doch was Bauer hieß, war ja niedergetreten, und das Fürstenthum hatte triumfirt. Ihm mußte, was an Beute zu gewinnen, mit leichter Mühe jetzt zu Theil werden.

Die Verwendung und Vertheilung der kirchlichen Güter, welche in Deutschland auf die Hälfte des Nationalvermögens geschätzt wurden, geschah nämlich folgendermaßen.

Die Besitzungen der einzelnen Kirchen und Pfarrstellen überlies man gewöhnlich unversehrt den übergetretenen Gemeinden und Religionsangehörigen. Ebenso die Kranken- und Armenstiftungen. Nur daß letztere unter weltliche Oberaufsicht kamen. Das Vermögen der Klöster hingegen, deren Berechtigung von der neuen Lehre verworfen wurde, und das Besitzthum ähnlicher Körperschaften wie der Abteien, Probsteien, Prälaturen und Stifter sowie das der meisten Bisthümer kam zur Vertheilung. Manche der Stiftungen fielen an ihre Gründer und Patrone zurück, meist adelige Familien; die Hauptmasse aber wurde mit den Domänen der Landesherrn vereinigt. Jedoch verwendeten mehrere von diesen auch wieder löblicher Weise ein gutes Theil zur Gründung von Unterrichtsanstalten. So schuf Herzog Moritz von Sachsen (1541 — 1553) die sogenannten Fürstenschulen zu Pforta, Meißen, Merseburg, Grimma; Herzog Christof von Würtemberg (1552 — 1568) die dortigen Kloster- und Stiftschulen, darunter das Tübinger Seminar; Kurfürst Friedrich III. (1559 — 76) von der Pfalz gründete und verbesserte sogar außerdem theilweise aus eignen Mitteln die Schulen seines Landes; und in Hessen wurde die Universität Marburg ausgestattet. Wie wichtig aber gerade die genannten Schulen für das deutsche Geistesleben wurden, läßt sich daraus abnehmen, daß z. B. aus Meißen und Pforta ein Lessing und Fichte hervorgingen, aus den würtembergischen ein Schelling, Hegel und Strauß, — wenigstens insofern Hegel auf der Tübinger mit dem Stift verbundenen Universität studirte, — Männer, ohne deren geistige Thaten die moderne deutsche Kultur und Wissenschaft nicht zu denken wäre; ja nicht blos die moderne deutsche Kultur, sondern die Kultur der Welt. — Diese sämmtlichen Verhältnisse ordnete dann der Westfälische Friede (1648), indem das Jahr 1624 als Normaljahr angenommen wurde. Wie am 1. Januar der Besitzstand der Konfessionen gewesen war, so sollte er zu Recht bestehend gelten.

In dem gleichen Frieden kam auch noch eine andre Art der Verfü-

gung über kirchliche Güter in Gebrauch, nämlich zur Entschädigung für Kriegsverluste der Fürsten und Herren unter einander. Schweden z. B. erhielt beim Friedensschlusse einen Theil von dem zu Brandenburg gehörigen Pommern. Dafür wurde nun Brandenburg schadlos gehalten durch Zuweisung der Bisthümer Halberstadt, Minden und Kamin nebst dem Erzstift Magdeburg. Und zur Bezeichnung solcher Aufhebung geistlicher Institute und solcher Einkassirung und Verwendung des Vermögens derselben zu weltlichen Zwecken kam in diesem Friedensschlusse auch das Wort Sekularisation zum ersten Mal im Gebrauch, nämlich von Seiten der französischen Abgesandten.

Ueberhaupt müssen wir uns erinnern, daß durch die Reformation und die folgenden Kriege, den Bauernkrieg (1524 — 1525), den Schmalkaldischen Krieg (1546 — 1555) und den dreißigjährigen (1618 — 1648) die Macht und das Ansehen der Fürsten, d. h. der größeren Landesherrn in zweierlei Weise gestiegen war. Nach unten war die Bauernschaft niedergeworfen, die Ritterburgen zerstört und die Ritterschaft überhaupt ohnmächtig geworden den Fürstenheeren gegenüber, nicht minder die Macht der Städte vernichtet. Nach oben war mit der Papstgewalt, welche einheitlich über die abendländische Christenheit geherrscht hatte, auch die einheitliche Kaisergewalt gebrochen, und das Fürstenthum hatte sich zur höchsten Gebieterin erhoben, von Gottes und der heiligen Schrift Gnaden und kraft der immer mehr in Aufnahme kommenden stehenden Söldnerheere. Und zwar wurde diese Machterhöhung nicht blos den protestantischen Fürsten, sondern ebensosehr den katholischen zu Theil (1. Thl. S. 76); denn auch ihnen konnte das geschwächte Papstthum nicht mehr wie früher gebieten oder gar Land und Leute verschenken; während noch das katholische Volk meist unterwürfiger war wie das protestantische. Daher beginnen denn auch von der Reformation an katholische Fürsten nicht minder wie protestantische kräftig zuzugreifen, wo es sich um Einziehung von Kirchengütern handelt,

und es macht ihnen auch keinen Unterschied aus, ob dieselben der eignen oder gegnerischen Konfession zugehören.

Zwar war schon in früheren Zeiten Aehnliches geschehen. Karl Martel († 741) z. B. der Türkenbesieger, oder vielmehr der Besieger der über Afrika und Spanien bis nach Frankreich vorgedrungenen muhamedanischen Araber, hatte ein tüchtiges Stück vom Kirchengute weggenommen, um seine Krieger damit zu belohnen. Zur Strafe dafür soll freilich auch der heilige Eucherius, Bischof von Orleans, von ihm geträumt haben, daß er sogar schon vor dem jüngsten Gericht der ewigen Höllenpein überliefert wurde. Das hielt aber wieder unter andern Kaiser Heinrich II. (1002 – 1024) nicht ab einen noch viel kräftigeren Griff, besonders in die Klostergüter zu thun und sie gleichfalls zu Staatszwecken, hauptsächlich wieder als Sold der Krieger zu verwenden. Dafür verbesserte er jedoch andrerseits die Klosterzucht, welche durch die aufgehäuften Reichthümer gänzlich herabgesunken war, und zeigte sich überhaupt stets als ein Freund der Kirche und Geistlichkeit, indem er z. B. auch das Bisthum Bamberg gründete und zur Einweihung der dortigen Kathedrale sogar den Papst herbeibat. Deßhalb wurde er denn auch nicht in die Hölle sondern ebenso gewißlich sammt seiner Gemahlin unter die Heiligen des Himmels versetzt zur erbaulichen Verehrung und Fürbitte für die Gläubigen — in Anbetracht der zeitweise so zahlreichen Bittgebete derselben übrigens gerade kein sehr beneidenswerther Posten. „Die Zeit wird kommen, wann die Welt wieder zurücknimmt, was sie Gott gegeben hat, und die Klöster welche die ersten an Reichthum sind, werden auch die ersten beim Raube sein," hatte übrigens dieser weitschauende sonderbare Heilige kurz vor seinem Tode gesagt. Und diese Zeit war mit der Reformation gekommen. Alle Welt begann sich lustig um die fetten Kloster- und Stiftungsgüter zu reißen, katholische wie protestantische Herrschaften, wobei Erzherzog Ferdinand von Oestreich schon um 1525 mit dem Bisthum Brixen den Anfang machte, das er in weltliche Verwaltung nahm. Während

Baiern sich anschickte das gleiche Experiment mit dem Stift Salzburg vorzunehmen und selbst der Kurfürst und Erzbischof von Mainz Hand an die Klostergüter legte. Weßhalb denn auch Luther sagen konnte, die papistischen Junker seien in dieser Beziehung fast lutherischer als die Lutherischen selbst.

Nach der Reformation und dem dreißigjährigen Kriege kam über ein Jahrhundert später wieder eine andre Gelegenheit. Es war die Zeit der Aufklärung und der französischen Revolution, die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts. Ueberall in katholischen Ländern hatte der Jesuitenorden zur Vertreibung der Protestanten angespornt und Protestantengüter genug verspeist, jetzt kam die Reihe des Verspeistwerdens an ihn selber. Die heiligen Väter hatten sich durch ihre unmoralischen Morallehren, durch ihre Umtriebe und die Mordthaten, welche man ihnen zuschrieb, bei Völkern wie Fürsten verhaßt gemacht. Zuerst hob Portugal den Orden auf (1759) und zog dessen Güter ein, dann Frankreich (1764), Spanien (1767), Neapel, Malta, Parma (1768), bis endlich auch P pst Clemens XIV. dem allgemeinen Drängen nachgab und ihn förmlich auflöste (1773). Nur in Rußland blieb er bestehn. Der Papst beabsichtigte dabei zwar selbst über dessen Güter zu verfügen und setzte auch eine Kommission dazu ein, aber sogar in den katholischen Ländern besaß Petri Stellvertreter nicht mehr die Macht sein Vorhaben zu verwirklichen und mußte die Beute den weltlichen Fürsten überlassen Vier Jahrzehnte später (1814) wurde übrigens mit der einbrechenden Reaktion bekanntlich auch der Jesuitenorden von Pius VII. wieder hergestellt.

Um dieselbe Zeit zog auch der edle und freisinnige Kaiser Josef II (1780 — 1790), und zwar innerhalb 8 Tagen, nicht weniger als 700 Klöster ein und verwendete deren Einkünfte zur Gründung höherer Lehranstalten und Volksschulen. Leider waren seine Reformen meist nur von kurzer Dauer. Für die damals östreichischen Niederlande, für Ungarn, Böhmen und Tyrol nöthigte ihn der Widerstand des Adels,

des Klerus und der altgläubigen Bevölkerung sie selbst wieder theilweise zurückzunehmen. Andres nahm sein Bruder und Nachfolger Leopold II. (1790 — 92) zurück, jedoch konnte die vollständige Rückgabe der Klostergüter nie mehr durchgeführt werden.

Der härteste Schlag gegen alles Kirchenvermögen auf dem europäischen Festlande wurde durch die französische Revolution und die Napoleonischen Friedensschlüsse geführt. Schon die Nationalversammlung (1789) erklärte auf Antrag des Ministers und Bischofs Talleyrand alle geistlichen Güter für Nationaleigenthum. Als dann im Frieden von Kampo Formio (1797) und Lüneville (1801) Frankreich das linke Rheinufer erhielt, wurden alle geistlichen Territorien daselbst sekularisirt, und ferner die deutschen Fürsten, Reichsgrafen und Herren, welche früher auf dem an Frankreich abgetretenen Gebiete begütert gewesen waren, mit geistlichen Gütern, und nebenbei gesagt, auch mit freien Reichsstädten in Deutschland entschädigt. Der Kaiser Franz II. (1792 — 1806) bestätigte und verkündete dies in dem sogenannten Reichsdeputations-Hauptschluß (1803). In eben demselben überlies er auch seinen Kollegen, den Fürsten und Herren noch vollends alle übrigen erreichbaren geistlichen Güter, über welche damals noch nicht verfügt worden war, förmlich und rechtsgiltig zu eigner gelegentlichen Einheimsung. „Alle Güter der fundirten Stifter, Abteien und Klöster, in den alten sowohl als in den neuen Besitzungen, katholischer sowohl als Augsburger Konfessionsverwandten, mittelbarer wie unmittelbarer, deren Verwendung in den vorhergehnden Anordnungen nicht förmlich festgesetzt worden ist, werden der freien und vollen Disposition der respektiven Landesherrn sowohl zum Behuf des Aufwandes für Gottesdienst, Unterrichts- und andre gemeinnützige Anstalten, als zur Erleichterung ihrer Finanzen überlassen, unter dem bestimmten Vorbehalte der festen und bleibenden Ausstattung der Domkirchen, welche werden beibehalten werden, und der Pensionen für die aufgehobene Geistlichkeit.“ — Das ist wirklich keine ungeschickte

Art, so sich gegenseitig die Güter Anderer zu vermachen und zu verschreiben. Wie wäre es, wenn auch einmal das Volk sich die Güter der Fürsten und Barone verschenken würde, etwa unter Pensionirung der „aufgehobenen Fürstlichkeit?" Oder wenn hierzulande z. B. die Eisenbahnarbeiter und die pennsylvanischen Kohlengräber sich das Vermögen der Eisenbahn- und Minenkönige, der Gould's, Vanderbildt's, Scott's und andrer Millionäre vermachten „zur Erleichterung ihrer Finanzen?" Die Kirche hat ihrer Zeit oft genug Herrscher abgesetzt und Länder verschenkt, dann ist die Reihe an die Fürsten gekommen, sie haben sich in das Gut der Kirchenherren getheilt, und dann ist, in Frankreich wenigstens, das Volk gekommen und hat mit Herren- und Kirchengütern reinen Tisch gemacht. Das Gleiche haben auch die Nordstaaten der Union mit dem lebendigen Eigenthum der südlichen Pflanzer gethan, und etwas Aehnliches liegt heute wieder in der Luft gegenüber den übergroßen Reichthümern der Korporationen und einzelnen Privaten, hoffentlich unter zunehmender Gerechtigkeit des Verfahrens.

Die katholische Kirche freilich protestirte sowohl gegen den Westfälischen Frieden wie gegen den Reichsdeputations-Hauptschluß des guten Kaisers Franz, bei welchem man sie sogar nicht einmal zu Rathe gezogen hatte. Doch diese Art von Protestantismus kam zu spät. Der päpstliche Nuntius konnte in letzterem Falle nur heimlich in Wien Verwahrung dagegen einlegen, daß namentlich so viele Güter der katholischen Kirche in die Hände ketzerischer Fürsten fielen, und daß nach dem Kirchenrechte eigentlich die eignen Güter der Ketzer eingezogen und ihre Unterthanen vom Eide der Treue entbunden werden sollten. Zu spät, Herr Nuntius, zu spät! Die Reihe des Einziehens ist nicht mehr an der katholischen Kirche.

Fügen wir endlich der Vollständigkeit halber noch hinzu, daß auch im Preßburger Frieden (1805) und in den darauffolgenden Jahren wieder geistliche Herrschaften und Güter abgeschlachtet wurden, insbesondre die des Deutschordens, welchen Napoleon nach Gründung des

Rheinbundes in dem Gebiete desselben aufhob (1809), indem er mit dessen Gütern seine Vasallen, die Rheinbundsfürsten und namentlich Würtemberg beschenkte.

Dann wurden auch die Güter der evangelischen Kirchen nach und nach wenn auch nicht für fürstliches, so doch für Staatseigenthum erklärt und mit den Domänen vereinigt, z. B. in Würtemberg 1806, in Preußen 1810, hauptsächlich um die Napoleonischen Kriegssteuern zu bezahlen. „Alle Klöster, Dom- und andre Stifter, Balleyen (Ordensbezirke) und andre Kommende (Ordensstellen), sie mögen zur katholischen oder protestantischen Religion gehören, werden von jetzt an als Staatsgüter betrachtet," heißt es in dem betreffenden Edikt Friedrich Wilhelms III. Aehnlich wie in Deutschland geschah es in den andern von der Kirchenrevolution ergriffenen Ländern.

Nur daß in der republikanischen reformirten Schweiz die Kloster- und Stiftsgüter nicht an Ritter und Herren vergeben sondern nur zu Unterrichts- und Wohlthätigkeitszwecken verwendet wurden. Desto mehr war jenes in den monarchischen Staaten der Fall.

In Schweden stellte der Reichstag (1572) die Güter und Einkünfte der Geistlichkeit, welche nämlich auf Seite der landesfeindlichen Dänen gestanden hatte, dem neuen Könige Gustav Wasa zur Verfügung, der sie der verarmten Krone verlieh.

In Dänemark kamen sie unter Christian III (1534—50) an Krone und Adel.

In England hob Heinrich VIII (1509—47) die zahlreichen Klöster auf und verlieh deren Güter theils der Krone, theils seinen Höflingen, theils wurden sie an Spekulanten und Stadtbürger verkauft. Jedoch widerfuhr den Bischofsitzen nicht das gleiche Loos der Verspeisung wie in Deutschland, sondern sie gingen an die englische Hochkirche über, welche deren heute noch etliche 60 zählt. Während in Deutschland z. B. durch Uebertritt, Aussterben und Säkularisation im Jahre 1814 nur noch 5 übrig waren.

In Irland, das Heinrich VIII bei seiner gewaltthätigen Reformation ebenfalls den englischen Kirchengesetzen unterwerfen wollte, vergab er etwa 2 Millionen Acker Kirchenguts an übergetretene Anhänger, und in der Folge ging alles übrige an die evangelisch-anglikanische Kirche über, deren Bischöfe irländische Bezirke zugetheilt erhielten, wenn auch ohne protestantische Bewohner und ohne Arbeit darin, und dabei doch für ihr Müßiggehen von 32,000 bis 95,000 Pfund Sterling jährlich bezogen! Indeß die armen katholischen Eingeborenen ihre Geistlichen aus eignen Mitteln erhalten und sogar noch den früheren Kirchenzehnten an die fremde protestantische Geistlichkeit entrichten mußten. Eine schreiende Ungerechtigkeit protestantischer Herrschsucht und Habsucht, welche erst in den 30ger Jahren dieses Jahrhunderts zu Gunsten des öffentlichen Unterrichts in geringem Maße verbessert wurde. Und erst im Jahre 1874 hörte die englisch-protestantische Kirche überhaupt auf in dem katholischen Irland Staatskirche zu sein. Jedoch ist dem hochkirchlichen Klerus eine Rente gesichert, die aus Gütern und Einkünften fließt, deren Gesammtwerth auf 16 Mill. Pfund geschätzt wird.

In Schottland soll zur Zeit der Reformation die Geistlichkeit, ähnlich wie in Deutschland, nahezu die Hälfte alles Grundbesitzes inne gehabt haben. Als dann durch die Thätigkeit des feurigen kalvinistischen Knox (†1572) die Reformation eingeführt, auch Klöster und Kirchen zerstört und auf Parlamentsbeschluß die Kirchengüter eingezogen wurden, sollte gemäß der von den Reformatoren angefertigten Kirchenordnung alles Kirchengut wieder für die neue Kirche, für den Unterhalt der Geistlichen, für Schule und Armenpflege verwendet werden. Jedoch begehrte auch der Adel seinen Antheil, zumal durch dessen energische Theilnahme hauptsächlich die Reformation so rasch gelungen war. Und er erhielt ihn. Als die schottische Kirche sich mehr und mehr zu einer presbyterianischen gestaltete, d. h. das Kirchenregiment in die Hände von Aeltesten und Synoden legte, Bisthümer und Prälaturen aber abschafte, wußte der Adel die Erbschaft der letztern, welche überdies häufig

mit seinen Sprößlingen besetzt waren, oder unter seinem Patronate standen, sich anzueignen, unter Maria Stuart's Regierung (1561).

Wir haben nun die Thatsachen kennen gelernt, ziehen wir uns das Ergebniß.

Ein Theil derjenigen kirchlichen Güter, die ihren Besitzer wechselten, verblieb den protestantischen Religionsgemeinden, wie er vorher den katholischen zugehört hatte, brachte also keine wesentliche Aenderung im Güterbesitze und im Wohlstande des Volkes hervor. Ein andrer Theil wurde in mehreren Ländern, wie besonders in Sachsen und Würtemberg, in der Schweiz und Schottland zu Unterrichtszwecken verwendet. Da „Wissen und Erkennen„ „Theile des Nationalreichthums" bilden, konnte diese Besitzveränderung für den Wohlstand nur vortheilhaft wirken.—Die Hauptmasse jedoch fiel dem Herrenthum anheim, d. h. dem Adel und den Fürsten. Auch daraus mußte insofern ein Vortheil erwachsen, als die weltliche Verwaltung der Güter eine geordnetere und nutzbringendere zu sein pflegt wie die geistliche. Ferner dienten diejenigen Güter, welche mit den fürstlichen Domänen vereinigt wurden, zugleich auch zur Deckung der Staatsausgaben und wurden zu diesem Zwecke später oft wieder massenweise an die Staatsangehörigen verkauft, in Preußen z. B. von 1820—48 im Werthe von 45 Mill. Thaler. Doch mußte andrerseits daraus folgen, daß die Macht des Herrenthums um so mehr erhöht und dadurch ihr gegenüber die Knechtschaft und Armuth der Masse des Volkes um ebensoviel vergrößert wurde.

Ueberhaupt haben wir an Luther's Vermahnungen schon gesehen, daß im ganzen schriftgemäßen Protestantismus eigentlich Niemand eine thätige Rolle in der Gesellschaft zu spielen hat als die Herren, welche zugleich die gewalthabende und gottverordnete Obrigkeit ausmachen. Die Unterthanen haben zu leiden, sich nehmen zu lassen und zu beten, die Herren groß und klein aber zu befehlen, zu nehmen und zu strafen. Eenso hatten sie, wie schon erwähnt, durch den Zusammenbruch der Pabst-

und Kaisermacht nur gewonnen. Sowohl die religiösen und moralischen Ideen wie die äußeren Verhältnisse waren mithin den weltlichen Gewalthabern, in dem einen Lande mehr den Fürsten, in dem andern mehr dem Adel, sehr günstig und mußten deren Macht und Herrschaft zu größter Blüthe und Unumschränktheit emportreiben. In der That erlangte dieser Stand in der Folge einen Reichthum und eine soziale Gewalt, welche für den Wohlstand oder vielmehr für das Elend ganzer Bevölkerungen verhängnißvoll wurde. Der nächste Abschnitt soll uns darüber weiter berichten.

——o——

Der neuzeitige, insbesondre englische Raubadel.

11.

Der protestantische Geist der Unabhängigkeit und Selbstregierung fand seine Träger hauptsächlich in dem Herrenthum, das die regierenden Geschlechter der Städte, sowie die Ritter und Fürsten unter sich begriff. Diese waren es auch, welche auf dem Reichstag zu Speyer (1529) gegen jeglichen Glaubens- und Gewissenszwang protestirt hatten und dem Protestantismus den Namen gaben. Außerdem hatte die Macht und das Ansehen des Herrenstandes, wie wir in den vorhergehenden Abschnitten erkannten, außerorden lich gewonnen. Das Wort der Offenbarungsreligion, welches in jeglicher Obrigkeit die Stellvertreterin Gottes erblicken lehrte, gab ihm eine feste moralische Unterlage, während zu seinen Häupten die geistliche Obergewalt des Papstthums und die weltliche des Kaiserthums verschwand, zu seinen Füßen aber demüthig der Bauer sich krümmte. Sogar in geistlichen Dingen begannen daher die weltlichen Herrscher selbständig, als die Erben der päpstlichen Kirchengewalt zu verfügen, die Religion ihrer Unterthanen zu bestimmen, nach

Gutdünken sie zu reformiren, oder auch jede Reformation zu unterdrücken, und als höchstes Zugeständniß den Andersgläubigen die Erlaubniß der Auswanderung zu gewähren unter mancherlei Bedrängniß und Qual.

Wie viel mehr mußten sie in weltlichen Dingen nach unumschränkter Selbstherrschaft streben. Dieser Trieb, den die Religion im Innern erregte und nährte, die Verhältnisse von außen begünstigten, paßte nun aber durchaus nicht in die damalige Lage des Herrenstandes, in das Lehenswesen. Nicht nach oben und nicht nach unten. Nach oben war der Lehensmann seinem Lehensherrn unterthan, bei dessen Hofhaltung er erscheinen, dem er Heeresfolge und andre Dienste leisten mußte. Das Gut, das er innehatte, gehörte jenem und fiel beim Absterben seines Stammes auch wieder an jenen zurück, sowie es überhaupt auch bei Streitigkeiten mit der geistlichen oder weltlichen Obergewalt an einen Andern vergeben werden konnte, wie öfter geschah. Solche Abhängigkeit und Untergebenheit konnte dem nach Selbstherrlichkeit strebenden Sinne nicht gefallen und der Adel mußte deßhalb danach trachten sich aus dem ganzen Lehensverhältnisse loszuschälen und zum unabhängigen freien Inhaber seines Gutsbezirkes zu machen. — Nach unten war der Lehensbesitzer ebenfalls kein unumschränkter Gebieter. Seine Lehensherrschaft war einestheils besiedelt von ehemals freien Bauern, die sich aus Zwang und Noth und knechtseliger Gesinnung in Unterthanenschaft und Frohndienst bei ihm begeben hatten; dann von Untersaßen oder Hörigen, denen der Gutsherr gegen Dienstleistungen, besonders Heeresfolge, einen Theil des Bodens abgetreten und endlich aus Leibeignen, denen jedoch meist ebenfalls zum Unterhalt ein Stück Land überwiesen war. Die ganze Bevölkerung des Herrschaftsbezirkes bildete mithin eine Art Gemeinschaft, von welcher jedes Mitglied ein gewisses Recht auf die Nutznießung des Bodens besaß in bestimmter Stufenfolge. Außerdem hatte aber mit dem Gutsbesitzer gemeinsam auch der Oberlehnsherr auf alle bis herab zum niedrigsten Leibeignen ein Anrecht der

Unterthanenschaft und des Besitzes. Sicherlich konnte sich auch in diesen verwebten und halbkommunistischen Verhältnissen der neue Geist der persönlichen Unabhängigkeit und Selbständigkeit und der Stellvertretung des allmächtigen Gottes nicht mehr heimisch fühlen. Selbstherrlichkeit nach oben, unumschränkte Herrschaft und unumschränkter mit keinem Andern zu theilender Besitz nach unten mußte die Losung werden. Das heißt nichts andres, als der Adel fing an seine bisherigen Lehensgüter mit dem ganzen Unterthanenbezirk, der dazu gehörte, mit Frohnbauern, Hörigen und Leibeignen, mit Herrschaftsland, Bauernland und Gemeindeland von Gottes- und Rechtswegen als sein und seiner Familie Privateigenthum zu betrachten, auf welchem die unterthanen Bewohner, welcher Art sie auch sein mochten, nur aus Gnade und Zulassung der Herrschaft leben, und das sie nach Gefallen derselben auch wieder zu räumen haben, wie bei Religionsverschiedenheit häufig geschah. „Daß Land und Leute ihr Eigenthum seien," wurde Grundsatz bei Fürsten und Adel (1 Thl. S. 76.)

——o——

12.

Wir gelangen hier auf die Idee des Privateigenthums, die einen entscheidenden Einfluß gewinnt, hiemit aber auch offenbar auf einen Gegensatz der beiden Religionen in ihren ökonomischen Folgerungen. Früher, im Katholizismus, war der größte Theil alles Besitzes ganz oder halb kommunistisch gewesen. Kommunistisch war in der Hauptsache der große, oft die Hälfte des Landes einfassende Güterbesitz der Kirche. Denn alle Pfründen waren ja nicht Privateigenthum Einzelner, sondern gehörten der Gemeinschaft. Kommunistisch im vollsten Sinne war das Leben der Klöster und der geistliche Ritterorden. Kommunistisch ward auch das Gemeindeland benützt, und halb kommunistisch

war endlich der Lebensverband. So daß wir, soweit wenigstens Kirche und Feudalsystem reichte, volles Privateigenthum gar nicht antreffen. In der protestantischen Kultur dagegen bildet sich sofort gerade der Trieb nach demjenigen Eigenthum, das dem Einzelnen zu möglichst willkürlicher, selbstherrlicher Verfügung und Benützung angehört, mächtig hervor. Diese Gemüthsrichtung entspricht auch unleugbar genau dem Wesen der protestantischen Religion. Denn gerade auf Selbstherrlichkeit und sozusagen auf einen religiösen Eigenbesitz des Einzelnen geht diese aus. Sie verlangt ja von ihrem Bekenner eine eigne, persönliche Ueberzeugung, sie verlangt von ihm gleichsam ein privates Herzensverhältniß zu seinem Heilande, ein inneres Glaubens- und Gewissensleben, in das ihm Niemand, auch der Priester nicht, hineinbefehlen und Zwang anthun soll. Und wird es dem einzelnen Gläubigen nicht möglich mit den andern gemeinsam gleichen Glaubens und gleichen Brauches zu leben, so läßt sie ihm sogar die Freiheit eine eigne Sekte zu bilden, ohne ihn darum von der protestantischen Christengemeinschaft schon auszuschließen. Der privaten Ueberzeugung, dem privaten geistigen Besitz kann aber nach außen, in den ökonomischen Verhältnissen, auch nur der äußere Privatbesitz entsprechen. Wer in seinem Innern eine eigne Ueberzeugung trägt, wird sich auch nach außen nur im persönlichen Eigenbesitze befriedigt fühlen; denn daß der innern Weise des Denkens und Strebens auch das äußere Befinden und Thun entspreche, ist Bedürfniß der einheitlichen Menschenperson und ihres Glückes. Mit Recht sagt daher auch der deutschländische Arbeiterführer Liebknecht in seiner „Grund- und Bodenfrage": „Der Protestantismus ist die Religion des Privateigenthums." Natürlich, denn er ist ja auch die Religion der priten Ueberzeugung, des geistigen Privateigenthums. Gerade wie der von der allgemeinen Kommune, von der kirchlichen Gemeinschaft vorgeschriebene und kontrollirte, von allen Gliedern in gleicher Weise zu besitzende, gleichsam kommunistisch unter alle vertheilte katholische Glaube (1 Thl. S. 130) auch zum kommunistischen äußeren Besitz und zum

kommunistischen Klosterleben führte. Weßhalb auch der gleiche Schriftsteller ebenso richtig den Katholizismus als den Vertreter des Kommunismus bezeichnet.

Die Richtung auf das Privateigenthum führt uns übrigens noch zu einem andern Ergebnisse, wenn wir sie weiter verfolgen. Unter allen Arten von äußerem Privateigenthum giebt es keines, das so sehr unserer Willkür und unsrem uneingeschränkten Belieben anheimgegeben wäre, keines das zugleich auch unsrer eignen Person so sehr zu nützen und sie vielvermögend zu machen geeignet wäre wie das Geld. Geld kann fortwährend durch Verausgabung in jede Waare, in jeden Genuß, in jede Dienstleistung Andrer verwandelt werden, wir können uns die Arbeit und die Arbeitsprodukte Andrer damit kaufen, und weniger als bei irgend einem andern Eigenthum kann dem rechtmäßigen Besitzer der Gebrauch desselben vorgeschrieben werden. Es ist das Privateigenthum in seiner vollkommensten Gestalt, in seinem höchsten Grade und in seiner erfolgreichsten Wirksamkeit. Die protestantische Weltperiode muß mithin aus innerstem Antriebe auch zu gierigstem Haschen nach Gelderwerb hinauslaufen. Und so sehr in der Folge der Güterbesitz aufgehäuft wurde, wie wir schon am Raube der Kirchengüter beobachteten und sogleich unten noch vielmehr wahrnehmen werden, und so viele Eroberungen auch gemacht und neue Länder besiedelt wurden, so errichtete man doch nicht etwa von neuem ein großartiges, festgefugtes Lehensystem in demselben, wie man im katholischen Mittelalter gethan hatte, sondern die Verwandlung in Privateigenthum und das Trachten nach möglichst hohem Geldgewinn, fast um jeden Preis, ward allgemein.

Noch einen Schritt weiter und wir gelangen auf das eigentliche dem Protestantismus zu Grunde liegende Prinzip. Nach eigener Ueberzeugung zu trachten, persönliches, privates Eigenthum zu erwerben, sich selbst zu einem innerlich gefestigten und äußerlich vermögenden, unabhängigen und machtvollen Individuum zu machen, das heißt nichts anders als innerlich und äußerlich vor allem für sich selber sorgen. Und

das ist das Wesen des Egoismus und Individualismus vom guten bis zum schlimmen Sinn, oder das Wesen der Selbstsorge (1 Thl. S. 102). Auf die Besitzverhältnisse angewandt, muß diese Richtung am äußersten Ende zu dem gänzlich beliebigen Willküreigenthum führen, zu dem Eigenthum mit welchem der Besitzer nach voller Lust und Gutdünken schalten kann, zu seinem und Andrer größtmöglichem Nutzen oder Schaden, ohne Rücksicht auf das Glück oder den Ruin der Nebenmenschen. Wir werden dieses egoistische Eigenthumsrecht in seiner Blüthe beobachten, in seinem Nutzen und in seinem schrecklichen Unheile.— Dem Egoismus und Individualismus und der Selbstsorge gegenüber steht der Kommunismus mit seiner allbeherrschenden Sorge für das Ganze. Auch ihn werden wir später noch einmal näher beschauen. Sein Vertreter ist, wie erwähnt, der Widerpart des Protestantismus: der Katholizismus, ein Wort, das ja ohne dies soviel wie Gemeinschaftswesen oder Kommunismus bedeutet. Die Versöhnung beider Gegensätze liegt im Menschenthum, in welchem Alle dazu beitragen oder in welchem die organisirte Gemeinsamkeit dazu beiträgt und sich als Aufgabe stellt, daß jeder Einzelne, aber auch jeder sich auf das Selbständigste, Freieste, Machtvollste und Glücklichste entfalte.

———o———

13.

Der Trieb nach unabhängigem, willkürlichem Privateigenthum und nach persönlicher Geldmacht begann sich demnach mit dem Aufleben der protestantischen Weltzeit bei weitem stärker und entschiedener als im glaubens- und himmelsseligen Altchristenthum zu regen. Jedoch bedurfte er, wie jeder Trieb, zu seiner vollen Entfaltung auch der Veran-

lassung und des Anreizes von außen. Dem adeligen Grundbesitzer wurde auch diese schon zur Reformationszeit gegeben.

Der frühere mittelalterliche Lehensherr hatte des Geldes wenig bedurft. Die nöthigen Arbeiten auf dem Herrschaftsgute mußten die Unterthanen im Frohndienste oder als Hörige und Leibeigne verrichten. Was die Herrschaftsfamilie an Erzeugnissen der Gewerke benöthigte, wie Waffen, Kleidung, Geräthe und Dergleichen, fertigten ebenfalls pflichtschuldig die zugehörigen Handwerker an. Mit dem Aufblühn des Handels, der Gewerke und Manufakturen in den Freistädten gegen Ende des Mittelalters hin kamen jedoch fremde und einheimische kunstvolle Waaren ins Land (1 Thl. S. 134), die konnten aber dem Landadeligen seine Handwerker nicht mehr verschaffen, er mußte sie um theures Geld erwerben, wollte er anders auf der Höhe des Luxuslebens der Zeit bleiben und hinter den reich werdenden Städtern nicht zurückstehen. Aus seinem Gute und Herrschaftsbezirke möglichst viel Gelderlös herauszuschlagen, das war mithin die Aufgabe.

Wie dies zu machen? Natürlich wurden die Steuern und Abgaben mehr und mehr und über Gebühr erhöht, worüber wir die Bauern ja haben klagen hören. Dann nahm man auch seine Zuflucht zu allerlei kleinlichen Plagereien und Schindereien, wie z. B. zu den Verboten, daß die Bauern ihre Erzeugnisse nicht eher verkaufen durften, bis die Herrschaft die ihrigen verkauft hatte, damit diese den höchsten Marktpreis erzielen konnte und was dergleichen mehr war. Doch warum sollte denn überhaupt der Gutsherr, der ja seinen ganzen Herrschaftsbezirk im Bewußtsein seiner Stellvertreterschaft Gottes allmälig als sein Privateigenthum betrachten gelernt hatte, alle diese Frohnbauern, Hörigen und Leibeignen auf seinem Eigenthume dulden und nähren? Ihre Ueberzahl nützte ihm nichts, sie halfen nur den Ertrag des Bodes verzehren und sein Einkommen schmälern. Selbst im Kriege konnte er diejenigen nicht mehr gebrauchen, die ehemals sein Gefolge gebildet hatten. Denn seit das Schießpulver angewandt und nur mit größeren möglichst lang=

geschulten Waffen gekämpft wurde, waren die Ritterrüstungen sammt den Rittern überflüssig geworden und Söldnerheere, wieder nur mit Geld anzuwerben, gaben den Ausschlag. Was wollte da der Edelmann mit seinem Gefolge, wenn er auch noch so sehr in früherer Zeit zu Schutz und Trutz darauf gepocht hatte?

So schritt denn das Grundherrenthum, erfüllt und getragen von dem Bewußtsein seines göttlichen Herrschaftsrechtes und in frevelhafter Mißachtung der versklavten und von der Religion auf's Unrechtleiden angewiesenen Massen; zugleich angereizt von dem aufblühenden Luxus der Zeit zum äußersten Schritte voran. Die Landherren machten sich ans Werk die Bewohner ihres Gutsbezirkes, sei es unter bestimmten Rechtsformen, sei es einfach mit roher Gewalt vom Boden zu vertreiben und dadurch ihren unmittelbaren Güterbesitz und ihr Geldeinkommen zu vergrößern. „In den Fürstenthümern Oppeln und Ratibor," sagt z. B. der Kulturhistoriker Kolb—„bestand die (seit 1617 kodifizirte) Verordnung, daß die Herrschaft widerwärtige Unterthanen zwingen konnte ihr Gut zu verkaufen. Fanden sich keine Käufer" — (und wer wird sich gleichfalls der Grundherrschaft dadurch haben widerwärtig machen wollen, daß er sich etwa gegen deren Willen zum Käufer erbot!) — „so konnte die Herrschaft das Gut um zwei Drittheile des Abschätzungswerthes übernehmen. Gerade im 18. Jahrhundert erachteten es viele Gutsherrn vortheilhaft, einzelne ihrer Unterthanen auszutreiben und deren bisherige Bauernäcker zum Herrengut zu schlagen. Die Ausgetriebenen verfielen als Heimathlose dem Elend." Natürlich wurde dieses „Bauernlegen," wie man es nannte, auch besonders nach dem 30jährigen Kriege geübt. Und in welchem Maße, ersehen wir z. B. daraus, daß Friedrich II von Preußen in dem eroberten Schlesien die Grundherren zwang die Hütten und Scheunen der vertriebenen und zu Tagelöhnern und Bettlern herabgesunkenen Bauern wieder herzustellen und sie mit Vieh und Geräthe zu versehen. Ueberhaupt sicherte dieser Fürst den Bauern in Preußen wieder Eigenthumsrecht an Grund und Boden,

denn er hatte wohl eingesehen, daß der Staat besser gegründet sei auf einen wohlhabenden Mittelstand statt auf Adel und Bettler und er wollte eine Bauernschaft heranziehen, die tüchtig sein sollte Steuern zu zahlen und wohlgenährte, kräftige Jungen zur Fahne zu liefern.

So hauste das Grundherrenthum. Wie Hunde vertrieben die Junker die Bauern, die einst selbst freies Eigenthum besessen hatten, oder auch im Lehensverbande wenigstens ein Anrecht auf Nutznießung des Bodens beanspruchen konnten, ganz abgesehen vom Rechte des Menschen oder gar des angeblichen christlichen Mitbruders. Die Vertriebenen hatten die Auswahl Bettler zu werden und Landstreicher, oder auch Räuber, Lanzknechte, Soldaten, Tagelöhner und Leibeigne, um auch dann wieder mit ihrer Arbeit im Frieden und ihrem Blute im Kriege das Herrenthum zu bereichern und zu verherrlichen. Dahin führte das Gottesgnadenthum, wie es durch die Reformation verstärkt worden war, übertragen auf die Herrschaft des Bodenbesitzes. Denn wir haben hier nicht etwa vereinzelte Auswüchse der Grausamkeit vor uns, sondern die Herrensitte der letzten Jahrhunderte, wie sie sich gesetzlich ausgeprägt und mithin in den Gewissen und der religiösen Denkweise gerechtfertigt hatte. Menschenrechte kennt erst das Menschenthum und dieses ist erst seit einem Jahrhundert im Aufblühn begriffen. Des Christen Recht und Pflicht ist Gehorsam und ist Kreuz und Leiden, d. h. wenn er als Unterthane geboren wurde. Erblickt er dagegen als Junker das Licht der Welt, so kommt er auf die Seite der alttestamentlichen Tyrannen zu stehn und nimmt als Obrigkeit, die da Gewalt hat, das Schwert in die Hand.

——o——

14.

Doch wir werden es noch schöner, oder mehr schrecklicher, ja grauenhaft kommen sehen und bis in die neueste Zeit hinein. Nur müssen wir nach einem andern Lande blicken, nach England. Dort ist das Parodies des neuzeitigen und zwar protestantischen Grundherrenthums. In Deutschland konnte dasselbe nicht in der gleichen Weise gedeihen und zu solcher Macht und solchem Reichthum gelangen. Aus verschiedenen Gründen. Einmal gab es überhaupt in Deutschland nicht soviel Grund und Boden zu rauben. Denn von den beiden Religionsparteien siegte nicht die eine vollständig und plünderte dann die andre wie in England; dann war auch der deutschlutherische Protestantismus nicht so äußerlich gewaltthätig wie der englische. Ferner gab es da keine Revolutionen und Gegenrevolutionen und keinen Kampf der Königshäuser, wobei für den Adel reiche Beute abfiel. Sondern die großen Reformationskriege, insbesondre der Bauernkrieg und der Dreißigjährige hatten im Gegentheil den deutschen Adel schwer geschädigt und herabgedrückt und über ihn das Fürstenthum erhoben. Dieses hatte daher auch vorzugsweise von Kirchengütern an sich gezogen, was es zu nehmen gab und hielt den Adel im Zaum. Denn es lag in seinem Interesse den Bauernstand zu kräftigen und gegen Landadel zu schützen, wie wir bei Friedrich II bemerkten. Ueberhaupt endlich war Deutschland durch den 30jährigen Krieg so todesmatt geworden, sein Wohlstand, seine Gewerbe und sein Handel, sein ganzes äußeres soziales und politisches Leben lag so sehr danieder, daß auch das Streben nach Reichthum und Geldgewinn für 2 Jahrhunderte ertödtet wurde und das Arbeiten der Nation, als sie sich spät erst wieder erholte, mehr nach innen, nach dem Ausbau des Gemüths- und Geisteslebens, nach dem Fühlen, Denken und Fantasiren der Religion und zur Filosofie, zu Wissenschaft und Kunst sich hinwandte.

Anders in Großbritanien. Hier war schon die Anhäufung der Güter eine viel größere. Erstlich gelangten nicht blos, wie wir bereits gesehen, die Klostergüter Englands sowie das Kirchengut in Irland und Schottland zu einem guten Theile in die Hände des Adels und der Höflinge, sondern wie ihre Kirche wurden auch die Katholiken selber ihres Bodens beraubt. Die englischen Protestanten behielten für lange Zeit die grausame und gewaltthätige Handlungsweise der christlich katholischen Kirche bei. Sie verfuhren gegen die Katholiken ebenso wie diese überall wo sie die Macht dazu hatten, gegen die Protestanten vorgingen. Es kam dies einestheils daher, daß die englische Reformation überhaupt zunächst weniger aus der veränderten Gesinnung des Volkes als von oben herab, vom Throne aus vor sich ging. Anderntheils war die protestantische Richtung, welche in England neben der Hochkirche herrschend wurde, die kalvinische, auch gerade Diejenige welche am meisten auf äußere Strenge und ketzerrichterisches Wesen Gewicht legte, wie wir später noch beobachten werden. Endlich aber war in England die Religion überhaupt mehr als in irgend einem andern Lande zugleich mit den heftigsten politischen Parteikämpfen verbunden. Daher war denn Glaubensverfolgung und Beraubung wie bei Katholiken so bei Protestanten zu Hause und die Protestanten siegten. Ihr hauptsächliches Opfer war das unglückliche katholische Irland.

Schon im 7. und 8. Jahrhundert, als Deutschland zum größten Theile noch heidnisch war, hatte auf der grünen Patricks Insel die mittelalterlich christliche Kirche in eigenthümlicher Weise geblüht. Im 12. Jahrhundert hatte dieselbe sich dann an Rom angeschlossen und Pabst Hadrian IV verlieh das Land an Heinrich II von England (1155). Schon dieser verschenkte bei der Eroberung ein Drittel des Bodens an seine Bauern. Aber im Innern des Volkes und namentlich unter den unabhängigen Häuptlingen gährte jener eigenthümlich rebellische Geist, der die ganz katholischen Länder heimzusuchen pflegt, wie Polen, Spanien, die mittel- und südamerikanischen Republiken, und

welcher einerseits gegen jede Unterordnung und Einordnung sich sträubt, andrerseits aber es doch auch wieder zu keiner eignen selbständigen Organisation und zu keiner stetigen Entwicklung zu bringen vermag. Ein Volksgeist, der ebensosehr durch die Religion zu idealen Träumen von Freiheit angespornt wird (1. Thl. S. 123 und ff.), als er durch die Geisteskuechtung der selben Religion zu geordneter und gewissenhafter Selbstregierung unfähig geworden ist, daher in steten Empörungen und Verschwörungen seine Kraft vergeudet. Es entspricht diese Eigenschaft den im ersten Abschnitt gekennzeichneten geistigen Schattenseiten des Katholizismus, sowie der im Bauernkriege klar gewordenen verhängnißvollen Kraft des Evangeliums, einerseits das Gemüth mit seiner idealen Brüderlichkeit zur Befreiung anzustacheln, andrerseits mit seiner knechtseligen Verherrlichung der Obrigkeit und seinem Lobe des Unrechtleidens das Volk wieder destomehr zu knechten. — Als nun das irische Volk die Reformation nicht annahm, sondern der römisch katholischen Kirche treu blieb, war durch den Gegensatz der Religion Haß und Zwiespalt noch unheilbarer gemacht und es ergaben sich eine Reihe der erbittertsten und grausamsten, zugleich religiösen und zugleich politischen Kämpfe. In Folge derselben lies Königin Elisabeth (1558–1603) den Süden des Landes furchtbar verwüsten und große Ländereien an ihre Anhänger vertheilen. Kromwell (1649—58) wieder vergab 7—8 Millionen Acker Land an seine puritanischen Glaubenseiferer, als Irland, das kurz vorher ein Blutbad unter den dortigen Protestanten angerichtet hatte, unter Karl II. sich gegen ihn erhob (1650) u. blutig von ihm niedergeworfen wurde. Aber ein Menschenalter später stand es schon wieder gegen die protestantischen Unterdrücker auf, als bei der letzten englischen Revolution (1688) Jakob II. und die katholische Linie der Stuarts des Thrones für verlustig erklärt und Wilhelm III. von Oranien herbeigerufen wurde. Wiederum ward es besiegt in der Schlacht an der Boyne (12. Juli 1690), welche die irisch protestantischen Oranienmänner heute noch mit Umzügen feiern. Eine weitere Million Acker Landes ging als

Beute an die Sieger über. Den eingebornen Irländern aber war nach all den Beraubungen zu Anfang dieses Jahrhunderts nur noch ein Zehntel ihres heimischen Bodens im eignen Besitze verblieben. Das Uebrige alles gehörte der anglikanischen Kirche, der Krone und dem englischen Adel. Jedoch traf seitdem die Regierung Maßregeln um manche der großen Güter, welche tief verschuldet waren, in kleinere zu zertheilen und dadurch eine größere Anzahl von Bodenbesitzern zu schaffen.

Die gleiche Gelegenheit der Entthronung des einen und der neuen Einsetzung eines andern Königs bei der Revolution von 1688 benützte auch der Adel um die früheren Krongüter theilweise an sich zu ziehen und theilweise zu Spottpreisen zu kaufen; oder sie wurden von dem neuen Herrscher selber in großem Maßstabe an Günstlinge verschenkt.

Nach dem Kirchengut, Ketzergut und Krongut kam dann noch das früher (S. 9.) erwähnte Gemeindeland vollends an die Reihe. Da die unterdessen verarmte oder gar, wie wir sehen werden, ausgetriebene Landbevölkerung immer unfähiger wurde den überdies meist der Verbesserung bedürftigen Boden zu benützen, so kostete es die Landlords und ihre Pächter nur wenig List und Gewalt dasselbe in ihre großen Güter miteinzuschließen. Und vom Anfang des vorigen Jahrhunderts an wurden diese Einschließungen oder richtiger Beraubungen auch gesetzlich vorgenommen durch das Parlament, in welchem zwar die reichen Räuber, nicht aber die beraubten Armen vertreten waren. In den Jahren 1710—1845 wurden demgemäß, getreu dem Bibelspruche (Mtth. 13, 12): „Denn wer da hat, dem wird gegeben, daß er die Fülle habe; wer aber nicht hat, von dem wird auch genommen das er hat" — nicht weniger als 8 Millionen Acker solchen Gemeindelandes, das zur Benutzung auch für die Aermsten bestimmt war, diesen durch fortlaufende Gesetze (4000 an der Zahl!) entrissen und den Landlords zugesprochen. — Es geschah demnach hier durch Adel und Gesetzgebung gerade dasjenige was in Deutschland die über den Adel mächtigen Fürsten zu Gunsten

des Bauernstandes und zur Stärkung ihrer eignen Macht theilweise verhinderten. — Von 1845 bis in die neueste Zeit wieder eine halbe Million, und wenn es für die bedürftigen Herren noch sonst was der Art zu verspeisen giebt, so werden sie sicherlich sich auch noch des Restes erbarmen.

———o———

15.

Welche Güteranhäufungen mögen aber aus all der Habgier und Beraubung und Verschenkung und Ankauf, welche den Reichen immer reicher machen mußten, hervorgegangen sein? Auch darüber, in möglichst runden Zahlen, einige Thatsachen.

In England selbst und Wales (ohne Schottland und Irland) mit seinen 23 Millionen Einwohnern und 37 Millionen Acker Land ist zwar ein Grundstock von 32,000 ansehnlichen Gutsbesitzungen vorhanden, die wahrscheinlich den Ueberrest bilden von den 60,215 Gehöften, in welche die Normannen bei ihrer Eroberung im 11. Jahrhundert das Land eingetheilt hatten, und sie nehmen also zusammen etwa 8 Millionen Acker oder nahezu ein Viertel des Landes ein. Aber daneben breiten sich die eigentlichen großen Landherren aus mit hundertfach ausgedehnterem Besitze, der eine mit 181,000; 3 mit 50—100,000; 66 mit über 30,000 Acker und so fort. Noch viel schlimmer jedoch in dem besiegten Irland und Schottland.

In Irland mit seinen 20 Millionen Acker, das jetzt noch 5½ Millionen Einwohner zählt, während es vor 40 Jahren (1841) noch über 8 Millionen nährte, eignen nur etwas über 6,000 Personen zusammen 17 Millionen Acker oder 9/10 des ganzen Bodens! Dabei besitzen

292 Personen 6 Millionen Acker oder fast ein drittel des Landes, 744 Personen zusammen 9 Millionen oder nahezu die Hälfte Irlands, und 1942 Personen 13 Millionen oder ungefähr zwei drittel.

Am schlimmsten in Beziehung auf die Anhäufung des Besitzes ist Schottland daran mit seinen 19 Millionen Acker Land, indem dort 13 Millionen Acker oder zwei drittel des Landes sich gar nur im Besitze von 330 Personen befinden, von denen 106 die Hälfte und 21 ein Drittheil ganz Schottlands innehaben!

Zu welch ungeheurem Bodenreichthum dadurch einzelne Familien gelangt sind, auch davon einige Proben. Der reichste Grundbesitzer in Großbritanien ist der Herzog von Sutherland. Er nennt 1,208,546, nach Andern 1,176,837 Acker sein eigen oder eine Fläche von nahezu 100 geografischen und etwa 2000 englischen Q. Meilen, wovon übrigens bis 1872 nicht weniger als 1,100,000 Acker nicht angebaut waren. Seine Grafschaft reicht qner über ganz Schottland von Meer zu Meer. Dabei rechnet seine Gemahlin außerdem noch 149,879 Acker zu ihrem Privatvermögen. Der Marquis von Breadalbane kann 100 englische Meilen weit bis ans Meer auf eignem Grund und Boden fahren. So hat auch der Herzog von Devonshire unter Anderm 96,000 Acker allein in der Grafschaft Derby, der Herzog von Richmond in der einen Gegend 40,000, in der andern 300,000 Acker, und der Herzog von Norfolk in Sussex einen Park von 15 Meilen im Umkreis. Einer mit über 600,000; 2 mit über 430,000; 2 mit über 300,000; 6 mit 150—300,000; 10 mit über 100,000; 30 mit 50—100,000 und die übrigen mit 20—50,000 Acker, das ist vom Herzog von Sutherland herunter z. B. die Stufenleiter der 106 großen Bodenbesitzer und Bodenräuber, die halb Schottland eignen.

Wenden wir uns schließlich znm Vergleich auch wieder nach Deutschland zurück, so finden wir von den 93 Millionen Morgen Landes (ein preußischer Morgen gl. 0,63 oder über 3 fünftel englische Acker), welche Preußen 1861 umfaßte, auch hier nahezu zwei Fünftel, nämlich 40

Millionen Morgen, im Besitze von nur 18,000 Personen. Aber die andern 3 Fünftel sind dann doch auf über 2 Millionen Besitzer vertheilt, so daß bei einer Bevölkerung von damals 18 Millionen, auf je 9 Einwohner oder 2 Familien schon ein Grundeigenthümer kommt.

Am meisten Großgüter, von je 600 und mehr Morgen, weist verhältnißmäßig Schlesien auf, wo einst die Bauern so wacker ausgetrieben wurden, nämlich 3003 bei einer Bodenfläche von 736 Q. Meilen oder ungefähr 14 Millionen Morgen. Die Rittergüter und selbständigen Gutsbezirke nehmen dort mehr Land ein (6,800,000 M.) als die Gemarkungen sämmtlicher Stadt- und Landgemeinden zusammen (6,300,000 M.). Das Uebrige sind Domänen und Staatsforsten. Bei einer Bevölkerung von 3,700,000 giebt es im Ganzen 284,000 Grundbesitzer, also erst auf 13 Personen oder 3 Familien ein solcher statt auf 9 Personen oder 2 Familien wie durchschnittlich in Preußen.

An Kleinbesitzern, von je unter 5 Morgen, zählt am meisten die Provinz Rheinland, nämlich über 500,000 auf 3,500,000 Einwohner und 490 Q. Meilen, während Schlesien nur über 100,000 auf einer um die Hälfte größeren Bodenfläche, also verhältnißmäßig nur ein Siebtel soviel aufweist. Ueberhaupt finden sich in der Rheinprovinz über 800,000 Grundeigenthümer, so daß im durchschnitt jede Familie Ackerland besitzt. Von ihren Adelsgütern wurde jene Gegend, die einst zu Frankreich gehörte, durch die französische Revolution gesäubert.

Da nun Schlesien neben seinen großen Herrengütern seine regelmäßigen Hungersnöthe besitzt, welche Rheinland nicht kennt, so zeigt sich schon daran, daß der Reichthum der Baronensitze sich Armuth und Elend als Umrahmung zu schaffen pflegt, und wir können daraus schließen, was uns in England neben den viel größeren Gütern erwartet.

16.

In den heftigen Parteikämpfen des englischen Adels hatten dessen Güter meist ihre früheren Besitzer gewechselt. Von den alten angestammten Lehnsfamilien waren z. B. nach den blutigen Kriegen der rothen und weißen Rose zwischen den Königshäusern Lancaster und York (1453—85) nur noch 28 übrig geblieben. Die neuen Besitzer aber, welche das Land als Beute erkämpft oder als Geschenk und durch Kauf in Empfang genommen hatten, glaubten sich dadurch natürlich um so eher berechtigt, nach Herren Art die darauf lebenden, wohl meist auch der gegnerischen Partei angehörigen Bewohner gänzlich als rechtloses Gesindel zu betrachten und zu behandeln.

Dazu kam, daß am Ende des Mittelalters die Wollmanufaktur aufblühte und die Wollpreise zu steigen begannen. Dadurch wurde es aber für den Grundherrn viel einträglicher auf seinen Ländereien Schafweiden zu besitzen als Dörfer voll unterthaner Menschen die nichts oder wenig einbrachten. Von Habgier gereizt und von frevelhaftem Herrscherstolze getrieben, ging daher der englische Landlord wirklich daran die Menschen gewaltsam von seinem Gute zu verjagen um es den Schafen zur Weide zu geben. „Ich könnte etwas erzählen von Städten und Dörfern, die man für Schaftriften zerstört hat, und worin nur noch die Herrschaftshäuser stehn", sagt ein damaliger Chronist. Und der Verfasser von „Utopia" (Nirgendheim, Fantasiebild eines besten Staates) der Kanzler Thomas Morus, der unter Heinrich VIII. wegen seines religiösen Glaubens hingerichtet ward († 1535), spricht von dem Lande, „worin die Schafe die Menschen auffressen," und schildert uns das Loos der wegen Schafmastung und wegen des Wollverkaufs von der Herrschaft ausgetriebenen Landbewohner folgendermaßen. „So geschieht es

daß ein gieriger und unersättlicher Vielfraß, die wahre Pest seines Geburtslandes, Tausende von Acker Land zusammenpacken und innerhalb eines Pfahls oder einer Hecke einzäunen, oder durch Gewalt und Unbill ihre Eigner so abhetzen kann, daß sie gezwungen sind alles zu verkaufen. Durch ein Mittel oder das andre, es mag biegen oder brechen, werden sie genöthigt fortzutrollen — arme, einfältige, elende Seelen! Männer, Weiber, Gatten, Frauen, vaterlose Kinder, Wittwen, jammernde Mütter mit ihren Säuglingen, und der ganze Haushalt, gering an Mitteln und zahlreich an Köpfen, da der Ackerbau vieler Hände bedurfte. Wegschleppen sie sich, sage ich, aus der bekannten und gewohnten Heimstätte, ohne einen Ruheplatz zu finden. Der Verkauf von all ihrem Hausgeräth, obgleich von keinem großen Werth, würde unter andern Umständen einen gewissen Erlös geben; aber plötzlich an die Luft gesetzt, müssen sie ihn zu Spottpreisen losschlagen. Und wenn sie umhergeirrt, bis der letzte Heller verzehrt ist, was anders können sie thun außer stehlen und dann, bei Gott, in aller Form Rechtens gehangen werden, oder auf den Bettel ausgehn? Und auch dann werden sie ins Gefängniß geworfen als Vagabunden, weil sie sich herumtreiben und nicht arbeiten; sie, die kein Mensch an die Arbeit setzen will, sie mögen sich noch so eifrig dazu erbieten."

In der That fertigte man auch in England vom Ende des 15. bis zu Anfang des 18. Jahrhunderts eine sehr hübsche Gesetzgebung für solch Schafmastvertriebene an. Alte und arbeitsunfähige Bettler sollten allerdings wenigstens eine Bettellizenz erhalten. Dagegen sollen arbeitsfähige Vagabunden beim ersten Auffangen ausgepeitscht werden, bis das Blut von ihrem Körper strömt; beim zweiten außerdem das halbe Ohr einbüßen; beim dritten als schwere Verbrecher und Feinde des Gemeinwesens hingerichtet werden (unter Heinrich VIII., 1530). Wenn Jemand zu arbeiten sich weigert, soll er als Sklave der Person zugetheilt werden, die ihn als Müßiggänger anklagt. Der Meister soll seinen Sklaven mit Brod und Wasser nähren, schwachem Getränk und

solchen Fleischabfällen, die er für passend hält. Er hat das Recht ihn zu jeder auch noch so eklen Arbeit durch Auspeitschung und Ankettung zu treiben. Wenn sich der Sklave auf 14 Tage entfernt, ist er zur Sklaverei auf Lebenszeit verurtheilt und soll auf Stirn und Backen mit dem Buchstaben S gebrandmarkt, wenn er zum dritten Mal fortläuft, als Staatsverräther hingerichtet werden. Der Meister kann ihn verkaufen, vermachen, als Sklaven ausdingen, ganz wie andres bewegliches Gut und Vieh (unter Eduard VI., 1547). Die Kinder der Vagabunden hat jedermann das Recht ihnen wegzunehmen und Jungen bis zum 24. Jahr, Mädchen bis zum 20. Jahr als Lehrlinge zu halten. Laufen sie weg, so sollen sie bis zu diesem Alter die Sklaven der Lehrmeister sein, die sie in Ketten legen und geißeln können, wie sie wollen. Jeder Meister darf einen eisernen Ring um Hals, Arme oder Beine seines Sklaven legen, damit er ihn besser kennt und seiner sicherer ist. Und ähnlich unter Elisabeth (1572) und Jakob I. (1603—25), bis zu Königin Anna (1704—14).

Selbstverständlich hatten bei solcher Sachlage und Gesetzgebung die Henker und obrigkeitlichen Menschenschinder vollauf zu thun. Unter Heinrich VIII. (1509—47) wurden nicht weniger als 72,000 große und kleine Diebe hingerichtet! Unter Elisabeth (1558—1603) wurden Landstreicher reihenweise aufgeknüpft; und es verging kein Jahr, worin nicht 300 oder 400 an einem Platz oder dem andern dem Galgen anheim fielen. In Sommersetshire wurden in einem einzigen Jahre 40 Personen hingerichtet, 35 gebrandmarkt, 37 ausgepeitscht, wie das alles Karl Marx in seinem „Kapital“ aus den Quellenschriftstellern anführt. Aehnliche Gesetze übrigens auch in Frankreich und Holland.

Blicken wir zum Vergleich auf die Gegenwart, so erhalten wir in den 3 Jahren 1865—67 in England (ohne Schottland und Irland) im Ganzen 29 Hinrichtungen. Das würde auf die Zeit der Regierung Heinrichs VIII. (1509—47), also auf 39 Jahren 377 Hinrichtungen ergeben. Nun wird aber die Bevölkerung Englands, das am Anfang

dieses Jahrhunderts noch nicht die Hälfte seiner jetzigen Einwohner zählte, für jene Zeit auf nur „2—3 Millionen", oder um eine bestimmte Zahl zu nehmen, auf 2½ Millionen angegeben, also nur etwa ein Achtel so hoch wie jetzt; so daß wir statt 377 Hinrichtungen, für jene Zeit auch nur ein Achtel soviel oder 47 zu rechnen hätten, wenn die Hinrichtungen gerade nur so zahlreich wie heute gewesen wären. Mithin nach jetzigem Maßstabe 47 Hinrichtungen auf dieselbe Zeit und Einwohnerzahl, wo damals 72,000 stattfanden! Mehr als 1500 mal soviel Hinrichtungen unter Heinrich VIII. als jetzt; und dabei sind unter den 72,000 nur die wegen großen und kleinen Diebstahls Hingerichteten, allerdings wohl die zahlreichste Klasse, inbegriffen. In Allem zusammen mögen es vielleicht 1800 oder 2000 mal soviel gewesen sein! Du gute alte Zeit, da man die Menschen noch abthat wie die Feldhasen oder Prairiehühner. Da ist doch heute eine ganz andre Ordnung, wenn so ein 100 000 Menschen kunstgemäß und mit allen Mitteln der Wissenschaft in wenigen Monaten hingeschlachtet werden, weil den einen Herrn der Uebermuth treibt einen Kaisermantel zu verlieren, der andre aber ihn schon längst in die Falle gelockt hat um sich einen zu holen! Freilich die Kriege kamen damals auch noch dazu. Was schließlich das jetzige Diebswesen in England betrifft, so werden (in 1867) Gewohnheitsdiebe 22,000 gerechnet, Vagabunden (in 1868) 36,000, jedenfalls verhältnißmäßig bedeutend weniger als damals, aber immer noch ziemlich viele zuviel.

Die Regierungen, von Heinrich VII. (1485—1509) bis auf Kromwell (1649—58) suchten zwar der Verarmung und Verelendung, ähnlich wie später Friedrich II. von Preußen, Einhalt zu thun. Sie verboten die Zerstörung solcher Bauernhäuser, zu denen wenigstens 20 Acker Land gehörten, und ordneten den Wiederaufbau zerstörter an. Ebenso beschränkten sie die Zahl der zu haltenden Schafe, und bestimmten, daß wie von Alters her gebräuchlich, auch zu der Hütte des ländlichen Lohnarbeiters wenigstens 4 Acker Land gehören sollten. Doch

vergeblich. Die englische Königsgewalt war nicht stark genug diese Gesetze auf die Dauer durchzuführen gegen den übermächtigen Landadel, dessen energisches Streben dahin ging sein vermeintliches Privateigenthum von Menschen gesäubert und seinen Geldgewinn in eben dem Maße erhöht zu sehen. Als deßhalb vollends nach der ersten Revolution nnd nach Kromwell mit Karl II. (1660) die Reaktion wieder einzog, und der Adel von neuem zu Geltung und Macht kam, wurde auch gesetzlich die frühere Lehnsverfassung aufgehoben und die Lehnsgüter förmlich als Privateigenthum anerkannt.

So ging es in früheren Jahrhunderten zu, vom 15. bis zu Anfang des 18. bei der Herstellung der großen Adelsgüter in England. In diesem Gedanken könnte ein Trost liegen. Er ist aber leider nicht stichhaltig. Dieselbe schreckliche Erscheinung, wenigstens was das Austreiben der Menschen betrifft, wiederholt sich von der Mitte des vorigen Jahrhunderts bis in dieses jetzige herein.

Die schottischen Adeligen waren ursprünglich nur die Vorsteher und Vertreter ihres Bezirks, des Clans, gewesen. Sie hatten sich dann zu erblichen Gebietern desselben gemacht, und fingen nun ebenfalls an, der Zeitströmung folgend, das ganze Gebiet als ihr Privateigenthum zu behandeln. Dies gelang ihnen hauptsächlich seit der letzten Schilderhebung der Stuarts gegen das englische Königshaus, als Karl Eduard, der Sohn Jakobs III. die schottischen Hochländer gegen das Heer Georgs II. führte, und nach seiner Niederlage (1746) die Gütereinziehungen und Hinrichtungen seiner Anhänger fast kein Ende nahmen. Die überlebenden, siegreichen und von neuem bereicherten Parteihäupter begannen nun das Menschenaustreiben und das Häuser- und Hütteneinreißen im großartigsten Maßstabe. „Die schottischen Großen haben Familien expropriirt, wie sie Unkraut ausroden würden, sie haben Dorfschaften und ihre Bevölkerung behandelt, wie die Indier in ihrer Rache die Höhlen wilder Bestien.... Der Mensch wird verschachert für ein Schafvließ oder eine Hammelskeule, ja für weniger....

Bei dem Einfall in die Nordprovinzen China's schlug man im Mongolenrath vor, die Einwohner auszurotten und ihr Land in Weide zu verwandeln. Diesen Vorschlag haben viele hochschottische Landlords in ihrem eignen Land gegen ihre eigenen Landsleute ausgeführt" — sagt ein englischer Schriftsteller. Und ein hervorragendes Beispiel mag uns dies veranschaulichen.

Die Grafschaft Sutherland bildete einen solchen alten Häuptlings- oder Clanbezirk, und die Herzogin von Sutherland war im Jahre 1814 dessen Gebieterin. Der Bezirk hatte, durch frühere ähnliche „Klärungen" schon gesäubert, noch eine Bevölkerung von 15,000 Einwohnern. Die Herzogin beschloß nun eine gewinnreiche Radikalkur mit der Vertauschung von Menschen und Schafen vorzunehmen. In dem Zeitraum von 1814—20 wurden richtig diese 15,000 Einwohner, etwa 3000 Familien, regelrecht ausgetrieben. Alle ihre Dörfer wurden zerstört und niedergebrannt, alle ihre Felder in Weide verwandelt. Britische Soldaten wurden zur Exekution kommandirt und kamen zu Schlägen mit den Eingebornen. Eine alte Frau verbrannte in den Flammen der Hütte, die sie zu verlassen sich weigerte. — So war ein Herrschaftsbezirk von 794,000 Acker Flächenraum in menschenfreies Privatgut verwandelt, und wo eine ganze Bevölkerung Jahrhunderte lang gelebt und geliebt und gearbeitet und verkehrt hatte, und in den Fehden und Kriegen der Clanherrschaft ihr Blut für dieselbe vergossen hatte, da wurden 29 große Schafpachten errichtet mit 29 Pächterfamilien und da weideten in wenigen Jahren (1825) 131,000 Schafe mit guten fetten Hammelskeulen für die Lords und für die Reichen und mit kostbarer Wolle für den Geldbeutel.

Also auf diese Weise habt ihr englische Bodenaristokraten eure ungeheuren Reichthümer erworben? Den Menschen, der euer eignes Angesicht trägt, habt ihr unter das Vieh erniedrigt und wie Unkraut und Ungeziefer ausgerottet. Und ihr wollet euch noch über andre Menschen erheben? Ihr schämt euch nicht erhobenen Hauptes unter andern ehr-

lichen Leuten einherzugehn, die ihr Brod mit ihrer Arbeit und zum Wohle ihrer Nebenmenschen verdienen? Ausspucken sollte vor euch jeder Mensch, dem noch ein Herz schlägt für Menschenrecht! Wahrhaftig, eure deutschen Kollegen in der Menschenhetzjagd, die Ratibor's und Oppeln sind noch bescheidene unschuldige Kinder gegen euch.

Und doch, besinnen wir uns recht? Geschieht nicht Aehnliches noch heutzutage in Deutschland von Junker Bismark und seinem Kaiser, wenn auch freilich wieder in sehr viel kleinerem Maßstab? Sehen wir nicht im Angesichte des letzten Viertels des 19. Jahrhunderts die Sozialistenhetze vor sich gehen, wo Hunderte von Männer, bereits über 1000 aus Berlin, gewaltsam weggetrieben wurden von Heimath, Geschäft und Familie und sogar die Sammlungen für die Hinterbliebenen polizeilich verboten sind? Und alles das blos deßhalb, weil sie einer Oppositionspartei angehören und für dieselbe in den gesetzlichen Schranken agitiren? Blos deßhalb weil sie dem Gottesgnadenthum „widerwärtig" sind, wie einst die ausgetriebenen Bauern dem Grundherrenthum waren und weil die Geld- und Bodenaristokratie hofft ihre Einkünfte sicherer verzehren zu können, wenn die Anwälte der verarmenden Volksmassen ausgetrieben sind. Und ein deutscher Reichstag ist karakterlos und feige und herrendienerisch genug seine Einwilligung zu geben? O deutsches Volk, es war lange der Stolz deiner besten Männer für edle Menschheitsziele sich zu begeistern, für Wahrheit und Menschenrecht überzeugungstreu einzutreten, wie weit bist du unter dieser brutalen Herrschaft des „Blut und Eisen" und des „Macht geht vor Recht" herabgesunken! Wie hoch steht ein Thomas Paine, ein Jefferson und Washington über dir, die schon vor 100 Jahren sich rühmen konnten keine Gegenpartei zu verfolgen (1 Thl. S. 20), und die das gleiche Recht des Gegners stets hochgehalten, trotz Revolution und Krieg, und nie zu Entrechtungen und Proskriptionen ihre Zuflucht genommen. Morsch und faul bis ins Herz und Gewissen hinein sind deine überbildeten Stände. Es wird die Freiheitsgluth eines Schiller

und die Freiheitsgluth des Menschenthums aus deinen untersten Schichten heraufschlagen müssen, und wehe euch, die ihr alle Freiheitsideale eures Volkes und eurer ganzen Kultur verkauft und verrathen habt und dem hohlen, gleißnerischen Götzen des Militärdespotismus zu Füßen liegt!—Ihr wollt mit eurem Deutschthum prahlen gegenüber den Wälschen und seid nie wälscher im schlimmsten Sinne des Wortes gewesen; und auf das Volk der Ver. Staaten wollet ihr hämisch herabblicken und es verkleinern,—ich glaube nicht, daß dieses Volk es sich jemals gefallen lassen wird, daß eine Partei die an der Regierung, alle Zeitungen und Schriften und alle Vereine der Gegenpartei unterdrückt und deren Führer aus Stadt und Land hinausjagt, ohne daß dieselben ein bestehendes Gesetz übertreten hätten, nur weil sie deren Agitation für schädlich hält und sich vor ihr fürchtet. Mag derartiges in der kleinen Schweiz vorkommen, —wie allerdings zu Anfang der 40. Jahre geschah,—die besorgt sein muß mächtige Gegner zu reizen, doch nicht in einem Reiche, das nur sich selber zu fürchten braucht und sich hoch genug achten sollte. Freilich zu dem christlichen Kaiserthum von Gottesgnaden muß sich auch die alttestamentliche Tyrannei und die neutestamentliche reichstägliche Knechtseligkeit gesellen.

Ueberheben übrigens wir Amerikaner uns nicht zu sehr. Wir haben keine halben und ganzen Ackerbausklaven und keine geächteten und ausgetriebenen Sozialisten. Aber haben wir nicht in den Minendistrikten Pennsylvaniens und in den großen Fabrikstädten des Ostens und Westens Tausende von Arbeitern, deren Vorgänger auch einst zum selbständigen Handwerkerstand gehörten, die aber jetzt in den Miethkasernen der Fabrikherrn wohnend und ihre Waaren aus deren Verkaufsgeschäften beziehend nicht als Land- aber als Industriesklaven jederzeit wohnungs- und arbeitslos mit Weib und Kind auf die Straße gewiesen werden können,—wie fortwährend geschieht,—wenn sie nicht mit den Löhnen und der Behandlung zufrieden sind, die das Geldherrenthum ihnen angedeihen läßt, oder wenn sie vielleicht nicht nach dessen Willen an der Wahlurne

stimmen? Und wenden wir uns vom Osten zum äußersten Westen, nach Kalifornien, welch sonderbares Schauspiel! — Während in Deutschland die Anwälte der Industriearbeiter von den Vertretern der andern Stände ausgewiesen werden, wollen dieselben hier die eignen Genossen gelber Hautfarbe, die Chinesen ausweisen und deren Wohnungen niederbrennen! Und die Staatsgesetzgebung hat bereits Gesetze in dieser Richtung geschaffen, die Stadtgesetzgebung Verordnungen erlassen. Doch hier tritt wieder die erfreuliche und erhebende Seite unsrer Freiheit leuchtend hervor. Es bedarf nur des Spruches eines Richters und schließlich des obersten Gerichtshofes, daß diese Beschränkung der Menschenrechte im Widerstreit stehe mit der Verfassung der Ver. Staaten und deren Geist, so ist dieses Toben der Einwandrer von gestern gegen die Einwandrer von heute, oder der Einwandrer von weißer gegen die von gelber Hautfarbe umsonst und prallt ab an der Macht des Rechtes. Wie aber in Deutschland? „Macht geht vor Recht" lautet ja die offen ausgesprochene und seither befolgte Parole des Kaiserthums, die auch die Parole des gewöhnlichsten Räubers und Mörders und die Parole fanatisirter Volkshaufen ist. Die berechtigten Anforderungen aber aller der Bürger der Ver. Staaten, die unter der Wucht der Geldmacht in Industrie und Handel versklavt und verelendet werden im Widerspruch mit der einstigen Erklärung der Menschenrechte auf „Leben, Freiheit und Glückseligkeit," können und werden auch ihre Abhilfe finden, sobald nur einmal die große Mehrzahl der Bedrückten selbst sich gerechter und brauchbarer Ziele zur Besserung klar bewußt und zu karaktervoller und mannhafter Durchführung einig und entschlossen ist. Die erfolgreiche Waffe, die freie Presse und Rede und die Wahlurne sind in ihre Hand gegeben, um allen, Eingebornen wie Fremden, Amerikanern wie Chinesen, Weißen, Schwarzen und Gelben ein menschenwürdiges und ein freier Bürger würdiges Loos zu schaffen. —

Recht und Freiheit ist die machtvolle Siegerin in Amerika, der Militärdespotismus knechtet in Deutschland, der Despotismus des Willkü

eigenthums, das alle Menschenrechte mit Füßen tritt, verelendet in England ganze Volksklassen und verödet um des Gewinnstes willen die Güter des grundherrlichen Adels. Aber wir fühlen die erwachende Mahnung des Gewissens in der Seele der Frevler am Menschenrecht aufsteigen, wenn wir die düstern Worte des Grafen von Leicester vernehmen, die er geäußert haben soll, als man ihm zum Fertigbau von Folkham gratulirte: „Es ist ein melancholisch Ding allein in seinem Land zu sein; ich schaue um mich und sehe kein Haus außer meinem eignen. Ich bin der Riese vom Riesenthurm und habe alle meine Nachbarn aufgegessen." Neu ist der Pallast, aber eine Ruine ist die höhnisch lachende Flur, eine Ruine von Menschenfreuden und lebensvollen Menschenschaaren. Und die Majestät der Menschheit liegt geschändet am Boden. Dafür steht der melancholisch einsame Gutsherr auf der Altane seines Schlosses und schaut aus nach den Pächtern mit den gefüllten Börsen. Das ist die Verkörperung des egoistischen Eigenthums, das nur sich selber und seinen Vortheil und seine Willkür kennt, die letzte ökonomische Folgerung des Individualismus und Egoismus, wie er im Protestantismus sich entfaltete und von den Bekennern desselben für recht gehalten und gesetzlich gutgeheißen und großgezogen wurde.

17.

Die Verpachtung, besonders auf kürzere Zeiträume, ist das beste Mittel um in einem dichtbesiedelten Land und bei einer strebsamen Bevölkerung den Gelderlös eines Gutes möglichst zu erhöhen und am leichtesten einzuheimsen. Die Pächter bieten sich gegenseitig hinauf und müssen, um die höhere Pacht zu erschwingen, wieder das Land und die Bewirthschaftung möglichst verbessern und sie werden es von Unkraut und wo es gewinnbringend und thunlich, gerne bereit sein es auch von überflüssigen Bewohnern zu säubern und durch eingeschlossenes Gemeindeland zu vergrößern. Mit der höheren Ergiebigkeit des Gutes steigt aber andrerseits wieder der Pachtzins, und so fort—alles durch die Arbeit der Pächter und Landarbeiter. Das Ein- und Absetzen der Pächter aber und das Einziehen und Verbrauchen der Gelder für die Grundherrn: das ist das System, durch welches die Schafe die Menschen oder vielmehr die Menschen friedlich sich selber auffessen. Jedoch beginnen in neurer Zeit auch große Wildgehege an die Stelle der Schafweiden zu treten und schon Hunderttausende von Äckern zu bedecken; damit der Edelmann mitten in der fortgeschrittensten Zivilisation nach alter Sitte dem Waidwerk obliegen, oder auch die modernen, künstlich hergestellten Jagdgründe an Liebhaber noch besser als Schaftriften verpachten kann.

Wollreiche Schafe und fette Hämmel oder stolze Hirsche und Rehe weiden da und lassen sich's wohl sein, aber die hinweggehetzten Menschen lungern herum in den schrecklichen Armen- und Arbeitshäusern, oder ziehen bei Tagesgrauen meilenweit an die Sklavenarbeit auf dem Herrengut, seien es Männer, seien es Truppe von Weibern und Kindern unter Anführung eines unternehmenden Genossen, der sie vermiethet Ihr Lebensunterhalt ist auf der möglichst niedrigen Stufe angekommen und bei einem großen Theile unter das Minimalmaß „zur Abwehr

Hungerkrankheiten" herabgesunken. „Eine sorgfältige Vergleichung," sagt ein amtlicher Bericht vom Jahre 1863, „zwischen der Diät der Verbrecher in den Gefängnissen von England und derjenigen der Armen in den Arbeitshäusern und der freien Landarbeiter desselben Landes zeigt unstreitig, daß die ersteren viel besser genährt sind als irgend eine der beiden andern Klassen," während „die Arbeitsmasse, die von einem zu öffentlicher Zwangsarbeit Verurtheilten verlangt wird, ungefähr die Hälfte der von gewöhnlichen Landarbeiter verrichteten beträgt." Der Arbeitslohn ist so niedrig, daß er oft zum Lebensunterhalte unmöglich zureicht. Das Fehlende wird dann aus der Armenkasse als regelmäßiges Almosen gegeben und betrug zu Zeiten sogar halb soviel als der Lohn! So wird der Landarbeiter zum weißhäutigen, schlechter als der bestrafte Verbrecher lebenden Sklaven einerseits des weltlichen Grundherrn, andrerseits des geistlichen Pfarrherrn, der die Almosenspende verwaltet, mit welcher auch das Arbeitshaus in Verbindung steht. „Pfaff und Edelmann scheinen verschworen uns zu Tode zu hetzen," ist eines ihrer Sprüchwörter.

Und treten wir erst in die Wohnungen oder vielmehr in die elenden Baracken und Hütten dieser modernen Leibeignen des Bodenbaus ein! Ueberall von den Herrengütern vertrieben, hausen sie zwischen den theuer gemietheten Bretterverschlägen oder Lehmwänden herum, schlimmer zusammengepfercht wie das Vieh, wo auf erbärmlichen Lagern bei Schmutz und Nahrungsmangel die Krankheiten reiche Ernten halten und die Blutschande ihren Wohnsitz aufgeschlagen hat. „Nach langständiger Aussetzung in Wind und Regen kehrt der Ackerbauer zurück zu seiner Hütte, um niederzusitzen bei einem Feuer von Torf oder Ballen' die aus Lehm und Kohlenabfall zusammengesetzt sind und Wolken von Kohlen- und Schwefelsäure ausqualmen. Die Wände der Hütte bestehn aus Lehm und Steinen, das Estricht aus der nackten Erde, welche da war vor Erbauung der Hütte, das Dach ist eine Masse losen und aufgedunsenen Strohs. Jeder Spalt ist verstopft zur Erhaltung der

Wärme und in einer Atmosfäre von diabolischem Gestank, einen Schlammboden unter sich, während oft seine Kleider ihm auf dem Leibe trocknen, nimmt er sein Abendbrod mit Weib und Kindern. Geburtshelfer, gezwungen einen Theil der Nacht in diesen Hütten zuzubringen, haben beschrieben, wie ihre Füße im Schlamm des Fußbodens versanken und wie sie gezwungen waren, leichte Arbeit! — ein Loch durch die Wand zu bohren um sich eine kleine Privatrespiration zu verschaffen. Zahlreiche Zeugen von verschiedenem Rang bezeugen, daß der untergenährte Bauer diesen und andern gesundheitswidrigen Einflüssen nächtlich ausgesetzt ist und für das Resultat, ein geschwächtes und skrofulöses Volk, fehlt es wahrhaftig nicht an Beweisen.—Die Mittheilungen der Pfarreibeamten von Carmartheeshire und Cardiganshire zeigen schlagend denselben Zustand der Dinge. Es kommt hinzu eine noch größere Pest, das Umsichgreifen des Idiotismus" u. s. w.—berichtet Dr. Hunter 1865. Oder ein andres Bild: „Ein junges, fieberkrankes Frauenzimmer schlief nachts in derselben Stube mit Vater, Mutter, ihrem Bastardkind, zwei jungen Männern, ihren Brüdern und ihren zwei Schwestern, jede mit einem Bastard, in allem 10 Personen. Wenige Wochen vorher schliefen 13 Kinder in demselben Raum (öffentl. Gesundheitsbericht 1865). Und eine Korrespondenz der „Chicago Tribune" vom vorigen Jahre, übereinstimmend mit zahlreichen Mittheilungen über diesen Gegenstand: „Ein Rev. Fry beschrieb vor Kurzem in einer Versammlung von Geistlichen die sozialen Zustände in einer Ortschaft in der Nähe der Stadt Traunton. In einer elenden Hütte fand er auf einem Haufen Stroh ein armes krankes Weib, welches ein über dem Kopfe aufgehängter Sack gegen den durch das Dach hereintröpfelnden Regen schützte. In demselben Zimmer befand sich ihre Tochter mit vier illegitimen Kindern, deren Vater der eigne Bruder war. In einem andern Falle war die Vaterschaft von 3 Kindern zwischen Vater und Bruder zweifelhaft. Aehnliche Vorfälle beobachtete der genannte Geistliche an vielen Orten. Derselbe tadelt die Geistlichkeit der Hochkirche

welche den vollen Umfang der moralischen Versunkenheit in ihren Sprengeln kennt, ohne bei den reichen Gutsherrn, die zum Theil dafür verantwortlich sind, dagegen Vorstellungen zu machen.“ Den verrufensten Theilen der Weltstadt London geben da die kleinen ländlichen Dörfer nichts nach. „Ihre grobe Immoralität im frühen Alter,“ sagt ein Polizeibeamter von den Mädchen eines Dorfes, „ihre Frechheit und Schamlosigkeit habe ich niemals während meines Polizeilebens in den schlechtesten Theilen von London erreicht gesehen“ (1867). Dafür ziehen auch die Pächter desto billigere Arbeit und hauptsächlich die Landlords desto mehr Pacht den Verelendeten und Geschundenen aus den Knochen. In England und Wales z. B. nicht weniger als 419 Mill. Thaler in einem Jahre, durchschnittlich volle 15 Thaler auf den Acker!

O Mutter Erde! Bist du denn nur der Herzoge und Barone, die dich kaum mit dem Fuße betreten, und ihres Prunkes und ihrer Feste, ihrer Pferde und Hunde und Bedienten wegen da, und sollen deine Kinder, die dich bebauen und mit harter Arbeit deine Schätze dir entlocken, im Elend verkommen?

——o——

18.

Ist das Landarbeiterelend am größten im eigentlichen England und Schottland, so findet sich in Irland hauptsächlich das Pächterelend. Das Land mit einer Bodenfläche von etwas über 20 Mill. Acker ist von 600,000 Pächtern besiedelt. Wie schon diese große Anzahl vermuthen läßt, sind die Grundstücke derselben meistentheils so klein, daß sie den Bebauer mit seiner Familie, wenn er auch noch Pacht bezahlen soll kaum ernähren können. Andrerseits ist es für den Grundherrn viel be-

quemer, sichrer und gewinnbringender die kleinen Stücke in große Pachtgüter zu vereinigen und gerade wie bei der oben dargestellten Austreibung der ansäßigen Landbevölkerung in Schottland, die Hauptmasse der Pächter abzusetzen und fortzuweisen um dann von dem weniger bevölkerten Lande einen höheren Reinertrag zu erlangen.

Es waren nämlich im Jahre 1864 in Irland 48,653 Pächter mit je nicht über 1 Acker Pachtland, im Durchschnitt mit nur einem halben Acker vorhanden. Mit nicht über 5 oder durchschnittlich mit 3 Acker 82,037 Pächter, und 176,368 Pächter mit nicht über 15 oder durchschnittlich mit 7 Acker. Wollen wir nun auch annehmen, daß die ersterwähnten 48,653 Stücke von durchschnittlich nur einem halben Acker meist von Geschäftsleuten und Handwerkern als Wohnplatz und Garten benutzt werden, so bleiben immerhin zusammen 258,405 Kleinpächter übrig, die mit durchschnittlich 3 oder 7 Acker Pachtland sich am Rande der Armuth hinzuwinden haben und in Mißjahren natürlich den landesüblichen Hungersnöthen preisgegeben sind. Nun werden aber ferner seit etwa 30 Jahren die kleinen Pachten fortwährend zu Großgütern verschmolzen. Dadurch gerathen jedoch die 258,405 Pächter mit je 1—15 Acker außer Besitz und Arbeit. Aber auch die in der Reihenfolge der Ackerzahl nächst höheren Pachtgüter bis 30, 50 und 100 Acker sind für den Großbetrieb, der dem Landlord den meisten Pachtzins abwirft, noch zu klein. Da sie ebenfalls zu Großpachten zusammengenommen werden, so erhalten wir eine weitere Anzahl von 262,786 Pächtern, welche bodenlos werden. Das giebt eine Gesammtmasse von 521,191 Pächterfamilien und, die Familie zu 4 Köpfen gerechnet, von 2,084,764 Personen. Nehmen wir nun ferner auch an, daß sogar ein Viertheil derselben wieder auf den neuen Großfarmen als Arbeiter Beschäftigung finde, und sehen wir von der geburtlichen Vermehrung ebenfalls ab, so bleibt uns immerhin noch eine Bevökerung von 1,563,573 Personen, welche seit einem Menschenalter bis auf den heutigen Tag schaarenweise von dem Eigenthum ihrer Vorfahren und von ihren bisherigen Wohn-

sitzen und ihrer Beschäftigung weggetrieben werden um sich, wenn möglich, anderweitig einen Erwerb zu suchen, auszuwandern, ins Armenhaus zu gehn, zu verelenden, zu verhungern. Ausgezeichnet war hierin das Jahr 1851, in welchem nicht weniger als 74,171 Pächter, also eine Bevölkerung von 296,684 Personen ausgetrieben wurden, dafür aber auch in verschiedenen kleinen Städten mehr Personen im Arbeitshaus lebten als außerhalb desselben, zu Listowel z. B. beinahe zweimal soviel! Glücklicherweise, daß die jungen Burschen und Mädchen und Anverwandte, die über den Ozean in das Land der Freiheit und Arbeit und des leichteren Gelderwerbes vorausgingen, ihren Angehörigen in den nächsten Jahren, von 1851—54, nicht weniger als 1,400,000 bis 1,700,000 Pfund Sterling oder von 7—800,000 Thaler jährlich nach Hause senden konnten zur Auswanderung! Ja, man berechnet die vom Jahre 1847, von der großen Hungersnoth an, bis 1869 auf diese Weise übersandte Summe auf 75 Millionen Thaler. Ehre den wackeren irischen Arbeitern und Dienstmädchen, die solche Summen erwarben und ersparten und damit den vom englischen Herrenthum mißhandelten Ihrigen helfende Hand über den Ozean reichten! Schande den reichen Landbaronen riefen uns die Thatsachen entgegen und Ehre den Armen! Soll denn auch darin das Evangelium, das die Reichen verdammt und die Armen segnet, sich an seinen Bekennern bewähren? So scheint es wenigstens, wo Reichthum und Gottesgnadenhochmuth zusammen trifft.

Und gerade jetzt wieder, im Frühjahre 104 (1880), wird die Zahl der hungerleidenden Irländer auf 600,000 angegeben, und in der großen Republik werden bedeutende öffentliche Sammlungen an Geld und Lebensmitteln zu ihren Gunsten veranstaltet.—Warum?—Weil die edlen Lords es profitabler finden Schaf- und Rinderheerden auf dem Boden Irlands weiden zu lassen, als ihn von Menschen bewohnen, und weil sich die reichen adeligen Räuber nicht schämen die von ihnen Beraubten und Verelendeten auf die Almosen der Menschheit zu verweisen! Vielleicht auch weil es einem hochachtbaren Lord, wie dem Herzog von

Abercorn, nicht gefallen will, daß seine Pächter für einen liberalen Parlamentskandidaten gestimmt haben und seiner Lordschaft konservativer Sohn durchgeblumpst ist bei der Wahl! Darauf hin erhielten alle Pächter in Donegal die Aufkündigung zugeschickt, wie die Zeitungen berichten. Die von den weggewiesenen Pächtern erbauten Häuser fallen vortheilhafter Weise nach dem Gesetze auch noch dem Herzog zu.

Gewiß, wer wollte den Hungernden und Verarmten nicht alle Unterstützung wünschen. Aber was jeder menschlich Fühlende und rechtlich Denkende ebensosehr wünschen muß, das wäre ein öffentlicher Protest und eine Verachtungserklärung gegen die ganze Raublordschaft, die mit ihren gierigen mörderischen Händen am lichten Tage um des Geldgewinnstes oder der Parteiherrschaft willen ganze Bevölkerungen leiblich und geistig erwürgt; und das wäre ferner eine öffentliche anerkennende und ermuthigende Zustimmung zu dem Streben der irischen Freiheitskämpfer, welche das ganze Landpachtsystem abschaffen und durch ein System freier oder frei werdender Eigenthümer ersetzen wollen, um die Quelle des Uebels zu verstopfen.

Freilich fließt diese Quelle nicht allein aus den äußern Verhältnissen sondern zugleich auch aus der geistigen, insbesondre der religiösen Beschaffenheit der Bevölkerung, worauf wir später noch kommen werden.

Jetzt, zum Vergleich nur noch einen kurzen Blick auf das deutsche Irland; auf das mit Großgütern und Elend ebenfalls gesegnete Schlesien.

Ein Korrespondent der „Nationalzeitung" schreibt im Winter 104 (1879—80) unter Anderem: „In Loslau hat die Noth schon jetzt einen erheblicheren Umfang angenommen. Das Städtchen zählt einschließlich des Gutsbezirks etwa 2400 Einwohner und hat auch in normalen Zeiten einen bedeutenden Armenetat, der einschließlich der Kosten für das Armenkrankenhaus über 3000 Mark jährlich in Anspruch nimmt. Nach einer mir vorgelegten Nachweisung müssen schon jetzt außer den anerkannten Ortsarmen 79 Parteien (theils

Haushaltungsvorstände, theils alleinstehende Personen) regelmäßig unterstützt werden. Bis Weihnachten hat ein großer Theil der in Loslau besonders stark vertretenen Schuhmacher noch Arbeitsverdienst. Die Schuhmacherarbeiten werden hauptsächlich in den benachbarten österreichischen Orten auf den daselbst stattfindenden Märkten abgesetzt. Letztere erreichen aber bis Weihnachten ihr Ende und beginnen dann erst wieder im Frühjahr. Das Hilfskomite vertheilt jeden Morgen an etwa 30 Personen Naturalien, namentlich Kartoffeln, Kukuruz (Mais). Ein Umgang von einer Stunde unter Führung des Bürgermeisters überzeugte mich, daß die bitterste Noth schon in sehr vielen Familien eingekehrt ist. In den meisten Fällen bestand der einzige Vorrath aus den vom Hilfskomite gelieferten Zerealien. Nach Weihnachten werden die Anforderungen an das Komite sich vervielfältigen. Mein Weg führte mich weiter nach Jastrzomb. An der Straße dorthin liegen zwei besonders bedürftige Gemeinden: Milchwa und Mschasna. In ersterer Gemeinde suchte ich Gutspächter und Lehrer auf. Das Dorf zählt etwas über 600 Personen und nach einem in den letzten Tagen aufgestellten Ueberschlag sind zur Zeit schon 30 Personen respektive Haushaltungsvorstände nothleidend. Ich ließ mich auch hier zu einer Anzahl besonders hilfsbedürftiger Haushaltungen führen und fand überall die bitterste Noth. **Die ganze Familie bewohnt einen beschränkten Raum, von welchem gewöhnlich noch ein Theil für Unterbringung eines Schweins abgeschlagen ist. Von einer Dielung des Fußbodens ist hier nicht die Rede.** Die festgestampfte Erde bildet den Fußboden. **Unter dem Bett ist gewöhnlich eine Vertiefung** ausgegraben, in welcher die kostbarsten Schätze, d. h. die Kartoffeln, aufgehoben werden, um sie möglichst vor dem Erfrieren zu schützen. In einer Hütte fand ich Mittags eine alte Frau auf ihrer Lagerstatt. Der Raum war ungeheizt. Die Frau erklärte, sie müsse auch bei Tage auf ihrem Lagerstroh liegen bleiben, um ihren Kartoffel-

vorrath vor dem Frost zu schützen. In der That hatte sie unter ihrem Bettstroh ihre letzte Lebensmittelreserve, ein Häufchen höchstens anderthalb Metzen winziger, ungesund aussehender Kartoffeln". Und ähnlich geht der Bericht weiter, der zwar eine Zeit besonderer Noth schildert, aber auch für die dauernd vorhandenen Verhältnisse genug sagt. Doch allerdings noch lange nicht so Schlimmes, wie wir in England und Irland sahen.

—o—

19.

Wiederum stehen wir am Schlusse einer geschichtlichen Entwicklung: der Entwickelung des neuzeitigen Grundherrenthums, und der Gesammteindruck ruft uns das gleiche Gefühl hervor, welches wir empfanden bei der Vertreibung und Hinmordung ketzerischer Bevölkerungen durch die katholische Kirche, oder bei der Hexenjagd (1 Thl. S. 144). Es ist das Mitgefühl und die Trauer über soviel Menschenweh, und die Entrüstung einerseits ob solcher Ueberhebung, andrerseits ob solcher Mißachtung und Mißhandlung des Menschenwesens. Und in der That haben wir auch zwei außerordentlich ähnliche Erscheinungen vor uns. Dort sahen wir gegen eine Million Einwohner aus Spanien und den Niederlanden vertrieben, etwa eine halbe Million Hugenotten aus Frankreich und Zehntausend aus den österreichischen Ländern. Zugleich raffte Gefängniß, Mord und Scheiterhaufen andre Hunderttausende dahin. Hier sehen wir gleichfalls ganze Bevölkerungen von Haus und Heimath verjagt und innerhalb eines Jahrzehnts allein aus Irland eine Million boden- und heimathlos Gewordener einem freieren und gastlicheren Lande zuwandern, zugleich Hunderttausende neben erdrückendem Reichthum an Hungers-

noth sterben. Und hier wie dort die gleiche herzlose Härte. Wie der katholische Inquisitor kaltblütig und unerbittlich die jammernde Familie zum Gefängniß und zum Scheiterhaufen weist und ihre Güter und Habe einzieht, oder wie der katholische Landesherr ohne Erbarmen im Auftrage des Priesterthums und im Dienste des von ihm eingepflanzten Wahns die ketzerische Bevölkerung vertreibt und vernichtet, so giebt auch der protestantische Grundherr, wenn auch etwas weniger blutig, den Befehl zum Niederbrennen friedlicher Dörfer und zum Hinaustreiben und—zerren und—schlagen und—hetzen der Bewohner in das kummervolle, entsittlichende Bettlerdasein. Und nicht minder sind die geistlichen Grundlagen wenigstens dieselben. Dort wie hier sehen wir einen einzelnen Stand der menschlichen Gesellschaft sich über die andern Menschen erheben in dem Glauben an die Vollmacht eines höheren Wesens, das die Einen zum Herrschen, die Andern zum Dienen und Gehorchen bestimmt habe. Und wir sehen in beiden Fällen ferner, daß die Untergebenen so gut wie rechtlos und nicht mehr wie Menschen behandelt werden, wo sie den vermeintlichen Herschaftsrechten im Wege stehn. Bei dem Offenbarungspriester hört Menschenliebe und Erbarmen und Menschenrecht auf, wo der Ketzerglaube anfängt. Und dem Landbaronen gilt das Wohl des angestammten Ansiedlers weniger als das Gedeihen des Zug- oder Preisviehes in seinen Ställen oder der Schaf- und Wildheerden, mit denen er die verwaisten Fluren bevölkert.

Dahin führte die Schattenseite des Christenthums, das die Menschennatur für sündhaft und verderbt, einzelne Auserwählte aber für bevorzugt und gottbegnadet erklärt; das den Stand der Herrschenden mit Vollmacht umkleidet, die Untergebenen aber auf Dulden und Unrechtleiden verwies. Daraus mußte eine geistliche und eine weltliche Obrigkeit sich immer mächtiger und herrschsüchtiger hervorbilden und ihr gegenüber eine geknechtete und rechtlose Masse. Im Katholizismus stellte der Priesterstand mit dem Papste das höchste Herrscherthum dar, im Protestantismus die weltliche Obrigkeit von Gottes Gnaden, deren Unumschränkt-

heit gerade im protestantischen Zeitalter noch erhöht, sowie andrerseits die Selbsterniedrigung des Menschen noch vergrößert wurde. Erklärt doch z. B. die sogenannte Konkordienformel (1577), ein Glaubensbekenntniß, welches die schwäbischen und sächsischen Theologen augsburgischer Konfession vereinbarten, daß der Mensch „aus eignen Kräften in geistlichen Sachen eben so wenig etwas anfangen, wirken oder mitwirken könne als ein Stein, Block oder Thon, ja er sei ärger als ein Block weil er Gottes Willen wiederspenstig und feind sei." Was Wunder, daß die Herren von Gottes Gnaden ihn auch wirklich wie einen Stein oder Block behandelten und in den Koth hinabtraten und ihm nur das Heilmittel seiner Religion, das Bitt- und Klagegebet ließen, das ihn aber von seinen Leiden nicht erlöste.

Erlösung kann ihm überhaupt nur ein andrer Glaube, eine andre Ueberzeugung, eine andre Allanschauung bringen, nicht die das Menschenwesen für verderbt und einzelne für auserwählt hält, sondern die einem jeden Menschen, ob er gläubig oder ungläubig, hoch oder nieder, arm oder reich, schon vermöge seiner vernunftbegabten Menschennatur das Recht zuspricht, diese Natur sich selbst gemäß frei und glücklich zu entfalten, und die ebendarum auch der menschlichen Gesellschaft die Pflicht auferlegt sich so einzurichten, daß Leben, Freiheit und Glückseligkeit in eigner naturgemäßer Entfaltung einem jeden ihrer Glieder ermöglicht werde. Um solche Ueberzeugung zu hegen und von ihr beseelt zu sein, ist es aber nöthig, daß wir den Glauben an einen übernatürlichen Gott, der über die Menschen und durch seine auserwählten Bevollmächtigten mit den Einen über die Andern herrscht, bei Seite werfen und zu der Erkenntniß gelangen, daß die unendliche, ewige, allmächtige Natur selbst höchstes Wesen, selbst Gott ist und ihre höchste Offenbarung die Menschennatur. Die Ahnung, welche das Christenthum hatte, daß Gott, Fleisch und Mensch geworden sei, wird von der heutigen Erkenntniß verallgemeinert. In allen Menschen lebt das selbe höchste allebendige geistige und fleischliche Wesen, und denkt und fühlt und liebt u. will das Gute,

und überwindet das Böse, das es erzeugt, in fortschreitender Entwickelung zu höherer Vollkommenheit und zu beglückender Selbsterlösung. Hinweg mit allen Offenbarungsreligionen, die immer einen höheren Gott und dessen Stellvertreter verkünden. Dem höheren Gotte entspricht ein erniedrigter, versklavter Mensch. Gott ist die ganze Natur und sind wir Menschen selbst mit unserm unauslöschlichen Drange zur Wahrheit, zur Liebe und zum Guten. Darum das Menschenthum an die Stelle des Offenbahrungswahns und des Gottesthums und Christenthums.

Doch kehren wir zu unsrer Vergleichung zurück. Grausamkeit und Elend sind nahezu dieselben im Gefolge des Priesterthums wie des Herrenthums, die Ideen der Gottesbevorrechtung und der Menschengeringschätzung sind dieselben, aber gleichwohl findet sich andrerseits doch ein schroffer Gegensatz. Das katholische Priesterthum verelendete die Völker um ein geistiges, ein jenseitiges Gut zu bewahren und zu verbreiten, den einheitlichen Glauben und die himmlische Seligkeit. Und was der einzelne Glaubensverfolger und Glaubensmörder oder Glaubensrichter in erster Linie erstrebte, war nicht sein eignes Wohl, sondern das Gedeihen und das Wohl und die Unversehrtheit des Ganzen, der Glaubensgemeinschaft, der Kirche; wenn auch sein eignes Wohl auf das Innigste mit ihr verwachsen war. Der Grundherr dagegen hat bei seinen Güteranhäufungen und seinen Gewaltmaßregeln nicht die Gewinnung des Himmels und nicht einmal das Wohl der menschlichen Gesellschaft, sondern vor allem sein eignes im Auge. Er schälte sich aus dem Lehnsverbande los, machte seinen Herrschaftsbezirk zu seinem Privateigenthum und vertrieb die ansäßige Bevölkerung um persönlich selbständiger, machtvoller, einflußreicher, vermögender zu werden und die Freuden und Annehmlichkeiten des diesseitigen Lebens in höherem Grade und nach Belieben und Willkür genießen zu können. Die Rücksicht auf das Gemeinwohl tritt völlig in den Hintergrund.

Dort Glaubenstyrannei, Blick auf das Jenseits, Gemeinschaftsgeist der den Willen und das Streben und Leben des Einzelnen erdrückt.

hier gerade die kraftvolle Entfaltung des Einzelnen im Diesseits, Individualismus, Egoismus, welcher aber wieder die Schwächeren zermalt, und welcher mit dem Wahne einer höheren göttlichen Vollmacht und einer gottverordneten Unterthanenschaft im Bunde das Herrenthum und insbesondere den traurig reichen Land- und Raubadel erzeugt hat. Schärfer hätte der Gegensatz des protestantischen Geistes sich nicht ausprägen können. Wie eine mächtige Eiche erhebt er sich aus dem allumfassenden Schoß der Mutter Erde, und alles niedrige Gestrüppe verdrängend und erstickend, starrt er, auf seine Eigenkraft vertrauend und selbsttrotzend in die Lüfte, ein Bild der machtvollen Entfaltung der Einzelperson. So der Luther im Reiche der Glaubensideen und als strafender Bauernvernichter, und so der Gutsherr im menschengesäuberten Herrschaftsbezirk. Und wie rings um diesen das Leben erstirbt und verödet, so erstarb und verödete bald im rechtgläubigen Lutherthum und seiner Kirche und unter seinen Hofpastoren bis herab zum kleinsten lutherischen Dorfpäpstlein alles fortschreitende Leben des Geistes: „In Kirchen und Schulen war alles zur Ruhe gebracht und durch die trefflichsten Gesetze alles wohl verriegelt und umzäunt,“ rühmt ein lutherischer Theologe vom Anfang des 17. Jahrhunderts. Und in der Umzäunung da weiden die geistlichen Schäflein zum Hüten und Scheeren, die Lämmlein Christi, — beim Gutsherrn die irdischen Wolle- und Käulenträger.

Und der Wohlstand des Volkes? Nun, wir müssen zum Schlusse dem Landherrenthum wenigstens das Eine zum Lobe nachsagen, daß durch sein System der Großgüter und Großpachten die Leistungen des englischen Bodenbaues bedeutend gesteigert und vervollkommnet wurden. Weite Ländereien wurden dem Meere abgewonnen, Sumpfboden und magere Viehweide in üppige Fluren verwandelt, und durch alle Mittel wissenschaftlicher und maschinenmäßiger Bewirthschaftung, allerdings

theilweise auch mit staatlicher Unterstützung, der Bodenertrag außerordentlich erhöht. — Aber wem zum Vortheil und um welchen Preis?

——o——

Republikanische Strömung.

20.

Wir haben in den drei vorhergehenden Abschnitten vorherrschend die Schattenseiten der protestantischen Kultur beobachtet, ihre Erhebung des weltlichen Herrenthums von Gottes Gnaden, ihre Ausbildung des egoistischen Besitzes und ihre Niedertretung der Massen in Armuth und Elend. Wir gelangen nun auch zu deren Lichtseite. Sie beruht, sonderbarer Weise könnte man fast sagen, auf dem politisch befreienden Einflusse, den andrerseits wieder der Protestantismus ausübte; und die freie oder unfreie politische Verfassung eines Volkes ist ja auch wieder von wesentlichem Belange für die Blüthe der Gewerbe und des Handels und für die Erhöhung des Wohlstandes (1. Thl. S. 133).

Um diese sehr wichtige Eigenschaft der protestantischen Religion, durch welche sie hauptsächlich umgestaltend in die Geschichte der Neuzeit eingriff, näher kennen zu lernen, ist es zweckdienlich, wenn wir uns klar machen, welche Antriebe und Keime zu gesellschaftlicher Verfassung überhaupt im christlichen Geiste lagen. Es wird sich dann leicht ergeben, nach welcher Richtung hin dieselben trotz Obrigkeit von Gottes Gnaden und trotz herrschsüchtiger Habgier vom Protestantismus verstärkt und entfaltet werden mußten.

Wie sollte die christlich gläubige Gemeinschaft sich organisiren, wenn sie ganz ihrem religiösen Glauben gemäß verfahren wollte? — Die

christlichen Brüder und Schwestern sind alle gleichgroße Sünder oder Heilige, wenn sie zu dem rechten Glauben durchgedrungen und der Herr in ihnen Wohnung genommen hat. Aber si haben zwei hauptsächliche Gesellschaftspflichten unter einander zu erfüllen, die aus der Liebe zum Heilande sowie aus dem Streben nach der eignen Seligkeit hervorgehn. Es ist die Sorge um die äußerlich Nothleidenden, um die Armen und Elenden, und es ist die Pflege und Befriedigung der geistigen Nothdurft, die Erhaltung und Förderung des Glaubens und die Förderung des christlichen Wandels. Alles das konnte bei kleinen Anfängen und in Gemeinschaften von wenigen Mitgliedern ohne besondre Gliederung in verschiedene Aemter erzielt werden. In den ersten christlichen Versammlungen las man die Briefe der Apostel und sonstiger hervorragender Gläubigen, und es sprach dann von den erwachsenen männlichen Mitgliedern wen eben der Geist dazu trieb. Man bekannte seine Sünden und ermahnte und tröstete einander, und den Nothleidenden half wer gerade konnte und gab seine Mittel dazu her. Schon dafür war jedoch eine gemeinsame Kasse und deren Verwaltung nöthig, wie wir solche bereits bei Jesus und seinen Jüngern beobachteten (1. Thl. S. 99). Man wählte daher, anfänglich wohl meist unter Beirath der Apostel, einige der angeseheneren älteren Männer dazu aus, welche Aelteste (Presbyteri) oder Diakone (Diener), oder auch Aufseher (Episkopi, Bischöfe) genannt wurden (Apg. 6, 1 ff.; 11, 30; 14,23).

Die Aeltesten kommen auch schon häufig genug im Alten Testamente vor als Vertreter des Volkes (2. Mos. 3, 16; 12, 21 u. a.) und als obrigkeitliche Leiter, direkt von Gott bestellt (4 Mos. 11, 16; 2 Mos. 24, 1. 9 u. a.). Später standen sie als berathende Behörde an der Spitze jeder Synagoge, dem Synagogenoberen zur Seite (Luc. 7, 3; Apg. 13, 15). Aus dem Alten Testamente gingen sie auch in das Christenthum über, in welchem sie heute noch gleich wie bei den Juden bestehen, eine mehrtausendjährige Vererbung am Organismus der menschlichen Gesellschaft.

Als zur christlichen Gemeinschaft dann Bekehrte aus verschiedenen Religionen und darunter auch Halbgläubige und in heidnischen Vorstellungen Erzogene hinzukamen, und je mehr diese die heidnischen Gebräuche mit sich brachten, und die Sittenlosigkeit des vermodernden Heidenthums einzureißen drohte, je mehr überhaupt unchristliche Denk- und Lebensweise den Christengemeinden Gefahr brachte, desto mehr bedurfte es der scharfen Aufsicht über Glauben und Wandel, und um diese zu handhaben, bestimmter Beamten, welche daraus ihren besonderen Beruf zu machen hatten. Das gleiche Bedürfniß wird sich nun aber auch zu jeder Zeit und in jeder geistlebendigen Christengemeinde geltend machen, denn sie will eben einen ganz besonderen, wunderbar geoffenbarten und überlieferten Glauben und eine ganz besondre christliche Lebensweise sich und ihren Gliedern zur Aufgabe setzen. Es ergeben sich mithin die Aemter der Armenpflege, die Verwaltung des Wortes und der Sakramente und die Beaufsichtigung der Sitten, die sittliche oder kirchliche Zucht. Alle diese Beamten und Aufseher werden dem christlichen Brudergeiste gemäß von den Gläubigen aus ihrer Mitte zu wählen sein. Und es waren in den ersten Zeiten eben wieder jene Aeltesten (besonders Apg. 20, 17 ff.). Denken wir uns nun ferner, daß mehrere Gemeinden nebeneinander existiren, und daß der christliche Brudergeist und das Wort des Herrn, der alle Gläubige zu seines Leibes Gliedern erklärt, auch jede einzelne dazu antreibt mit den andern eine lebendige Gemeinschaft zu schließen, so werden Abgeordnete der verschiedenen Gemeinden ernannt werden müssen um in gemeinsamer Berathung die Verbandsangelegenheiten zu ordnen. Es entstehen die Synoden, die Provinzialsynoden, die Landessynoden, die allgemeinen Synoden oder Konzile der Christenheit. Alle natürlich aus gewählten Vertretern bestehend und im Auftrag und Namen aller Gläubigen entscheidend.

Eine solche, in der Hauptsache demokratische Organisation ergiebt sich mithin aus dem Geiste brüderlicher Gleichberechtigung der im Christenthum liegt. Doch es birgt dasselbe ja von Uranfang an auch noch eine

andre Idee, die diesem Brudergeiste geradezu widerstreitet. Christus oder Jesus selbst bildete mit seiner Jüngerschaar keine demokratische Gesellschaft mit Gleichberechtigung aller Mitglieder, sondern er selbst hatte, als Gottgesandter, eine ausnahmsweise, über die Andere erhabene, monarchische, absolutistische Stellung. Er war und wollte für alle Zeiten der König in seinem Königreiche sein. Er entschied alle Verwaltungs- u. alle Glaubens- und Sittenangelegenheiten der Jüngerschaar aus eigner angeblich göttlicher, übermenschlicher Machtvollkommenheit, und er versprach beim Scheiden durch seinen heiligen Geist für alle Ewigkeit seine Gemeinde als Hirte zu weiden und als Herrscher zu leiten. Sollte nun jeder der sich zum Christennamen bekannte, diesen heiligen Geist in gleicher Weise besitzen, und dadurch auch in gleicher Weise zur Lehre und Mitregierung berechtigt sein? Dem widersprach schon die alltägliche Erfahrung, da es auch unter den Gliedern der Gemeinde zuweilen arge Sünder gab und giebt, und selbst unter den Jüngern des Meisters ein Judas Ischarioth sich fand. Der weitere, ebenfalls urchristliche Gedanke, daß zwar Viele berufen, aber nur Wenige auserwählt sind, begann deßhalb einen gewaltigen Riß in die Brudergemeinschaft zu machen, der sie bis auf ihre unterste Grundlage spaltet. Sicherlich wenn nicht jeder von Natur und Geburt, und auch noch nicht durch die Belehrung und nicht durch Empfang der Taufe oder der sonstigen Sakramente und Gnadenmittel zum Heiligen wird, sondern wenn er überhaupt die Heiligung nur durch eine besondre Gnadenwahl von Seiten Gottes, des Heiligen Geistes empfängt, so wird es auch durch Gottes Gnade auserwählte Nachfolger des Meisters und Hirten der Heerde geben müssen, und sie werden ein Vorrecht genießen, sei es als Verkündiger und Ausleger der wahren Gottesoffenbarung, sei es als Vorbilder heiligen Lebens, oder als auserwählte Leiter und Zuchtmeister der Gemeinde. Wie denn auch die Aeltesten zugleich als vom heiligen Geiste zu Aufsehern gesetzt betrachtet wurden (Apg. 20, 28). Diese Glaubensvorstellungen fanden überdies noch kräftige Unterstützung durch die

priesterliche Verfassung und Leitung des sogenannten Volkes Gottes im Alten Testamente. Und daraus mußte sich denn das bevorrechtete geistliche Amt entwickeln, dem der Glaube eine besondre Weihe beimißt, eine besondre göttliche Vollmacht die Lehre zu verkünden und die Irrlehre zu strafen, die Sitte vorzuschreiben und die Unsitte zu züchtigen. Es entsproßte hieraus der Unterschied zwischen Geistlichen und Laien, die Aeltesten wurden zu geistlichen Amtsherrn, wie das Wort „Presbyter" in „Priester" überging, und das Hirtenamt der Bischöfe, in letzter Stufe des Papstes wuchs empor. Die Kirche ging daher, etwa vom 3. Jahrhundert an, von der demokratischen Selbstregierung der ersten Gemeinden über zur aristokratischen Herrschaft der Bischöfe, und indem diese durch die Konzile mit ihrem Oberhaupte, dem Papste, gemeinsam egierten, entstand eine konstitutionell parlamentarische Monarchie, bis der geistliche Monarch sich allmälig im Glauben der katholischen Christenheit und schließlich auch förmlich und kirchengesetzlich durch das Dogma der Unfehlbarkeit (1870) zum unumschränkten Herrscher umwandelte, der keiner Konzile mehr bedarf. Gerade wie einst auch Jesus unumschränkter Herrscher seiner Gläubigen gewesen war (1. Thl. S. 69) und ihnen zwar zurief, „ihr seid alle Brüder," dabei aber voraussandte: „Einer ist euer Meister" (Mtth. 23, 8. 10.). Oder gerade wie die Religion auch in ihrem Himmel einen unumschränkten Monarchen thronen läßt.

Zwei Triebkräfte sind es mithin, welche in Beziehung auf das Verfassungswesen im Christenthum wohnen, die eine zur Stärkung der unumschränkten Herrschaft eines auserwählten Einzelnen oder eines auserwählten Standes, daher auch zur Stärkung und Erhöhung des weltlichen Gottesgnadenthums, des Fürstenthums und Herrenthums, mit dem Motto: seid unterthan der Obrigkeit die da Gewalt hat, sie ist die Stellvertreterin Gottes; die andre aber zu brüderlich gleich berechtigter Selbstregierung der Bürger, mit dem Motto: ihr alle seid Brüder. Jener die monarchische, dieses die demokratische oder republikanische

Strömung. Jene hat zum Vorbild das Verhältniß des Gottessohnes zu seinen Jüngern und des Gott Vater im Himmel zu den Menschen diese das Verhältniß der Jünger und überhaupt der ersten Christen unter sich.

Die monarchische Strömung hatte im ganzen Mittelalter vorgeherrscht. Mit der Reformationszeit trat ihr auch wieder die urchristlich demokratische zur Seite.

21.

Schon dadurch daß die Reformation in ihrem Befreiungsdrange vor Allem die einheitliche Macht des Papstthums abwarf, hatte sie eigentlich der monarchischen Richtung die Spitze abgebrochen und war in ihrem Fortgange auf demokratische und republikanische Bahnen gewiesen.

Freilich bedurfte sie ebenfalls einer bestimmten Richtschnur des Glaubens und Lebens, sofern sie überhaupt nur christlich bleiben wollte. Sie nahm dazu die heiligen Schriften, und setzte sie an Stelle des entthronten Gebieters. Doch sind diese Schriften sehr verschiedener, sogar widersprechender Auslegung fähig, wer sollte entscheiden? Das thaten die ersten großen Reformatoren. Luther ragt in der Feststellung und Förderung der „Schrift" als der christlich protestantischen Richtschnur sowie in der Schöpfung einer neuen schriftgemäßen Glaubenslehre am meisten hervor. Ihm zur Seite steht Melanchthon. Während in der Anwendung der religiösen Grundsätze auf das sittliche Leben und auf die Organisation der Gesellschaft am größten sind Kalvin und Zwingli. Nach den Ansichten und Rathschlägen dieser

Säulen der neuen Religion wurden überall in der protestantischen Christenheit die Bekenntnisse abgefaßt und die kirchlichen Neuerungen getroffen. Nur daß dann dem Gedanken des allgemeinen Priesterthums aller Gläubigen entsprechend, schließlich die Laien mitzuentscheiden hatten. So waren in Deutschland hauptsächlich die reformirenden Fürsten und Freistädte thätig bei der Aufstellung der Augsburger Konfession (1530) und der Konkordienformel (1580); in der Schweiz gewöhnlich die Gemeindeversammlungen, wie wir nachher noch sehen werden. Oder hervorragende kirchliche Versammlnngen setzten die Bekenntnisse fest, wie für die Hugenotten die erste National- und Generalsynode zu Paris (1559), für die Niederländer zuletzt die Synode zu Dortrecht (1618), und für Schottland diejenige zu Westminster (1643). Oder auch die weltlichen Regierungen machten Glaubensgesetze, wie König und Parlament in England. Die Erklärungen, Bekenntnisse und Vorschriften nun, welche von diesen reformirenden Behörden oder Versammlungen ausgingen oder gutgeheißen wurden, galten unter dem Namen der Bekenntnißschriften oder symbolischen Schriften als Richtschnur für die Auslegung der Bibel in den betreffenden protestantischen Kirchen.

Der Protestantismus scheint mithin in seiner Organisation dem Katholizismus wesentlich gleich zu sein. Er besitzt wie jener bestimmte, angeblich aus der Gottesoffenbarung entnommene Vorschriften für Lehre und Wandel. Auch weist er eine Reihe von mächtigen Gründern der einzelnen Kirchen auf, welche zum mindesten gleich Bischöfen die Heerde der Gläubigen bei deren Neugründung leiteten. An Stelle der alten Kirchenkonzile, welche den katholischen Glauben aufgebaut hatten, waren ferner in gleicher Weise die kirchlichen Versammlungen und Behörden der Protestanten maßgebend gewesen. Und an die Spitze endlich wurde zwar kein lebendiger, aber ein papierner Papst gestellt, die Bibel mit den Bekenntnißschriften. Statt des persönlichen Gesetzgebers ein bindendes Gesetzbuch, mußte dies für die Freiheit und Selbstregierung der Völker nicht gleichviel bedeuten? So könnte es scheinen.

Gleichwohl ist schon hierin ein wesentlicher Unterschied beider Religionen enthalten. Ein absoluter Monarch, der nur aus eigner angeblich höherer Eingebung handelt und befiehlt, und keinem Angehörigen seines Reichs eine Rechenschaft schuldet, macht seine Untergebenen zu blinden, unterwürfigen Sklaven. Ein Gesetzbuch hingegen, das Allen vorliegt und von Allen, auch den Höchsten, als bindend anerkannt wird, macht sie zu gleichverpflichteten Bürgern eines Gemeinwesens und giebt zugleich jedem einzelnen Mitgliede einen Maßstab in die Hand das Denken und Thun aller andern, auch aller Beamten, zu beurtheilen und zu kontroliren. Diese gleiche Verpflichtung und diese Fähigkeit der Beurtheilung wird sich aber auch thatsächlichen Ausdruck verschaffen in einer mehr oder weniger ausgeprägten Form der Selbstregierung und der gemeinschaftlichen Kontrole der Beamten. Schon darum liegt im Protestantismus ein Trieb zu gesetzlicher Freiheit, und indem er seine religiösen Grundsätze auf die Politik übertrug, beginnt mit ihm auch die Periode des geordneten Verfassungswesens der modernen Staaten.

Aber nicht minder wichtig war der Umstand, daß in der Bibel, d. h. in den neutestamentlichen Schriften, welche die Protestanten hauptsächlich zur Richtschnur nahmen, noch nicht die bischöfliche und Pabstkirche mit ihrer aristokratischen und monarchischen Herrschaft dargestellt war, denn diese entstand erst später, sondern die brüderliche Gesinnung der Gleichberechtigung und die Selbstregierung der ersten Christen-Gemeinden. Diese ward dadurch zum geheiligten Vorbild und die Rückkehr zur „Schrift" hieß deßhalb soviel als das Verlassen der mittelalterlich monarchischen Bahn und das Betreten der neuzeitig demokratischen.

Doch was den Protestantismus am meisten zur Quelle religiöser und politischer Befreiung machte, das war sein eignes innerstes Wesen. Selbständig zu sein in seinem Glauben, in seiner religiösen Ueberzeugung, die Entscheidungen seines eignen Gewissens allein als höchste Richtschnur anerkennen, keines Priesters zu bedürfen zur Erlangung des inneren Friedens, und keiner geistlichen oder weltlichen Macht sich un-

terwerfen auf diesem Gebiete, das waren die eigentlichen und wahren Kennzeichen des protestantischen Geistes. Und mochte derselbe auch zeitweise erschlaffen; oder von den Joche des Schriftwortes erdrückt oder von der Wucht des weltlichen Armes erstickt werden, sofern er überhaupt nicht zu Grunde ging, sofern die Menschheit in ihrer Fortentwicklung nicht stehen blieb, sofern der protestantische Keim zur naturgemäßen Auslebung seines Wesens gelangte, mußte er die Selbstbestimmung und Selbstregierung erzeugen nach allen Richtungen hin; wie die Selbstbestimmung des Einzelnen in seinem Gewissen, so die Selbstbestimmung oder Selbstregierung der Gemeinden, und sowohl in ihren religiösen wie in ihren politischen Angelegenheiten, gerade wie er auch auf ökonomischem Gebiete die freie Selbstbestimmung über das Eigenthum erzeugt hatte. In seinem Höhepunkte und in seinen letzten Folgerungen mußte er politisch freie Nationen schaffen, wie er in seinem Ursprung auch von der religiösen Selbstbefreiung und Unabhängigkeitserklärung des Einzelnen ausgegangen war.

Freilich dürfen wir immer nicht vergessen, daß in der christlichen Religion und daher auch in den Gemüthern des christlichen Volkes die monarchische Gesinnung ebenfalls und zwar vorherrschend vertreten ist und daher der republikanischen stets zur Seite geht, ja sie schließlich überwinden muß, weil sie mit der Religion ohne Unterlaß kräftiger fortwirkt als jene. Zu einer vollständig demokratischen Selbstbestimmung und Selbstregierung der Völker und zu einer naturgemäß fortschreitenden freiheitlichen Entwicklung kann es demnach der Protestantismus immerhin niemals bringen, sondern wie er in der Religion die Gottesherrschaft und auf der andern Seite wieder die Selbstbestimmung und Selbstregierung der Menschen zusammenfügt, so wird er in der Politik am letzten Ende danach trachten Fürstenregierung und Volksregierung zu vereinigen in der sogenannten konstitutionellen Monarchie. Und zu dieser ist er auch wieder herabgesunken, nachdem er mit äußerster Kraft

anstrengung in Holland und England die Republik geschaffen und vergeblich versucht hatte sie dauernd zu erhalten.

Erst wo auf der Stufe des Menschenthums die Völker überhaupt die Idee der Gottesherrschaft und Gottesoffenbarung und des Gottesgnadenthums völlig abgestreift und ihr Staatswesen auf die Rechte der selbständigen Menschennatur gegründet haben, wie in der Unabhängigkeitserklärung der Ver. Staaten geschah, erst da beginnt auch die eigentliche Weltperiode der republikanischen, frei fortschreitenden Selbstentfaltung der Menschheit. Aber der Protestantismus schuf die Uebergangsbrücke dazu, er trug mit seinen Ideen wie mit seinen meerbeherrschenden Schiffen die Völker der alten Welt hinüber zu den Gestaden der neuen.

Betrachten wir nun dieses Aufblühen republikanischer Gesinnung und Selbstregierung von dem Boden der protestantischen Religion und Gemeinde aus bis zur politischen Selbstbefreiung der Völker etwas näher.

In Deutschland war es, wo wir bereits eine großartige volksthümliche Freiheitsbewegung im Gefolge der Reformation sich haben herausbilden sehen, eine religiöse, politische und soziale zugleich, und wo sie auch sofort auf ihre Gegnerin, die monarchische stieß im Bauernkriege. Aber sie unterlag und blieb auch todt bis in das gegenwärtige Jahrhundert, und zwar gleichfalls auf allen drei Gebieten, selbst auf dem kirchlichen. Luther hatte zwar gleich anfangs ganz schriftgemäß das Pristerthum aller Christen betont, d. h. die sittliche Selbständigkeit und religiöse Gleichberechtigung derselben. Und er sprach auch der christlichen Gemeinde demgemäß das Recht zu, ihre Prediger ein- und abzusetzen, sogar über die Lehre zu urtheilen und die Gewalt der Schlüssel d. h. die Kirchenzucht zu üben. Aber bei den Worten blieb es, und es kam auch auf dem ganzen Gebiete der deutschlutherischen Reformation nie zu einer diesen Grundsätzen entsprechenden Gemeinde- und Kirchenverfassung. Der Reformator war in dieser Beziehung wirklich das „sanftlebende Fleisch,“ als welches Th. Münzer ihn bezeichnete, d. h. er begnügte sich damit, das Papstthum gestürzt, das Recht der eignen

Ueberzeugung zum Siege geführt und einen innerlich harmonischen evangelischen Glauben geschaffen zu haben. Die Verwirklichung der Grundsätze desselben auf den äußeren Lebensgebieten überlies er dem lieben Herrgott im Regiment und dessen Stellvertreterin, der Obrigkeit; was auch ganz schriftgemäß christlich war. Einer kann eben nich' und soll auch nicht alles thun. Hatte Luther die erste große Aufgabe gelöst, nach innen Klarheit und Festigkeit und nach außen Bahn frei geschaffen, so versuchte Münzer die sozialen Folgerungen zu ziehen, was ihm zwar gänzlich mißlang, und Zwingli mit Kalvin betraten den Weg des Verfassnngswesens und des Uebergangs zur Politik. In ihren schweizerischen Verhältnissen fiel ihnen das auch viel leichter, als es Luther in dem monarchischen Deutschland geworden wäre. Hier hatte die Obrigkeit von Gottes Gnaden mit dem Fürstenthum an der Spitze die Oberherrschaft, das Fürstenthum hatte von Anfang an die Reformation am meisten unterstützt und sogar vor dem Untergang bewahrt, so übergab der deutsche Protestantismus, zumal der lutherische, den Landesherrn auch wieder, als sogenannten Landesbischöfen, das Reformationsrecht und die Entscheidung der Kirchenangelegenheiten bis auf den heutigen Tag. Ob eine Staatsregierung und insbesondre die Person des Fürsten mehr freisinnig oder mehr reaktionär gesinnt ist, das entscheidet im protestantischen Deutschland über die Färbung der Kirchenbehörden, die von der Staatsregierung ernannt oder wenigstens genehmigt zu werden pflegen, und davon hängt auch wieder der Fortschritt und das ganze religiöse Leben in den protestantischen Landeskirchen ab. Keine von den bedeutenderen derselben hat es je zu Selbständigkeit und Unabhängigkeit ihrer äußeren und inneren Verwaltung bringen können oder nur ernstlich bringen wollen seit den Tagen der Reformation bis zur Gegenwart. Und ebenso oder noch mehr in denjenigen außerdeutschen Ländern, wo das Lutherthum herrschend wurde, in Dänemark, Schweden und Norwegen.

Anders in den andern vom Protestantismus ergriffenen Ländern, in

der Schweiz, in Frankreich, Holland, Schottland und England. Hier entsprang eine religiös demokratische und republikanische Strömung, die auch zur politischen wurde, erfolgreich um ihr Dasein kämpfte und sogar zeitweise siegreich die Monarchien überfluthete. Ihre Quelle liegt auf den Schweizerbergen.

22.

Auch in der Schweiz war zunächst wie in Deutschland die reformatorische Bewegung auf das Innigste mit den vorhandenen Staatsgewalten verknüpft. Aber die Verfassung des Staates war eben hier noch von altdeutschen Zeiten her eine republikanische und bot daher kein Hinderniß für die Entfaltung christlich republikanischen Gemeinschaftsgeistes, ja sie lenkte denselben vielmehr erst recht zum Leben und Wachsthum heraus. Hier wo überdies in den Hauptsitzen der Reformation, in Zürich und Genf, die neue Religion vollständig siegte und die gesammte Bürgerschaft ergriff, konnten dann endlich die alten Träume mittelalterlich reformatorischer Geister, eines Arnold von Brescia, eines Dante, eines Cola Rienzi (1 Thl. S. 128) von einem religiös und politisch erneuerten Gottesreiche sich erfüllen.

Es ist ein erhebender Anblick ein ganzes Volk wie das in Zürich unter seinem Zwingli (1519—1531) die höchsten geistigen Angelegenheiten des Menschen, sein sittliches Leben, seine Religion bis in deren innerste Grundlagen öffentlich besprechen und verhandeln und nach der erkannten und geglaubten Wahrheit, sowie sie eben damals den Herzen erschien, alle seine Angelegenheiten ordnen zu sehen. Derartige Zeiten

sind selten in der Weltgeschichte, ebenso selten wie die Stunden weihevoller Stimmung und weihevoller Thaten in den einzelnen Menschenleben.

Und es ist ein ebenso herrlicher Anblick, zu sehen wie von der kleinen Schweiz aus auf Grundlage der neuen Religion und Bildung die kraftvolle Begeisterung für religiöse und politische Selbstregierung über weite Völkergebiete hinströmt, durch Frankreich und Holland, durch Schottland und England, bis hinüber zu den Küsten Kolumbias. Denn zu den Füßen der schweizer Lehrer, eines Zwingli und seines Nachfolgers Bullinger, eines Kalvin und seines Amtsgenossen Beza saßen und lauschten und ließen sich unterweisen und begeistern oder von ihren Schriften und Rathschlägen in der Ferne belehren und bekehren die Leiter der Reformation in allen westeuropäischen Ländern. Schaarenweise wanderten nach Genf zu ihrer Ausbildung die jungen Geistlichen der französischen Reformirten und die studirenden flamändischen Edelleute, welche den Kalvinismus in die Niederlande trugen. Ebendort bildete sich auch in der Verbannung der feurige Knox, der Reformator der Schotten, und zu Bullinger in Zürich flüchteten insbesondre die von der katholischen Maria (1553—58) vertriebenen englischen Theologen, deren bedeutendste Vertreter nachher unter Elisabeth sowohl auf Seite der Hochkirche wie auf Seite des entstehenden Puritanismus fast alle in Zürich und Genf gewesen waren. Oder es waren auch die Anhänger der Schweizer wie Peter Martyr und Butzer die schon vorher unter Eduard VI. (1547—53) und dem Erzbischof Cranmer, dem Hauptgründer der anglikanischen Kirche, als Lehrer nach England berufen worden. Daher nahm man auch in allen diesen Ländern ausdrücklich die schweizerischen Einrichtungen und Lehrbücher, besonders die von Genf zum Muster, und die schweizer Lehrer bildeten für die westlichen Reformatoren eine Art von Appellationshof in allen schwierigen Fragen, wie bei Abfassung von Bekenntnissen und Abschaffung alter oder Einführung neuer Einrichtungen.

Wenn das Schweizervolk nur gelebt und bestanden hätte um der geistig freieren und volksthümlichen Religionsauffassung der sogenannten reformirten Richtung und dem organisatorisch konsequenten Kalvinismus das Leben zu geben, so hätte es für sein Dasein genug gethan. Denn die Freiheit der Zukunftswelt, die Freiheit der Ver. Staaten, ist ohne die von dort ausgehende, in Frankreich, Holland und England sich kräftigende und reinigende republikanische Religionsströmung nicht zu denken. Höher erhaben noch als seine wolkenthronenden Berge steht dieses Alpenglühn der beginnenden sittlich klaren und folgerichtigen Selbstorganisation der Völker nnd leuchtet weithin über Länder und Meer.

Schritt vor Schritt führte Zwingli, eine nicht blos biblisch sondern auch klassisch römisch und filosofisch durchgebildete, harmonisch in sich abgeschlossene Natur, seine Gemeinde zu immer hellerer Erkenntniß und zu immer weiter gehendem Thun. Und die Behörden des Volkes, der kleine und insbesondre der große Rath der Zweihundert, gingen ihm verständnißvoll zur Seite, in ebenso fester Entschiedenheit wie in weiser Mäßigung, weder vor der Annahme und Durchführung des Neuen zurückscheuend noch in fanatischer Ueberstürzung die Anhänger des Alten mißachtend, wie es einem an Selbstregierung und Selbstachtung gewöhnten Volke geziemt. Während der Despotismus, die Völker erdrückend, sie bald zu kriechenden Sklaven macht, die Allem zujauchzen was nur machtvoll auftritt, ob es wahr und edel, oder innerlich morsch und gemein und voll Trug und Lüge sei; oder aber, wenn einmal die Flamme der Neuerung ihr Herz entzündet hat, sie mit toller Wuth aufschäumen läßt, welche die Gegner entrechtet und fast ebensoviel Unheil als Heil anrichtet.

Offen und unerschrocken predigte der Leutpriester am Großmünster das Evangelium nach seinem besten Verständniß, belehrte und mahnte und nach nahezu zwei Jahren (1520) war die erste öffentliche Frucht seiner Thätigkeit, daß der Rath der Zweihundert an sämmtliche Prediger in Stadt und Land das Mandat erlies nur das zu lehren was sie mit

der „Schrift" bewähren könnte. Dann] schritt die Erkenntniß der Gemeinde allmälig über die Fastengebote hinaus, man fing an sie zu mißachten und zu übertreten. Der Bischof drohte und strafte und klagte auf der Tagsatzung der Eidgenossen, welche demzufolge die neuerischen Predigten verbot und sogar einen Reformprediger in bischöflichen Gewahrsam abführen, einen andern seines Bekenntnisses willen hinrichten ließ. Zwingli berief sich auf das Urtheil der Gemeinde, welche nach einer öffentlichen Disputation entscheiden solle. Die fähigsten Männer traten von beiden Seiten auf, and das Ergebniß war ein erneuerter Beschluß des Klein- und Großraths, daß Meister Zwingli fortfahre zu wirken wie bisher und sämmtliche Geistliche überhaupt vorzunehmen und zu lehren hätten, was sie mit der „Schrift" bewähren könnten. Der Grundsatz, den der Reformator klar und bestimmt hingestellt hatte, daß nach dem Evangelium nicht das Priesterthum sondern die christliche Gemeinde mit ihren verordneten Behörden endgiltig über Glaubens- und Sittenangelegenheiten zu entscheiden habe, hatte gesiegt.—Durch ein zweites öffentliches Religionsgespräch wurde auch über die Schriftgemäßheit der Bilderverehrung und der Messe entschieden, und andre Volksdisputationen folgten. In ähnlicher Weise geschah es in den Landgemeinden. Dann wurde ein Chor- und Ehegericht aus Rathsherrn und Geistlichen eingesetzt, welches über eheliche Angelegenheiten sowie überhaupt über Sittenzucht zu wachen hatte, und endlich als höchste republikanische Religionsbehörde die Synode, die aus Pfarrern, Abgeordneten der Gemeinden und Vertretern der staatlichen Regierungsbehörde bestand. Dem Chor- und Ehegericht entsprachen auf dem Lande die sogenannten „Stillstände," eine Art kirchlicher Friedensgerichte, ein erster Ansatz von Aeltestenräthen oder Presbyterien. Gemeinde und Gemeinderäthe, staatlich und kirchlich zugleich, von diesen gewählte Geistliche, aus beiden zusammengesetzte Sittengerichte, und aus den Vertretern des Raths und der Gemeinden sowie aus den Geistlichen vereinigte Synoden, das ist die Gliederung der ersten republikanischen

Selbstregierung des Protestantismus. Das Gottesgnadenthum der Bischöfe und Herren ist an die geordneten Behörden der Gesammtgemeinde übergegangen. Und wie sehr diese ganze sittliche Lebensordnung aus der wirklichen Ueberzeugung der Bürgerschaft herauswuchs, zeigt der Umstand, daß z. B. noch 20 Jahre nach Zwingli Magistratspersonen und Kaufleute, wie berichtet wird, das Alte und Neue Testament im Grundtexte lasen. So sehr und so ernst und eifrig beschäftigte jedermann sich mit den religiösen Angelegenheiten. „Die Christen fragen ihren gesalbten Pfaffen nicht mehr nach. Und sind Küh- und Gänshirten jetzt gelehrter denn ihre Theologen. Und ist eines jeden Bauern Haus eine Schule, darin man Neues und Altes Testameut, die höchste Kunst, lesen kann", sagt ein Chronist vom Jahre 1524.

Dabei schlug Zwingli's Schweizerherz auch warm für die politische Neugestaltung seines Vaterlandes. Die Schweiz hatte sich schon damals zum Werbeplatz der Fürsten, insbesondre von Frankreich und des Papstes erniedrigt, die von den Schweizersöhnen ihre Schlachten schlagen ließen und durch die hereinfließenden Werbegelder und Pensionen das Volk entzweiten und an den Herrendienst fesselten. Der religiös-politische Reformator strebte danach diese Schäden zu heilen, das „Reißlaufen" in fremde Kriegsdienste abzuschaffen, die Eidgenossenschaft nach außen selbständiger und im Innern einheitlicher und zugleich freier zu gestalten, nach dem Vorbilde der großen Republiken des Alterthums, aber zugleich auf Grundlage des Wortes Gottes in der „Schrift". Und der freien Verkündigung dieses Wortes auch in denjenigen Kantonen Eingang zu verschaffen, welche am zähesten an der alten Religion wie am fremden Kriegsdienste hingen, welche sogar die Bekenner der neuen Lehre verfolgten und verbrannten, hielt er für Christen- und Bürger- und Bundespflicht, für welche auch die staatliche Gewalt einzutreten habe. Er zog dafür selbst in den Waffenkampf und fiel bei Kappel 1531) und mit ihm seine politischen Reformideen und seine weiteren Pläne eines evangelischen Bundes und sogar einer großartigen evange-

lischen Neugestaltung des gesammten deutschen Reichs, wenn nöthig, mit Absetzung des Kaisers, worüber er mit dem Landgrafen Philipp von Hessen verhandelte.—Das Vermiethen in fremden Militärdienst wurde erst seit 1848 verboten und seit 1860 gänzlich beseitigt.

So war denn eine neue Bahn gebrochen. Demokratische Selbstregierung war auf dem Gebiete der Religion maßgebend geworden an Stelle des Herrenthums von Gottes Gnaden in Deutschland und an Stelle des bischöflichen Hirtenamtes der katholischen Kirche. Der schriftgemäße Gedanke Luthers, daß das Evangelium und seine christliche Freiheit nichts zu thun habe mit den Angelegenheiten dieser Welt, war überwunden. diese Welt sollte nicht mehr blos eine Stätte des Kreuzes und Unrechtleidens sondern das Reich der kraftvollen Bethätigung der religiösen Grundsätze sein. Welch außerordentlicher Schritt zur wirklichen Reformation und Umgestaltung der menschlichen Verhältnisse! Jetzt war das ersehnte Reich Gottes herab von den Wolken auf die Erde gekommen, und was das Christenthum an edlen Gedanken zur Vervollkommnung der Menschheit in sich trug, konnte verwirklicht werden. Erst von jetzt an konnten daher auch die christlichen Ideen der Freiheit und Selbstregierung zur Thatsache werden unter den Völkern. Und das wahrlich nicht „sanfte" sonder sehr drückende und in Knechtschaft und Elend hinabzwängende Joch, das du, o Jesus, einst mit deiner Gedulds- und Leidens- und Weltfluchtpredigt der Menschheit auferlegt, und das du, bauernstrafender Luther, noch fester geschmiedet, es war gebrochen; nicht mehr sollte fortan das Evangelium als wuchtige Keule dienen, um die Freiheitsbewegungen der Völker niederzuschmettern. Zwischen Luther und den Schweizern ein Unterschied wie zwischen Gedanke und That, und ein Fortschritt wie vom betenden Erdenpilger zum schaffensfreudigen Lebenskünstler.

——o——

23.

War Zwingli's Reformation eine ächt schweizerisch deutsche, verständig gemüthvolle, humane und patriotische, so tritt uns in dem von Frankreich eingewanderten Kalvin (1509—64) der französische Geist hervor in seiner feurigen Leidenschaft, in seiner konsequenten Schärfe, wo es die Folgerungen für das praktische Leben zu ziehen gilt; in seiner kühnen uud todesmuthigen Unerschrockenheit zur Ausführung eines bestimmten Systems, wie er sie schon so oft bewährt hat, sowohl in seiner Tyrannenherrschaft eines Ludwig XIV. wie in seinen Revolutionen bis herab zur Kommune; und endlich in seinem Organisationstalent. Kalvin ist der erste Reformator, der eine eigentliche evangelisch christliche Kirchenverfassung schuf, wenn es ihm auch nicht gelang sie ganz unvermischt mit staatlichen Behörden, wie er gewollt hatte, ins Leben zu rufen. Dafür brachte er es andrerseits dahin, daß auch die ganze politische Organisation der Schweizerstadt gemäß den Grundsätzen der Religion umgeändert wurde und das kalvinische Genf schließlich einen in sich einheitlichen Gesellschaftsbau darstellte, auf dem Fundamente des reformatorischen Christenthums. Nur von der Neuordnung der sozialökonomischen Verhältnisse natürlich immerhin abgesehen.

Die zwei urchristlichen Gedanken, welche Kalvin seiner Kirchenorganisation zu Grunde legte, sind einerseits das Lehramt als von Gott eingesetzt, und andrerseits die gläubige Gemeinde als zur Selbstregierung berechtigt. Die Geistlichen sollen aus der Wahl der Amtsbrüder hervorgehn, jedoch von der Gemeinde bestätigt werden. Außer durch die gottesdienstlichen Handlungen sowie durch Predigten, Vorträge, Vorlesungen und Debatten wirken sie auch durch prüfende Privatbesuche in den Familien. Ihnen zur Seite stehn die Vertreter der Gemeinde, die Aeltesten. Sie haben einzeln in ihren Stadtvierteln den sittlichen Wandel der Gemeindeglieder zu überwachen, mit den Pfarrern gemein-

sam die Hausbesuche zu machen und beide vereinigt bilden das oberste Kirchengericht zur Vollziehung der Kirchenzucht, den Aeltestenrath, das Presbyterium, oder wie es in Genf genannt wurde, das Konsistorium. Die Strafen, über welche dasselbe zu verfügen hatte, sollten anfangs nur geistliche sein, Privatermahnung, öffentliche Rüge, Entziehung des Abendmahls. Als aber die Sünder sich zu keck und zu hartnäckig erwiesen, ging man auch zu äußeren Gewaltstrafen und zwar bis zur Todesstrafe über, jedoch nur nach Entscheidung der Staatsbehörde. Die Almosen- und Armenpflege endlich lag in den Händen der ebenfalls aus der Gemeinde hervorgegangenen Diakonen. Gemeinde mit Lehramt und Laienamt, beide von der Gemeinde gewählt oder doch bestätigt und in ihrem Verein die oberste Kirchenbehörde bildend, zuletzt die Synode, aus Geistlichen und Aeltesten bestehend, das war der einfache Grundriß. Die Verfassung wurde von der Bürgerschaft beschworen und eingeführt (1541), wie früher schon als Kalvin noch mit seinem Vorgänger Farel gemeinsam wirkte, ein Glaubensbekenntniß (1536). Die Aeltesten wurden dabei, auf Vorschlag des kleinen Raths und der Prediger, vom großen Rathe der Zweihundert erwählt. Es waren deren 14 und der Prediger 6. Gerade so wurde auf dem staatlichen Gebiete im Verlaufe der nächsten Jahre durch Kalvins Einfluß die oberste Gewalt in eine kleine Zentralbehörde verlegt. Die allgemeine Bürgerversammlung wurde immer seltener einberufen und es durfte in ihr nur vorgeschlagen werden, was im Rathe der 60 genehmigt war, und in diesem nur was der kleine Rath beschlossen hatte, von welchem mithin die entscheidende Leitung der Staatsangelegenheiten ausging; gerade wie vom Konsistorium die Leitung der Kirchenangelegenheiten.

Wie viel an dieser Organisation der christlichen Gemeinde auch noch fehlt, um etwa rein demokratisch zu sein, so stellt sie doch einen außerordentlichen Fortschritt dar auf der Bahn der Selbstregierung des Volkes. In den religiösen, kirchlichen und sittlichen Angelegenheiten, wo bisher allein die Stimme des geweihten Priesters gegolten hatte, dem gegen-

über die Christengemeinde nur zu hören, zu glauben, zu gehorchen, zu bezahlen und zu büßen bestimmt war, hier sollte jetzt auch der ungeweihte Mann aus dem Volke, der einfache Familienvater rechtlich und gesetzlich ein Wort mitzusprechen, er sollte mitzuentscheiden und mitzuregieren haben! Wo er bisher nur demüthig aufgeblickt hatte als Laie und Beichtkind und Bettler um Himmelseinlaß, da sollte er amtsbrüderlich verkehren, seinen Rath ertheilen, mit seiner Stimme für oder wider entscheiden. Wir werden uns gestehen müssen, daß der Unterschied zwischen ehemals und jetzt ein außerordentlicher war, und daß gerade diese Selbst- und Mitregierung auf dem religiösen Gebiete am meisten dazu beitragen mußte, die knechtselige Unterwürfigkeit auch für alle andern Gebiete zu brechen und dem Gefühl der freien Bürgerwürde erst die rechte, feste und ausdauernde Grundlage und die sittliche Weihe zu geben. War doch im deutschländischen Herren- und Knechtenthum sogar ein Luther davor zurückgeschreckt dem Volke selbst seine Religionsverwaltung in die Hand zu geben, und war auch Zwingli nicht dazu vorgeschritten der Kirchengemeinde ihre selbständige Behörde einzusetzen.

24.

Freilich ist die äußere freie Verfassungsform noch keine Gewähr wirklich freien Lebens. Wie der einzelne Mensch auch in der größten äußeren Freiheit sich selbst knechten kann, indem er nach seiner bestimmten Ansicht und Ueberzeugung sich quält und kasteit, sich Entsagungen und Entbehrungen aller Art auferlegt, seinem Denken und Fühlen und Wollen die engsten und widernatürlichsten Schranken setzt, seine geistige

und leibliche Natur in eine sklavische Zwangsjacke des Wahnglaubens steckt: so kann auch ein ganzes Volk, und wenn es die freieste Verfassung besitzt, eben vermittelst freier Selbstentschließung seiner Majorität und seiner geordneten Behörden sich das schwerste Joch aufhalsen, weil es nach seiner Anschauungsweise dieses Joch eben für recht und gerecht hält. Die freie Verfassung giebt immer nur den Weg an, auf welchem der Geist eines Volkes sich selbst bestimmen und lenken und befriedigen kann; und je freier sie ist, desto mehr wird sie einem Jeden Gelegenheit geben, durch seine eigne Einsicht und Agitation auf den Geist des Volkes einzuwirken. Die wirkliche Freiheit und der Fortschritt des Lebens hängt aber zugleich davon ab, in wie weit dieser Volksgeist selbst ein freier und nach vorwärts treibender, reichbegabter, oder ein beschränkter, stumpfer, engherziger und herrschsüchtiger ist, und gerade durch die Religion des Volkes werden diese Eigenschaften am meisten entweder angeregt oder zurückgehalten und geknechtet und geknickt, und schließlich dem Volkskarakter dauernd aufgeprägt. Daher auch die eigenthümliche Erscheinung, daß die Schweiz überhaupt, trotzdem sie seit 5 Jahrhunderten und länger sich politischer Selbstregierung erfreut, doch bis in die neueste Zeit in ihrer Sammtkultur nicht weiter vorangeschritten ist als die meisten monarchischen Staaten, die sie umgeben. Sie theilte die gleiche religiöse Weltanschauung, und diese schrieb ihr auch die gleichen Kulturgrenzen vor. Gerade wie auch bei den republikanischen Freistädten Deutschlands der Fall war. Ja sogar in manchen Staaten der Union sehen wir, wie gerade vermittelst der Volksregierung das Volk sich selber unmündig macht durch Temperenzgesetze, die seinen religiösen Ideen entsprechen. Oder um ein großartiges Beispiel zu nehmen, wurde das französische Volk niemals tyrannischer regiert als zur Zeit der ersten Republik, wo es durch seine erwählten Behörden sich selber regierte; denn von der tyrannischen, herrschsüchtigen und blutdürstigen Denkweise der katholischen Priesterkirche hatte es eben sich selber noch nicht frei gemacht, sie vielmehr nur von der Religion auf sein politisches

Regiment übertragen. Und ebenso verhielt es sich mit der Stadt Kalvins zur Reformationszeit.

Die Religionsgemeinde und die Stadt überhaupt, die ja zugleich die Religionsgemeinde bildete, regierte sich selbst, und die Laien hatten in den Behörden bei weitem die Mehrzahl der Stimmen. Aber der Geist der die Bürgerschaft und die Behörden beseelte, war derjenige einer Religion, die selbst mit ihren äußerlich ohne alle Begründung gegebenen, angeblich aus übermenschlicher Vollmacht abstammenden Zwangs- und Strafgeboten, mit ihrer Verachtung der Weltlust und der Menschennatur, und mit ihrer Verfluchung jeder andern Meinung eben noch alle Eigenschaften an sich trug um durch eine Volksbehörde so gut wie durch ein über dem Volk stehendes Priesterthum den Menschen mit grausamem Drucke zu knechten und zu mißhandeln; nur daß jetzt das Volk in seinem Wahne selber es ist, das sich die nach seiner Meinung gerechten und heilsamen Fesseln anlegt.

Einige Thatsachen mögen uns die damalige kalvinische Volksherrschaft schildern, wie sie auf Grund der überlieferten Religionsschriften und der vom Volke beschworenen Bekenntnisse geübt wurde. Wer tanzte, oder fluchte, wurde bestraft; Kartenspieler mit den Karten am Halse an den Pranger gestellt. Wer unzüchtige Lieder sang, wurde verbannt, und eine Frau, die das große Verbrechen begangen, nach der Melodie der geistlichen Psalmen ihrem gepreßten Herzen in weltlichen Liedern Luft zu machen, wurde öffentlich ausgepeitscht. Ein Mann, der über dem Lesen schlüpfriger italienischer Klassiker ertappt wurde, ins Gefängniß geworfen. Das Lesen von Romanen war unbedingt verboten, dafür war ja das Wort Gottes und waren erbauliche Bücher und Streitschriften z. B. über die Gegenwart Christi im Abendmahle, über die Gnadenwahl und andre dem Gläubigen höchst wissenswerthe Dinge in Fülle vorhanden. — Für den Ehebruch war natürlich schon vorher eine Strafe vorhanden, sie wurde bis zur Enthauptung bei Männern, zur Ertränkung bei Frauen verschärft. Selbst auf das Verhalten der

unmündigen Kinder gegen die Eltern erstreckten sich die härtesten Staatsstrafen. Ein Kind, das seine Mutter eine Teufelin gescholten, wurde öffentlich ausgepeitscht, ein andres gar enthauptet, weil es seine Eltern geschlagen. Das alles hatten die prüfenden Hausbesuche, die Sittenaufsicht der Aeltesten und die Verwirklichung des Gottesreichs auf sich.

Natürlich daß auch die Theilnahme der Gemeindeglieder an den religiösen Brauchen streng überwacht wurde. Wer sich vom öffentlichen Gottesdienst oder gar vom Abendmahl fern hielt, ingleichen wer im Falle von Krankheit länger als 3 Tage säumte den Seelenarzt zu rufen, mußte mit Kirchenstrafe büßen. Dabei galt auch kein Ansehn der Person, ob hoch oder nieder, ob reich oder arm.

Von dem äußeren Verhalten ging diese Volks- und Staatskirchenzucht, dem Geiste der christlichen Religion entsprechend, die den Hauptwerth auf das innere Leben legt, auch in das Gebiet des Denkens und Glaubens über. Wer der von Kalvin besonders scharf ausgeprägten und betonten sogenannten Prädestinationslehre widersprach, d. h. der Lehre, daß Gott schon von allem Anfang an die Einen zur Hölle, die Andern zur himmlischen Seligkeit bestimmt habe, der mußte Bestrafung gewärtigen. Ein Mann, früher selbst Geistlicher, der in einer an manche Vorträge sich schließenden Debatte diese Lehre, und zwar in sehr vernünftiger Weise bestritt und allerdings zugleich auch den Geistlichen über die Folgen derselben Vorwürfe machte, wurde zwar von dem in der Versammlung nun plötzlich auftauchenden Kalvin in seiner Weise glänzend widerlegt, aber auch von dem Polizeidirektor sofort in Gewahrsam abgeführt und nachher verbannt. Und bekannt genug ist endlich die Hinrichtung des verdienstvollen spanischen Arztes und bedeutenden Denkers Servet (1553) wegen seines Unglaubens an die Dreieinigkeit, und wie es scheint, weil er eine Partei gegen Kalvin zu bilden suchte.

Wir haben in dieser Ketzerhinrichtung einen der Ausläufer des katholischen Kirchenglaubens und Verfahrens auf protestantischem Gebiete vor uns. Die schweizer Reformationsrichtung und hauptsächlich der Kalvinismus zeichnet sich dadurch aus. Auch während Zwingli's Wirksamkeit in Zürich wurde nicht blos der gelehrte Wiedertäufer Manz (1527, vgl. 1. Thl. S. 28) und im folgenden Jahre noch 2 andre hingerichtet, sondern in Basel ebenfalls ein gewisser Konrad in Gaßen aus Würtemberg (1529) wegen Lästerung und Leugnung der Gottheit und der übernatürlichen Geburt Jesu, wegen Verwerfung des Gebets u. s. w., und die Bestrafung Servets wurde von der ganzen reformirten Kirche der Schweiz gebilligt, während von den deutschländischen Theologen nur Melanchthon, der halbe Kalvinist, beistimmte. Doch bewirkten später auch in Heidelberg die kalvinischen Theologen die Hinrichtung des pfälzischen Geistlichen Silvan (1572) wegen Arianismus, d. h. Unglaubens an die Gottheit Jesu und wegen Hinneigung zum Islam. In den Niederlanden wurden ferner um 1531 ebenfalls einige Wiedertäufer enthauptet, aber auch sogar noch ein Jahrhundert später der hochverdiente Staatsmann und Gelehrte Oldenkarneweldt wegen politischer und zugleich wegen religiös ketzerischer d. h. vom Kalvinismus abweichender Ansichten, nach Verurtheilung durch die Dortrechter Synode (1619). Ingleichen wurde in Schottland auf Betreiben des Reformators Knox durch Parlamentsbeschluß die Todesstrafe auf beharrliche Ausübung des „Götzendienstes" d. h. der katholischen Messe gesetzt (1560), ohne daß dieselbe jedoch wirklich einmal scheint vollzogen worden zu sein. Und noch ein ganzes Jahrhundert später (1658) verbannten die Puritaner in Massachusetts die Quäker bei Todesstrafe aus ihrer Kolonie, peitschten sie aus und richteten auch wirklich 3 Männer und 1 Frau mit dem Strange hin. Es geschah dies zwar weniger weil man den Quäkerglauben für ein todeswürdiges Verbrechen gehalten hätte, als weil die puritanische Gemeinschaft ungestört nach ihrer eignen Ueberzeugung leben wollte, die Quäker jedoch absichtlich herbei-

kamen um dem Puritanismus, seinen Geistlichen und Richtern, ihre Mißachtung zu bezeugen, allerlei öffentlichen Unfug zu treiben, und trotzdem man ihnen die Flucht freilies, den Märtyrertod wiederholt aufzusuchen und so die ungerechten Gesetze außer Uebung zu bringen, was ihnen auch gelang. Gleichwohl war es der Hauptsache nach eine Glaubensverfolgung. — Nehmen wir dazu schließlich noch die gleichfalls zum Theil blutigen Religionsverfolgungen der englisch, protestantischen Regierungen Heinrich VIII. (1509—47), Eduard VI. (1547—53) und Elisabeths (1558—1603), so haben wir beisammen, was auch die protestantische Religion an Ketzerverfolgungen verübte. Die kalvinische Richtung ist es, welcher sie alle angehören. Sie wirkte überall zugleich politisch, sie organisirte das Volk und darum wurde sie auch mehr auf das Vorbild des organisirten „Volkes Gottes" im Alten Testamente und auf den ganzen blutsüchtigen Profetengeist hingeführt. Das Lutherthum hingegen, wie es weniger konsequent und thatkräftig war so auch hierin weniger gewaltthätig. Allerdings hatte Luther z. B. die Zwinglianer wegen ihrer abweichenden Ansicht vom Abendmahl für Todsünder und Seelenmörder erklärt, und er will auch allerlei weltliche Gewaltmaßregeln gestatten bis zur Verbannung, damit die Sektirerei und Ketzerei von der gläubigen Gemeinde fern gehalten werde, jedoch verwahrt er sich entschieden gegen die Ansicht als sollen die Ketzer mit Feuer und Schwerdt bekehrt oder ausgerottet werden. „Ketzerei ist ein geistlich Ding, das kann man mit keinem Eisen hauen, mit keinem Feuer verbrennen, mit keinem Wasser ertränken. Es ist aber allein Gottes Wort da, das thuts." — „Wenn es Kunst wäre, mit Feuer Ketzer überwinden, so wären die Henker die gelehrtesten Doktores auf Erden." Wie er die geistliche Freiheit nicht auf das weltlich politische und soziale Gebiet übertragen haben wollte, so auch die weltliche Gewalt nicht auf die geistlichen Dinge, wenigstens nicht weiter als bis zur Verbannung, was freilich schon hinreichend ist um die Geistesfreiheit in einem Lande zu unterdrücken. Und wenn die Verbannten nicht gehorchen, so mußt

ja ebenfalls zu Gefängniß oder Hinrichtung geschritten werden, wie wi bei den Quäkern in Massachusetts gesehen haben. — Die englisch Hochkirche aber mit dem König als dem Religionsgebieter an der Spitz war überhaupt, wie schon erwähnt, halb in den Fußtapfen des Katho lizismus geblieben. Natürlich halten diese vereinzelten und letzten Glaubenshinrichtungen auf protestantischer Seite und diese Kirchenzuchtsquälereien und Mißhandlungen keinen Vergleich aus mit den Glaubensverfolgungen und massenhaften Glaubensmetzeleien der katholischen Kirche in Frankreich, Spanien, den Niederlanden, Oestreich und selbst England und Schottland während der gleichen Jahrhunderte.

War in Genf eine Hinrichtung wegen Unglaubens möglich, so mußten selbstverständlich auch die Hexenverfolgungen, (1. Thl. S. 144) welche damals überall in der Christenheit aufkamen, und welche nur eine Abart der Ketzerverfolgung bilden, in Blüthe stehn. Die Zahl der Opfer dieser Klasse wird in den Jahren 1542—46 auf 38 angegeben. Die Zahl aller Hinrichtungen überhaupt, z. B. in den Jahren 1542—46 auf 58. Das ist für den kurzen Zeitraum von 5 Jahren und für die damalige Einwohnerzahl Genfs außerordentlich viel. Wir ersehen dies sofort, wenn wir die früher (S. 65 u. ff.) in Betreff Englands angeführten Zahlen zum Vergleich herbeiziehen. Heutzutage (d. h. 1865—67) kommen bei einer Bevölkerung von 20 Millionen in England (ohne Schottland und Irland) auf 3 Jahre 29 Hinrichtungen; zur Zeit Heinrichs VIII. (1509—47) bei einer Bevölkerung von 2½ Millionen auf 39 Jahre 72,000 Hinrichtungen allein wegen Diebstahls, also mehr wie 1500 mal soviel, und im Ganzen vielleicht 1800—2000 mal soviel als heute! Nehmen wir nun Genf zum Vergleiche herbei. Es hat jetzt 46,000 und mit den Außengemeinden, gleichsam Vorstädten, 68,000 Einwohner. Rechnen wir für die Zeit Kalvins und Heinrichs VIII. wie bei England etwa den achten Theil, so erhalten wir 8,500. Das würde auch genau mit den Angaben über die Bevölkerung von Zürich übereinstimmen, welche heute 56,000 beträgt, zu Zwinglis Zeiten 7000,

oder ebenfalls ein Achtel. Auf 8,500 Einwohner kamen demnach in 5 Jahren 58 Hinrichtungen. Das würde für England unter Heinrich VIII., also für 2½ Millionen Einwohner in 39 Jahren nicht weniger als 183,000 Hinrichtungen ergeben, demnach beinahe noch einmal so viel als die 72,000 wegen Diebstahls stattgefundenen! Doch könnte auch möglich sein, daß die 58 Hinrichtungen, welche der Kulturhistoriker Kolb nach dem Genfer Historiker Galiffe anführt als in den Rathsregistern aufgezeichnet, nicht blos von der eigentlichen Stadt Genf sondern zugleich von dem ganzen Kantonsgebiet gelten. Dieses zählt heute (1870) an Einwohnern 93,000, ist jedoch etwas größer als es zu Kalvins Zeit war. Nehmen wir deßhalb etwas weniger als den achten Theil, so erhalten wir 10,000 Einwohner. Setzen wir nun für 10,000 Einwohner jene 58 Hinrichtungen in 5 Jahren an, so erhalten wir, auf die 2½ Millionen und 39 Jahre Heinrichs VIII. ausgerechnet, 113,000 Hinrichtungen, also immerhin wohl ebensoviel als bei Heinrich wirklich stattfanden, wenn dieser auch, neben den Dieben, wegen Mord, Hexerei, Ketzerglaube u. s. w. die Scharfrichter noch recht wacker arbeiten lies. Für die 20 Millionen in England auf 3 Jahre ausgerechnet, würde dies die hübsche Anzahl von 69,000 Hinrichtungen ausmachen statt der jetzigen 29, also mehr wie 2000 mal so viele! Statt Eines Verbrechens würden demnach, wenn die Kalvinische Kirchenzuchtsmethode mit dem gleichen Erfolge in England eingeführt wäre, jetzt 2000 hingerichtet, und nach der Heinrichsmethode vielleicht ebensoviel, vielleicht auch 100 weniger. In Preußen z. B. hätten in den 3 Reaktionsjahren 1855—57 bei seinen damals 17 Millionen Einwohnern statt der 78 Hinrichtungen, oder in den Jahren freisinnigerer Regierung 1858—60 statt der 11, nicht weniger als 59,000 stattfinden müssen, und in den Ver. Staaten mit ihren 50 Millionen würden nach dem Maßstabe Kalvins und Heinrichs 55—58,000 Hinrichtungen jährlich vorzunehmen sein! — So wurden die Menschen ungefähr auf gleich gewaltthätige und grausame Weise unter dem Tyrannen auf

dem Throne wie unter den selbstgewählten Beamten und unter der Leitung des Reformators zum angeblich gottwohlgefälligen Leben gepreßt und gezwungen und geschunden und gemordet. Die politische Form der Regierung machte dabei gar keinen Unterschied, ja die Volksregierung war eher noch blutiger. Denn die religiöse und sittliche Weltanschauung, welche in beiden Fällen den Gesetzen und der Regierung zu Grunde lag, war die gleich tyrannische, und durch die Volksregierung wurde diese Tyrannei noch pünktlicher ausgeführt wie durch die Fürstenregierung, die übrigens bei Heinrich VIII. ebenfalls mit den Volksvertretern Hand in Hand ging. Wir können uns diese merkwürdige und lehrreiche Erscheinung vielleicht folgendermaßen erklären. Das Volk ohne Strafgesetze wäre wie das Laubwerk eines üppigen freiwachsenden Baumes. Nun fällt es aber den Kunstgärtnern ein, wie sie z. B. im vorigen Jahrhundert thaten, und wie wahrscheinlich heute noch in einer Allee bei der Universitätsstadt Jena zu sehen, die Krone desselben in naturwidrigster Weise nach der Form einer Pyramide oder gar einer Schachfigur genau zuzustutzen und zu schreeren und zu ziehen. Da wird es denn wenig Unterschied ausmachen, welche Schachfigur sie als Modell und Schablone für ihre Schnittearbeit nehmen, den König oder den Kavalier oder den Bischof, und wie sie alle heißen. In allen Fällen wird ungefähr eine gleiche Anzahl Blätter und Zweige der tyrannischen Gartenkunst zum Opfer fallen müssen. So ungefähr eine gleiche Anzahl Menschenleben den gleichen tyrannischen Gesetzen des Königs oder des Kalvin. Nur wenn der Bischof, d. h. die Gesetze der verfolgenden katholischen Kirche als Richtschnur dienen, dann steigt die Zahl noch bedeutend. Unter Karl V. z. B. wurden von 1523—1558 in den Niederlanden, welche höchstens eine Million Einwohner zählten, zwischen 50,000 und 100,000 Menschen um des Glaubens willen hingerichtet. Dies ist allein schon verhältnißmäßig ungefähr noch einmal soviel als die Gesammtsumme aller Hinrichtungen nach dem Genfer- oder nach dem Heinrichsmaßstab.

Daß nun aber solche Herrschaftstyrannei in Genf auch schließlich in persönliche Verfolgung ausartete, ist leicht erklärlich. Wie in der Gegenwart, bald am Schlusse des 19. Jahrhunderts, das mit seiner Militärzucht gesegnete deutsche Reich bereits seine so u. soviel hundert oder gar tausend Bismarck- und Kaiserbeleidigungen aufweist, so hatte das kalvinische Genf auch seine Kalvin- und Konsistoriumsbeleidigungen. Nur daß man dort mit alttestamentlicher Härte und nach der Weise der Inquisitionstribunale verfuhr. Der hervorragendste Fall dieser Art ist der eines gewissen Amnaux, eines angesehenen Bürgers, der im engeren Freundeskreise und im eignen Hause Kalvin einen Mann von bösem Karakter genannt hatte. Er wurde verrathen und eingekerkert und mußte im Hemde und baarhäuptig, mit einer brennenden Kerze in der Hand durch die Stadt nach dem Galgen sich führen lassen, auch Kalvin um Verzeihung bitten, und wurde schließlich aller Ehrenstellen für verlustig erklärt! — O erlösende Forschung der Natur, die du den Offenbarungsgott hinwegnimmst und damit solcher Glaubens- und Herrschaftstyrannei jede moralische Unterlage raubst; o erlösende Freidenkerei, die du allen Menschen Freiheit der Meinung gewährst; o erlösendes Menschenthum, das die freie, gleichberechtigte Entfaltung des Menschenwesens verkündet, ihr habt uns seit Gründung dieser Ver. Staaten und trotz aller heftigen Kämpfe vor solchem Wüthen und Knechten bewahrt; ihr werdet auch weder den religiösen noch den staatlichen Herrschaftswahn je mehr zu solcher Höhe bei uns erstarken lassen; und ihr habt selbst die Völker der alten Welt auf der Bahn des Fortschritts soweit vorangetrieben, daß wenigstens Glaubenshinrichtungen in allen zivilisirteren Staaten zu den Dingen der Vergangenheit gehören.

Indeß gedieh in Genf bei diesem drakonischen oder bei diesem Inquisitionsregimente die Religion des Kreuzes und Leidens, die christliche Frömmigkeit recht wohl. „Da wird", so hieß es, „in allen Tempeln und Häusern das lautere Evangelium verkündet, da verstummt niemals

der liebliche Gesang der Psalmen, da sind Tag und Nacht Hände gefaltet und Herzen erhoben zum lebendigen Gott!" — Aber gegen die lebendigen Menschen konnten diese Herzen desto unbarmherziger und tyrannischer und haßvoller schlagen? — „Wer Vater oder Mutter oder Bruder oder Schwester nicht hasset um meinetwillen, ist mein nicht werth" (Luc. 14, 26). So weiß auch der früher mit Kalvin zusammen und schon vor ihm in Genf reformirende Prediger Farel bei einem späteren Besuche das Genfer religiöse Gemeinschaftsleben nicht genug zu preisen. „Neulich war ich in Genf," schreibt er, „und noch nie hat es mir dort so wohl gefallen. Nicht daß ich wünschte, eine so große und nach dem Worte Gottes so begierige Gemeinde zu belehren, sondern um zu hören und zu lernen, wie der Geringste im Volke. In Genf wollte ich lieber der Letzte sein als an einem andern Orte der Erste." — Um ein solches Ergötzen zu begreifen müssen wir uns vorstellen, daß das damalige Genf für den kalvinisch gläubigen Protestanten ungefähr dasselbe war, als wenn es heute irgend einem hervorragenden Sozialisten oder Kommunisten gelänge die Einwohner einer Großstadt oder eines ganzen Staates dahin zu überreden und zu entflammen, daß sie den lange genährten kommunistischen Traum in Wirklichkeit umsetzten und nun alle die für so segensreich gehaltenen Ideen und Einrichtungen mit einem Male thatsächlich verwirklichten. Wir können diese schwärmerisch überquellende Freude, die das Menschenherz ergreift, wenn es seine höchsten langgehegten Ideale verwirklicht sieht, auch z. B. bei der Gründung der Kommunistengemeinschaften hier in den Ver. Staaten, hauptsächlich während der 50ger Jahre, recht wohl wiederfinden, wenn wir deren Berichte lesen, nur pflegte die kommunistische Glückseligkeit nicht von langer Dauer zu sein. Eben darin nun lag die große Bedeutung des kalvinischen Reichs in Genf, daß es den so wichtigen und folgenreichen Schritt vom Ideale zur Wirklichkeit gethan, welchen Zwingli schon, wenn auch in etwas verschiedener Weise unternommen, und daß es die religiösen Grundsätze thatsächlich ausgeprägt

im wirklichen Leben und in den Einrichtungen der menschlichen Gesellschaft, dadurch auch hat der Kalvinismus von Anfang an diese unerschrockene und konsequente Energie erhalten, die ihn zur republikanischen Organisation der religiösen und schließlich der politischen Gemeinschaften hinaustrieb. Dabei war sein Gründer zugleich selbst der Ansporn zur karaktervollen That, das Tugendvorbild seiner Grundsätze; einerseits unermüdlich thätig, um im Vereine mit seinen Amtsgenossen durch Predigten, Debatten und Andachten aller Art die Massen mit dem Geiste seines Evangeliums zu durchdringen und die wißbegierigen Schüler die aus allen Ländern heranströmten und oft bei tausend seine akademischen Vorlesungen füllten, in Apostel seiner Lehre zu verwandeln; und andrerseits auch ebenso sittenstreng gegen sich selbst wie gegen Andre.

---o---

25.

War nun in Genf der durchgreifende Anfang zur organisirten Selbstzucht und Selbstregierung der protestantischen Religionsgemeinde gemacht, so wurde im hugenottischen Frankreich diese Verfassung weiter und reiner ausgebaut, über ein großes Land verbreitet und zugleich auch der katholischen Monarchie gegenüber die politisch republikanische Gesinnung geschärft.

Die erste förmliche Gemeinde protestantischen Bekenntnisses wurde 1555 zu Paris gegründet. Prediger und Aelteste gingen zuerst aus Gemeindewahl hervor, ergänzten aber später sich selbst mit Genehmigung der Gemeinde, und natürlich ohne alle Einmischung der Staatsbehörden, da ja der Staat die Kalvinisten zurückwies und oft blutig

verfolgte. Die einzelnen Gemeinden genossen volle Selbstherrlichkeit, aber durch die Vertreter ihrer Behörden, der Konsistorien oder „Senate der Kirche," vereinigten sie sich wieder zu Provinzialsynoden und diese zur Landessynode, der gemeinsamen obersten Kirchenbehörde und bildeten so eine völlig sich selbst regierende Republik, einen republikanischen Staat innerhalb des monarchischen. Und sie hielten ihre Verfassung der Selbstregierung so werthvoll, daß sie dieselbe zu einem Theil ihres Glaubensbekenntnisses machten, und erklärten, sie sei so nothwendig zur wahren Kirche Christi, wie das reine Wort Gottes und wie die Verwaltung der Sakramente. Aber sie gingen noch einen bedeutenden Schritt weiter. Von einer religiösen Partei wandelten sie sich in eine religiös politische um. Die äußern Verhältnisse veranlaßten und begünstigten dies. In Frankreich waren wie in manchen andern Ländern noch Ueberreste republikanischer Selbstregierung bei den einzelnen Provinzen vorhanden, welche zum Theil ihre eignen Parlamente besaßen. Diese dienten den Hugenotten als Stützpunkte in ihrem Kampfe gegen das katholische Königthum. So vereinigten sie mit der kirchlich republikanischen Organisation auch den Kampf um die politische Selbstregierung und Selbständigkeit, und indem sie zu politischer Macht gelangten, bildeten sie eine Partei, die zugleich religiös und zugleich politisch war, die eine politisch republikanische Gesinnung ausprägte, welche auf die Anschauungsweise der Religion gegründet war, oder die ihre religiösen Grundsätze brüderlicher Gleichberechtigung und Selbstregierung auch auf die Politik übertrug. Während der zwei Jahrhunderte, in welchen die französischen Protestanten um ihr Dasein und ihre Herrschaft kämpften, hielten sie lange Zeit hindurch einen selbständigen republikanischen Bundesstaat aufrecht mit eignen Einkünften, einer streitbaren Bürgermacht und besonderen Festungen, und sie waren sogar wiederholt nahe daran entweder Frankreich in eine Föderativrepublik zu verwandeln, oder den südwestlichen Theil als Freistaat unter englischer Oberhoheit abzutrennen. „Man hat von der Kanzel verkündet," sagt ein

französischer Schriftsteller von ihnen, „daß Könige keine andre Gewalt haben könten, als die dem Volke genehm sei; Andre behaupteten, der Adel sei nicht besser als sie selbst." Und der große Jurist Dümoulin klagte die protestantischen Geistlichen vor dem Parlamente an: „sie hätten keine geringere Absicht als diejenige, Frankreich zu einem Volksstaat herabzudrücken und daraus eine Republik zu machen, ähnlich wie Genf, wo sie den Grafen und den Bischof verjagt hätten; ebenso daß sie beabsichtigten, das Recht der Erstgeburt abzuschaffen, indem sie die Adeligen auf gleichen Fuß mit den Plebejern setzten, und die Jüngeren in gleiche Berechtigung mit den Aelteren, denn sie seien alle Nachkommen Adams und nach göttlichem und menschlichem Rechte gleichberechtigt." — Eine demokratische und sozialdemokratische Gesinnung, wie wir sie bisher nur im Bauernkriege angetroffen hatten.—„Im Jahre 1620," sagt ferner Tavannes, ein französischer Schriftsteller jener Zeit, „war ihr Staat wirklich ein volksthümlicher, und alle Autorität, von der sie nur einen Theil an den Adel abzugeben schienen, beruhte auf den städtischen Bürgermeistern und den Geistlichen, so daß der Staat Frankreich, wenn ihr Plan vollständig gelungen wäre, ähnlich der Schweiz auf den Trümmern der Fürsten und des Landadels neu erstanden wäre." Doch ihr Plan gelang nicht, die katholische Kirche und die einheitliche katholische Monarchie Frankreichs siegte unter dem Minister und Kardinal Richelieu (1624—42) und erreichte unter dem Papstkönig Ludwig XIV. (1643—1715) ihre höchste Macht und ihren höchsten Glanz. Dagegen war dieser Geistesstrom religiös-republikanischer Gesinnung erfolgreicher in dem kleinen von seinem spanischen Regentenhause weitentfernten Holland. Auch dort war, wie in der Schweiz, die ganze Bevölkerung von der Reformationsbewegung ergriffen, so daß z. B. ein damaliger Schriftsteller sagt: „Auch die Frauen lesen, schreiben, zitiren die Schrift und disputiren über den Glauben wie sehr gelehrte Doktoren." — Auch dort hatte der Kalvinismus wie in Frankreich ein Netz von republikanischen Religionsbehörden, von Konsistorien, die aus einem Senate und

einer Art Unterhaus bestanden, über das Land verbreitet, welche sich wieder alle unter dem Konsistorium zu Antwerpen in eine Sammtrepublik vereinigten. Und politische Rechte der Selbstregierung der einzelnen Städte und Provinzen waren noch in höherem Grade von Alters her, vorhanden. In dieser Weise bereits durch seine Religion republikanisch gesinnt und organisirt, sowie durch frühere politische Freiheitsrechte ermuthigt, gelang es dem tapfern Seevolke sich auch staatlich zur Republik zu erklären (1581) und seine Unabhängigkeit und Freiheit gegenüber der mächtigen katholischen Monarchie sowie unter allen Völkern durchzukämpfen. „Jedermann weiß, daß ein Fürst von Gott eingesetzt ist, um seine Unterthanen zu schirmen, wie ein Hirt seine Heerde hütet. Wenn daher der Fürst seine Schuldigkeit nicht thut, wenn er seine Unterthanen selbst unterdrückt, ihre alten Freiheiten selbst umstürzt und sie wie Sklaven behandelt, so ist er nicht mehr als Fürst sondern als Tyrann zu betrachten. Als solchen kann ihn das Land nach Recht und Vernuft absetzen."—„Es bleibt ihnen (den bisherigen Unterthanen) kein andres Mittel um ihre alten Rechte zu wahren und zu vertheidigen, sowie die Freiheit ihrer Weiber, Kinder und Nachkommen, für welche sie nach allen Gesetzen der Natur ihr Leben, Hab und Gut einzusetzen verpflichtet sind"—heißt es in ihrer Unabhängigkeitserklärung.—Die alten, von Germanen- und Römerzeit her besessenen Freiheiten, dann die menschliche Vernunft und die Gesetze der Natur sind es, worauf sie sich berufen. Und dies schon fast volle 200 Jahre vor der Unabhängigkeitserklärung der Ver. Staaten !

——o——

26.

Wie weit ab sind wir innerhalb eines halben Jahrhunderts gelangt von Luther, der alle diese äußeren Angelegenheiten für unwesentlich hielt und der weltlichen Obrigkeit, ob Rathsherrn oder Baronen und Fürsten unterstellte; der die Unterthanen auf das Gebet und das Unrechtleiden verwies; der nichts Teuflischeres kannte als einen aufrührerischen Menschen und z. B. selbst in dem Falle, daß die Obrigkeit das Lesen des Evangeliums verhindere, verlangte, man solle in ein andres Land auswandern statt sich gegen die gottverordnete Obrigkeit zu erheben; der die Berufung auf die gleiche Abstammung von Adam und auf die gleiche Taufe, der überhaupt die ganze Idee der christlichen Gleichheit und Brüderlichkeit nicht anerkannte, wenn sie auf die äußern Verhältnisse des Lebens, auf die soziale oder politische Gleichberechtigung angewandt werden sollten, ja sie nicht einmal auf die Organisation der christlichen Gemeinde anwandte; und der vollends von den Rechten nichts wissen wollte, die aus der eignen Natur des Menschen hervorgehn. Des Christen Recht ist Kreuz und Leiden, seine einzige Hilfe das Gebet, aber bei Leibe keine aufrührerische Selbsthilfe!

In der schweizerischen Reformationsströmung jedoch sehen wir gerade das Hauptgewicht gelegt auf die äußere brüderlich republikanische Organisation. Und von den kirchlichen Angelegenheiten schreitet diese Gesinnung fort zu den staatlichen, ruft republikanische Erhebungen hervor, wirft siegreich das Herren- und Fürstenthum nieder und errichtet auf seinen Trümmern einen unabhängigen sich selbstregierenden Freistaat.

Wie war das alles möglich auf Grundlage der evangelisch protestantischen, christlichen Religion, welche doch in der Schweiz wie bei den Hugenotten und Niederländern eine so wesentliche Rolle spielte, welche wir aber bereits als eine so mächtige Stütze des Fürstenthums und der Knechtung der Völker kennen gelernt haben? Nun, wir sahen ja andrerseits die Grundsätze brüderlicher Gleichberechtigung und Selbstre-

gierung sich ebenfalls aus dem Evangelium entfalten, und es ist uns klar geworden, daß überhaupt der innerste Geist des Protestantismus auf Selbstregierung hinausging. Doch wie konnte dieses Streben eine solche Stärke erlangen, daß es gegenüber den klaren Worten Jesu und der Apostel und gegenüber dem Beispiele des Meisters, ja gegenüber dem ganzen monarchischen und weltflüchtigen Geiste des Christenthums von dem Bereiche der Religion hinausschritt auf dasjenige der Politik und zur gewaltsamen Durchführung republikanischer Grundsätze? Die äußern Verhältnisse gaben allerdings die Veranlassung und den Anrei dazu. Die vorher schon vorhandene republikanische Verfassung der Schweiz nöthigte fast schon die neue Religion ihre republikanischen Ideen hervorzukehren und zu verwirklichen; die politischen Verhältnisse Frankreichs und Hollands, der Kampf mit dem katholischen Königthum und der Kampf um die eigne Selbsterhaltung trieb unwillkürlich dazu an von der religiösen Gesinnung zur politischen und zur politischen Parteibildung und zu politischen Thaten überzugehn. Doch wir können ja in dieser großen und nachhaltigen Bewegung und in deren großen Vertretern kein bloßes blindes Ungestüm vor uns haben, das ohne innere Rechtfertigung sich von den äußeren Verhältnissen und Veranlassungen oder von dunkeln inneren Trieben bestimmen und leiten ließ, und kein verworrenes widerspruchsvolles Streben gleich dem der aufständischen Bauern. Auf dem Grunde oder im Mittelpunkte dieses jahrzehnte-, ja jahrhundertelangen Freiheitskampfes und bei den entscheidenden Wendepunkten desselben müssen klare Gewissen und hellleuchtende feste Ueberzeugungen stehn gleich weithin strahlenden geistigen Leuchtthürmen in der Brandung des Lebensmeeres und in den Wogen der Siege und Niederlagen. Und mit der gesammten sittlichen Weltanschauung müssen sich Ideen vereinigt haben, welche die Weltflucht und die Knechtseligkeit der Religion und die Verworfenheit des Menschenwesens überwanden und an ihre Stelle das Recht und die Pflicht zu politischer That und Selbstregierung und die Berechtigung der vernünftigen Menschenna-

tur setzten. Prüfen wir daher die Gewissen der Reformatoren und prüfen wir die in dieser Hinsicht hervorragendsten geistigen Leistungen der Zeit, und wir werden finden, durch welche geistigen Mittel der protestantische Freiheitsdrang in den klar bewußten Köpfen gestärkt und gestählt und der evangelisch knechtische Unterthanengehorsam überwunden wurde.

Luther vermochte ihn noch nicht zu überwinden. Auch nicht Kalvin. Er hielt zu viel auf die höhere Vollmacht des geistlichen und auch des weltlichen Amtes und ein Recht des Volkes zur Erhebung gegen die Obrigkeit, selbst für den Fall, daß diese ihr Amt gröblich mißbrauche, erkannte er nicht an. Ihm galt wie Luther'n solch obrigkeitlicher Amtsmißbrauch für ein Unglück, mit dem der Herr sein Volk heimsuche. Anders dagegen dachte Zwingli, der ja von den Dreien den freiesten und volksfreundlichsten Geist besaß. Er war erfüllt und begeistert von dem altrömischen und griechischen Republikanersinn, der sich damals von neuem aus den Schriften der alten Meister in die freiheitsdurstigen Herzen ergoß. Aber freilich auf Griechen und Römer konnte er sich vor seinem christlich protestantischen Gewissen nicht berufen gegenüber den Aussprüchen und dem unzweideutigen Sinne des Evangeliums. Doch fand er einen andern ebenfalls heiligen und schriftgemäßen Anhalt um das Volk aus seiner blinden Unterwürfigkeit zu erheben und sogar zum Richter seiner Obrigkeit zu machen und zwar wiederum die „Schrift", das sogenannte Wort Gottes selber, aber dasjenige des Alten Testamentes. Dort in Altisrael, waren ja von der Religion und deren Priestern aus alle Verhältnisse der Stämme und des Staatslebens geordnet worden und als schon das Königthum sich im Priesterreiche erhoben hatte, traten oft genug die Profeten sogar vor die Könige hin um ihnen die Lehre einzuschärfen, daß Jehova sie mit Ungemach aller Art und mit Verlust der Herrschaft strafe und das Volk mit ihnen, wenn sie die Gebote der wahren Religion verletzten oder gar von ihr abfielen. Und bisweilen wurde die Verstoßung der Könige thatsächlich ausge-

führt. Auf Vorgänge wie die Verwerfung Sauls durch Samuel oder wie der Fluch, welcher Israel wegen der Gräuel des Königs Manasse betroffen habe (2. Kg. 21; Chron. 33), konnte sich daher Zwingli mit Recht berufen. Und da es ja ein protestantischer Grundgedanke ist, daß der evangelische Christ und die evangelische Gemeinde keines menschlichen Mittlers zwischen sich und ihrem Gott und Heilande bedürfe, sondern selbst priesterliche Rechte besitze, so mußte sie auch in das Priester- und Profetenrecht des Alten Testamentes wie des Papstthums eingetreten sein, die weltlichen Verhältnisse zu ordnen und Fürsten ab- und einzusetzen. In den Thesen, die der schweizer Reformator zur öffentlichen Disputation aufstellte (1523), erklärte er daher, daß wenn die Obrigkeit „außer der Schnur Christi fahre“, sie „mit Gott“ entsetzt werden möge. Auch in erblichen Monarchien habe ihr dann das Volk, durch dessen Zustimmung sie bestehe, diese Zustimmung zu entziehen; andernfalls werde das Volk die Schuld der Regenten mitzubüßen haben. — Eine noch heutzutage giltige und beherzigenswerthe Lehre! Mußte nicht Frankreich hart genug büßen für den Staatsstreich Napoleons III., der ihm die Korruption und Fäulniß im Innern und den jähen äußeren Zusammensturz brachte? Und hat nicht auch Deutschland bereits seine Buße dafür angetreten, daß es das Verbrechen des Jahres '66 geschehen lies, da der König von Preußen über Blut und Leichen die deutsche Bundesverfassung sprengte, wie die südlichen Pflanzer dies hier in den Ver. Staaten zu vollbringen versuchten, und auf deren Trümmern das Zäsarenthum errichtete, das deutsche Volk aber nicht die Kraft gewann sich zum Gericht und zur Selbstregierung zu ermannen? Das Reich des Militärdespotismus, das von 66 an sich aufzurichten begann, wohin kann es bei allem äußeren Glanze anders führen, als gleichfalls zu innerer Vermoderung und Versumpfung und zum Rückgang gegenüber freieren Nationen, welchem früher oder später ein gleicher Zusammenbruch folgen muß — wenn nicht durch ein anderes, zwar minder großes Uebel, durch eine blutige Revolution das Volk sich errettet?

Allerdings bemerkten wir bei den obigen freiheitlichen Ansichten der Hugenotten sowi bei der niederländischen Unabhängigkeitserklärung nichts von alttestamentlicher Begründung, dort ist nur von der natürlichen Gleichberechtigung der Menschen, von der Natur und Vernunft und ihrem Rechte der Unabhängigkeit die Rede. Gleichwohl fanden diese alttestamentlichen Gedanken ebenfalls ihre Fortsetzung bei einem protestantischen Volke, das sich gegen seine Obrigkeit erhob, in Schottland und England. Der schon genannte schottische Reformator Knox (†1572), der sich als vierter Hauptreformator den Drei besprochenen anreiht und sie ergänzt, ist der mustergiltige Vertreter der Unabhängigkeit und Selbstherrlichkeit des reformatorischen Protestantismus gegenüber dem Fürstenthum und zugleich der ächte alttestamentliche Profet im neuen protestantischen Gewande. Wie er ein Schüler der Schweizer war, berief er sich gleich Zwingli auf die Strafredner Israels (z. B. Jehu, 1 Kön. 16) und eiferte gleich diesen gegen den Götzendienst. Für Abgötterei und Götzendienst aber galt ihm wie den Protestanten überhaupt vor Allem die katholische Messe. Diese abzuschaffen und streng zu strafen hielt er für die Aufgabe der christlichen Obrigkeit, und wenn ein Fürst statt dessen sie beschirme, so habe Adel und Volk die Pflicht auch am Fürsten die Strafe zu vollziehen. Offen predigte er diese Gesinnung vor dem Volke, vertheidigte sie in Disputationen und vertrat sie sogar persönlich gegenüber der katholischen Königin Maria Stuart; und überall mit einem Feuer, einer Ueberzeugungstreue und einer Unerschrockenheit, die auch durch die Galeerenstrafe nicht gebrochen werden konnte, und welche den Redner an seinem Grabe die Worte sagen lies: „Hier liegt er, der niemals das Angesicht eines Menschen gefürchtet.“ Aus seinem Herzen voll religiöser Gluth und voll rücksichtslosen konsequenten Muthes im wirklichen Leben strömte auch die früheste Quelle des späteren Puritanergeistes in England. Auch die Helden der unbesiegbaren Kromwell'schen Schwadronen und die Mitglieder seines Parlaments, welche König Karl I. richteten und zum Tode verurtheilten

(1649), hatten sich ja zum Zeichen ihrer Gesinnung häufig alttestamentliche Profetennamen wie Habakuk, Hesekiel und andre beigelegt, und als sie später unter Karl II. (1660) wegen ihres Urtheils selber das Schaffot besteigen mußten, beriefen sie sich zu ihrer Rechtfertigung ausdrücklich auf Stellen des Alten Testaments und starben ruhigen Gewissens und standhaften Sinnes.

An der Hand des A. Testamentes, seines Priester- und Profetengeistes und seines thatkräftigen Glaubens erhob sich mithin die protestantische Gemeinde zur Vertheidigung gegen die Obrigkeit, ja zum Gericht und zur blutigen Bestrafung derselben.

Und auf dem gleichen Wege, wenn auch nicht ebenso weit, gingen die Schotten voran. Als „Kongregation Christi" schlossen die Adeligen, die hauptsächlichen Träger der dortigen Reformation, den ersten sogenannten Kovenant Bund zum Kampfe für des Herrn Sache bis in den Tod, zur Beschirmung jedes Gliedes seiner Gemeinde und zur Feindschaft gegen die Gräuel der Abgötterei. Und als die Regentin, die Mutter der noch minderjährigen Maria Stuart, das Meßbuch wieder einführen wollte, griffen sie zu den Waffen, weil man gottlosen Fürsten nicht gehorchen dürfe. Ja, sie erklärten dieselbe endlich für abgesetzt, sich stützend auf ein Gutachten der Prediger Knox und Willock, welche die Vorgänge aus der Geschichte der israelitischen Könige zum Belege anführten. Das gleiche Verfahren wiederholte sich auch im folgenden Jahrhundert beim Beginne der englischen Revolution, als Adelige, Geistliche und Vertreter der Gemeinden zusammenkamen (1638), den alten Bund erneuerten, den das ganze Volk „ohne Unterschied des Standes oder Geschlechtes" unterschrieb, und ihren bewaffneten Widerstand gegen Karl I. wiederum mit Berufung auf die „Schrift" rechtfertigten.

Und das alles trotz der klaren Worte des Evangeliums von der gottverordneten Obrigkeit, von dem Unrechtleiden und dem knechtseligen Unterthanengehorsam, an welche sich Luther so fest genagelt hatte?

Wie konnten die evangelischen Schotten und wie konnte deren leitender Geist und Karakter, Knox, jene Worte und Gedanken überwinden? Die Begeisterung für Erhaltung und Durchführung des Reformationswerkes gegenüber dem katholischen Königthum trieb dazu an, der Sinn des Volkes und namentlich des Adels, welcher von alter Zeit her den König nur als seinen bevollmächtigten Vertreter und Anführer betrachtet und ihm wiederholt den Gehorsam gekündigt hatte, war an solche Erhebungen gewöhnt; und dem Gewissen gab das Alte Testament die nöthige Unterlage. So kam es nur darauf an, sich auch die Worte des Neuen zurecht-, oder in passender Weise auszulegen. Von den gottverordneten obrigkeitlichen Gewalten, von denen das Neue Testament spreche, müsse man die Träger dieser Gewalten unterscheiden, das war der Ausweg, den Knox sich bahnte. Gottes Wille sei es zwar, daß überhaupt eine Obrigkeit existire, ob aber dieser oder jener König sie übe, ob dieses oder jenes Herrscherhaus regiere, und natürlich dann auch, ob die Regierungsform monarchisch oder republikanisch sein solle, das bleibe Sache des Volkes. Auch hatten nach seiner Meinung die ersten Christen noch keinen Beruf sich gewaltsam gegen den Götzendienst zu erheben, da sie kein Volk bildeten und der nöthigen Macht noch entbehrten. Auf diesem Wege wurden die Schwächen des Neuen Testamentes überwunden, das wohl zum Dulden und Leiden, aber nicht zum Handeln, zumal nicht zum politischen Handeln die Weisung giebt. Aber einer heiligen Schrift als Stütze bedurften die Gemüther noch immer, sich und ihre staatliche Selbstregierung auf das Recht der Menschennatur und auf die eigne menschliche Vernunft zu bauen, dazu waren sie noch nicht genug in sich erstarkt. Doch auch dieser Standpunkt, wie er sich in der obigen Erklärung der Niederländer schon halb offenbarte, sollte mehr und mehr erstiegen werden, und sonderbarer Weise, die katholische Kirche selber, und hauptsächlich der Antiprotestantismus oder das Jesuitenthum (seit 1540) half den Weg dazu bahnen.

———o———

27.

Es ist eine alte Meinung der christlich katholischen Kirche, daß sie selbst zwar ihre Ordnungen und Gesetze durch Gottes Offenbarung und Einsetzung erhalten habe, nicht aber der Staat die seinigen, weßhalb auch die Kirche über dem Staat und der Staatsregierung stehe. Wenn aber nun die weltlichen Regierungen ihre Vollmacht nicht von einem übermenschlichen Gotte abzuleiten haben, worauf sollen sie ihr Recht zur Herrschaft gründen? Sie können dann nur als Beauftragte und Bevollmächtigte der menschlichen Gesellschaft oder des Volkes angesehen werden. Ist jedoch dieses der Fall, dann besitzt das Volk auch wieder das Recht sie als seine Beamten zur Rechenschaft zu ziehen, unter Umständen zu strafen, und wenn es ihm gut schiene, sogar mit dem Tode. Oder im Nothfalle, wenn der verbrecherische, gesetzverletzende Fürst durch seine Macht sich vor einem solchen Schicksale sicher zu stellen wüßte, so würde allerdings folgen, daß das Recht der Bestrafung bei vorhandener Unmöglichkeit eines geordneten gemeinsamen Verfahrens wieder an jeden einzelnen Bürger zurückfiele. Aehnlich wie es zu Zeiten in den westlichen Distrikten der Ver. Staaten schon vorkam, daß Polizei und Gerichte sich unzulänglich oder unfähig erwiesen dem um sich greifenden Verbrecherunwesen Einhalt zu thun, und die Bürger die Einfangung und Bestrafung der Verbrecher selbst in die Hand nahmen. — Wie schnell gelangen wir in kurzer und bündiger Schlußfolgerung zu dem gleichen Ergebniß und noch weiter als die Schotten und Engländer vermittelst des Alten Testamentes gekommen waren. Und dieser Standpunkt, daß das Volk die letzte Quelle der obrigkeitlichen Gewalt sei, lag auch sonst in der damaligen Zeitbildung durch die Literatur der Griechen und Römer. Daher finden wir schon im 15. Jahrhundert katholische Kirchenlehrer, welche derartige Ansichten ausspre-

chen. Ein gewisser Jean Pet t, ein Pariser Theologe wagte es schon 1408 eine Vertheidigungsrede für die Mordthat zu halten, welche der Herzog von Burgund an dem Herzeg von Orleans beging und dabei die Behauptung aufzustellen, daß es einem jeden nach dem moralischen, natürlichen und göttlichen Gesetze erlaubt sei, ja daß es ehrenvoll und verdienstlich sei einen treulosen Verräther und Tyrannen zu tödten und tödten zu lassen. Er führte neben der „Schrift" und den Kirchenvätern besonders aus griechisch römischen Schriftstellern Beweisgründe an. Tyrannenmord war ja bei den Alten hochgefeiert! Jedoch wurde seine Rede von der Pariser Universität verdammt wie vom Konzil zu Konstanz (1415) als ketzerisch gebrandmarkt. Zur Zeit der Reformation war diese Gesinnung schon weiter vorgeschritten. Unter andern lehrte besonders der angesehene katholische Theologe John Mair oder Major in Schottland (um 1520) ebenfalls daß als die Quelle alter politischen Gewalt das Volk zu betrachten sei. Von diesem habe der König seine Autorität. Handle er unverbesserlich gegen das öffentliche Wohl, wobei natürlich sein Verhalten in Beziehung auf die Religion und Kirche vor Allem in Betracht kommt, so solle die Gemeinschaft ihn absetzen. Ja, auch ein Einzelner dürfe als Vertreter der Gesammtheit den Tyrannen tödten.

Doch am kühnsten und scharfsinnigsten und mit fast erschreckender Folgerichtigkeit sowie mit glühendem Fanatismus gingen die Jesuiten auf diesem Wege voran. Freilich auch zugleich mit der ihnen eignen widerspruchsvollen Zweideutigkeit und Täuschung. Sofort ihr zweiter General, Lainez, trug auf dem Konzil zu Trident (1562) die erwähnte Lehre vor, daß die Kirche ihre Gesetze von Gott besitze, die Gesellschaften der Menschen hingegen sich ihre Regierungen selbst gestalten; und folgerte daraus: „Daher sind sie frei, und ist die Quelle aller Gewalt bei den Gemeinwesen, welche dieselbe ihren Obrigkeiten mittheilen, ohne sich dadurch dieser Gewalt selbst zu berauben". — Wir bemerken hierin schon den Widerspruch, der in dieser katholischen und jesuitischen Lehre

von der Selbstherrlichkeit der Völker liegt. Einerseits wird den Gemeinwesen alle Gewalt zugesprochen, andrerseits wird aber doch wieder die Kirche mit ihren göttlichen Vollmachten über diese Gewalt gestellt, und die Selbstherrlichkeit der Gemeinwesen mithin wieder aufgehoben. Die eigentliche Jesuitenlehre lautet demnach folgendermaßen. Die Völker sind selbständig und frei, nur dürfen sie nicht gegen die Gesetze und Anforderungen der Kirche verstoßen. Die Obrigkeiten besitzen nicht an sich schon göttliche Vollmacht, sondern erst, wenn sie der Kirche gehorsam sind, und diese sie etwa weiht und salbt wie bei den deutschen Kaisern und später bei den Napoleoniden geschah. Da war dann doch der Standpunkt der Protestanten klarer und offener und thatsächlich freier: die christliche Gemeinde hat Macht auch über die Obrigkeit, und über ihr steht keine Kirche und kein Priesterthum mehr, denn sie besitzt die kirchliche und priesterliche Vollmacht selbst.

Nach Lainez trat besonders der Italiener Bellarmin († 1621), der als der größte Gelehrte des Ordens gefeiert wird, in Ausbildung dieser Ansichten auf. Er legt zur Abwehr des neutestamentlichen Gottesgnadenthums der weltlichen Regierungen dieselbe Ansicht zu Grunde, die wir auch schon bei Knox kennen lernten. „Die politische Macht ist zwar im Allgemeinen von Gott, nicht aber im Einzelnen, insofern sie nämlich Monarchie, Aristokratie oder Demokratie ist; denn sie folgt nothwendig aus der Natur des Menschen." Mit andern Worten: Eine Obrigkeit muß sein, denn die Natur des Menschen verlangt sie, und was diese verlangt, das ist Gottes Wille. Aber diese Obrigkeit mag eine fürstliche oder republikanische sein, das ist Sache des Volkes — wenn sie nur christlich, d. h. uns unterthan ist, dieser Gedanke ruht immer im Hintergrunde. — Sicherlich folgt aus der vernünftigen Natur des Menschen das Recht sich eine Regierungsform zu geben, wie sie ihm gut dünkt. Aber wie kommt ihr Jünger Loyola's dazu euch auf die Natur des Menschen als auf die Quelle des Gotteswillens zu berufen? Dann legt nur eure ganze Offenbarungsreligion bei Seite, die ja nach

eurer Meinung nicht aus der Menschennatur entsprossen ist, noch entsprossen sein konnte, und gebt der Menschennatur ihre Rechte zurück, vor Allem das Recht der Denk- und Glaubensfreiheit, das ihr jedoch für „Wahnsinn" erklärt. Freilich, so habt ihr es nicht gemeint, sondern nur, wo es euren Zwecken dienen mag, da beruft ihr euch auf die Natur. Sie stürzt aber eure Herrschaft so gut wie diejenige der Fürsten.

Ein andrer Jesuit, Rainold, kommt in seinem 1592 in Antwerpen mit königlich spanischer und mit geistlicher Gutheißung erschienen Werke über „die gerechte Gewalt des christlichen Staates gegen gottlose und ketzerische Könige" ebenfalls auf den Hauptgrundsatz der Volkssouverenität. Dann geht er direkt gegen die Tyrannen los, d. h. gegen die Fürsten welche nicht christlich d. h. nicht nach dem Willen der katholischen Kirche und des Jesuitenordens regieren. „Wer ist wohl von der gesunden Vernunft so ganz verlassen, daß er dem Staat die Macht abspräche, sich gegen innere und äußere Feinde selbst zu vertheidigen? Zu den letzteren gehören blutige, grausame und ungerechte Fürsten, welche eine Pest der menschlichen Gesellschaft sind. — „Ich bin dein Unterthane, wenn du gerecht und christlich regierst," so lautet das Recht des Unterthanen. — Wie aber, wenn die Fürsten so blutig und grausam sind, daß sie unter eurer Aufstachelung und Leitung die Ketzer zu Tausenden hinmorden oder vertreiben und auf das Schändlichste mißhandeln, wie in Oestreich, Frankreich und Spanien geschah, ja ihr ganzes Land veröden und dem Untergang entgegenführen, sind sie dann auch eine Pest der menschlichen Gesellschaft? Ja, Bauer, das ist ganz was Andres! — Und dabei wollt ihr euch auf die gesunde Vernunft berufen? Auf die gesunde Vernunft, von welcher ihr blinde Unterwerfung verlangt unter die Kirche wie unter euren Orden, und welcher ihr den unverdaulichsten Aberglauben scheffelweise eingebt? Ja, ja, der Jesuitismus will wohl die Könige beibehalten, so lange sie christlich d. h. nach seinem Willen regieren, wenn nicht, so wird er auf einmal republikanisch, oder wenigstens rebellisch und beruft

sich, ganz im Widerspruche mit seinem christlichen Standpunkte, auf Natur und Vernunft.

Und ebenso widerspruchsvoll beruft sich der jesuitische Christ auf das Beispiel der heidnischen Griechen und Römer. In Folge der „unvertilgbaren Volksgewalt" hatten die Römer das Herrscherhaus der Tarquinier verjagt. „Hatten die heidnischen Völker eine solche Gewalt — um wieviel mehr die christlichen! Denn die Gnade hebt das Naturrecht nicht auf, sie vergrößert es vielmehr und giebt ihm eine Stütze." — Schon wieder soll das Naturrecht gelten vor dem Richterstuhl der Offenbarung? — Papst Pius IX. weiß besser, oder gesteht vielmehr offener ein, wie sich diese ganze Lehre vom Rechte der menschlichen Vernunft und Natur und von der Selbstherrlichkeit des Volkes zur römisch katholischen Kirchenlehre verhält. In seiner bekannten Enzyklika von 1864 verdammt er als Lehren „ruchloser" und „gottloser" Menschen unter andern auch diejenige, „daß der Wille des Volkes das oberste Gesetz bildet," und „verwirft, ächtet und verdammt" den Satz, „daß die menschliche Vernunft für das Wohl der Menschen und Völker hinreiche."

Doch am entschiedensten und am meisten mit Fürstenhaß und unheimlichem Feuer geht der Spanier Mariana vor in seinem 1599 mit dem Privilegium des Königs und der Gutheißung des Ordens erschienenen Buche „Ueber König und Königthum." Folgendes ist eine Auslese seiner Behauptungen und Beweisführungen. „Das Volk muß diese Fehler (des Fürsten) übersehen, so lange es das öffentliche Wohl erlaubt und die verderbten Sitten des Fürsten nur Privatangelegenheiten betreffen. Wenn er aber dadurch das Wohl des Staates gefährdet, wenn er die väterliche Religion verachtet, und sich nicht bessern will, so muß man ihn meines Erachtens absetzen und einen andern an seine Stelle erheben, wie das in Spanien häufig geschehen ist." — „Der König glaube nicht, daß er weniger unter dem Gesetze stehe als jeder Unterthane". — „Das Volk kann den König zwingen

die Gesetze zu erfüllen, die es erlassen hat, und es hat das Recht den Ungehorsamen, wenn nöthig, vom Throne zu stürzen und mit dem Tode zu bestrafen, wie wir ihm eben eingeräumt haben." — Der nächst zu wählende Weg ist nach Mariana der, daß man die Stände einberufe und durch diese ihn absetze. Ist das nicht thunlich, so ist jeder der den Muth dazu hat, berechtigt ihn zu tödten, nur muß er die öffentliche Meinung auf seiner Seite haben. Daher wird Clement gelobt welcher Heinrich III. von Frankreich († 1559) ermordete und werden überhaupt die Tyrannenmörder gefeiert. — „Außerdem sehen wir, daß Tyrannenmörder jederzeit hochgepriesen wurden, wie Thrasybul, Harmodius und Aristogiton, Cassius, Chärea, Stephanus (der Mörder Domitians), Martialis (der Mörder Caracalla's), und die Prätorianer, welche den Heliogabal erschlugen. Wer hat je ihre Kühnheit getadelt und sie nicht des höchsten Lobes würdig erachtet?" — „Und es giebt ein allgemeines Gefühl, gleichsam eine Stimme der Natur, die in unser Herz gelegt ist, ein Gesetz das in unsern Ohren tönt, vermöge dessen wir das Schändliche vom Anständigen unterscheiden." — „Wenn du siehst, daß die theure Mutter oder Gattin vor deinen Augen mißhandelt wird und du eilst ihr nicht zu Hilfe so verdienst du den Tadel schmachvoller Feigheit und Gottlosigkeit, und das Vaterland dem wir mehr als den Eltern schuldig sind, solltest du der Quälerei eines Tyrannen preisgeben dürfen? Fort mit solchem Frevel, mit solcher Feigheit!" — „In der That würde es vortrefflich mit den Angelegenheiten der Menschen stehen, wenn es viele Männer mit starker Brust gäbe, die sich nicht fürchten Leben und Glück für die Rettung des Vaterlandes einzusetzen. Aber die Begierde nach Sicherheit hält die Meisten von so großem Wagniß ab. Deßwegen kann man unter den Tyrannen des Alterthums so wenige finden die den Streichen ihrer Unterthanen erlegen sind. In der That ist es ein heilsamer Gedanke, wenn die Fürsten sich überzeugen, daß falls sie den Staat unterdrücken und sich durch Laster und Schändlichkeiten unerträglich machen, sie in einer solchen Lage leben, daß ihre

Ermordung nicht nur für recht sondern selbst für lobenswerth und rühmlich gilt." Dann behandelt er auch mit der bei den Jesuiten heimischen Kleinlichkeit und spitzfindigen Tüftelei die Frage, ob man offen oder heimlich dem Tyrannen nach dem Leben trachten solle, mit Dolch oder Gift, und dieses z. B. in seine Speise mischen oder äußerlich in seinen Kleidern oder im Sattel seines Pferdes ihm beibringen solle und dergleichen.

Fassen wir uns diese ganze Jesuitenlehre in vollständiger Weise zusammen.

Ueber dem Volke zusammt dem Fürsten steht die Kirche. Glaubt und lebt das Volk und der Fürst christlich d. h. nach den Geboten der Kirche nnd nach der Leitung unsres Ordens, so legen wir ihnen nichts in den Weg. Wollen die Völker von der Kirche abfallen, so treten wir dem Fürsten bei sie zu strafen und mit Gewalt beim rechten Glauben zu erhalten. Will der Fürst aus den kirchlichen Bahnen weichen, so erinnern wir das Volk an sein Vernunft- und Naturrecht, berufen uns auf das Beispiel der Heiden, regen die öffentliche Meinung gegen ihn auf und sprechen der Volksvertretung die Vollmacht zu ihn abzusetzen, wie jedem Einzelnen ihn, wenn nöthig, zu ermorden.

Solche Ansichten mußten sicherlich dazu beitragen, das Ansehen der Fürsten und der Regierenden überhaupt zu untergraben, und sogar das Leben derselben von den Einflüsterungen der Beichtväter wie von den Einfällen irgend eines Einzelnen abhängig zu machen, welcher glaubte im allgemeinen Interesse einen Fürsten oder einen gegnerischen Parteiführer tödten zu müssen. Wie denn ein Wilhelm von Oranien, der Führer der aufständischen Niederländer († 1584), und außer Heinrich III. auch Heinrich IV. († 1610) von Frankreich, die Begünstiger der Hugenotten, solche Ideen und Einflüsterungen mit dem Leben bezahlten. Auch mußte durch solch schneidige und leidenschaftliche Verkündigung des natürlichen Selbstbestimmungsrechtes der Völker und durch solch eindringliche Mahnung, daß auch die Regierungen und auch gekrönte

Häupter todeswürdige Verbrechen an den Gesetzen und dem Wohle des Staates begehen können, das Bewußtsein der Selbstherrlichkeit der Völker aufgerüttelt und die Bahn zu Revolutionen geebnet werden. Ja, diese Lehren, die in den Hauptgrundsätzen schon zur Zeit der Reformation und vorher von katholischen Theologen und Juristen vorgetragen wurden, wirkten direkt mit bei den eben erwähnten Befreiungskämpfen. Wie denn z. B. der genannte John Mair in Schottland der Lehrer des Reformators Knox gewesen war, und wie wir in den Reden der Hugenotten sowie in der Unabhängigkeits-Erklärung der Niederländer sie fanden. Sogar in Zwinglis Ansichten klangen sie durch. Aber andrerseits wird ja von den Jesuiten trotz all ihren Donnerns gegen die Tyrannen nirgends etwa ein Weg zu einem besseren, gesetzlich freieren Zustande angegeben, und es wird eine freie Verfassung des Staates, durch welche auf geordnete Weise das Volk jederzeit seinem Mehrheitswillen Ausdruck verleihen und sich republikanisch selbst regieren könnte, nicht etwa ebensosehr wie Fürstenmord gepriesen, oder gar thatsächlich angebahnt. Denn nicht die Freiheit der Völker sondern die Folgsamkeit der Fürsten ist es, was der Orden bezweckt. Daher besteht sein Heilmittel auch schließlich nur darin den einen Willkürherrscher durch einen andern, den widerspenstigen durch den fügsameren zu ersetzen, was bei sonst gleichbleibenden Verhältnissen der Freiheit keinen Nutzen, nur Schaden bringen kann. Ueberhaupt aber steht schließlich über allen gleißnerischen Reden und zum Theil auch ganz wahren Sätzen, immer das unverrückbare Kirchen- und Papstgebot: Du sollst der gottbevollmächtigten Kirche und ihren Geboten und ihrem Priesterthum blindlings gehorsam sein, und die Freiheit des Denkens und Glaubens und Redens sind dir verderbliche und verdammenswerthe Thorheit. Und so lange die Völker, diesem Gebote gemäß, innerlich Sklaven sind, werden sie es auch äußerlich bleiben oder stets wieder werden. Daher konnte der Katholizismus und Jesuitismus zwar wiederholte Revolutionen und Mordthaten der Regierenden verursachen, wie wir dies bei

den am längsten unter seiner Leitung stehenden Völkern Spaniens Mittel- wie Südamerikas heute noch beobachten, aber er konnte sie nicht zu wahrer Freiheit und zu republikanischer Selbstregierung erziehen, wie dies durch die protestantische Idee der selbstherrlichen christlichen Gemeinde, über welcher keine Kirche und kein Orden mehr steht, und durch die republikanische Organisirung der Kirchengenossenschaften zwinglisch-kalvinischer Richtung geschah.

—o—

28.

Zwei Standpunkte sind es, auf welche der Jesuitismus nach Bedarf herüber und hinüber tritt, der eine die göttliche Offenbarung und die Kirche, der andre die menschliche Natur und Vernunft. Aus dem ersteren leitet er seine eigne Herrschaft ab, aus dem letzteren die Selbstherrschaft der menschlichen Gesellschaft. Aus der Natur und Vernunft des Menschen ergiebt sich das Rechte, giebt sich Gottes Wille, d. h. der höchste Wille und die höchste Macht kund, und vermöge dieser seiner selbstherrlichen Natur hat der Mensch und haben die Völker das Recht und die Fähigkeit über ihre Obrigkeiten und Regierungsformen zu entscheiden, das ist die Naturrechtslehre, wie sie uns in den obigen Aussprüchen der Ordensväter, wenn auch etwas verhüllt, entgegentritt. Sie haben dieselbe nicht erst erfunden, aber sie haben sie benützt und scharfsinnig und schneidig ausgebildet und zugespitzt, weil sie ihnen als der mächtigste Bundesgenosse für ihre Zwecke dienen konnte. Entsprossen war diese Hochhaltung und Heilighaltung der Natur überhaupt und der menschlichen im Besonderen, wie so manche Freiheitsidee der dama-

ligen Welt, aus dem Griechen- und Römerthum als eine der reifsten Früchte desselben. Dort waren schon großartige Werke der Naturerkenntniß geschaffen und überliefert worden, und die ganze Beweisführung jener alten klassischen Wissenschaft berief sich nirgends auf irgend eine für heilig gehaltene Schrift, sondern in allen Dingen auf die Erfahrungen und auf die Gesetze der Natur, sowohl der äußeren wie der inneren menschlichen, auf die menschliche Vernunft, und das menschliche Herz und Gewissen. „Gott ist dir nahe, er ist bei dir, ist in dir. Ja, mein Lucilius: es wohnt in uns ein heiliger Geist, ein Beobachter und Wächter über alles Böse und Gute in uns" — ruft der Weise Römer Seneca aus; (†65) und der bekannte Redner und Filosof Cicero (†44 v. Ch.) führte in seinem Buch „über die Gesetze" unter Anderm den Gedanken durch, daß schon die menschliche Natur mit ihrem Gewissen uns vom Unrechte abhalten müsse, und nicht blos die Strafen. Dazu lag ja aus alter Zeit auch in den germanischen wie in den andern europäischen Völkern, ja wie überhaupt im Menschen der Zug zur Naturverehrung. Zur Zeit der Reformation aber war die Liebe zur Natur, die Werthschätzung und Erforschung derselben vom neuem aufgeblüht. Denken wir nur daran, daß Kopernikus (1473—1543) und Kepler (1571—1631) die Reformatoren der Sternkunde und der Erkenntniß des körperlichen Alls, zugleich die Zeitgenossen der religiösen Reformatoren waren, welche die sittliche Weltanschauung erneuerten. Doch auf die Freiheitsbewegung der Deutschen, der Schweizer, der Schotten und Engländer wirkte dieser Zug der aufkeimenden Neuzeit weniger oder vielmehr erst später ein, sie nahmen zunächst zum alleinigen Fundamente die „Schrift". Desto mehr auf die Franzosen, denen er auch in späterer Zeit ihren Rousseau und ihre große Revolution erzeugte; und ebenso schon im Jahrhundert der Reformation auf die alterthumskundigen Niederländer. Bei diesen gelangten besonders die Ideen vom Naturrechte des Menschen zur Reife. Einer der hauptsächlichen Führer der entschieden republikanischen Partei in Holland, zugleich

ein Haupt der damaligen Gelehrtenwelt, ein Geschichtschreiber, Theologe und Filosof, Hugo Grotius (†1645), ist auch zugleich der Begründer des modernen Natur- und Völkerrechts nach den Grundsätzen der Alten. In seinem Werke hierüber führt er als Hauptgedanken durch, daß das Naturrecht des Menschen ein Gebot sei der reinen, durch den natürlichen Gesellschaftstrieb bestimmten Vernunft, und daß es unverbrüchlich sei und unwandelbar selbst für den allmächtigen Gott. Also die Naturtriebe des Menschen, geleitet durch seine klare Vernunft, sind ihm eine so sichere Richtschnur und ein so festes Fundament für sein sittliches Thun und für die Einrichtung der menschlichen Gesellschaft, daß der allmächtige Gott selber nicht die Macht hat es zu erschüttern, d. h. daß es kein sichreres und zuverlässigeres geben kann. Welch kühne, stahlharte Republikanersprache, schon direkt auf dem Wege zum selbstherrlichen Menschenthum, nur daß noch wie eine Schattengestalt der religiös kirchlichen Ueberlieferung ein besonderer Gott neben der von ihm unabhängigen Natur im Hintergrunde steht. Das ist nicht mehr das verführerische Gezischel und Geprahle des Jesuitenthums, das von Vernunft und Natur und Selbstherrlichkeit dem Volke in die Ohren raunt und Dolch und Gift ihm in die Hände drückt, um hernach, wenn die That gethan und der verhaßte Gegner aus dem Wege geräumt, es doppelt zu knechten. Das lautet auch ganz anders als Luthers geringschätzige Zurückweisung des Rechtes der Natur gegenüber dem christlichen Namen und dem erbärmlichen christlichen Backenschlagrechte. Das sieht noch am ähnlichsten dem Zwingli'schen und Knoxischen Glauben, daß die christliche Gemeinde das Recht der Verfügung über sich selbst und über ihre Fürsten habe, nur daß es unumschränkter, freier, unverrückbarer und wahrer ist, an keine Schrift und an keine Glaubensrichtschnur und an keinen Offenbarungswahn gebunden, nur an die ewige, lebendige Natur selber. Ja, dieser Glaube an das unverbrüchliche Recht der menschlichen Vernunft und der menschlichen Natur ist schon ungefähr das Gegentheil von dem Christenwahn der verderbten

Sündennatur des Menschen, und er mußte unausweichlich dazu führen, daß die so selbstherrlich sich sogar ihrem allmächtigen Schöpfer gegenüber aufrichtende Vernunft, sich auch nicht länger mehr knechtselig und unrechtleidend irgend einem angestammten Tyrannen unterwerfen, sondern daß sie nach eignem Dafürhalten sich selber regieren wollte. Wie er denn auch die Unabhängigkeits-Erklärung der Niederlande hat erzeugen helfen, die sich ja auf Vernunft und Natur beruft.

Auf diesen Wegen hat sich der im Protestantismus liegende Kern und Keim der Selbstbestimmung und Selbstregierung bis zum politischen Republikanersinn entfaltet. Der evangelisch christliche Glaube brüderlicher Gleichberechtigung und Selbstregierung war der religiöse Boden auf dem er Wurzel faßte, der altrömische Freiheitsgeist stärkte ihn, die freien, aus altdeutscher Zeit herstammenden Gemeinwesen der Schweiz boten ihm eine Stätte sich nach außen zu organisiren und darzuleben, die freiheitlichen Rechte Frankreichs und Hollands zugleich mit dem Kampf gegen das katholische Königthum schärften ihn und trieben ihn hinaus auf das Feld der Politik, und einerseits der Profetengeist des Alten Testamentes, andrerseits der neuerwachte Glaube an die Erhabenheit und das Recht der Menschennatur halfen ihm die vom Evangelium selbst in den Weg gelegten Hindernisse überwinden, wobei ihm auch die geschworenen Feinde der Freiheit, die Theologen der Papstkirche und die Jesuiten mit ihren Schlußfolgerungen dienstbar sein mußten.

Doch vergessen wir die Hauptsache nicht. Nicht das Evangelium allein, und nicht das Alte Testament für sich, und nicht die Literatur der Griechen und Römer, und nicht die Erforschung und Verherrlichung der Natur, und nicht die Freiheiten des Schweizerlandes oder Frank-

reichs und Hollands, und nicht der Kampf mit dem Königthum hätten eine solche konsequente und schneidige und begeisterte und ausdauernde republikanische Gesinnung erzeugt, denn sie haben es nicht gethan in den katholisch gebliebenen Ländern und Landestheilen, und nicht wo das Lutherthum herrschte, nicht in den deutschen Freistädten, nicht in Italien mit seinen Freistaaten, nicht in Spanien mit den Freiheitskämpfen seiner Provinzen, die damals noch selbständiger waren als diejenigen Frankreichs, und nicht einmal in den katholisch gebliebenen Schweizerkantonen — wenn nicht die neue Religion dazu gekommen wäre. Wenn nicht die gährenden Elemente der Zeit in den Geistern und Herzen der großen Reformatoren, insbesondre schweizerischer Richtung, und all ihrer Mitarbeiter zu dem klaren, stärkenden und labenden Tranke einer neuen religiös-sittlichen Weltanschauung, zur protestantischen Religion, zuerst der lutherischen und dann der zwinglisch-kalvinischen sich vereinigt und verbunden hätten. In dem Feuer der inneren Geisteskämpfe, in der Gluth der reformatorischen Herzen, welche die Wahrheit, die Freiheit und Seligkeit suchten, wurden die Ideen und Gefühle der Zeit geläutert und verschmolzen, wurde Evangelium mit Germanenthum, mit Römerthum und Judenthum oder mit dem Glauben an Natur und Vernunft zu einem reineren edleren und freieren Ganzen vereinigt, zu einer harmonischen Allanschauung, oder was man auch Religion zu nennen pflegt, wo auf der einen Seite dem Menschen eine bestimmte Ueberzeugung innewohnt von der höchsten, allwaltenden Macht und dem höchsten Wesen, wo dann aus diesem Wesen hervor und im Einklang mit ihm er seinen eignen Lebensweg des Rechten und Guten schaut, und wo er den Frieden seines Gewissens, sein Glück und sein Heil oder seine Seligkeit darin findet, sei es im Diesseits oder Jenseits, wenn er dem Willen des höchsten Wesens gemäß sein Leben vollführt. Auf welche Weise es aber dann den bahnbrechenden reformatorischen Geistern und Gemüthern gelang, sei es aus eigern Kraft, sei es vermittelst der Ideen Anderer, sei es durch die

äußeren Verhältnisse getrieben sich eine neue sittliche Weltanschauung einen neuen religiösen Glauben zu schaffen, das wurde wieder maßgebend für die künftige Religion und dadurch für das ganze künftige Schicksal der Völker. Die Schriftknechtschaft Luthers, durch welche äußere oder innere Ursachen sie auch erzeugt worden sein mag, hat ganz wesentlich dazu beigetragen die Deutschen zu Fürstenknechten zu machen bis auf den heutigen Tag; und der kühne Profetengeist eines Knox, von schottischem Volkssinn, von John Maier'schen und schweizerischen Lehren, von dem Kampf mit dem Königthum und von eignem Feuer gezeugt und geboren, hat ebenso wesentlich mitgeholfen Schottland und England den Puritanersinn und schließlich eine freie Verfassung zu geben. Auf der neuen religiösen Grundlage haben sich dann die äußeren Gemeinschaften organisirt, und da der Gläubige in dem Leben der Gemeinde und des Staates die Verwirklichung des Rechten und Guten, sein Reich Gottes auf Erden erblickte, das zu fördern ihm als höchste sittliche Pflicht und Bedingung der Seligkeit galt, war er bereit seine letzten Kräfte an die Erhaltung und Förderung desselben zu setzen. Das allein, die Verschmelzung der Zeitideen zu einer völligen Religion, konnte den Völkern die Zähigkeit und Ausdauer verleihen zu jahrzehnte- ja zu jahrhundertelangen Kämpfen. Der Fortschritt der Religion zu einer neuen Gestalt war es, der den Menschen neue Lebensziele setzte, und der ihnen neue Kraft dazu gab und sie neue Seligkeit in deren Förderung finden lies. Und wo aus den neuen Freiheitsstrebungen keine neue Religion ward, wie in den katholisch gebliebenen Ländern, da fielen sie trotz Römerthum und Profeten und Bildung der Zeit auch wieder haltlos und kraftlos in Stillstand und Untergang zurück.

Doch wir sind noch nicht am Ende des mächtig anschwellenden Stromes republikanischer Gesinnung und republikanischer Organisation des Protestantismus angelangt. Weit selbständiger erstarken die Geister, weit folgerichtiger werden die Grundsätze der Selbstregierung ausgebaut. Bald haben sie auch in Großbritannien einen erneuten heftigen

Kampf mit weltlicher und geistlicher Herrschaft zu bestehn, den wir schon oben berührt, um nach Sieg und Niederlage endlich ihre weitgehendsten und ausgereiftesten Früchte auf den nenen Boden jenseits des Ozeans zu tragen als die Pioniere für den Garten des Menschenthums.

——o——

29.

Welche Folgerungen blieben aber für die freie Selbstbestimmung und für die volle Selbstregierung der religiösen wie der staatlichen Gemeinschaft überhaupt noch zu ziehen? Erinnern wir uns an den seitherigen Protestantismus der Schweiz, Frankreichs und Hollands. Da war immer noch der grundsätzliche Unterschied zwischen geistlichem und weltlichem Stande vorhanden. Er mußte verschwinden. Sollte die Gleichberechtigung durchgeführt werden, so durfte es kein Geistlichenamt mehr geben, das in höherem Grade wie andre Gemeindeämter von Gott verordnet wäre. Dann gingen die Beamten der Gemeinde, Aelteste wie Geistliche gewöhnlich aus der Ergänzungswahl der Behörden hervor. Auch das war noch nicht ächt demokratisch. Die Gesammtgemeinde mußte die Wahl ihrer Beamten vollziehen, und in diesen wie in allen Dingen das entscheidende Wort zu sprechen haben. Ferner standen noch die bindenden Bekenntnisse da als Schranken für die Glaubensfreiheit. Auch diese mußten fallen. Aber war nicht damit zugleich das maßgebende Ansehen der „Schrift" selber abgestreift? Sogar dazu schritt der Protestantismus vor, indem er die innere Erleuchtung und schließlich die menschliche Vernunft förmlich als Richter auch über die „Schrift" einsetzte, und so in seinen letzten Ausläufern den Uebergang zum Menschenthum machte.

In Schottland und England war es, wo diese Gährung und dieses folgerichtige Wachsthum sich vollzog und das Feuer der Läuterung und Reinigung emporschlug.

Unter Knox'ens und Anderer Leitung bildete sich die presbyterianische Kirchenverfassung Schottlands aus, welche (1560) auch jeden Vorrang des Predigtamtes aufhob und die Pfarrer den Aeltesten der Gemeinde vollständig gleichstellte. Die Aeltesten zerfallen hier in drei Klassen, in solche die predigen, in solche die regieren und in solche die das Kirchengut und Almosen verwalten. Und alle drei zusammen bilden die oberste Gemeindebehörde. So war denn auch der alteingewurzelte Ständeunterschied von Geistlichen und Laien beseitigt.

In England schärfte sich der Gegensatz zwischen Selbstregierung und zwischen Monarchen- und Bischofregierung von neuem, nahm seinen großartigsten Karakter und seine größte Entschiedenheit auf beiden Seiten an und ging auch folgerichtig von der Religion hinaus anf das Feld der Politik. Das Königthum im Vereine mit der bischöflichen Hochkirche, verkündete überall hin durch das Land die Lehre vom leidenden Unterthanengehorsam in schroffster Ausbildung. Bei Strafe der ewigen Verdammniß sei jedermann verbunden dem Willen des Königs, der über Parlament und Gesetzen stehe, sich in allen Dingen ohne Ausnahme zu unterwerfen, und die Geistlichen wurden verpflichtet unter Androhung der Absetzung, dies allvierteljährlich den Zuhörern einzuschärfen. Auf der andern Seite erhob sich an allen Ecken und Enden und trotz aller Unterdrückung und Verfolgung (etwa seit 1560) der hartnäckige, zähe und konsequente Puritanergeist, der rundweg alles verwarf, was nicht mit den einfachen und demokratischen Bräuchen und Verhältnissen der ersten Gemeinden in der Apostelzeit übereinstimmte. Fort mit den kirchlichen Hochwürden, den Bischöfen und Erzbischöfen und wie sie alle heißen, sammt ihren Ornaten. Fort auch mit all dem später hinzugekommenen Zierrath und Menschentand, mit Bildern, Kirchenputz, gemalten Fenstern, Denkmälern, Orgeln und selbst mit den

Feiertagen. Die Kirche soll von all dem Flitterstaat gereinigt werden, darum wurden die Bekenner auch die Reiniger oder Puritaner genannt. Nur der schriftgemäße alttestamentliche Sabbath als letztes äußeres Merkmal der Offenbarungsreligion soll bestehen bleiben, aber er werde auch entschieden und vollständig bis zum Aeußersten gefeiert und durchgeführt. Da sollte denn wieder ein reines und heiliges Gottesvolk gleich dem alttestamentlichen, aber auf neuer evangelisch-protestantischer Grundlage mit christlichem Glauben und brüderlicher Selbstregierung hergestellt werden.

Die Ausbildung dieser gemeindlichen Selbstregierung übernahm gleichsam der linke Flügel der Puritaner, die Independenten oder Unabhängigen. Sie hatten sich aus flüchtigen Puritanern in Holland gebildet und traten seit 1616 in England auf. Schon jede einzelne Gemeinde, d. h. jede christliche Gesellschaft, die unter sich einig geworden über die evangelische Glaubenslehre, über Kultus und Regiment, erklärten sie für eine vollkommen selbständige und unabhängige Kirche, weßhalb sie sich auch Kongregationalisten oder Gemeindler nannten. Unabhängig wollten sie erstlich sein von jedem Beamtenthum. Daher wurden nicht blos alle Gemeindebeamten, die Geistlichen mit inbegriffen, direkt von der Gemeinde gewählt, sondern von ihren Entscheidungen fand auch stets Berufung an die Gemeindeversammlung statt—der letzte noch übrige Schritt zur vollständig demokratischen Organisation. Unabhängig wollten sie aber ferner auch sein von dem Zwange der Glaubensbekenntnisse. Daher erklärten sie selbst das von ihrer allgemeinen Versammlung (1658) öffentlich abgegebene Bekenntniß nebst Kirchenordnung nicht für bindend oder nicht von sogenannter symbolischer Bedeutung. Unabhänging wollten sie endlich in ihrem ganzen religiösen und kirchlichen Leben vor Allem auch sein von jeder staatlichen Beaufsichtigung und Bevormundung. Und indem sie nun Staats- und Bekenntnißzwang abwarfen, haben sie auch zum ersten Mal unter den bedeutenderen Sekten der Christenheit die Fahne der Meinungsfreiheit

und Glaubensduldung erhoben. Gerade zu den Zeiten der religiösen Verfolgung erklärten sie, daß alle christlichen Lehrmeinungen, wenn sie nur an den Grundlehren des evangelischen Glaubens und an dem Gesetze der Heiligung festhielten, mit christlicher Liebe zu dulden seien. Ihre Sammtgemeinschaft kennt daher auch keinen Glaubens- oder Sittenzwang durch Synoden oder Konsistorien, welche über den Einzelgemeinden als Oberbehörden ständen, sondern die Gemeinden bilden unter sich bis heute einen losen Verband, eine kirchliche Konföderation, welche jährliche Versammlungen abhält denen jedoch keine weitere Regierungsgewalt außer Rath und Ermahnung zur Seite steht.—Die Independenten waren es endlich, welche von Holland aus, von der Stadt Leyden das Schiff der Pilgerväter (1620) die „Mayflower" über England jenseits des Ozeans sandten, in das Land der Freiheit und Zukunft.

Zur Zeit der Revolution standen sie auf der äußersten Linken und Kromwell wie Milton der Dichter und Republikaner hielten sich zu ihnen. Den Grundsätzen ihrer gemeindlichen Organisation gemäß lauteten denn auch die politischen Erklärungen (1649) des puritanischen Rumpfparlaments: das Volk ist unter Gott im Vollbesitz aller Gewalt;—ganz ähnlich wie 100 Jahre vorher Zwingli sagte: es mag mit Gott den Fürsten entsetzen. Seine Vertretung, das Haus der Gemeinen, ist die oberste Behörde der Nation und dessen Beschlüssen wohnt Gesetzeskraft inne. Daher ist England von nun an eine Republik oder ein Gemeinwohl—das ist in der Hauptsache deren Inhalt. Die demokratisch verfaßte Religionsgemeinde hatte sich hier, ähnlich wie ein Frankreich und Holland, durch den Kampf mit dem Königthum zur Idee eines selbstherrlichen, auch politisch sich selbst regierenden Gottesvolkes aufgeschwungen, und zwar, wie schon früher berührt wurde, gleich Zwingli und den Schotten hauptsächlich an der Hand des Alten Testamentes.

In der Hauptsache den gleichen Grundsätzen wie die Independenten

huldigen auch die Baptisten, die sich sowohl bei der englischen wie bei der nordamerikanischen Revolution besonders betheiligten, und nach den Methodisten hierzulande die stärkste protestantische Sekte bilden. Sie befördern den Menschen nicht als Säugling durch äußere Zeremonien ins Christenthum, ohne daß er selbst nur was davon weiß, und wenn er zum Bewußtsein erwacht, sich bereits mit christlichen Glaubensfesseln gebunden findet, sondern sie verlangen vor der Taufe einen reifen Geist und eine eigne Ueberzeugung. Daher betonen sie auch besonders das Recht der Ueberzeugungsfreiheit und haben diese nach ihrer Uebersiedlung jenseits des Ozeans vollständig ausgebildet, wie wir nachher noch sehen werden.

Durch Presbyterianer, Puritaner und Independenten war die protestantische Gemeinschaft kirchlich vollständig demokratisch organisirt worden und sie hatte sich auch politisch siegreich zur Republik erklärt. Zugleich war die geistige Befreiung in Angriff genommen, und zunächst die Fesseln der Glaubensbekenntnisse abgestreift. Wie sollte die Entwicklung des Protestantismus sich weiter entfalten? Die Selbständigkeit des Einzelnen ist sein Grundtrieb und Grundgedanke, sie mußte noch bestimmter und vollständiger ausgeklärt werden. Die Gemeinde war bei den Independenten selbständig geworden, sogar frei vom Zwange der Glaubensbekenntnisse, aber nicht der Einzelne. Dieser Schritt war noch zu thun. Die Levellers (Gleichmacher) thaten ihn, eine Sekte in Kromwells Puritaner-Armee die folgende Grundsätze aufstellte. Die wahre Religion beruht auf dem rechten Verständniß und auf der innern Zustimmung zur offenbarten Religion und ist daher ganz die Privatsache jedes Einzelnen, denn jeder steht und fällt seinem Herrn. Er hat deßhalb auch nach seiner besten Erkenntniß, nach seinem Glauben und Gewissen zu handeln, selbst wenn dieses verkehrt sein sollte! Mithin ist auch aller Streit über Glaubens- und Kultusformen zu verdammen, denn nach den verschiedenen Graden der Erleuchtung durch den Geist Gottes müssen auch die äußeren Formen verschieden sein. Das

war ihre radikale Gesinnung. Eine nahezu vollständige Befreiung des religiösen Individuums, des persönlichen, gewissenhaften Menschen. Und ebenso radikal waren ihre Grundsätze auf dem Gebiete der Politik: Das Parlament die höchste gesetzgebende Gewalt, unparteiische und gleiche Herrschaft des Gesetzes, und allgemeine Bewaffnung um dieselbe aufrecht zu erhalten. — Sie waren es auch welche Krommell zu stürzen trachteten, als er sich zum Lord Protector aufgeschwungen hatte. Jedoch gingen sie mit der Revolutionszeit auch wieder unter.

——o——

30.

Hatte nun trotz der verkündeten Gewissensfreiheit des Einzelnen den Levellern doch noch die Bibel als höchste Quelle der Offenbarung gegolen, so nahmen die Quäker (seit 1649) auch diese letzte Ursache de menschlichen Geistesknechtschaft hinweg, indem sie über die Schrift die innere Offenbarung, das sogenannte „Innere Licht," in jedem einzelnen Menschenherzen und Menschengeiste, überhaupt in jeder Menschennatur stellten. — Aber ist diese Lehre nicht widerchristlich? Kommt nach christlichem Glauben, nach den klaren Worten Jesu sowie gemäß den Erzählungen des Alten und Neuen Testamentes nicht der heilige Gottesgeist erst durch eine besondere Gottesgnade in den Menschen hinein, wie er sogar bei der Taufe in Jesus fuhr, ist aber nicht schon von Natur in ihm und auch nicht in jedem? Zu was Taufe und Sakramente und Schrift und Gottesgnade, wenn der Mensch das höhere Licht und den göttlichen Geist schon von Natur in sich selber trägt! In der That treten wir hier

auf einen andern Boden. Wir haben denselben schon kennen gelernt. Der Römer Seneca, der Heide, rief uns zu: in dir wohnt ein heiliger Geist! die Jesuiten erklärten, daß kraft seiner Vernunft und Natur das Volk ein Recht habe sich von dem Tyrannen zu befreien; der niederländische Gelehrte Grotius baute auf die unverrückbaren Gesetze der menschlichen Vernunft und Natur das allgemeine Menschen- und Völkerrecht; und auf Natur und Vernunft hatte sich auch das niederländische Volk berufen in seiner Unabhängigkeits-Erklärung. Es hatte auf diesem Wege den Unterthanengehorsam und die Knechtseligkeit des Neuen Testamentes überwunden. Dieser gleichen Richtung, welche Vernunft und Natur des Menschen zur Grundlage nimmt, gehört auch das Quäkerthum an. Es steht am äußersten Ende des Protestantismus; denn es vereinigt mit dem Glauben an das Christenthum zugleich den Glauben an die menschliche Natur und hebt sich dadurch über Schrift und Christenthum empor — an die Pforten des Menschenthums. Vernehmen wir dessen Lehren, wie sie hauptsächlich durch seinen größten Vertreter ausgeprägt wurden, durch W. Penn (1644 — 1718), der zugleich der Freund und Genosse des Gründers, des armen Webersohnes und Schäfers Georg Fox, und als Mitglied der Königlichen Gesellschaft, der Genosse des großen Naturforschers Newton und der größten Gelehrten seiner Zeit war, der Holland kennen gelernt, Deutschland und seine Freistädte bereist und in Frankreich die Filosofie des Cartesius studirt, der also die ganze Bildung seiner Zeit und die Kenntniß des wirklichen Lebens in sich vereinigte. Er ist mit Georg Fox (†1691) so gut als ein Reformator zu betrachten wie Luther, Zwingli, Kalvin und Knox. Hatte Luther die Religion zum ersten Mal auf eine sogenannte geoffenbarte Schrift und deren Auslegung durch den Menschen gestellt, so stellte Penn sie auf den Menschen und seine vernünftige Natur selber, wenn auch noch in etwas geheimnißvoll verhüllter Weise, und immer noch mit Anlehnung an die „Schrift.

Gott wohnt in jeder Menschenbrust, er erleuchtet jeden Menschen, nicht Einer ist davon ausgenommen. Zwar die Vernunft des einzelnen Men-

schen ist nicht schon das wahre Licht, und nicht das Gewissen des Einzelnen, sondern die allgemeine, universelle Vernunft, das allgemeine Gewissen, das in jedem Einzelnen wohnt und seine Wahrheit durch die Erfahrung Aller bestätigt. Es leuchtet jedem Zeitalter und so auch schon den Heiden. Christus kam nicht um das heidnische Wissen auszulöschen, sondern um es zu verbessern. Was Pythagoras seinen häuslichen Gott, was Sokrates seinen guten Genius und Führer nannte, und was insbesondere der neuplatonische Filosof Plotinus unter dem Einen göttlichen Prinzip in allen Menschen versteht, das ist das „Innere Licht". — Daher ist auch ein anderer bedeutender Quäker, Barclay (†1690) der Ansicht, daß einige heidnische Filosofen, wiewohl ohne Kenntniß des Christenthums, dennoch selig geworden seien.—Auf diese allgemeine Vernunft, auf diese moralische Natur des Menschen und auf deren unveränderliche Gebote ist auch das Recht zur Selbstregierung und sind die Menschenrechte zu gründen. Ist jeder Mensch durch das göttliche Licht erleuchtet, so ist er ein Suwerän für sich, und die Regierung kann nur auf die allgemeine und gleiche Freiheit Aller errichtet werden. Die menschliche Rasse bildet dann ein Ganzes mit den gleichen Rechten aller Einzelnen. Unter diesen Rechten aber steht dasjenige der brüderlichen Mittheilung der innern Erleuchtung, das Recht der freien Besprechung über allen andern heilig und unverletzlich. — Das sind die Grundsätze und meist auch die eignen Worte des Quäkerthums, das seinen Glauben und seine Sitten zugleich für die des ächten Urchristenthums hielt.

Da es aus seiner inneren Quelle Erkenntniß und Friede schöpft, bedarf es natürlich auch keiner äußeren Vermittler mehr, keiner Priester und keiner Prediger und keiner Sakramente. Wer sich erleuchtet glaubt, der theilt seine Erleuchtung und Einsicht den Freunden, den Brüdern, und Schwestern mit, und sie erwägen sie und verarbeiten sie zu ihrem Besten. Dabei wird endlich die altchristliche Unterthänigkeit des Weibes (1 Cor. 14, 34; Eph. 5,22.24) beseitigt. Für die innere Erleuchtung macht das Geschlecht keinen Unterschied. Frauen mögen mitthei-

len von ihren geistigen Gaben und lehren in der Versammlung ebenso wohl wie Männer; wofür übrigens gleichfalls Schriftstellen angeführt werden, wie Joel 2: „eure Söhne und Töchter sollen weissagen.“ Und das war bei den Quäkern von Anfang an Brauch. Gerade eine Frau, Anna Barnard, war es auch, die zu Anfang dieses Jahrhunderts das Wesen des sogenannten „Inneren Lichtes“ noch weiter klärte. War es bei dem Gründer Fox wie bei Barclay und Penn noch eine gewisse geheimnißvolle halb oder ganz übermenschliche Macht gewesen, so stellte Barnard es ihrem besten inneren Fühlen und Denken, ihrer menschlichen Vernunft völlig gleich. Und hatte schon W. Penn erklärt, daß die Lehre von der Dreieinigkeit in der Schrift nicht begründet sei, so verwarf die neuzeitige Prophetin von der Schrift selbst, was ihrem gebildeten Geist und Gefühl widersprach, so die 5 Bücher Moses und die übernatürliche Geburt Jesu. Von ihren Religionsgenossen jedoch verstoßen, zog sie aus England nach Amerika, wo sie Anhänger gewann. Ebenda zweigte sich auch der vorgeschrittenste Sprosse der Quäcker ab, die Hicksiten (seit 1822), etwa 10,000 Mitglieder stark, nach ihrem Gründer Elias Hicks in Long Island so genannt. Und während der Hauptstamm, ungefähr 160,000, wieder mehr auf das Evangelium zurückfiel und die Weiterschreitenden sogar exkommunizirte, verwarfen diese überhaupt alle Dogmen, welche Jesus über die Linie des Menschlichen erheben, so daß sie in das Menschenthum übergehn. Diesem aber ist das innere Licht nichts Andres als die Gesammtheit der menschlichen Geisteskräfte, und es schöpft nicht blos aus dieser innern Quelle, sondern auch aus der Beobachtung der äußern Natur. Im Innern steigt die Ahnung, die Vermuthung auf, aber die äußere Erfahrung muß sie bestätigen. Wo innere Annahme und äußeres Experiment zusammentrifft, da klingen die beiden Halbkugeln des Seins, die geistige und die körperliche harmonisch in einander, da berühren die beiden Pole der Natur sich, der innere und äußere, da sprüht der Funke der Wahrheit über, da ist nicht mehr Schein oder Wahn, da ist Wirklichkeit.

Und die öffentliche Wissenschaft der Menschheit ist der Wahrheit höchste Richtschnur.—

Was endlich die Selbstregierung der Gesellschaft der „Freunde" betrifft, so geschieht sie durch monatliche, vierteljährliche und jährliche Versammlungen.

So sind wir denn in der That auch in dieser Entwicklungsreihe wieder bei dem selbstständigen Einzelwesen angelangt. Von der Rechtfertigung allein durch den Glauben und das eigne Gewissen, und von dem Rechte der eignen Forschung und Ueberzeugung aus hat uns der Protestantismus durch gewaltige Geisteskämpfe und leider auch durch Kerker, Blut und Leichen emporgetragen zu dem Menschenwesen, das als der Herr seiner selber seine Erleuchtung, seine Quelle der Wahrheit und des Friedens in seinem eignen Innern findet, und den Andern das gleiche Recht gewährend, mit Gleichberechtigten sich selber regiert. Freilich noch halb verzagt an die altgewohnte Ueberlieferung sich lehnend. Dabei sind wir von der katholischen Kirche mit ihrem allgemeinen, überall gleichen, kommunistischen Glauben ausgegangen, haben sie in drei Hauptäste sich theilen sehen, die lutherische, die reformirte und die anglikanische Kirche; dann das Gezweige der Sekten hervorsprießen, bis wir von der selbstständigen Einzelkirche zur selbständigen Einzelgemeinde und zuletzt zur selbständigen Einzelperson gelangten. Vom Kommunismus zum Individualismus ist der Weg des Protestantismus. Geradeso führte er uns auf dem ökonomischen Gebiete zur Vertheilung des kommunistischen Güterbesitzes der Kirche, zur Zerbröckelung des Lehnsystems, zur Verwandlung der Lehen in Privateigenthum, und zur Schaffung einzelner mächtiger Bodenbesitzer. Nur daß auf dem religiösen Felde dem Triebe nach Vereinzelung auch stets der Trieb nach brüderlicher Gemeinschaft zur Seite geht, der sich zuerst nur stützt auf den Glauben an einen und denselben Gott und Heiland, und an eine und dieselbe Offenbarung

und Erlösung, daher es auch nicht weiter bringt als zu einer Gemeinschaft der Gläubigen, von welcher die Ungläubigen ausgeschlossen sind. Dann aber, mit den Quäkern wird der Glaube an die in Allen gleiche erleuchtete Menschennatur siegreich, und die erstrebte Gemeinschaft soll die ganze Menschheit umfassen. Während auf dem ökonomischen Gebiete das Christenthum durch seine Mißachtung der äußeren Güter und durch seine Verlegung der besseren Welt in das Jenseits nicht die Kraft gewinnen konnte einen Gedanken der brüderlichen Gleichberechtigung ebenso thatkräftig surchzuführen und das gleiche Recht eines Jeden auf Gütererwerb und Lebensgenuß zu verkünden. Für das innere Wohl war es besorgt, doch nich für das äußere. Da lies es vielmehr neben dem Reichthum der Einzelnen die unbrüderliche und unmenschliche Verelendung der Massen bestehn wie ein um sich fressendes Uebel.

31.

Hatte die religiöse Gemeinschaft sich durchaus demokratisch organisirt, und auch geistig sich so sehr frei gemacht, so mußten die Früchte voller politischer Freiheit ebenfalls reifen. Aber nicht in Europa, wo überall nach kurzer Zeit der Umwälzung das Gottesgnadenthum wieder siegte, in England das Königthum dauernd einzog (1688), und selbst in Holland die Statthalterschaft an Wilhelm III (1672) als erbliche Würde verliehen wurde, so daß nur die Schweiz und die deutschen Freistädte noch als Denkmal und Mahner der freien Selbstregierung und als Stein des Anstoßes für die ringsum herrschenden Despoten bestehen blieb. Wollen wir der Gründung neuer politischer Gemeinwesen auf dem Fundamente der reformirten religiösen Anschauungen anwohnen, so haben

wir den Freiheitshelden Europas, insbesondre Englands, in die Neue Welt jenseits des Ozeans zu folgen.

Die Kolonien, welche später zu den Vereinigten Staaten sich verbanden und vergrößerten, sind es wo sie sich niederließen. Nehmen wir zwei Gruppen derselben heraus, die sich sofort politisch am freiesten organisirten, und die uns zugleich die geistigen Gegensätze sowie den Fortschritt bis zur größten damaligen Freiheit kennzeichnen, einerseits Neu-England mit Independenten und Puritanern, andrerseits die Baptisten und Quäker-Staaten Rhode Island und West New Jersey, dem sich Pennsylvanien anschloß.

Die Pilgerväter, welche zuerst von England nach Holland geflüchtet waren, dort in Leyden und Amsterdam Independenten - Gemeinden gegründet hatten und dann über den Ozean zogen, schlossen schon an Bord der „Mayflower“ (1620) einen feierlichen Bund „zum Ruhme Gottes und zur Förderung des christlichen Glaubens, und zur Ehre unsres Königs und Vaterlandes,“ als „politische Körperschaft,“ welche durch gleiche Gesetze für Alle, znm Wohle Aller gegeben, sich selbst regieren solle. Ein zweites Rütly war das, auf der hohen See von den Kalvinisten gefeiert, nicht minder folgenreich wie jenes erste, 300 Jahre zuvor auf Bergeshöhe, das dem Kalvinismus die Stätte seiner Geburt, die freie Schweiz geschaffen hatte. „Wie ein kleines Licht tausend andre anzünden kann, so hat das Licht, das ihr hier entzündet habt, Vielen, ja unsrem ganzen Volke geleuchtet,“ — rief später Guwernör Bradford in Noth und Mißgeschick den Pilgern zu, und „Euer wird die Ehre sein bis ans Ende der Welt“ — trösteten die Freunde von Englnnd aus. — In ihrer Kolonie Plymouth wählten sie durch allgemeine Abstimmung einen Guwernör, dessen Amtsgewalt jedoch immer dem allgemeinen Willen untergeben war. Er bekam einen Rath von 5 und später von 7 zur Seite, in welchem er nur das Vorrecht zweier Stimmen besaß. Den gesetzgebenden Körper bildeten alle männlichen Einwohner und sie entschieden auch über Fragen der Exekutive wie der Rechtsprechung. Eine

fast vollständige, direkte Demokratie. — Als dann die Bevölkerung sich auf ein größeres Gebiet ausbreitete, trat das Repreſentativſyſtem ein, die einzelnen Flecken ſandten zur allgemeinen Verſammlung ihre Vertreter. — Das Land beſaßen und bebauten ſie bis 1624 gemeinſam oder kommuniſtiſch, dann fand man es beſſer einem jeden nach Billigkeit ſeinen Antheil in Privatbeſitz zu übergeben.

In manchen Beziehungen noch entſchiedener demokratiſch waren die Beſtimmungen der Verfaſſuug, welche ſich Maſſachuſetts (1641) gab. Auch hier waren alle Beamten der Gemeinſchaft, den Guwernör und ſeinen Stellvertreter, den Schatzmeiſter, die Beiräthe, den Befehlshaber zu Land oder See mitinbegriffen, ſowie die Richter von den freien Männern, und zwar jährlich zu wählen. Die Abgeordneten der einzelnen Flecken in die Generalverſammlung durften aus irgend einem Orte genommen werden, um den beſten zu finden; und jedermann, ob er Bürger war oder nicht, konnte in irgend eine Verſammlung kommen um eine Petition einzureichen oder einen Antrag zu ſtellen. Auch wurde die von engliſchen Lords vorgeſchlagene Gründung eines Erbadels und eines Oberhauſes zurückgewieſen, und jede Art von Lehenswesen oder Erbpacht verboten.

Dann ſchritt man zur Bildung eines Bundes freier Staaten, wozu das Beiſpiel der Vereinigten Provinzen Hollands die Anweiſung gab. Die Kolonien von Maſſachuſetts, Konnecticut, Plymouth und New Haven als „Vereinigte Kolonien von Neu-England“ (1648) unter einer Oberbehörde von 8 gewählten Kommiſſären, ohne beſonderes Präſidentenamt, jedoch auch ohne direkte Bundesexekutive. Bei jeder Zuſammenkunft wählten die Kommiſſäre einen Präſidenten zur Leitung der Verhandlungen. Alle Beſchlüſſe, die nicht mit dreiviertel Majoritäten gefaßt waren, unterlagen der Urabſtimmung in den allgemeinen Verſammlungen der vier Kolonien, und die Ausführung war den ein-

zelnen Staaten überlassen, unterblieb daher auch, wenn diese sich nicht willig zeigten.

In die Tiefen des Ozeans war also der ganze Wust mittelalterlicher Knechtung versenkt, auf dem politischen und zu einem guten Theile sogar auf dem sozial-ökonomischen Gebiete. Doch die „Schrift“, das „Wort Gottes“ Neuen und Alten Testamentes war bewahrt und gerettet als heiliges Kleinod auf die neue Erde und wurde soviel wie möglich als Gesetzbuch für die Ansiedlungen zu Grunde gelegt. Besonders das Alte Testament mit seinen Geboten und richterlichen Vorschriften und mit den noch darin vorhandenen Ueberresten demokratischer Selbstregierung, wo z. B. die ganze Gemeinde über die Angeklagten aburtheilt (wie 1. Kön. 21). „Die Schrift ist die vollkommene Regel eines Gemeinwesens,“ wurde unter Andern in New Haven beschlossen (1639). Daher mußte diese jahrtausende alte rückständige Ueberlieferung denn auch ihre unheilvollen Seiten entfalten. Sie konnte zunächst keine scharfe Waffe darbieten gegen die Sklaverei der heidnischen Indianer und Neger, welche schon in den ersten Jahrzehnten bei den Kolonisten sich einzuschleichen begann, und später, eben durch die Schrift und ihre Prediger gestützt, zu einem so verderblichen Uebel heranwuchs. Sie nährte ferner die Idee eines bevorzugten rechtgläubigen Gottesvolkes und die Idee der Verfolgung des Unglaubens und Irrglaubens und drohte mit diesen verderblichen Giftgewächsen den Lebensbaum der jungen Freiheit zu ersticken.

Zwar die ersten Ankömmlinge Neuenglands, die Pilgerväter, hatten Duldung gelernt in Holland, in dessen freien, um ihre Unabhängigkeit kämpfenden Gewerbe- und Handelsstädten die Angehörigen der verschiedensten Religionen und Sekten sich zusammenfanden, und wo auch, wie wir gesehen haben, neben der Bibel der Glaube an die natürlichen Rechte des Menschen herrschte. Dort hatten sie ihre freieren independentischen Grundsätze ausgebildet, und sie ließen sich nicht zu religiöser Verfolgung leiten. Dagegen die Puritaner in Massachusetts errichteten zeit-

weilig wieder ein irdisches Gottesreich ähnlich dem kalvinischen in Genf. Jeder mußte dem öffentlichen Gottesdienst anwohnen. Wegbleiben wurde mit Geld und Auspeitschen bestraft, ebenso Leugnen der Eingebung und Unfehlbarkeit der „Schrift", und dieses bei hartnäckigem Beharren sogar mit Verbannung oder Tod. Bischöfliche, Baptisten und Quäker wurden ausgetrieben, von den letzteren, wie oben erwähnt, vier gehenkt. Auch drei Hexen abgethan. Ebenso konnten nur Mitglieder der puritanischen Kirche das volle Bürgerrecht genießen, nur solche waren in die Bundesbehörde wählbar, und nicht puritanische Kolonien wurden überhaupt vom Bunde zurückgewiesen. Ganz wie in Altisrael war in Neuengland Staat und Kirche vermählt. In ähnlicher Weise wurden übrigens auch in Virginien, wo die bischöfliche Hochkirche herrschte, Katholiken und später die Quäker, auch zeitweise Puritaner und Independenten ausgeschlossen, während in dem vom katholischen Lord Baltimore gegründeten, aber von mehr Protestanten als Katholiken besiedelten Maryland die verschiedenen Sekten lange Zeit friedlich beisammen wohnten. Wenigstens wer an die Gottheit Christi glaubte, fand Aufnahme und Duldung. Wer diese freilich leugnete, oder die Dreieinigkeit, oder sich Gotteslästerung zu Schulden kommen lies, war auch hier mit Todesstrafe bedroht.

Diese unheilvolle Verbindung von Kirche und Staat entsprang aus der Bibel, insbesondre dem Alten Testament, und sie konnte nur gelöst werden, wenn ein andrer Standpunkt, derjenige der selbstberechtigten Menschennatur betreten oder wenigstens neben der Bibel aufgerichtet wurde. Die Quäker thaten dies, wie wir oben gesehen, aber auch schon die amerikanischen Baptisten beschritten diese Höhe der Gesinnung. Zwar in Neu-England wurden sie mit ihren Freiheitsideen, die das puritanische Gemeinwesen zu revolutiiren drohten, vertrieben. Jedoch gelang es ihnen einen eignen Staat zu gründen in Rhode Island und dort ihre Grundsätze ins Leben einzuführen. Roger Williams war es und Anna Hutchinson, die sich ihm mit der gleichen Lehre zugesellte, welche diesen so außerordentlich

wichtigen und heilbringenden Fortschritt, der heute noch in keinem einzigen Lande Europas vollbracht ist, die Trennung der Kirche vom Staat und die Freiheit der Meinung verwirklichten (1638—44).

Jemanden zu zwingen den religiösen Versammlungen solcher beizuwohnen, die einen verschiedenen Glauben hegen,—wie in Massachusetts geschah — ist eine offene Verletzung der natürlichen Rechte des Menschen, und die Lehre von der Verfolgung in Gewissenssachen ist auf das Deutlichste und Traurigste der Lehre Jesu Christi entgegen. Die Beamten sind nur die Agenten des Volkes oder seine Vertrauensmänner, welchen niemals geistliche Gewalt in Angelegenheiten der Religion übertragen werden kann, denn das Gewissen gehört dem Individuum und ist kein Eigenthum der politischen Körperschaft. Die Obrigkeit soll das Verbrechen aber nicht die Meinung bestrafen, und sie darf daher auch nicht einschreiten, selbst wenn es sich darum handelte, eine Kirche vor Abfall und Ketzerei zu bewahren. Gott allein ist der Herr der Gewissen. — Das waren die Grundsätze, welche schon vor zwei und einem halben Jahrhundert Roger Williams predigte und verwiklichte. Natürlich trat er auch für politische Selbstregierung ein, und sogar für Gleichberechtigung im Landbesitz. Aus den Ländereien, die er mit Andern von dem Indianerhäuptling Miantonomoh zum Geschenk erhielt, bildete er deßhalb auch nicht etwa ein Herrengut für sich, sondern er vergab jedem nach Bedarf, bis er keine mehr hatte.

Daher sammelten sich denn im Staate der Meinungsfreiheit Leute der verschiedensten religiösen Ansichten, und wie der Geschichtsschreiber Bancroft sagt, „wenn Jemand seine religiösen Ueberzeugungen verloren hatte, durfte er sicher sein sie in irgend einem Dorfe von Rhode Island wieder zu finden.“ Demgemäß gab es auch keine religiösen Schranken für die bürgerlichen Rechte. Alle waren gleichberechtigt, alle durften an den öffentlichen Verhandlungen theilnehmen, alle sich um

ein Amt bewerben, und jedes Gesetz bedurfte der Bestätigung in den Urversammlungen.

Was werden nun die Quäker in ihrem Staate West New Jersey (seit 1677) dieser Freiheit noch hinzuzufügen haben? Natürlich, daß sie das Gesetz aufstellten: „Keine Person soll zu irgend einer Zeit, in irgend einer Weise, oder unter irgend einem Vorwande, belangt werden, oder wenigstens gestraft oder geschädigt werden wegen ihrer Meinung in religiösen Dingen." Dann prägten sie hauptsächlich das Verhältniß der Abgeordneten zu ihren Wählern schärfer aus. Die Wähler sollen ihren Abgeordneten allgemeine Weisungen ertheilen welche diese unter Handschlag und Siegel geloben zu befolgen. Der ungehorsame Abgeordnete kann von irgend einem seiner Wähler vor der Abgeordnetenversammlung belangt werden. Der Schilling, welcher jedem Abgeordneten als Vergütung täglich gestattet ist, soll ihm von seinen unmittelbaren Auftraggebern gezahlt werden, zum Zeichen, daß er der Diener des Volkes sei. Die vollziehende Behörde besteht aus 10 Kommissären, die jedoch nicht aus allgemeiner Wahl hervorgehn, sondern von der gesetzgebenden Versammlung ernannt werden. Und endlich beschlossen jene Quäker schon „alle und jede Person in der Provinz soll mit Hilfe des Herrn und dieser Grundgesetze frei sein von Unterdrückung und Sklaverei"; und die aus Deutschland in der Gegend von Worms durch die Agitation W. Penns nach Pennsylvanien eingewanderten Quäker sprachen diese Freiheitslehre noch besonders zuerst in Betreff der Neger aus (1688): „daß es nicht recht wäre für Christen, Negersklaven zu kaufen oder zu halten." Denn die Deutschen, welche keine Kolonien besaßen, und denen daher Geldgewinn die Augen nicht blendete, waren von jeher am meisten gegen Negersklaverei eingenommen.

Ueberblicken wir nun diese Verfassungen der nordamerikanischen Kolonien, welche hauptsächlich von Solchen gegründet wurden, die für ihre re-

ligiösen Ueberzeugungen und ihr Freiheitsstreben eine Stätte suchten und fanden, so sehen wir überall die Volksherrschaft triumfiren, und zum Theil auf breitester Grundlage. Es bildeten jene jungen Gemeinwesen, und nicht blos die oben genannten, demokratische Republiken, welche nur ein loses Band, mehr des Schutzes als der Untergebenheit, mit der Regierung des Mutterlandes verknüpfte. Die demokratische Regierung der religiösen Gemeinde war vollständig auf die politische Verfassung übertragen. Die Brudergemeinden der ersten Christen hatten sich am letzten Ende in demokratische Republiken Amerika's verwandelt. Und was noch besonders bemerkenswerth: fast alle die politischen Grundsätze und Einrichtungen welche heutzutage von denjenigen unter uns freisinnigen Deutschamerikanern, die sich hauptsächlich „radikal“ nennen, als Aufgaben für die Gegenwart und sogar für kommende Jahrhunderte aufgestellt und gepriesen werden, finden wir in jener um zwei Jahrhunderte zurückliegenden Vergangenheit schon verwirklicht! So die Urabstimmung über die Gesetze; die Ansicht, daß die Beamten blos die Agenten und die Diener des Volkes seien, daß die Abgeordneten nicht aus dem Distrikt der Wähler zu sein brauchen, daß sie bestimmte Weisungen von ihren Wählern erhalten und im Falle sie von diesen abweichen, belangt werden können; so auch endlich die Einrichtung, daß die Exekutive nicht in der Person eines einzelnen Mannes gipfelt, oder die sogenannte Abschaffung der Präsidentschaft, welche in erster Linie das Losungswort des „Bundes der Radikalen“ bildet. So reich und fruchtbar war der direkt der religiösen Gluth entspringende politische Geist, daß er unter seinen mannigfaltigen Versuchen auch diese erzeugte. — Warum haben aber diese und andre oben erwähnte ursprüngliche Einrichtungen sich seit 2 Jahrhunderten nicht weiter in der Union verbreitet, als daß sie heute wieder als neue aufgestellt werden können? Geschah es, weil nur die erste Begeisterung sich zu solchen Folgerungen erhob, oder vielleicht weil dieselben sich irrthümlich und unbrauchbar erwiesen, oder endlich weil vielleicht erst wieder die Verkehrsmittel der heutigen

Zeit die urwüchsigsten Einrichtungen der Demokratie in ihrer Ausdehnung auf ein weites Gebiet gestatten? Es würde die Grenzen unsrer jetzigen Aufgabe überschreiten, diese Fragen zu beantworten. Uebersehen wir für jetzt nur noch die weitere Thatsache nicht, daß jene ersten Kolonisten auch in der Grund- und Bodenfrage höchst wichtige Beschlüsse faßten und durchführten, welche den ganzen heutigen Verhältnissen der Ver. Staaten ihren Karakter ausprägen halfen. Sie haben das Feudalsystem, das man ihnen ebenfalls auflegen wollte, den Erbadel, die Pächterei und Erbpächterei zurückgewiesen, und die Ländereien, welche zuerst gewöhnlich einzelnen Gesellschaften oder einzelnen Personen von den englischen Königen geschenkt und von den Indianern verkauft oder abgetreten wurden, zum freien Eigenthum für sich und die nachfolgenden Ansiedler gemacht, die Landspekulation verhindert und sogar, wie in Virginien die Anhäufung allzugroßen Landbesitzes (über 2000 Acker) in einer einzigen Hand, selbst wenn es durch Geschenke geschehen sollte, ausdrücklich verboten. — Also doch ist noch am Ende des Protestantismus, nachdem er die Weltflucht und Knechtseligkeit des Evangeliums überwunden und zur Religion der politischen That sich durchgeklärt, in Erfüllung gegangen, was er am Anfang so heiß ersehnte, aber vergeblich mit seinem Blute erkaufen wollte die Freiheit des Bauern. Auch der Bauer ist freier und wohlhabender Landbesitzer geworden in den neuen Kolonien, ja sogar der kommunistische Besitz, der Traum Pfeiferhänsleins und Münzer's ist wenigstens einige Jahre lang in Geltung gewesen. Was ihr blutig Gemordeten einst erstrebt, ihr deutschen Bauern, eure späten Nachkommen finden es über dem Ozean, nicht umsonst lebt in ihnen der unwiderstehliche Zug, der sie schaarenweise herüberführt. Opfert gern euer Leben, ihr Menschenkinder, heilbringender im Frieden als im Kriege, für eine gerechte Sache, ihr dürfet sicher sein, daß eure Nachkommen den Segen eures Strebens genießen werden. Und werdet von Dank erfüllt gegen die Menschheit, alle gegenwärtigen Geschlechter; was ihr an Wohlthaten in der mensch-

lichen Gesellschaft empfanget, Menschen haben es errungen, haben dafür gestrebt, geduldet, gekämpft, sind vielleicht im Frieden dafür verelendet, oder haben im Todeskampfe dafür gestöhnt. Und habt ihr selbst durch gleiche Arbeit für der Menschheit Wohl eure Schuld an die Menschheit schon abbezahlt?

—o—

32.

Wir dürfen nicht weiter mehr hereintreten in diese Ver. Staaten und in diese Gegenwart, da sie beide nicht mehr der protestantischen Kultur sondern schon dem aufblühenden Menschenthum angehören. Werfen wir nur noch einen letzten kurzen Blick über das ganze Gebiet und die Entwicklung der republikanischen Strömung des Protestantismus, die wir in diesem Abschnitte betrachtet.

Luther hatte das Christenthum, wie es auch von Jesus dargelebt und von den Schriften des Neuen Testamentes dargestellt wurde, noch vorwiegend als die Religion des inneren Glückes und des äußeren Leidens aufgefaßt. Er stand entschieden nur auf dem Evangelium und wies das Alte Testament wie Vernunft und Natur zurück, wo sie diesem widersprachen. Mit Zwingli und Kalvin tritt die protestantische Religion von der Kanzel des Predigers und aus der Familienstube des Gläubigen in das öffentliche Volksleben hinein und fängt in demselben an eine selbständige und republikanische Gemeinschaft zu organisiren. Diese wählt ihre Geistlichen und Aeltesten und macht ihre Gesetze, sie erweitert dann ihren Zusammenhang durch Provinzialsynoden und eine Landessynode in Frankreich und gestaltet sich zugleich in eine der Repu-

blick zuneigende politische Partei um. Sie siegt in den Niederlanden und erklärt sich zum Freistaat. Sie wirft die Vorrechte des geistlichen Standes ab bei den Presbyterianern in Schottland. Sie erweitert sich von neuem zur großen siegreichen republikanischen Macht in England. Dort legt sie auch bei den Independenten das über der Gemeinde stehende Beamtenthum, den Zwang der Glaubensbekenntnisse und jede staatliche Bevormundung bei Seite. Der Uebergang von der religiösen oder kirchlichen Selbstregierung zur politischen wird einerseits durch die äußern Verhältnisse bewirkt, namentlich durch die republikanische Verfassung der Schweiz und durch den Kampf mit dem katholischen oder halbkatholischen Königthum, wie in Frankreich, Holland, Schottland und England. Andrerseits, in geistiger Hinsicht, entweder durch den engeren Anschluß an das Alte Testament und sein religiös-politisches Priester- und Profetenthum, wie bei den Schweizern, Schotten und Engländern; oder durch den neu auflebenden Glauben an die Selbstberechtigung und Selbstherrlichkeit der vernünftigen Menschennatur, wie bei Franzosen und Holländern. Dieser Glaube ging vom alten Römerthum aus, von dessen Geistesschätzen ja auch einst das Christenthum gespeist worden war, wurde dann von der katholischen Kirche und den Jesuiten genährt, und von den Protestanten zur Grundlage der politischen Befreiung gemacht. Ihre ausdauernde und siegreiche Kraft aber erlangten diese Ideen erst durch ihren harmonischen Zusammenschluß zu einer neuen Religion. — Während dieser Entfaltung befreit sich auch das religiöse Gemüth nicht blos von kirchlichen Bekenntnissen, sondern auch von dem Joche der äußeren Zeremonien und sogar von dem Zwange des Schriftwortes durch Leveller, Baptisten und Quäker, so daß bei den letzteren das Christenthum nur noch sozusagen als zarte Gewohnheitshülle die reinen Formen des Menschenthums umgiebt. Diese letztere Höhe wird erreicht durch den Glauben an die erleuchtete Menschennatur, die auch mit der reineren Erkenntniß und dem veredelten Gefühle der Neuzeit das Christenthum läutert und vervollkommnet.

Die Herzensreinheit u. Gewissensreinheit, die es predigt, wird beibehalten und die todesbereite Ueberzeugungstreue; die Menschenliebe wird erweitert und erhöht. Dagegen die Weltverachtung, die Glaubensverdammung und die gewaltthätige Herrschsucht fällt hinweg, die Wunderzauberei und der sonstige Aberglaube verschwinden bis auf geringe Ueberreste. Die staatliche Frucht dieser Höhenentwicklung ist die allgemeine, gleichberechtigte und durch keinen Glaubenszwang getrübte Volksherrschaft an den neuen Gestaden des Ozeans, wo die Wünsche der einst hingemetzelten Bauern so gut in Erfüllung gehn, wie das Sehnen der glaubensverfolgten Unterthanen nach freier Religionsübung und das begeisterte Streben des Republikaners nach freier Selbstregierung.

Indem so das Christenthum in seinen letzten protestantischen Ausläufern oder in seinem höchsten aufsteigenden Zweige sich durch die fortschreitende Bildung der Zeit veredelt und zur Brücke wird des Menschenthums, mag es uns auch fast seine schauerlichen Seiten und Thaten vergessen lassen und so den Groll der heutigen Menschengeschlechter gegen die früheren, ihre Voreltern mildern, die dessen Schöpfer und Träger waren. Auch unsre fernen Nachkommen werden einst auf unsre Fehler zurückblicken, die wir vielleicht mit der besten Absicht begingen, vielleicht sogar für unsre Vorzüge hielten.

Und nun zum Schlusse wieder unsre ständige Frage: Hat durch diese ganze, über alle Länder Westeuropas hinziehende republikanische Strömung auch der äußere Wohlstand der Völker gewonnen? Hat sie befruchtend etwa auf Gewerbe und Handel gewirkt, während andrerseits der Protestantismus das Grundherrenthum und das Landbewohner-Elend so sehr begünstigte?

———o———

Industrie, Handel und Nationalreichthum.

38.

Das Streben ein unabhängiges, selbständiges und machtvolles, ein vermögendes, reiches Individuum zu werden, liegt im Protestantismus, und ebenso hat er eine republikanische Bewegung durch ganz Westeuropa hervorgerufen. Wie haben beide auf den Wohlstand gewirkt? Die Verhältnisse des Bodenbesitzes haben wir schon betrachtet. Er schloß sich in Europa seiner konservativen Natur nach an die alten Ideen der Herrschaft und Unterthänigkeit an und führte zu dem Grundherrenthum. Aber Industrie und Handel und Geschäft überhaupt?

Der Trieb nach persönlicher Macht und Reichthum konnte auf das ganze Geschäftsleben nur befruchtend und anspornend wirken, da dieses ja auf das gleiche Ziel ausgeht. Aber der Geist der persönlichen Selbständigkeit und Freiheit mußte sich auch beengt fühlen in den mittelalterlichen Schranken des Gilden- und Zunftwesens, welches nur überall abgrenzte, vorsorgte und vorschrieb, bis auf die Zahl der Meister, Gesellen und Lehrlinge, die Höhe der Löhne und Preise, und vieles Andre. Für den kraftvollen, vorwärts eilenden Unternehmungsgeist der Neuzeit war hier zu wenig Bahn frei. Daher geht denn auch das Drängen und Treiben der protestantischen Weltzeit darauf hinaus diese beengenden Fesseln abzustreifen, die Zünfte und Gilden aufzulösen, oder außerhalb derselben und wo es nöthig war, auch überhaupt außerhalb der alten Zunft-Städte mit ihren Gerechtsamen neue Geschäfte, ja neue Fabrik- und Handelsstädte zu gründen. Diesem Bedürfnisse kam der früher erwähnte Umstand zu Statten, daß man die ländliche Bevölkerung von den Herrengütern vertrieb und durch die grausamsten Strafen zum Eintritt in die Armee der Industriearbeiter nöthigte, wie man auch

in England die Wanderer von den Straßen hinweg zur Marine presste, oder z. B. in Preußen die schönsten Leute zur Garde. Mit diesem Material konnte der industrielle Unternehmer gewinnbringend arbeiten; denn dem Hunger und den Strafen entrinnend, konnten diese menschlichen Arbeitsmaschinen nur die geringsten Ansprüche auf Lohn und Unterhalt erheben. Auch fanden auf sie die beschränkenden und schützenden Regeln der Zünfte keine Anwendung und ihre Menge, die wir an den erwähnten massenhaften Austreibungen und Bestrafungen bemessen können, gestattete den Manufakturen und den Handelsgeschäften hinsichtlich der Arbeitskräfte beliebige Vergrößerung. Indem also das Ackerland von Menschen geklärt wurde, wuchs die Industrie und wuchsen die Industrie- und Handelsstädte empor. — Nun kamen zu den lebenden oder bewußten Maschinen im Laufe der Zeit aber auch immer mehr die unbewußten, aus Stahl und Eisen verfertigten, welche der Trieb des Menschen zur Herrschaft über die Natur und seine fortschreitende Erkenntniß derselben erzeugte. Mit immer größerer Kraftentfaltung in immer größerer Anzahl und mit immer vollkommeneren Leistungen gesellte er sie der menschlichen Arbeit bei als die unermüdlichsten und willigsten und pünktlichsten Gehilfen, welche auch genau nur soviel Aufwand zum Unterhalt bedürfen, als nöthig ist, damit sie ihre Arbeit leisten können. Wie mußte der Geschäftsherr sich in seinem Selbstgefühle, in seinem Streben nach persönlicher Macht, nach Vermögen und Reichthum gehoben fühlen, wenn er sah, wie diese Hunderte, vielleicht Tausende arbeitsamer Menschen von Glockenschlag zu Glockenschlag rastlos sich rühren und abmühen, mit Kopf und Händen und Füßen, auf alle erdenkliche Weise, und alle Räder und Kolben und Werke, und die Stoffe und Kräfte der Natur sich regen, nach seinem Belieben und Winke; und wie er so und so vielen Familien nach Willkür und Gnade das Brod sich erwerben oder wieder entziehen und der Noth sie preisgeben kann, gleich einer gütigen oder zürnenden Vorsehung! Und dabei sieht er sich stets zunehmen an Ansehen und Ehre und Reichthum, den ganzen Strom

Arbeitskräfte und der Mühen und Sorgen aller Glieder des waaren-
duzirenden Gemeinwesens als klingendes Gold in seiner Kasse ein-
melnd. In der That es ist der neuzeitige Fabrikherr ein ganz
rer, selbständigerer, großartigerer Gebieter, als der zünftige Meister
oar, und selbst ein willkürlicherer Herrscher als der an Bräuche und
echtsame aller Art gebundene Lehensgrundherr, ja in seinem Ge-
ts- und Arbeiterreiche ein weit unumschränkterer Regent als irgend
Fürst in einem zivilisirteren Staate der Neuzeit. So prägte der
b nach Selbstherrschaft, Vermögen und Reichthum, wie er im
ndbesitze zum Grundherrenthum geführt hatte, in Industrie und
häft zu einer neuen Art von Herrenthum sich aus, zum Geschäfts-
Geldherrenthum. Und das Geschäftsleben nahm dabei außeror-
ichen Aufschwung.

ie mochte aber die entgegengesetzte Bewegung, die demokratisch re-
kanische wirken? Auf das Loos und das Begehren der gedrückten
geknechteten Arbeiterwelt war sie noch überall ohne merklichen Ein-
Die christliche Gesellschaft betrachtete damals und seither die
der Lohnarbeiter als zum Willen der Vorsehung gehörig, und sah
ion als höchst löblich an, daß Diejenigen welche durch deren Arbeit
hert werden, ihnen wenigstens wieder den nothdürftigen Lebensun-
t dafür reichen. Aber im Mittelstande, gerade im Geschäfts- und
werkerstande, natürlich auch bei den zur Reformationszeit noch
ichen kleineren Gutsbesitzern, da loderte das religiöse und revolu-
e Feuer. Und die ganze unaufhaltsame Begeisterung, die zähe
ie, die todesmuthige Kühnheit, mit welcher die siegreiche religiös
che Sturmfluth in Holland und England sich über die Herzen er-
ie mußte eine nie dagewesene Energie und Lebendigkeit dem gan-
tenschenwesen und auch seinem Geschäftsleben mittheilen, zumal
e Waffenkämpfe vorüber und das Ringen der Partei besänftigt
Denn die einmal bis in ihre innersten Quellen aufgeregte Kraft
Volkes kann so wenig wie beim einzelnen Menschen oder so wenig

wie jede Bewegung überhaupt plötzlich still gestellt werden, ohne ihre Stärke entsprechende Wirkungen auszuüben. Wie. der Stoß oder Schlag zweier Körper auf einander in Bewegung der einzelnen Theilchen, in Wärme und Licht übergeht, so werden durch die heftigen Parteikämpfe alle Theile des Volkes in ihrem Innersten erregt, und neues Leben, neue Kräfte, neue Wagnisse, neue Unternehmungen, neue Erfindungen, neuer Fortschritt sprüht auf allen Gebieten, in allen Berufsarten hervor. Daher pflegen die großen siegreichen Revolutionen wie die niederländische, die englische, die amerikanische, die französische im ganzen Volksleben auf allen innern wie äußern Gebieten, neue Perioden zu begründen und mit sich heranzuführen. Und so war auch für die Niederlande ihr Befreiungskampf, und noch ehe er zu Ende geführt, und für England seine Revolution der Anfang einer nie gesehenen Blüthe des Geschäftslebens.—Hier in den Vereinigten Staaten besitzen wir eine ganz ähnliche, aber gesetzlich friedliche Auf- und Anregung in den alle vier Jahre wiederkehrenden Präsidentenwahlen.

Noch in andrer Weise begünstigte und befruchtete die protestantisch-republikanische Strömung das Geschäftsleben. Durch die zahlreichen Neubildungen religiöser Gemeinschaften, durch den Geist der brüderlich gleichberechtigten Vereinigung, der das ganze Volk durchzog, wurde auch die Vereinigung, die Assoziation zu Geschäftszwecken begünstigt. Daher sehen wir in Holland und England an Stelle der unfreien Zünfte die außerordentlich zahlreichen freien Geschäftsgesellschaften, zuerst besonders Handelsgesellschaften entstehen, die alle Länder befahren und unter denen die merkwürdige Englisch-Ostindische Kompanie schließlich ein Reich von über 200 Millionen ihren Handelsinteressen und ihrer Verwaltung unterwarf und bis vor 2 Jahrzehnten (1858) regierte. Auch die Erfindung und Gründung der großen Kreditinstitute gehört dahin, die Emissionsbanken und die Aktiengesellschaften, welche in den Niederlanden unter Mitwirkung der aus Spanien vertriebenen geschäfts-

ten Juden ihren Ursprung nahmen, und ohne welche das großar-
neuzeitige Geschäftsleben kaum denkbar wäre.

as jedoch diesen ganzen Geist und Sinn für eine großartige Ge-
sthätigkeit erst recht zur Blüthe brachte, das war die erhöhte Be-
rung für die nationale Selbständigkeit, für die nationale Größe,
as Wohl und den Reichthum des eignen Volkes, der eignen Na-
welche durch die religiös politischen Kämpfe des Protestantismus
ndet wurde. In der alten, katholisch christlichen Welt waren die
r verbunden durch die gemeinsame Kirche mit dem päpstlichen
haupte, und lange Zeit hindurch auch durch den gemeinsamen Kai-
das Oberhaupt des heiligen römischen Reiches deutscher Nation
zugleich das weltliche Haupt der Christenheit. Die einzelnen Na-
n, soweit sie sich schon unterschieden hatten, waren Glieder in die-
religiösen Völkerverbande und hatten auch das ganze Mittelalter
urch eine gemeinsame Aufgabe, den Kampf gegen den Feind der
stenheit, gegen die Macht der Sarazenen, der zuweilen, wie in den
zzügen, sie alle mit der gleichen Begeisterung durchloderte. Mit
Reformation hörte der allgemeine Glaube, die allgemeine Kirche und
allgemeine Kaiserthum auf, und die einzelnen Nationen, die prote-
ischen voran, begannen sich als selbständige Gemeinwesen loszulö-
die für ihr eignes Dasein, ihre unabhängige Selbstregierung, ihre
e Wohlfahrt kämpften uud arbeiteten.

chon wieder dieses Lostrennen und Differenziren, dieses Vereinzeln
einem größeren Ganzen, dieses Hervortreten des Individuums aus
Gemeinschaft. So gingen aus der allgemeinen, der katholischen
he die einzelnen protestantischen Kirchen nnd Sekten hervor, aus den
en die selbständigen einzelnen Gemeinden und schließlich die in ihren
uben und Gewissen selbständigen einzelnen Mitglieder. So schie-
sich aus dem Lehensverbande die selbständigen Grundeigenthümer,
den Zünften die selbständigen Geschäftsherrn, und aus dem heiligen
ischen Reiche und aus der allgemeinen Christenheit die einzelnen

selbständigen, weder Papst noch Kaiser mehr untergeordneten Staaten und Nationen. Das protestantische Holland nebst England waren es vor allen andern, die gegen die katholische Hauptmacht des Abendlandes, gegen Spanien, sich frei und ledig kämpften, und mit Ruhm bedeckt sich die Achtung und Bewunderung der Welt errangen. Wie mußte da der Stolz auf das eigne Volk und die Liebe zum Vaterlande erglühen, zum Vaterlande, das zugleich die Stätte des Kampfes und Sieges der Wahrheit und Freiheit war! Und wie mußte der Handel, von den Entdeckern neuer, wunderbarer Länder geleitet, im unaufhaltsamen Siegesrausche von Küste zu Küste hineilen überall die vaterländische Fahne aufzupflanzen, die Herrschaft des eignen Volkes auszubreiten, die Erzeugnisse des heimischen Gewerbfleißes auszutauschen und die Reichthümer fremder Zonen im Heimathlande aufzuhäufen. Großartig sicherlich ist die Thätigkeit des Handelsherrn, der die Waaren seines Landes nach allen Weltgegenden hin, zu allen Enden der Meere versendet und die Erzeugnisse aller Erdenbewohner wieder für sein Heimathsvolk wie für alle Begehrenden eintauscht, unleugbar erhaben das Bewußtsein, seine Schiffe als Boten des Völkerverkehrs mit allen Gaben der Mutter Erde und mit allen Schätzen menschlicher Kunst beladen auszusenden, um wie an eignem Vermögen zu wachsen, so die bedürftige Menschheit zu speißen, zu befriedigen, zu zivilisiren; zugleich dem Herzen wohlthuend der Gedanke, durch die eigne Thätigkeit und das eigne Gedeihen auch das Wohl, die Macht, den Reichthum und die Geltung der eignen Nation zu erhöhen. Dieser Völkerverkehr reicht auch weiter als das Band des Glaubens gereicht hatte und er führt den Austausch der Sitten und Ideen der Menschen und dadurch den gemeinsamen Fortschritt der Menschheit herbei.

So haben wir denn in der That vor uns was wir in der protestantischen Kultur zu schauen vermutheten, eine höher entwickelte, vollkommnere Fortsetzung der Freiheit und des blühenden Wohlstandes der mittelalterlichen Freistädte. Die freie Gesinnung ist vertieft, gefestigt und

jeklärt. Die politische Freiheit konsequenter und vollständiger durchgebildet und über ganze Staatswesen verbreitet, Gewerbe und Handel von alten Fesseln befreit und über den ganzen Erdball ausgedehnt. Die Hauptsitze aber dieser neuentfalteten Thätigkeit und dieses neu aufblühenden Wohlstandes sind die beiden Länder, welche nach den größten Kämpfen den Schauplatz des Sieges des Protestantismus und zwar es kalvinischen abgaben, Holland und England. Das letztere und rößere zumeist.

34.

Wir haben früher die Gestaltung des Grundbesitzes kennen gelernt d jetzt die Entfaltung von Gewerben und Handel überblickt. Es ibt uns nun übrig das Zusammenwirken beider zu erkennen und ein esammtbild des gewaltigen Nationalreichthums der protestantischen elt in ihrem hauptsächlichen Vertreter, England, zu gewinnen.

Wie müßten die Produktions- und Geschäftsverhältnisse eines Lan- s beschaffen sein, wenn es den größten Nationalreichthum, die größte asse des Reichthums erzeugen sollte, abgesehen davon, wie dieser ichthum unter die einzelnen Bewohner und Volksklassen vertheilt re?

Zuerst was den Bodenbau betrifft, müßte der Grundbesitz so beschaffen sein, daß die Besitzer über hinreichende Mittel verfügen, um alle Bodenverbesserungen und den ganzen wissenschaftlichen Großbetrieb der Neuzeit mit Maschinen und sonstigen Erfindnngen anzuwenden, welcher den meisten Ueberschuß liefert. Zweitens wäre die auf dem Ackerlande etwa ansäßige Bevölkerung, soweit sie zum Großbetrieb selbst nicht nöthig ist, zu entfernen. Drittens wären, um den Reinertrag möglichst zu erhöhen, die nöthigen Arbeiter so niedrig als thunlich zu bezahlen.

Was die Industrie betrifft, so wäre erstlich für eine hinreichende Anzahl von Arbeitskräften zu sorgen, zweitens die Löhne derselben gleichfalls möglichst herabzudrücken.

Noch wäre darauf zu sehen, daß von den Produkten, sei es des Ackerbaus, sei es der Industrie, ein möglichst großer Theil und unter den günstigsten Bedingungen an das Ausland abgesetzt würde. Das wäre die Sache des Handels. Und das dafür hereinfließende Geld, soweit es nicht im Lande selbst durchaus nöthig, würde endlich wieder dazu verwendet an andre Staaten, die dessen bedürfen, zu möglichst hohen Zinsen verliehen zu werden. Das ist die Sache des Geldhandels im Besonderen.

Wäre dann noch das Volk thätig und intelligent, wie bei den protestantischen der Fall, so müßte eine derartig organisirte Nation gerade so gut reich und immer reicher werden, wie ein einzelner Mensch, der bei möglichst kärglichem Leben viel mehr an Waaren produzirt als er verbraucht, dabei stets für einen guten Absatz zu sorgen weiß, und was er an Gewinnst im Geschäft nicht verwenden kann, auf möglichst hohe Zinsen legt. Nur daß bei einem ganzen Volke die guten wie die schlimmen Seiten viel großartiger und greller hervortreten.

Und nach diesem Plane ungefähr hat wirklich auch seit drei Jahrhunderten das englische Volk gearbeitet. Durch Eroberung, Raub, Kauf und Schenkung sowie durch fortlaufende Gesetze hat es den Großgrund-

besitz geschaffen. Durch die Umwandlung der Lehensgüter in Privatgüter und die staatlich unterstützte unmenschliche Austreibung der früheren Bewohner sowie durch die Ausweisung der Kleinpächter und die Zusammenlegung ihrer Grundstücke zu Großpachten hat es den landwirthschaftlichen Großbetrieb durchgeführt, und ist noch in dessen Durchführung begriffen. Dabei liefert die ausgetriebene Bevölkerung der früheren Landbewohner und Pächter einen steten Ueberschuß an Landarbeitern, wodurch die Löhne so weit herabgedrückt werden, daß die Armenkassen noch darauf legen müssen um nur die nöthige Anzahl am Leben zu erhalten. Dieser Ueberschuß wird aber noch vergrößert durch die stetige Einführung neuer landwirthschaftlicher Maschinen, welche einen Theil der seitherigen Arbeitskräfte überflüssig machen. Außerdem durch die geburtliche Vermehrung. Für wissenschaftlichen Großbetrieb, hinreichende Arbeitskräfte und geringsten Lohn, also für größten Ueberschuß an Ertrag ist mithin in der Landwirthschaft gesorgt. Und da die Industriebevölkerung Englands so groß ist, daß dessen einheimische Ackerbauprodukte nicht hinreichen sie zu nähren, so finden dieselben schon im eignen Lande guten Absatz und brachten bis in die neueste Zeit, wo Amerika als Konkurent auftritt, auch gute Preise und den Landlords Reichthümer.

Was fangen aber nun die vom Landbau und Pacht Vertriebenen und die durch Maschinen Ersetzten und überschüssig Gewordenen nebst deren Nachkommen an? Sie wenden sich der Industrie und dem Handel zu, und sie wurden früher, wie wir gesehen, durch die grausamsten Strafen, Auspeitschen, Brandmarken, Ohrenabschneiden, Hängen dazu gezwungen. Durch diesen Zufluß an Arbeitskräften werden nun aber auch die Löhne der Industriearbeiter möglichst herabgedrückt und somit auch dieser Vortheil für den Reinertrag der Industrie gewonnen. Dazu kommt nun hier am allermeisten die stetige Einführung neuer, arbeitsparender Maschinen, und ebenso die geburtliche Vermehrung. Deßhalb treten denn schließlich die gleichen Folgen der Verelendung, der Woh-

nungs- und Nahrungsnoth und der Entsittlichung ein, welche wir bei dem versklavten und verkommenen Landarbeiterthum beobachteten. Bei den Minen- und Eisenbahnarbeitern, dann in den großen Mittelpunkten der Industrie und des Handels, London, Liverpool, Glasgow und andern stoßen wir auf dieselben Szenen des Elends wie in den zerfallenden Hütten der Ackerbauproletarier. Giebt es doch z. B. in London, „ungefähr 20 große Kolonien, jede ungefähr 10,000 Personen stark, deren elende Lage alles übersteigt, was jemals anderswo als in England gesehen worden ist" (öffentl. Gesundheitsbericht 1866). So daß man, die amtlichen Berichte darüber lesend, nicht weiß, ob man das städtische oder das ländliche Elend größer nennen soll. Das Ackerbauelend ist gleichmäßiger, mit den Jahreszeiten regelmäßig verlaufend, im Sommer geringer, im Winter größer. Das Industrieelend ist wechselnder, je nach den Verhältnissen des Weltmarktes und den Geschäftskriesen. Die schlechtest bezahlten Arbeiter trifft es häufig, fast fortwährend, aber es kann bei monatelanger Arbeitslosigkeit auch die bestbezahlten erreichen, wann das kleine Kapital, das in der Bank lag, aufgezehrt ist, und der Hausrath Stück für Stück in das Pfandhaus wandert. Doch ich will den Leser nicht mit der Wiederholung solcher Elendsberichte ermüden, welche uns zeigen, aus welcher Vermoderung menschlichen Glückes, und aus welchem äußeren Schmutze die prahlende Pflanze des Reichthums hervorschießt. Nur sei auch erwähnt, daß in den letzten Jahrzehnten die englische Gesetzgebung durch Fürsorge für die Jugend und für den gesunden Aufenthalt in den Fabriken Manches zur Verbesserung beigetragen hat.

Die Bevölkerung des Ackerbaus wie der Industrie wird durch die Maschinen stets theilweise überschüssig gemacht. Außerdem vermehrt sie sich von Natur. Endlich wird sie massenweise aus den Dorfschaften und den Pachten vertrieben. Was bleibt nun diesen von der heutigen Gesellschaft der protestantischen Welt Verstoßenen übrig? Dreierlei Wege stehen ihnen offen. Sie können ins Armen- und Arbeits-

haus gehn, sich dort nach Arbeit und nothdürftigstem Aufenthalt und Unterhalt umsehen, was sie zwar oft fast mehr wie den Tod fürchten, was aber wie früher erwähnt, manchmal die halbe Bevölkerung ganzer Dörfer that. Oder aber, wenn sie noch Geld genug zusammenbringen, so eröffnet ihnen die Auswanderung in neu besiedelte Länder eine bessere Zukunft, wovon auch z. B. in den Jahren 1851—61 über eine und eine Viertelmillion Irländer Gebrauch machten. Oder aber, wenn ihnen keines von beiden gelingt, dann bleibt ihnen eben nur noch übrig zu verelenden und zu verhungern, was im Jahre 1846 ebenfalls über eine Million Irländer thaten, und im gegenwärtigen Jahre wieder etwa eine halbe Million zu thun versucht.

Das sind die Mittel, durch welche der Ertrag der nationalen Produktion, der Nationalreichthum, auf das höchste gesteigert wird: Verjagen der Landbevölkerung, Einzwängen in die Werkstätten der Industrie, niedrigste Löhne und schließlich Armenhaus, Auswandern und Verhungern für die Ueberschüssigen. — Kein Wunder, daß du schließlich einen Darwin, den Lehrer des Daseinskampfes erzeugt hast, o England, denn du bist schon längst der verkörperte Kampf ums Dasein in grellster Gestalt gewesen.

Schrecklich sind diese Mittel, doch sie sind probat und erfüllen ihren Zweck, und werden darum auch von den Verehrern des Nationalreichthums gepriesen. „Es ist ein durchaus falscher Schluß, daß Entvölkerung vorhanden sei, weil man Leute nicht länger ihre Arbeit im offnen Felde verrichten sieht. Sind ihrer jetzt weniger auf dem Lande, so sind ihrer desto mehr in den Städten.... Wenn nach Verwandlung kleiner Bauern in Leute, die für Andre arbeiten müssen, *mehr Arbeit flüssig gemacht* wird, so ist das ja ein Vortheil, den die Nation wünschen muß," sagt ein englischer Schriftsteller. — Daß aber wenigstens die Verhungerten und außer Landesgetriebenen nicht mehr da sind, ist doch wohl kein ganz falscher Schluß und hat vielmehr Irland seit 40 Jahren um 3 Millionen Einwohner ärmer gemacht. — Ein andrer

steht in dem erwähnten Hetzjagen, Schinden und Hängen der Vagabunden sehr lobenswerther Weise den Ernst, mit welchem sich die Engländer auf „Ermuthigung der Manufakturen und Beschäftigung der Armen" verlegt haben. Und ein Dritter nennt sogar in dem gleichen Sinne die unmenschliche Menschensäuberung der Sutherland'schen Güter „eine der wohlthätigsten Klärungen seit Menschengedenken"! Wenn Geldgewinnst alles, Menschen nichts bedeuten, sicherlich ja. Aber ist denn die Erde nicht da um glückliche Menschen zu nähren? Oder ist sie nur da um mit Hilfe verelendender menschlicher Arbeitsmaschinen Gold aus ihren Eingeweiden zu pressen für eine Minderzahl überreicher Egoisten und Genußlinge?

Doch wir sind mit dem ganzen Prozeß der Entstehung des nationalen Reichthums noch nicht zu Ende, wir haben eine Seite desselben noch nicht betrachtet, den Absatz des Waarenüberschusses im Ausland. Hier gilt es dem einheimischen Handel überall neue Absatzgebiete zu eröffnen. Und das hat auch England nach Kräften gethan, sei es auf friedlichem Wege, sei es mit Hilfe seiner auswärtigen Politik auf kriegerischem. Es hat den Weltmarkt mit den Erzeugnissen seiner Industrie überschwemmt und beherrscht, es hat in allen Erdtheilen Kolonien oder unterthänige Staaten gegründet, und hat seine Flagge und seine Kanonen an allen meerbeherrschenden Punkten aufgepflanzt. Und wie es seine eignen Produkte überallhin versandte, so hat es auch die Reichthümer aller Länder auf seiner Insel versammelt, hat seine Hauptstadt zum Geldschranke der Menschheit, und alle geldbedürftigen Regierungen sich zinsbar gemacht. Und Kriege hat es geführt so ziemlich mit allen Völkern der Erde um seine Interessen und Handelsvortheile zu wahren. Und die Negersklaverei hat es einführen helfen und den schrecklichen Sklavenhandel, alles um Gewinnst auf Gewinnst zu häufen, wie wohl es allerdings auch am frühesten und energischsten denselben wieder abgeschafft hat. „Das sind die Gesetze des Handels und der Natur und Gottes" — rufen uns auch hier englische Schriftsteller

entgegen, zum Zeichen, daß ihnen die unumschränkteste Willkür und Habsucht des Einzelnen wie der Nation völlig zur Religion geworden ist, daß ihre protestantische Religion und Moral auf den Egoismus hinausgelaufen, auf die Selbstsucht, die keine Rücksicht auf das Wohl der Andern, keine Menschenrechte mehr kennt. So war es bei dem Grundherrenthum, so bei den Geschäfts- und Handelsherrn.

In der Versklavung und Vernichtung niedrig stehender Stämme zum Zwecke der Einheimsung von Reichthümern war übrigens besonders auch das andre aufblühende protestantische Volk sehr stark, die Holländer. Um nutzbringende Sklaven für Java und recht viele wohlgefüllte Kaffeesäcke zu erhalten, raubten sie z. B. auf die schnödeste Weise die Eingebornen der ostindischen Inseln, und in Java selbst haben sie durch ihre habgierige Menschenschinderei unter Anderm die Bevölkerung der Provinz Banjuwangi in 60 Jahren von 80,000 auf 8,000 herabgebracht. Aber der Nationalwohlstand hob sich auch bei ihnen ungeheuer, so daß sie schon im 17. Jahrhundert soviel Kapitalien besaßen als das ganze übrige Europa zusammen genommen, und die Zahl ihrer Schiffe die der übrigen Staaten des Festlandes überstieg.

——o——

35.

Das Ziel des Nationalreichthums, das zur Rechtfertigung der Vertreibung und Verelendung ganzer Volksmassen angeführt wurde, ist sicherlich in Holland und England in hohem Grade erreicht worden Doch genau genommen, immer noch nicht durchaus folgerichtig. Es ließe sich dieses System der Produktion jedenfalls noch bedeutend verbessern. Erstlich ist es z. B. offenbar ein für den Volkswohlstand nachtheiliges Prinzip jeden Beliebigen verhungern zu lassen, der, ob jung oder alt, gerade keine Unterstützung mehr oder kein Geld zum Auswandern findet. Immer nur die Arbeitsunfähigen, die Alten, Schwachen und Kranken dürften verhungert werden, die nur verbrauchen, nichts verdienen können, das wäre für den Nationalreichthum von größerem Vortheil. Ebenso ist es ein falsches Prinzip die Leute, die in Industrie und Ackerbau überzählig sind, erst etwa bis in das arbeitsfähige Alter zu ernähren und dann auswandern zu lassen. Was sie bis dahin verbrauchen an Ernährungs- und Erziehungskosten, geht dem Wohlstand des Landes ab. Viel vortheilhafter, es werden, ganz wie bei den alten Lazedämoniern mit den schwächlichen Kindern geschah, so alljährlich die überzähligen Kinder, für die nach der Durchschnittsberechnung weder Ackerbau noch Industrie eine Verwendung haben wird, etwa ausgelost und alsbald nach der Geburt aus dem Lande und Leben befördert, statt sie mit so und soviel Kosten heranzuziehen, bis sie doch auswandern oder verhungern müssen. Das wäre erst wahrhaft folgerichtig und nützlich für das reine System des Nationalreichthums. Gleichwohl noch ungemein folgerichtiger wäre es, daß in einem solchen Lande des Geldmacherthums auch Niemand geduldet würde, der nicht nach Kräften dafür arbeitet den nationalen Reichthum zu vermehren; und ebenso wenig irgend Jemand der mehr von den nationalen Gütern, von den

produzirten Waaren verbraucht, als unbedingt nöthig. Denn durch all dieses Faullenzen und Verprassen werden Arbeitsprodukte vergeudet, die mit Gewinnst an das Ausland hätten verkauft werden können zur Erhöhung des Reichthums der Nation. Nun ja, darum wurden ja alle die Nichtsthuer und Strolche und Tagdiebe und Vagabunden, die nur verzehren und nichts arbeiten wollen, eingefangen und ausgepeitscht und zur Arbeit gezwungen. Ja wohl, aber eine ganze Anzahl von Garnichts-Arbeitern und viel größeren Verbrauchern werden noch fortwährend übersehen. Da sind soviele Insassen von Stadtpalästen und Landschlössern, soviele Grund- und und Geldherren, deren hauptsächliche Kunst darin besteht in schwelgerischem Ueberkonsum die nationalen Güter nutzlos zu vernichten. Auf diese müßte der gleiche Zwang zu nützlicher, möglichst vieler und möglichst schlecht bezahlter Arbeit angewandt werden. Wieviele Hunderttausende, ja wieviele Millionen würde das Land dadurch jährlich gewinnen! Wie die Aecker von der überschüssigen Landbevölkerung, so wären mithin auch die Land- und Stadtpaläste von ihren Bewohnern zu klären und für nützlichere Zwecke, etwa für Fabrikbetrieb, einzurichten, die seitherigen arbeitslosen Inhaber jedoch zu nützlicher Arbeit anzuhalten. Natürlich hätten sie auch unter Umständen an den gewinnbringenden Einrichtungen des Armen- und Arbeitshauses, oder des Ausgewandert- oder Verhungertwerdens theilzunehmen, oder nach der verbesserten Einrichtung, ihre Neugeborenen an der Auslosung der überschüssigen Kinder. Freilich würde ihnen diese Art von Lebensführung anfänglich nicht so recht munden und sie würden wie bisher ein arbeitsloses oder ein auf Eisenbahnen, Dampfböten und Jagdrevieren vagabundirendes Leben vorziehen und die Andern für sich arbeiten lassen wollen. Aber da hat ja die Lehre von der Beförderung des Nationalreichthums auch noch die probaten Mittel zur Hand um sie „zur Arbeit zu ermuthigen", das Einfangen und Auspeitschen, das Brandmarken und Ohrenabschneiden und Hängen, oder in heutiger Zeit das Verhungernlassen. Wieviel

Arbeit könnte von Seiten aller jetzigen Nichtsthuer dadurch noch zum Wohle der Nation „flüssig gemacht“ werden!

Ja, ja, was dem Einen recht ist, ist dem Andern billig, und wenn der Reichthum der Nation das entscheidende Ziel sein soll, und der Rechtfertigungsgrund für die Barbarei der englischen Gesetze und Zustände, und wenn keine Frage gelten soll nach Menschenwürde, nach freier Entfaltung der Menschennatur und nach menschlichem Glücke, dann wäre ein solches konsequent durchgeführtes System des Nationalreichthums die beste der Welten, und es wäre nur noch nöthig, daß auch stets einige industrieaime oder halbzivilisirte Länder zur Hand wären, wo der ganze zuchthausmäßig produzirte Waarenschwall mit 300 Prozent Gewinnst womöglich, auf einen unausgebeuteten Markt hingeworfen werden könnte. Das Aufhäufen der Reichthümer und der Schuldverschreibungen der ganzen Welt in einem solchen Lande könnte dann nicht fehlen.

England ist diesem Ideale einer nationalen Reichthumsfabrik sehr nahe gekommen. Aber hnnderttausendweises und millionenweises Verhungern in Europa und Indien, und gräßlichstes Elend und Verkommenheit in seinen Bettlerdörfern wie in seinen Großstädten sind „ein Schandfleck seiner Zivilisation,“ wie ein englischer Schriftsteller sagt, sie sind das Brandmal, welches esnicht seinen verstoßenen und verelendeten Armen, sondern seinen Reichen und sich selber aufgedrückt hat, und welches einst das Menschenthum austilgen wird mit seiner allmächtigen Mahnung: Gleiches Recht auf „Leben, Freiheit und Glückseligkeit“ für Alle, und wer arbeitet, der soll auch ernten, und soll der freie Gebieter des Ertrags seiner Arbeit sein. Und ein Menschheitsbürgerrecht soll es geben auf freie Ueberzeugung, auf Selbstregierung und auf Selbstgenießung der Früchte seiner Arbeit und auf menschenwürdiges Dasein. Und wirklich wird das einst werden, wann einmal der Gott vollends Mensch und die Menschheit ihr eigner Gott geworden sein wird. Bis diese Weltwende mächtiger und mächtiger eintritt, und auch die grund-

sätzliche Lösung der sozialen Frage ergriffen haben wird, werden regierende Götter und regierte Menschen, Herren und Unterthanen, genießende Reiche und mißhandelte, ausgebeutete Arme dasein, wie wir sie jetzt nicht blos in England, sondern in allen zivilisirteren Ländern, zahlreicher als je erblicken, und wie sie die protestantische Kulturperiode mit ihrem Egoismus neben ihrem Reichthum in verstärktem Maße mit sich gebracht hat.

——o——

Ergebniß.

36.

So haben wir denn auch in Beziehung auf den Protestantismus der Weltgeschichte ihr Thatenwort abgelauscht. Als mächtig treibende Kraft tritt er ein in die Menschheit, bringt geistigen Aufschwung, politische Freiheit und Blüthe des Reichthums hervor, doch ist es seine eigenthümliche Art, daß er hauptsächlich die Energie und die rücksichtslose Machtentfaltung des Individuums, sei es der einzelnen Person, sei es des einzelnen Standes, sei es der einzelnen Nation stärkt auf Kosten der andern, daß er dem katholischen Kommunismus den Individualis-

mus und Egoismus gegenüberstellt und namentlich auf dem ökonomischen Gebiete den letzteren fast ausschließlich zur Geltung bringt. Daher geht seiner Macht und seinem Reichthum die Verarmung und Verelendung derjenigen zur Seite, die von den Mächtigen und Reichen erdrückt und erstickt werden. Die **Erwerbung** der Güter hat in der protestantischen Weltzeit einen seltenen Aufschwung genommen, aber noch nicht die gerechte **Vertheilung** derselben unter diejenigen welche sie erwarben. Denn was katholisches wie protestantisches Christenthum noch nicht kennt, daß sind Menschenrechte, Rechte kraft der vernünftigen Menschennatur, ohne Rücksicht auf Stand oder Geburt oder Glaube, Rechte nicht auf einstige Seligkeit im Himmel, sondern auf Genuß des irdischen menschlichen Lebens.

Das Menschenthum wird sie ertheilen.

Ende des zweiten Theils.

Der dritte Theil wird das Menschenthum betrachten, dann eine Vergleichung der ökonomischen Wirkungen der verschiedenen Religionen anstellen, und hierauf die andern Seiten des Heils besprechen, die Politik, die Bildung, die Moral urd die körperliche Gesundheit im Verhältniß zur Religion.

Inhalt des zweiten Theils.

Druckfehler.

S. 52 Z. 17 v. o. lies: organisirte „Gemeinschaft“ statt „Gemeinsamkeit.“

S. 54 erste Zeile: geschulten „Massen“ statt „Waffen.“

S. 56 Z. 2 v. o: in die neueste Zeit „herein“ statt „hinein.“

S. 56 Z. 9 v. u.: „gegen den Landadel“ statt „gegen Landadel.“

S. 57 Z. 4 v. u.: an seine „Barone“ statt „Bauern.“

S. 60 Z. 13 v. u.: nach „Gutsbesitzungen“ einzufügen: „von 100—500 Acker.

S. 77 u. 79 als Ueberschrift „Pächter-Elend“ statt „Pächterland.“

S. 81 Z. 7 v. u.: „Zehntausende“ statt „Zehntausend.“

S. 85 Z. 3 v. o.: „zermalmt“ statt „zermalt.“

S. 109 Z. 14 v. u.: „Oldenbarneveldt“ statt „Oldenkarneweldt.“

S. 125 Z. 11 v. o. sind nach „gingen“ die Worte: „denn auch“ einzufügen.

S. 125 Z. 14 v. o. ist das Wort „Bund“ in Klammer zu setzen.

S. 128 Z. 1 v. o. soll der Eigenname „Jean Petit“ heißen.

S. 128 Z. 14 v. o. soll es heißen „die Quelle a l l e r“ statt „alter.“

S. 136 Z. 11 v. o. soll der Strichpunkt n a ch (†65) gesetzt werden.

S. 144 Z. 7 v. u. soll es „i n Frankreich“ heißen statt e i n Frankreich.

S. 151 Z. 8 soll es „s e i n e n“ heißen statt „e i n e n.“

S. 153 Z. 7 v. u. sollen nach „New Haven“ die Worte „v e r b a n d e n s i ch“ eingeschaltet werden.

S. 153 S. 2 v. u. soll es „M a j o r i t ä t heißen statt „Majoritäten.“

S. 154 Z. 1 v. u. soll es „v e r l e i t e n“ heißen statt „leiten.“

S. 156 Z. 1 v. o. ist in dem Worte „einzigen“ das z herausgefallen.



Quelle aller" statt ,
... nach (†65) geseßt

Im gleichen Verlage ist erschienen:

Das Heil der Völker

— von —

Fritz Schütz.

Erster Theil.

Inhalt:

I. **Der Fortschritt der Religion:** Die altisraelitische Religion.— Das Christenthum. — Der evangelische Protestantismus. — Das Menschenthum.

II. **Das Heil:** Soziale Verhältnisse oder Wohlstand.— Reichthum der Juden.—Antrieb zum Reichthum.—Jüdisches Erbarmen und Mildthätigkeit.—Glaubenshaß, Wucher und Trug.— Reformjudenthum.—Schicksale, heilige Schriften und Volkskarakter.—Verarmung der katholischen Länder.—Weltflucht, Gebet und Armuthsliebe.— Christliche Freiheit.—Christliche Knechtseligkeit.— Fürstenherrschaft, Sklaverei und Priesterthum im alten Testament.—Christliches Priesterthum.—Grundherrenthum.—Sklaverei oder Leibeigenschaft.—Christliche Barmherzigkeit und Mildthätigkeit.—Anhäufung der Güter bei der Kirche.—Kommunismus.— Aufblühen des Geschäftes und Wohlstandes in den freien Städten.—Der Islam.—Religiöse Gährung.—Sittlicher Zerfall.—Erfindungen und Entdeckungen. — Christlicher Gemeindegeist. — Zünfte. —Politische Freiheit — Staatliches Ideal.—Altrömische Gesinnung.—Altrömische und altdeutsche Ueberlieferung. — Ueberblick. — Pyramide und Blüthenkrone. — Fabriken, Banken und Post.—Furchtbarer Rückschlag.—Glaubenshaß und blutige Vernichtung.—Schlußergebniß.

Preis, geheftet, ... 35 Cents.

☞ Der Vorort des Ohio Turnbezirks faßte in seiner Sitzung vom 22. Februar 1880 folgenden Beschluß: **Beschlossen**, daß die Empfehlung des Schriftwarts gutgeheißen werde, und das geistige Comite des Bezirks hierdurch instruirt wird, die Schrift: „Das Heil der Völker, von Fritz Schütz," den Bezirksvereinen zu empfehlen, daß ferner die Schrift mit besonderer Empfehlung des Vororts an die am zweiten Sonntag im März in Dayton, O., stattfindende Tagsatzung verwiesen werde.

Kritiken und Debatten,

Abhandlungen und Gedichte.

Von

Fritz Schütz.

Preis 35 Cents (Mark 1.50).

Carver, Minn.,
Fritz Schütz, Box 74,
106.
(1881.)

Kritiken und Debatten,

Abhandlungen und Gedichte.

Von

Fritz Schütz.

Preis 35 Cents (Mark 1.50),

(wie bei „Das Heil der Völker“, Theil 1, Theil 2, und Theil 3, und bei „Unsterblichkeit“.)

Carver, Minn.,

Fritz Schütz, Box 74,

106.

(1881.)

Vorbemerkung.

In der Vorbemerkung zum I. Theile meines „Das Heil der Völker" hatte ich meine Leser, sowie die Presse und die Schriftsteller, gebeten, ihre Meinung über meine Schrift abzugeben, und im Vorwort zum II. Theile hatte ich die Hoffnung ausgesprochen, daß solche Urtheile zahlreicher eintreffen werden; sie könnten dann vielleicht Stoff zu interessanten Debatten liefern, und diese ließen sich etwa dem III. Theile als Anhang beigeben. Den III. Theil beabsichtigte ich damals in diesem Frühjahre zu veröffentlichen.

Diese Hoffnungen und Absichten haben sich theilweise über Erwarten verwirklicht, theilweise aber auch nicht.

Die Herausgabe des III. Theils des „Heil der Völker" muß ich auf nächsten Herbst verschieben. Die zahlreichen durch den Inhalt der Schrift veranlaßten Korrespondenzen; dann die vielen geschäftlichen Schreibereien und Besorgungen, welche der Vertrieb mir verursachte; ferner ein Unwohlsein von meiner Seite, dann ein Krankenlager aller unsrer vier Kinder, schließlich noch die seit der Weißen Gedenken höchste Ueberschwemmung des Minnesotaflusses, welche uns aus zwei verschiedenen Wohnungen nach einander in aller Eile verscheuchte und in einer dritten nur zur Noth einige Wochen existiren ließ, dabei natürlich immer Bibliothek und Schriften in lieblichstes Durcheinander bringend, haben meine Arbeit zu sehr gestört und sogar die Herausgabe dieses Heftes verzögert.

Der Vertrieb lastete überhaupt fast ausschließlich auf mir selbst, und der deutsch-amerikanische Buchhandel hat mich dabei äußerst wenig unterstützt. Von den 3000 Exemplaren, die vom I. Theile des „Heil der Völker", und den etwa 2200 Exemplaren, die vom II. Theile bis jetzt abgesetzt sind, haben kaum 2—300 ihren Weg durch den Buchhandel genommen, und von diesen wieder hat die Dörflinger Book & Publishing Co. in Milwaukee bei weitem die meisten direkt abgesetzt. Der deutsch-amerikanische Buchhandel ist eben, was deutsch-amerikanische Originalwerke betrifft, noch ganz in der Kindheit und nährt sich, etwa die englisch-deutschen und deutsch-englischen Schulbücher ausgenommen, fast ausschließlich von der Einfuhr europäischer Produkte.

Um so mehr bin ich den Freunden des geistigen Fortschritts verpflichtet und dankbar, welche eine so erfolgreiche Propaganda, jeder in seinem Kreise, zur Verbreitung der Schrift gemacht haben, sowie der Presse, welche dieselbe zum Gegenstande Ihrer Besprechung und Beurtheilung, und wo nicht ihr feindseliger Standpunkt sie verhinderte, auch ihrer Empfehlung machte. Und in dieser Beziehung, was den Meinungsaustausch über „Das Heil der Völker" betrifft, sind meine Erwartungen übertroffen worden. Nicht nur eine ganze Reihe von Zeitungen, nahezu ein halbes Hundert, darunter einige der bedeutendsten, haben die Schrift erwähnt und mehr oder weniger ausführlich besprochen, sondern auch mehrere hervorragende Männer und wenigstens drei Frauen haben mir ihre Ansicht brieflich mitgetheilt.

Ich stelle nun im Folgenden diese Kritiken, d. h. die bedeutenderen derselben, zusammen, nebst meinen Erwiderungen darauf, welche zugleich Abhandlungen über die wichtigsten Gegenstände des Freidenkerthums enthalten. Dazwischen streue ich zur Abwechslung passende freidenkerische Gedichte ein.

Zum Schlusse mache ich meine Freunde, wie Alle, denen der geistige Fortschritt am Herzen liegt, darauf aufmerksam, daß diese Schrift sich besonders dazu eignen dürfte, von Freisinnigen zur Propaganda an Kirchenleute und Pastoren versandt zu werden. Auf Wunsch und unter Angabe der Adresse lasse ich dies direkt und portofrei besorgen.

Fritz Schütz.

Carver, Minn., 3. Mai, 105 (1881).

1.

Gefechte mit den Zionswächtern.

Den Anfang sollen die kräftigen Worte des alten Freiheitskämpfers **Hecker** machen, die er noch kurze Zeit vor seinem Tode in die „**Westliche Post**" schrieb. Er soll bei der Bekämpfung des Zionswächterthums den Ehrenplatz einnehmen.

Fritz Schütz

hat soeben den zweiten Theil seines Werkes „Das Heil der Völker" zu dem billigen Preise von 35 Cents per Band veröffentlicht. Daß diese Schrift schlecht als Kost auf den sonst Alles verdauenden Magen (Göthe) der schwarzen Theologie wirkt, ist begreiflich. Herr F. Schütz befaßt sich in dem klar, gemeinfaßlich und in edler Sprache geschriebenen Werke mit der Entwicklungsgeschichte von Religion und Gesellschaft. Jeder Geschichtskundige wird ihm das Zeugniß geben, daß er die feststehenden historischen Thatsachen mit einer gründlichen Genauigkeit angegeben, und alle mehr oder minder bestrittenen historischen Thatsachen weggelassen hat, ohne die Vollständigkeit dieses wahren Volksbuches zu beeinträchtigen.

Wir wüßten außer und neben den, in wiederholten Auflagen erschienenen populären drei Schriften von Dr. Thompson — „Geschichte und System der Natur"; „Die Entstehung der Welt, Blick in die Unterwelt"; „Bibel und Natur" — keine für den weitesten Leserkreis so passende und empfehlenswerthe Schrift als die von Fritz Schütz.

Die Billigkeit des Werkes ist ein gewaltiger Vorzug, da dadurch auch den Unbemittelten eine hochinteressante und bleibend belehrende Lektüre geboten ist.*) Herr Schütz hat das Resultat gründlicher umfassender Studien hier auf den möglichst beschränkten Raum so zu geben verstanden, daß Klarheit mit möglichster Vollständigkeit gegeben sind. Nicht jeder ist im Stande, sich die Werke von Buckle, Lecky, Draper und der teutschen und französischen Culturhistoriker anzuschaffen, welche sich die Evolution, die geistige und materielle, der Menschheit zum Ziele gesetzt und gründlich unter den theologischen Ammenmährchen, Fabeln und metaphysische Spekulation seinsollenden mystischen und anmaßlichen Wust aufgeräumt haben.

Wie im ersten Jahre dieses Jahrhunderts die materielle Säcularisation, so schreitet die geistige Säcularisation der Theologie durch das Wissen in Riesenschritten vorwärts, räumt auf und nur die rein ethischen Lehren, das Evangelium der für alle Zeiten und alle Völker passenden Sittlichkeits- oder Moralitäts-Lehren bleibt ewig fest und fester bestehen, während Brimborium, Trug, Ceremonienkram, Gedankenarmuth und Denkfaulheit nur von der schwarzen Finanzspekulation des bekannten Sacks verewigt werden.

Dieser neue Geist der Forschung hat bereits auch die helleren Köpfe der Theologen ergriffen, und statt vieler Citate verweisen wir die Gottesgläubigen nur auf die neuesten zwei Werke: The Religion of Evolution und The Moral of Evolution†), des Reverend M. J. Savage, London bei Trübner & Co.

Das bereits in's Leben getretene Werk Max Müller's, die Religionsbücher aller Völker von Con-fut-see—Zorathusstra's (Zoroasters)—Zend-Avesta und die Vedas—die Buddhistischen Lehrwerke u. s. w. bis auf Bibel

---

*) Verschiedene Buchhändler (sogar der jüngst verstorbene Heinrich Brockhaus) hier wie in der alten Welt versicherten mich, daß nur die Fachgelehrten Bücher theuerer und umfangreicher Natur kaufen, daß Kalender, die Schinderhannesliteratur, die vier Heymonskinder, Lourdes und Marpinger Wunderbüchlein u. s. w. allein von den Massen gekauft und genossen würden, wozu viel beitrage, daß die schwarze Gottesgelehrtheit das Lesen nicht nur nicht begünstige, sondern unter Verbot und Censur halte, weil das profitable „Glauben" im Winkel verfallen und das gottlose Wissen dafür einziehen könnte.

„Bindet den Esel der Vernunft an dem Fuße Golgatha's an und rutscht auf den Knien des alleinigen Glaubens hinauf," predigte der bekannte gefeierte Theologe.

†) Wir bedauern, daß in manchen Dickschädel der Begriff des Wortes Evolution noch nicht eingedrungen ist, obwohl dieses Wort in hunderten der berühmtesten neuen Werke seit 25 und 30 Jahren gebraucht wird. Das macht übrigens für die Betreffenden gar nichts aus, sie ernähren sich doch ganz von circa 5000 alten Ideen, die sie kaleidoscopisch benützen und ihren Schafen immer wieder vorführen, und diesen das Denken ersparen resp. verbieten.

und Koran—in einer Sammlung zu veröffentlichen, wird ganz furchtbar unter der Versteinerung der Theologie des Mittelalters aufräumen. Man wird dann haarscharf, in gemeinfaßlichen, gedrängten populären Schriften nachweisen, wie und was ein Religionssystem successive von andern geborgt hat, namentlich welchen Einfluß die Persische= (Zarathustra=) und die Buddha=Lehre auf das christliche und islamitische (insbesondere dessen Sufismus) Religionssystem geübt hat, und daß die Spekulation über die zwei Naturen Christi, die Trinität, Menschwerdung, Erlösung, Auferstehung des Fleisches, alles schon 600 und 1000 Jahre vor der christlichen Aera Gegenstand der Spekulation in Persien, im Hindureich und Indien gewesen sind, und die christliche Theologie dorten borgen ging. Namentlich wird dann der Einfluß der Buddha=Lehre auf die alexandrinischen und afrikanischen Kirchenväter (wie Augustin, Cyprian, Cyrill, Origines, Hieronimus, Lactantius, und Andere) sonnenklar vorliegen. Ein Einfluß, der leicht erklärlich ist, wenn man von dem alexandrinischen Wissenscentrum nur allein weiß, daß in Alexandrien (überhaupt in Egypten) eine so zahlreiche Buddhisten=Gemeinde existirte und proselytisch sich ausbreitete, daß dorten ein eben so bedeutsames Buddhistisches Concil zur Feststellung des Lehrbegriffs abgehalten worden, als die Buddhisten=Concilien beim Tode Buddha's (943 vor Christi Geburt), das 100 Jahre später zur Zeit König Kalacoko's, das zu Rataliputra, 218 vor Christus, unter der Regierung des König Dharmacakas, des Constantin's der Buddhisten.

Wir werden daher nach Verfluß weniger Jahre eine mit Beweisstellen belegte Geschichte der Evolution (Entwicklung) der religiösen Systeme, des Einen aus dem Andern, allem Volke zugänglich, erleben, und des Geheuls „billig und schlecht" wird sich sogar die Gedanken=Bettelhaftigkeit der Ignoranz schämen, und die Apfel=Hypothek der Erbsünde, mit welchem Mühlstein am Halse man die Kleinen zur Welt kommen läßt, gelöscht werden.

Man wird das arme Menschenkind nicht neben seiner Arbeitslast auch noch sein Lebenlang damit ängstigen, (wie's in dem bekannten Kirchenlied heißt,) daß es

„ein rechtes Rabenaas,
„ein arger Sünden=Lümmel"

sei, und ihm das Sterben noch zur letzten ärgsten Qual machen, indem man ihm Sünde, Verdammniß, Fegefeuer (was nach Erasmus die Pfaffen nicht entbehren können, weil es ihre Küche wärmt), Hölle als letzte Medizin unter allerlei Brimborium und Salbung einschüttet, statt ihm das Ende des Seins, das Scheiden vom Leben frei von allem Angst-Ballast und leicht zu machen.

Mit diesen Betrachtungen empfehlen wir das vortreffliche Buch von Fritz Schütz allen Denkenden. Für undurchdringliche Dickschädel ist es natürlich nicht geschrieben. F. H.

IN MEMORIAM.

† Friedrich Hecker. †

Der Märzsturm fegt durch's weite Land,
Schwer will der Winter scheiden,
Die Eiche fällt von seiner Hand,
Das sind des Todes Zeiten.
Herr Thanatos,
Er steigt auf's Roß,
Er will durch's Land heut' reiten.

Er reitet scharf, er reitet gut,
Klopft an bei Knecht und Ritter,
Manch' siechen Greis, manch' junges Blut,
Fällt heut' der grimme Schnitter.
Auf's Bauerndach,
In's Prunkgemach
Fährt heute das Gewitter.

Dort, wo der Felder weiter Plan
Sich dehnt im großen Westen,
Da hält der Tod sein Rößlein an
Und spricht: Seht ihr den festen,
Den starken Mann?
Bei Gott, ich kann
Heut' fällen ihn am besten.

Er ist kein Fremder mir, ich traf
In mancher Schlacht den Recken,
Stets blickt' er mir in's Auge brav,
Ich konnt' ihn nimmer schrecken.
Zu jeder Zeit
War er bereit,
Furcht konnt' ich nie entdecken.

Im März war's, da zum ersten Mal
Am Rhein ich ihn gesehen,
Da zog ja über Berg und Thal
Ein frisches, freies Wehen.
Was er gewollt
Damals, das sollt'
Erst später ja geschehen.

Als mir der Ernte Sonne schien
Im Kriege der Rebellen,
Sah ich in erster Reihe ihn
Mit seinem Aug', dem hellen.
Hat nie geschwankt
Und nie gewankt,
Galt's einen Feind zu fällen.

Der Freiheit treu bis in den Tod
Hat er für sie gelitten,
Wenn immer sie ein Feind bedroht',
Ließ er nicht lang sich bitten.
In Schrift und Wort
Hat fort und fort
Für sie er brav gestritten.

Zur feigen Lüge viel zu stolz,
Ein Volksmund ohne Gleichen,
Geschnitten aus dem besten Holz,
Dem besten Holz der Eichen —

'S ist keiner da,
Der je ihn sah
Vor einem Herrn erbleichen.

Um Geld und Ehren hat er nie
Als freier Mann geworben,
Zum Mammonsdiener hatt' ihn die
Goldjagdzeit nie verdorben.
Die Hüte ab!
Den Kranz auf's Grab!
Es ist ein Mann gestorben! (Puck.)

Die kirchliche Beurtheilung, auf welche sich Hecker's Artikel zum Theil bezieht, ist in der folgenden Erwiderung enthalten, welche ich dem **„Herold des Glaubens"**, einem katholischen Blatte in St. Louis, Mo., ebenfalls in der „Westlichen Post" zu Theil werden ließ:

Zwei Fragen
an den „Herold des Glaubens".

Lieber „Herold des Glaubens"!
Du bringst folgende hübsche Kritik über mein „Heil der Völker":

„Billig aber schlecht.

Dieses geflügelte Wort findet so recht eine Anwendung auf ein literarisches Machwerk von einem gewissen freien Schütz. Dieser freie Schütz behauptet von sich, ein echter und rechter Freidenker zu sein, begeht dabei aber den Unsinn, daß er andere verführen will, keine Freidenker zu sein, indem er seine Gedanken anderen vorlegt, damit dieselben sich an denselben bilden sollen. Da hört denn doch das Freidenken auf. Wollen die Freidenker ihrem Namen getreu sein, so dürfen sie weder durch Reden noch Schriften sich in ihren Gedanken beeinflussen lassen, dürfen blos aus sich selbst heraus frei produziren.

Unter vernünftigen Menschen kann es keine Freidenker geben, weil diese sich bei ihrem Denken an die Gesetze der Vernunft halten. Freidenker

im eigentlichen Sinne des Wortes sind alle Irrsinnige und Verrückte; diese denken, ohne sich um die gesunde Vernunft zu kümmern, weil sie denselben abhanden gekommen ist durch körperliche Fehler. Auch den Freidenkern im uneigentlichen Sinne des Wortes ist das Licht der Vernunft abhanden gekommen, sonst würden sie sich des blöden Unsinns nicht schuldig machen, daß sie blos für sich in Anspruch nehmen, denken zu dürfen, was sie wollen, daß aber Andere dagegen das denken sollen, was sie selbst ihnen vorlegen.

Der Belleville „Stern" empfiehlt besagtes Machwerk besonders für die Turnvereine, weil es sehr billig ist. Billig aber schlecht — die Turnvereine müssen wohl sehr arm sein, daß dieselben sich mit so billigem literarischem Schund behelfen müssen. „Nach einer flüchtigen Durchlesung des Buches können wir dasselbe nur empfehlen," sagt der Belleville „Stern". Was von einer Empfehlung nach flüchtiger Durchsicht zu halten sei, ist sehr zweideutig, wenigstens wird ein vernünftiger Mensch auf die Empfehlung eines Buches, welches der Empfehlende nur flüchtig durchgelesen hat, vielleicht bloß den Titel und das Register gelesen hat, gar nichts geben, er wird darauf spucken.

Nicht einmal neu ist besagtes Freischützen-Buch, es ist nur eine Wiederholung von Lehrsätzen, Theorien und Behauptungen des Aberglaubens, wie dieselben schon vor mehreren hundert Jahren in Umlauf gesetzt worden sind.

Nach der Lehre dieses freien Schützen gibt es keine Religion als beruhend auf geoffenbarter Wahrheit. Alle Religion ist Menschenmachwerk und das Heil der Völker tritt dann erst in Wirklichkeit, wenn es mal gar keine Religion mehr gibt.—Da ist die heutige Zeit aber doch unstreitbar weiter vom Heile entfernt denn je eine andere Zeit, denn mit jedem Jahre sind wieder neue Religionen zu verzeichnen. Alle Freidenker von der Sorte Schütz müssen doch eine sehr große Meinung von sich selbst haben, sonst würden sie sich nicht mit dem unsinnigen Gedanken abgeben, daß die Menschheit jemals ohne Religion bestehen könne. Wann war denn jemals die Menschheit ohne Religion! H. B."

In derselben Nummer gleich daneben, bringst Du, lieber „Herold des Glaubens", einen andern hübschen und sinnigen Artikel, welcher folgendermaßen lautet:

„Vermischtes."

„Lassen Sie doch das Vieh!" Wir haben schon öfter in unserem Blatte von treffenden Bemerkungen berichtet, womit in Gasthöfen, auf Straßencars oder Eisenbahnen den höhnischen Ausfällen freigeisterischer Menschen plötzlich ein Ziel gesetzt wurde. So geschah es auch vor nicht Langem in E... auf der Eisenbahn. Ein Geistlicher wurde von einem mitfahrenden Herrn, der sich bald als ein arger Freigeist auswies, hart attaquirt. Der Geistliche blieb ihm die Antwort nicht schuldig, die anderen Passagiere horchten schweigend zu; unser Freigeist aber war durch die Gründe des Geistlichen immer weiter getrieben, bis er zuletzt den Ausspruch that: Der Mensch ist grade wie das Schwein; wenn er stirbt, so ist's mit ihm vorbei.—Eben that der Geistliche wieder seinen Mund auf, um auf diese Lästerung mit neuen Beweisen zu antworten, als aus der Wagenecke die durchdringende Stimme einer irländischen Frau erscholl: „Lassen Sie doch das Vieh! Denn sehen Sie, je fester Sie ein Schwein beim Beine halten, desto lauter quiekt es." Welche Wirkung diese Worte der Irländerin hervorriefen, braucht kaum gesagt zu werden; das Großmaul hatte, nachdem das schallende Gelächter der Mitfahrenden sich gelegt hatte, kein Wort ferner mehr feil. Ob er das Treffende in der Aeußerung der Irländerin gefühlt hat?"

Die beiden Fragen, die ich nun an dich zu richten habe, lieber „Herold des Glaubens", lauten also:

1) Hat jener „arge Freigeist" auf der Eisenbahn lauter gequiekt, als du quiekest, lieber Herold, in deinem „Billig-aber-schlecht"-Artikel?

2) Ob du auch wohl das dich selber Treffende in der Aeußerung der Irländerin fühlst, lieber „Herold des Glaubens"?

Dein auch in dieser Beziehung ungläubiger, auf Antwort harrender Leser Fritz Schütz,
von frommen Blättern auch der Freischütz und der Antichrist zubenannt.

Carver, Minn.

Im Jahre des Heils bereits 105!

Der Artikel des „**Belleville Stern**", den der liebenswürdige Zionswächter erwähnte, lautete folgendermaßen:

„Das Heil der Völker."

Unter diesem Titel ist aus dem Verlag der Dörflinger'schen Buchhandlung in Milwaukee ein Werkchen hervorgegangen, dessen Verfasser der rühmlich bekannte frei-religiöse Redner Hr. Fritz Schütz, uns dasselbe zur Durchsicht und Besprechung zugeschickt hat. Dasselbe ist in zwei Theilen, je 35c., durch den Verfasser, Hrn. Fritz Schütz in Carver, Minn., zu beziehen, und sollte von jedem freisinnigen Deutschen, besonders aber von Jenen angeschafft werden, welche sich in ihren religiösen Anschauungen von dem alten Formelkram und vorgeschriebenen Dogmen emanzipirt und auf einen vernunftgemäßen Standpunkt aufgeschwungen haben. Wir halten nicht viel von dem offiziellen Freidenkerthum, das darauf ausgeht, den Unglauben in ebenso schroffe Schablonen zu pressen, wie es die christlichen und unchristlichen Pfaffen mit ihren Vorschriften thun. Das freie, unbeengte und vernunftgemäße Forschen ist das einzig richtige und wirksame Mittel, den finstern Geist des Glaubenszwangs zu bekämpfen, und in dieser Richtung begrüßen wir das Werkchen des Hrn. Schütz als einen wirksamen Bahnbrecher. Er geht in diesem Buche von dem Grundsatz aus, daß das Heil der Völker durch den Fortschritt der Religion bedingt ist und führt den Leser an der Hand der Geschichte auf ein ebenso fruchtbares wie interessantes Feld geistiger Forschung. Nach einer flüchtigen Durchsicht des Buches können wir dasselbe nur empfehlen und sollten besonders die Turnvereine, sowie andere nach Aufklärung strebende Vereine das Werk für ihre Bibliotheken anschaffen, besonders da dasselbe außerordentlich billig ist.

Auf diese Beurtheilung erwiderte ich in dem gleichen Blatte folgendes:

Mein Standpunkt.

Geehrter Herr Redakteur!

In Ihrem Blatte sagen Sie bei Beurtheilung meiner Schrift „Das Heil der Völker" Folgendes:

„Wir halten nicht viel von dem offiziellen Freidenkerthum, das darauf ausgeht, den Unglauben in ebenso schroffe Schablonen zu pressen, wie es

die christlichen und unchristlichen Pfaffen mit ihren Vorschriften thun. Das freie, unbeengte und vernunftgemäße Forschen ist das einzig richtige und wirksame Mittel, den finsteren Geist des Glaubenszwanges zu bekämpfen, und in dieser Richtung begrüßen wir das Werkchen des Herrn Schütz als einen wirksamen Bahnbrecher."

Ich habe mich recht gefreut, diese Zeilen zu lesen. Seit Jahren hat man sich im Deutschamerikanerthum daran gewöhnt, nur denjenigen für einen ächten Freidenker und Radikalen zu halten, der nicht blos alles, was nur mit Religion oder religiösen Ideen und Gefühlen zusammenhing, als Lug und Trug und Ausbund aller Schlechtigkeit betrachtete, sondern der auch sofort im eignen Lager jeden, der es wagte, die ausgegebenen Schlagwörter nicht nachzusprechen, verketzerte und verleumdete. Nun, es ist alle Aussicht vorhanden, daß diese pfäffische Manier und Vererbung, wie Sie mit Recht sie bezeichnen, einem wahrhaft freien Geistesleben und Austausch der Meinung mehr und mehr Platz macht.

Das wahre Freidenkerthum fügt sich keinem kirchlichen Dogma und ebensowenig irgend einem freidenkerischen oder radikalen Machtspruche, mag er von einem einzelnen oder von einer Urabstimmung ausgehen. Wer Freidenker sein will, übernimmt damit nur die eine Verpflichtung, daß, so lange er diesen Anspruch erhebt, er für sein Denken keine äußere Autorität und ebenso keine innere Neigung und Angewohnheit für endgiltig maßgebend anerkennt, sondern nur das jeweilige Ergebniß seiner freien Denkarbeit selbst. Und er verplichtet sich gleicherweise allen Andern das gleiche Recht solch freien Denkens und Geisteslebens zu gestatten und zu gewährleisten. Er verpflichtet sich aber nicht bei irgend einem Einzelergebniß des Denkens stehen zu bleiben und sich festzunageln, sei es daß er selbst oder daß irgend ein Anderer oder viele Andere es hervorgebracht oder ausgesprochen oder beschlossen haben. Es ist daher nicht das Merkmal eines Freidenkers, daß er z. B. nicht an Gott und Unsterblichkeit glaubt. Er kann unter Umständen im Gebrauch der Freiheit seines Denkens noch nicht weiter als zu diesen Ideen gelangt sein, wie sie auch zum Ideenkreise eines Thomas Paine gehörten. Auch nicht, daß er der Ansicht ist, die Präsidentschaft sei abzuschaffen und durch ein vom Congreß gewähltes Comite zu ersetzen, oder das Congreßland dürfe den Bebauern nicht mehr als Eigenthum, sondern nur noch in Pacht gegeben werden

oder die Spiritisterei sei Unsinn oder sei kein Unsinn. Aber das Merkmal eines Freidenkers ist es, daß er alle diese Ansichten prüft und sich eine bestimmte Meinung darüber bildet, soweit er mit bestem Willen und besten Kräften vermag, und daß er der gegnerischen das gleiche Recht gewährt, sich geltend zu machen, wie der eignen, wenn er selbst auch natürlich die eigene für die richtige hält und danach handelt. Das schließt nicht aus, daß er sich in allen äußeren Dingen den Beschlüssen der Majorität derjenigen Organisation fügt, zu welcher er gehört, wie er ja auch den Staatsgesetzen gehorcht, wenn auch seine Partei nicht am Ruder ist. Nicht minder wird er wie dem Einzelnen so der Organisation das Recht geben ihre Gesinnung auszusprechen, ohne jedoch den Einzelnen dadurch binden zu wollen.—Das ist nach meiner Meinung wahre Freidenkerei, oder das ist wahrer Radikalismus, der die letzte Grundlage der Freiheit, das selbstständige Denken, jederzeit anerkennt.

Auf diese Grundlage sollte auch der „Bund der Radikalen" ursprünglich gegründet werden, aber die Mehrzahl der Mitglieder hatte noch zu sehr das Bedürfniß nach einem bindenden Glaubensbekenntnisse, und so sank er wieder auf den überlebten Standpunkt einer Art von sogenanntem radikalem, politischsozial-religiösem Kirchenthum herab, und es hätte nicht viel gefehlt, so wäre der Turnerbund ihm nachgefolgt.

In meinem „Heil der Völker" nun werden Sie auch bei näherer Prüfung finden, daß ich den Standpunkt der Meinungsfreiheit vollständig innehalte, daß ich jede Religionsrichtung und Religionsform, und überhaupt alle geschichtlichen Erscheinungen, soweit sie in das Bereich meiner Betrachtung fallen, zu ihrer vollen Geltung kommen lasse; daß ich suche sie in ihrer Eigenart, in ihrer Berechtigung und in ihren Vorzügen wie in ihren unwahren und verderblichen sogar manchmal verabscheuungswürdigen Seiten zu verstehen und zu würdigen. Aus ihrer Fortentwicklung entfaltet sich dann als höchster und reifster Standpunkt derjenige des Menschenthums.—Es wäre mir sehr erwünscht, nach einer genaueren Durchsicht Ihr Endurtheil zu hören.

Unterdessen nun hatten meine „Zwei Fragen" und „Mein Standpunkt" den **Kritiker des Glaubensheroldes** in eine köstliche Wuth versetzt. Man sieht und hört ihn förmlich toben und wüthen in folgendem Herzenserguß:

„O wie dumm!

Im „Stern" von Belleville, einem Blatte zu Gunsten der gebildeten und gepriesenen Turnerei, fand sich kürzlich ein Quatsch, der da ausgegangen war von einem gewissen Fritz Schütz, einem eiferigen Apostel der Freidenkerei. Dieser Quatsch zeigt jedem verständigen Menschen, daß besagter Fritz Schütz vor lauter Freidenkerei nicht bloß Unsinn denkt, sondern auch Unsinn und Dummheiten schwätzt. Dieses sollte doch einem solch großen Liebhaber der Turnerei und Verfechter der Turnerei nicht passiren. Das Turnen soll ja nicht bloß den Körper kräftigen und gewandt machen, sondern es soll auch den Geist flink und kräftig machen zu jeder Thätigkeit. Wie aber die Thätigkeit des Geistes von Fritz Schütz beschaffen ist, das zeigt eben der Quatsch im Belleviller „Stern"; Fritz ist herzlich dumm, dabei aber sehr arrogant und von sich selbst und seinen Vorstellungen eingenommen. Doch schauen wir uns die Sache mal an.

Fritz sagt: „Das wahre Freidenkerthum fügt sich keinem kirchlichen Dogma und ebensowenig einem freidenkerischen oder radikalen Machtspruche, mag er von einem Einzelnen, oder von einer Versammlung, oder von einer Urabstimmmung ausgehen."

Wenn dieses wahr wäre, dann könnte es ja gar kein Freidenkerthum geben; denn wo wäre dann die Möglichkeit des Freidenkerthums, da ja keiner sich dem Grundsatze der Freidenkerei, „nur das freie Denken ziemet dem Manne", fügen würde oder dürfte. Wohl richten sich die Freidenker nach einem aufgestellten Machtspruche des Freidenkerthums, denn sie alle bekennen sich zu dem Fundamentalsatze: kein Glauben, nur Denken, und denken ohne Autorität. Es ist also eine unverschämte Lüge, wenn Jemand sagt, das Freidenkerthum fügt sich keinem Machtspruche oder keiner Autorität, was dasselbe ist. Nachdem Fritz Schütz nun gesagt hat, daß das Freidenkerthum sich keiner Autorität füge, gibt er in den folgenden Worten so recht klar die Autorität an, der sich jeder Freidenker, so lange er Freidenker sein will, unterwerfen muß Er sagt: „Wer Freidenker sein will, übernimmt damit nur die eine Verpflichtung, daß, so lange er diesen Anspruch erhebt, er für sein

Denken keine äußere Autorität und ebenso keine innere Neigung und Angewohnheit für endgültig maßgebend anerkennt, sondern nur das jeweilige Ergebniß seiner freien Denkarbeit selbst."

Dieses klingt nun wohl recht schön, enthält aber dabei einen großen Widerspruch mit dem vorhergehenden Satze. Das Ganze ist aber ein herrlicher Beweis von der Bornirtheit des Autors, indem er darin klar und genügend beweist, daß er selber nicht weiß, was Denken eigentlich heißt und was es ist. Sehen wir also zuerst die Widersprüche an. Wer Freidenker sein will, übernimmt eine Verpflichtung über das Denken, d. h. wer Freidenker werden will, verpflichtet sich in einer bestimmt vorgeschriebenen Weise. Vorhin hat derselbe Autor gesagt, der Freidenker füge sich keiner, durchaus keiner Autorität bei seinem Denken, und hier diktirt er ganz genau, wie der Mensch denken muß, um ein Freidenker zu sein. Ist, so frage ich nun, ein solches Verfahren nicht nach der Art und Weise derer, die sich in Irrenhäusern aufhalten müssen? Sind diese Flausen des Hrn. Schütz nicht berechnet, die Menschen absichtlich zu verdummen? Nun aber noch solchen Unsinn zu bringen in Bezug auf das Denken. In dem Sinne als der Autor des Quatsches das Denken auffaßt, gibt es kein Denken; er selbst hat ja in seiner Broschüre den Beweis geliefert, daß er selbst diese gestellten Bedingungen nicht erfüllt hat. Will der Mann ehrlich sein, so muß er bekennen, daß er das, was er geschrieben hat, sich vorgestellt hat auf die äußere Autorität der Autoren hin, die er anführt, und die er deßhalb anführt, weil diese mit seinen inneren Neigungen und Angewohnheiten harmonirten. Besonders gut muß ihm der Pfaffenspiegel gefallen haben, weil er denselben so gut benutzt hat. Fritz Schütz diktirt, daß ein richtiger Freidenker sich nicht auf Autorität stützen darf, und auch nicht seinen Neigungen und Angewohnheiten angemessen denken darf, er selbst aber that es frank und frei, deshalb ist er auch kein Freidenker, sondern einfach ein Unsinndenker, ein Verrückter.

Zum Schlusse erklärt Hr. Schütz auch noch, und zwar ganz zum Ueberflusse, daß alle Freidenker Heuchler sind, ja sein müssen. Nachdem er nämlich die Denkform der Freidenker vordiktirt hat, sagt er:

„Das schließt nicht aus, daß er sich in allen äußeren Dingen dem Beschlusse der Majorität derjenigen Organisation fügt, zu welcher er gehört, wie er ja auch den Staatsgesetzen gehorcht, wenn auch seine Partei nicht am Ruder ist.' Nach dieser Ausführung ist der Freidenker immer ein unzuverlässiger Mensch, eben weil er sich nicht aus Ueberzeugung der bestehenden Ordnung fügt, sondern nur aus Furcht vor dem Polizeiknüppel. Ich frage hier: sind solche Lehren nicht berechnet, die bestehende Ordnung unhaltbar zu machen? Dieses wollen aber gerade die Freidenker, sie wollen eine andere Gesellschaftsordnung und gehen in dieser Beziehung Hand in Hand mit den Sozialisten. Diese Lehre fordert den Menschen auch geradezu auf zur Feigheit, indem sie denselben lehrt, äußerlich sich der bestehenden Ordnung zu fügen, damit ja die innere Freidenkerei nicht offenkundig werde. Feigheit stimmt aber nicht mit den Wirkungen der Turnerei, und Heuchelei verabscheut jeder ehrlich denkende Mensch, um so mehr aber, wenn er einen Turner sieht, der ein Heuchler ist.

Damit wir uns recht klar werden über den Begriff Denken, und damit wir das eigentliche Freidenken kennen lernen, so will ich hier kurz zeigen, wie der Denkprozeß im Menschen vor sich geht. Das Denken im Menschen geschieht dadurch, daß der Verstand die sinnlichen Vorstellungen nach den Gesetzen des Verstandes bearbeitet und dadurch diesen sinnlichen Vorstellungen eine höhere Form gibt. Durch diesen Prozeß werden die sinnlichen Vorstellungen umgewandelt zu geistigen Vorstellungen, durch die das Innere der Erscheinungen, ihre Verhältnisse und Beziehungen, aufgefaßt und erkannt wird. Das Denken wird immer von Außen angeregt und nur erst dann, wenn der Verstand schon einen Vorrath von Gedanken, d. h. von Gedachtem, vorräthig hat, kann er, an diesen Vorrath anknüpfend, weiter arbeiten, d. h. weiter denken. Ein Denken ohne äußere Anregung ist unmöglich, ebenso wie ein Denken ohne Verstand unmöglich ist. Eben diese äußere Anregung ist die äußere Autorität für das Denken eines jeden Menschen; demnach kann kein Mensch ohne äußere Autorität denken. Fritz Schütz fordert von den Freidenkern, daß sie ohne äußere Autorität denken sollen, dieses heißt gerade so viel als: Fritz Schütz fordert, daß die Freidenker gar nicht denken sollen. Dieses heißt aber nichts anders, als den Menschen verthieren, denn der Freidenker muß

auf der Stufe der Thiere stehen bleiben, weil er bloß berechtigt ist, sinnliche Vorstellungen in sich aufzunehmen, ohne dieselben auf Ansehen der äußeren Autorität und der inneren Gesetze des Denkens zu geistigen Vorstellungen zu verarbeiten. So verlangt es einfach die erste Pflicht, die jeder Freivorsteller, sog. Freidenker, nach der Vorstellung von Fritz Schütz übernimmt. O elender Quatsch und Quatscher! Wo hast du deinen Verstand hingebracht, daß du nicht denken kannst? Schau dein Buch an und suche aus demselben einen Gedanken, den du gedacht hast; wohl kannst du Vorstellungen, die du gehabt hast, anführen, aber keinen einzigen Gedanken, den du gedacht hast. Wohl kannst du Behauptungen anführen, aber nur solche, die du gründest auf deine absurden Vorstellungen. Du bist frei vom Denken." H. B.

Ein jeder Freidenkende wird mit mir sein rechtes Gaudium haben an dieser so ohnmächtigen Wuth des Hochwürdigen, der selbst, wo er den mühsamen Versuch macht, tiefer auf die Sache einzugehen, stets wieder zu läppischen Verdrehungen und Sophistereien seine Zuflucht nehmen muß, weil er eben anders seiner Sache nicht aufhelfen kann. Freilich jeder Menschenfreund wird sich auch mit Betrübniß sagen: und wie vielen Seelenhirten von der gleichen geistigen und Gemüthsbeschaffenheit ist heute noch die sittliche Lebensführung einer Masse von Menschen anvertraut! Es ist ein bekanntes Sprüchwort über die Russen, daß wenn man auch den gebildetsten Russen kratze, alsbald der Kossack zum Vorschein komme. Kann man hier nicht sagen, daß wenn man seine liebepredigende Hochwürden kratze, unter dem geistlichen Firniß sofort ein roher Mensch heraustrete? Auch auf diese christlich-katholische Liebeserklärung erwiderte ich in der „Westlichen Post", und zwar folgendermaßen:

Der gute „Herold des Glaubens" „quiekt" immer noch,

oder

Der Einfluß der Religion auf die Verkümmerung der Verstandeskräfte.

Ich hätte wahrhaftig nicht gedacht, daß ich den armen „Herold des Glaubens" mit meinen einfachen „Zwei Fragen" so bis in's Herz und Hirn getroffen habe. Denn obwohl er wieder beinahe zwei Spalten lang in zwei Artikeln gegen mich „quiekt" und ein ziemliches Pröbchen seines

Schimpfwörter-Vorraths, der zum Theil recht kräftig und deutlich ist, gegen mich verbraucht, weiß er doch nicht ein Wörtchen zur Beantwortung meiner Fragen aufzubringen. Gleichwohl hat er die „Westliche Post" gelesen, da er sie voll Ingrimms erwähnt. Aber der Verstand scheint ihm darüber förmlich stillgestanden zu sein, oder um es richtiger zu sagen, da ja einem Glaubensmanne in religiösen Dingen der Verstand überhaupt immer stille steht—der Schlag meiner kurzen Erwiderung war so treffend und erschütternd für ihn, daß sogar seine im Glauben längst selig ruhenden Beweis- und Verstandeskräfte aufgerüttelt und in eifrige Bewegung gesetzt wurden. Er macht nun unter Anderm mehrere energische Versuche, meine Ansichten über das Wesen des Freidenkerthums zu widerlegen, indem er einen Artikel von mir aus dem Belleville „Stern" herbeizieht, da er doch auf die verhängnißvollen Fragen in der „Westlichen Post" mit dem besten Willen eben einmal nichts produziren kann.

Ich hatte im „Stern" gesagt:

„Wer Freidenker sein will, übernimmt damit nur die Eine Verpflichtung, daß, so lange er diesen Anspruch erhebt, er für sein Denken keine äußere Autorirät und ebenso keine innere Neigung und Angewohnheit für endgültig maßgebend anerkennt, sondern nur das jeweilige Ergebniß seiner freien Denkarbeit selbst. Und er verpflichtet sich gleicherweise, allen Andern das gleiche Recht solchen freien Denkens und Geisteslebens zu gestatten und zu gewährleisten."

Mit diesen Worten nun, so folgert der „Herold des Glaubens", hätte ich gesagt:

„Wer Freidenker sein will, übernimmt eine Verpflichtung über das Denken, d. h. wer Freidenker sein will, verpflichtet sich, in einer bestimmten Weise zu denken, und zwar in einer bestimmt vorgeschriebenen Weise." — „Hier diktirt er ganz genau, wie der Mensch denken muß, um ein Freidenker zu sein" — ruft er ganz wonnetrunken über mich aus, schon im Begriffe sämmtliche Freidenker als Leidensgefährten der geistigen Bevormundung in seine Arme zu schließen.

Ist wirklich deine ganze geistliche Verdrehungskunst bereits so matt und albern geworden, mein lieber Herold? Wenn also Jemand sagte: In den Ver. Staaten darf der Congreß kein Gesetz über Religion und Glaubenslehren machen, wie früher das Parlament in England that, son-

dern das religiöse Bekenntniß steht jedem frei, und jeder Bürger ist verpflichtet, diese Freiheit auch allen andern zu gestatten und zu gewährleisten, so hieße das soviel als: die Ver. Staaten geben Vorschriften über die Religion, sie verpflichten mithin die Bürger zu einer bestimmten Religion, und zwar zu einer bestimmt vorgeschriebenen Religion?! Und wenn ich sage: Jeder Bürger kann ein Geschäft betreiben, welches er will, so gebe ich eine bestimmte Vorschrift über das Geschäft; und wenn ich dies thue, so schreibe ich folglich jedem Bürger ein bestimmtes Geschäft vor? Geht dir von den vielen Wachskerzen, die du schon in deinem Leben hast flimmern sehen, du kühner Ritter des Glaubens, immer noch kein Licht in deinem Verstande auf über solch lächerlicher Folgerei?

Noch eine andere ebenso lächerliche Schlußfolgerung bringt der glaubenserfüllte Herold zuwege in seinem heiligen Eifer das Freidenkerthum zu bekämpfen, mit folgenden Sätzen:

„Zum Schlusse erklärt Hr. Schütz auch noch, und zwar ganz zum Ueberflusse, daß alle Freidenker Heuchler sind, ja sein müssen. Nachdem er nämlich die Denkform der Freidenker vordiktirt hat, sagt er: Das schließt nicht aus, daß er sich in allen äußeren Dingen dem Beschlusse der Majorität derjenigen Organisation fügt, zu welcher er gehört, wie er ja auch den Staatsgesetzen gehorcht, wenn auch seine Partei nicht am Ruder ist.—Nach dieser Ausführung ist der Freidenker immer ein unzuverlässiger Mensch, eben weil er sich nicht aus Ueberzeugung der bestehenden Ordnung fügt, sondern nur aus Furcht vor dem Polizeiknüppel."

Also weil der Republikaner sich den Staatsgesetzen fügt, wenn sie auch von einem demokratischen Kongreß gemacht sind, dabei aber nach Kräften für seine republikanischen Grundsätze agitirt, um dem Staate eine, nach seiner Meinung bessere, republikanische Gesetzgebung zu verschaffen, während er seinen Gegnern das gleiche Recht der Agitation gewährleistet; und weil der Freidenker dasselbe thut in irgend einer freidenkerischen Organisation, — deshalb soll er ein Heuchler sein? Lieber Herold, nimm mir's nicht übel und ereifere Dich nicht wieder darüber, aber Du mußt an gesundem Menschenverstande etwas eingebüßt haben. Deine Verstandeskräfte müssen entweder zurückgegangen oder von Anfang an verkümmert sein.

Es ist das eine rein wissenschaftliche, und zwar naturwissenschaftliche Untersuchung, zu welcher uns der gleiche wuthentbrannte Artikel am Schlusse hinreichendes Material liefert. Daselbst erfreut uns nämlich Herr H. B., der muntere Kämpe des Glaubens, zum Zeichen, daß er nicht blos glauben und sich ärgern und schimpfen, sondern auch allem Anscheine nach ganz ordentlich vernünftig reden kann, mit einer interessanten Abhandlung über das Denken.

„Damit wir uns recht klar werden über den Begriff denken", sagt er, „und damit wir das eigentliche Freidenken kennen lernen, so will ich hier kurz zeigen, wie der Denkprozeß im Menschen vor sich geht. Das Denken im Menschen geschieht dadurch, daß der Verstand die sinnlichen Vorstellungen nach den Gesetzen des Verstandes bearbeitet und dadurch diesen sinnlichen Vorstellungen eine höhere Form giebt. Durch diesen Prozeß werden die sinnlichen Vorstellungen umgewandelt zu geistigen Vorstellungen, durch die das Innere der Erscheinungen, ihre Verhältnisse und Beziehungen aufgefaßt und erkannt werden. Das Denken wird immer von Außen angeregt, und nur erst dann, wenn der Verstand schon einen Vorrath von Gedanken, d. h. von Gedachtem, vorräthig hat, kann er, an diesen Vorrath anknüpfend, weiter arbeiten, d. h. weiter denken. Ein Denken ohne äußere Anregung ist unmöglich, ebenso wie ein Denken ohne Verstand unmöglich ist."

Der Leser wird sich sagen: Das ist ja gar nicht so übel! In der That, das ist die böse freidenkerische Lehre, daß ohne Sinneswahrnehmung kein Denken und keine Verstandesthätigkeit sei, und natürlich dann auch keine Erkenntniß. Wie stimmt das aber z. B. zur Glaubenslehre des gläubigen Herolds, daß eine abtrennbare und abfliegbare Seele da sei, die auch, wenn der Leib mit den Sinnen schon gestorben, doch noch denken und hoffentlich auch Verstand haben kann und schon haben muß, um nur auch an den richtigen Ort zu fliegen? Und wie stimmt diese Lehre zu dem Gebote Jesu und der Kirche: Nicht sehen und doch glauben? Ja, wie reimt sich die Behauptung, daß ein Denken ohne äußere Anregung unmöglich sei, zu dem Glauben der Kirche, daß Gott der Herr seinen Auserwählten in inneren Gesichten oder auch im Traume die Wahrheit offenbare, oder gar schon im Mutterleibe, wie dem heiligen Johanneslein, als die Mutter Jesu in seine Nähe kam und es das gleichfalls noch im Verborgenen die

darwinische Lehre einübende Zimmermannsknäblein durch freudiges Hüpfen begrüßte? Ueberhaupt, ist es nicht die Lehre der katholischen Kirche, daß nicht die eigene Sinneswahrnehmung und Verstandesüberzeugung die Grundlage der Erkenntniß und Wahrheit sei, sondern die sog. göttliche Offenbarung, wie sie bis heute durch den Stellvertreter Gottes, wenn er auf dem heiligen Wunderstuhle sitzt, zu jedem Katholiken redet, und welcher der Gläubige sich unbedingt zu unterwerfen hat, mag seine Sinneswahrnehmung und sein Verstand und seine Gesetze des Verstandes sich dagegen sträuben und dagegen zappeln, wie bei Herrn Bischof Hefele und andern Widerspenstlingen des letzten Konzils geschah, welche zwar die Fehlbarkeit, aber nicht die Unfehlbarkeit annerkennen wollten, aber nachher doch hübsch zu Kreuz kriechen mußten? Oder hat vielleicht Verstand und Denken aufzuhören, wenn wir das heilige Glaubensgebiet betreten? Nun, mag dem sein, wie ihm wolle, und mag mein kühner Gegner das mit sich und seinem Beichtvater ausmachen (ich würde, an dessen Stelle, ihm eine recht tüchtige Buße für solche Ketzereien auferlegen)—jedenfalls ist so viel klar, daß wenn wir dieser Denklehre folgen, wir zu dem Ergebniß gelangen, daß das vernünftige Denken und Erkennen durch Sinneswahrnehmung und Erfahrung und verständige Verarbeitung des Wahrgenommenen stattfinde, daß dann aber von dem Glauben, den unser Gegner als Herold verkündet, nicht mehr viel übrig bleiben wird.

Wie ist da zu helfen? Nun, jetzt kommt eben der interessanteste Punkt in der Abhandlung unseres Freundes — Freundes hätte ich bald gesagt! Nun ja, es war ja doch immerhin recht freundlich von ihm, daß er sich die jedenfalls nicht geringe Mühe gab, eine solche lange Abhandlung gegen die Freidenkerei zu schreiben. Jetzt kommt nämlich richtig zwar nicht der gewöhnliche Polizeiknüppel, den er uns wünscht, aber der heilige kirchliche Polizeiknüppel in Form der äußeren Autorität d. h. in letzter Stufe in Form der Machtsprüche der unfehlbaren Kirche und zertrümmert wieder die ganze selbstständige Denk- und Verstandesarbeit, die, auf eigene Wahrnehmung und Ueberzeugung gegründet, scheinbar hatte zu Recht bestehen sollen. Gleich nach den obigen Worten fährt unser Gelehrter mit seinem Denk-Hokuspokus also fort:

„Eben diese äußere Anregung ist die äußere Autorität für das Denken eines jeden Menschen, demnach kann kein Mensch ohne äußere

Autorität denken. Fritz Schütz fordert von den Freidenkern, daß sie ohne äußere Autorität denken sollen, dieses heißt gerade so viel als, Fritz Schütz fordert, daß die Freidenker gar nicht denken sollen. Dieses heißt aber gar nichts anders, als den „Menschen verthieren" u. s. w., bis er schließlich begeistert ausruft: „O elender Quatsch und Quatscher!" womit er natürlich meine Wenigkeit meint.

Nun, da haben wir's— denken darfst Du, getreuer Sohn der Kirche, soviel Du sonst willst, aber nur darf Dein Denken nicht gegen die Autorität der Kirche verstoßen. Ja diese Autorität mit ihren ewig giltigen Glaubenslehren muß wie die Grenze so alle Anregung für Dein Denken bilden, wie in einem Käfig, wie in einer unzerreißbaren Zwangsjacke, muß es darin gefangen und eingebunden bleiben. Und je lammesgeduldiger es sich fügt, und sich fügend dahin welkt und erstirbt, desto sicherer darf es einst auf einen Platz in der ewigen Seligkeit hoffen.

Wenn man die Pflanze von Licht und Luft abschließt, so treibt sie noch höchstens farblose, unkräftige Schosse. Wenn man dem Denken seine volle Freiheit raubt mit Hülfe einer allgebietenden Autorität, so verkümmert es, und muß sogar bei aller Schulung solche jammervollen Erzeugnisse zu Tage zu bringen, wie wir sie oben kennen gelernt haben.

F r i tz S ch ü tz.

Freidenkerthum und Sünde.

In der gleichen Nummer, in welcher der unterhaltsame „Herold des Glaubens" seinen O=wie=dumm! = Artikel losließ, bringt er auch wieder einen künstlich fabrizirten Spaß auf Kosten der Freidenker, die ihm ja in Wirklichkeit so wenig Spaß und Freude mehr machen, seitdem man sie nicht mehr mit dem Kirchennetze wie die Lerchen einfangen und abthun kann.

„Die beiden Klassen von Menschen.

Das ist wieder — heute — ein treffendes Wort, welches ein „freisinniges" Großmaul zum Schweigen brachte und noch anderen „F r e i = S ch ü tz e n" Stoff geben kann, die hohlen Lücken der „Westl. Post" wiederum auszufüllen. Diesmal war es ein Landpfarrer, der — es ist noch

nicht lange her — mit einem Liberalen, der gerne mit seinem Unglauben prahlte, zusammentraf. Kaum war dieser des Pfarrers ansichtig geworden, so begann er seine „Freisinnigkeit" in Religionssachen auszukramen, und nach einigem Hin- und Herreden lenkte er das Gespräch sofort auf das Beichten, ein Lieblingsthema der „starken Geister." Er beichte nicht, bemerkte der Freigeist spöttisch, er habe keine Sünden, und glaubte, der Pfarrer würde heftigen Widerspruch erheben. Dem war aber nicht so. Vielmehr erklärte sich der geistliche Herr vollkommen einverstanden, obgleich der heilige Johannes denjenigen einen Lügner nenne, der sich für sündenlos ausgebe. Sie rechnen mich also zu den Ausnahmen, wohl zu denen, die Sie „Heilige" nennen? — entgegnete höhnisch fragend, der Gottesläugner. Zu der Ausnahme muß ich Sie allerdings zählen, sagte der Pfarrer, aber nicht zu den Heiligen; denn diese wollen, so lange sie auf Erden wandeln, selbst am allerwenigsten für sündenlos gehalten werden. Der Freigeist wurde nun sehr gespannt und wollte wissen, welche denn die Ausnahme seien, zu denen er gerechnet werde. Es gibt zwei Klassen von Menschen, versetzte zögernd der Geistliche, die nicht sündigen; zu welcher von beiden Sie gehören, habe ich nicht nöthig auszusprechen. Welches sind denn aber die beiden Klassen von Menschen, die nach Ihrem Urtheil nicht sündigen? — forschte fast unwillig der Andere. Die Kinder, antwortete der Pfarrer, die den Gebrauch der Vernunft noch nicht haben, und die Narren, die ihn wieder verloren haben. — Glück Herr Freischütz zu dieser schönen Gesellschaft!"

Wir wollen an dieses Priesterspäßlein eine ernste und belehrende Frage knüpfen, wie es nämlich mit den Sünden stehe auf dem Standpunkte des freien Menschenthums im Vergleich zum katholischen Kirchenthume.

Sünde bedeutet in der alten Religion die Uebertretung eines Gottesgebotes, d. h. eines Gebotes, welches dem Gläubigen von außen her ohne sein Zuthun, nur daß er eben daran glauben muß, gegeben wird, sei es durch die Aussprüche der Päpste und die Vorschriften der Priester.

Ich habe nun schon im I. Theile des „Heil der Völker" (S. 3 u. f f.) gezeigt, daß der Mensch häufig in Lagen kommen muß, wo ihm nichts übrig

bleibt als das eine Gebot, die eine Pflicht zu übertreten, um eine andere erfüllen zu können. Vollends wenn ihm die Religion soviele Vorschriften giebt bis zum Genuß der Speisen und der Vollbringung der mancherlei Bräuche, wie die katholische Kirche thut; und wenn sie andrerseits wieder ihm schon das bloße Begehren des Verbotenen und Unrechten als Sünde anrechnet. Daher muß er sich denn auch fortwährend als Sünder bekennen, der, soviel an ihm liegt, die Strafe Gottes und des Priesters verwirkt hätte. Um jedoch nun dieser Sündennoth und Gottesstrafe zu entrinnen, hat sich der Glaube auch wieder mancherlei Mittel, oft ziemlich bequeme, ersonnen. Er beichtet seine Sünden dem Priester, er betet so und so viele Vater-unser und Gegrüßet-seist-du-Maria dafür, oder was ihm sonst der Priester für Kirchenbußen auferlegen mag; er hofft auf die unendliche Barmherzigkeit Gottes, der auch den ärgsten Schurken und Mörder, wenn er nur seine Sünden bereut, wieder zu Gnaden annimmt; und sollte seine Seele es trotzdem bis zur Anwartschaft auf das Fegfeuer gebracht haben, so vermag die nöthige Anzahl Seelenmessen selbst von da sie wieder zu befreien und statt dessen in den Himmel zu führen — vorausgesetzt nur, daß er oder die Seinigen hübsch Geld genug haben, dafür zu bezahlen. Außerdem weiß aber auch die vom Oberhaupte der Kirche gebilligte Beichtstuhl-Moral der Jesuiten ihm so ziemlich über die größten Schlechtigkeiten hinwegzuhelfen, wenn er sich nur der Kirche und dem Orden gefällig und gefügig und solches Verfahren sich der Kirche nützlich erweist. Dadurch aber nun, daß es dem Sünder so leicht gemacht wird, seine Sünden wieder abzuwaschen, ohne daß er dabei seine eignen fehlerhaften Neigungen und Anlagen wirklich verbessert, muß er natürlich fortwährend wieder um so leichter in den alten Sündenweg verfallen, und die Folge ist, daß die Katholiken, selbst da wo sie mit fortgeschrittenen Religionsbekennern wie mit Protestanten und Freigemeindlern zusammenwohnen, und von deren höherer Bildung beeinflußt werden, durch eine größere Anzahl von Verbrechen sich auszeichnen, wie wir bei einer der folgenden Debatten sehen werden. Das Priesterthum freilich steht sich bei dieser Einrichtung nicht so schlimm, denn je mehr die Sündenabwaschung von nöthen, desto mehr hat es Beschäftigung, Einfluß und Einnahme. So die Kirchensünde.

Der freie, auf seiner eignen vernünftigen Erkenntniß und Ueberzeugung stehende Mensch hat ebenfalls gewisse Anschauungen und Grundsätze

über das, was recht und gut ist. Dieselben sind aus der Natur, aus seiner eignen wie aus der ihn umgebenden äußeren entnommen und zielen, wie alle Moral, darauf ab, ihn und die Menschheit möglichst glücklich zu machen. Er belehrt sich also z. B. darüber, wie die Erziehung seiner Kinder und jedes einzelnen zu leiten sei, damit es ein guter, glücklicher und brauchbarer Mensch werde; wie die Ehe zu führen, damit sie beiden Theilen und der ganzen Familie auch wirklich das Glück spende, das sie ihrer Natur nach gewähren kann; wie das Geschäft zu betreiben, um einerseits der menschlichen Gesellschaft am besten damit zu dienen, andrerseits den eignen Nutzen am meisten zu fördern; wie in der Politik die Grundsätze der freien Selbstregierung am kräftigsten zu verwirklichen, und so fort. Handelt er gegen diese Ueberzeugungen und Grundsätze, welche einerseits auf die Erkenntniß der Wahrheit gegründet, andrerseits auf das wahre Wohl seiner selbst und der Menschheit berechnet sind, so wird daraus zweierlei Uebel erfolgen: Erstlich wird er mit sich selbst, mit seinem besseren Fühlen und Erkennen in Widerspruch treten dadurch inneren Zwiespalt, Mißklang, Mißachtung, Unzufriedenheit, Unseligkeit in sich erregen. Und da er zur vollen Klarheit und Folgerichtigkeit des Denkens hindurch gedrungen, keine andere Seligkeit als diejenige des jetzigen Lebens erwartet, so wird er um so mehr danach trachten, auf den Weg des rechten und des wahren Glückes wieder zurückzukehren. Zugleich trifft aber den unrecht Handelnden, den gegen seine eignen Grundsätze Verstoßenden noch ein andres Unheil. Seine Grundsätze sollten das wahre Wohl bezwecken. Wenn er sie verletzt, muß ihm statt dessen das Uebel zu Theil werden. Eine rohe, lieblose, unvernünftige Kinderzucht erzeugt rohe, lieblose, unnütze Kinder, die der Eltern Kummer und Sorge statt deren Freude. Die Hintansetzung der Wahrhaftigkeit und Innigkeit, die Vernachlässigung des gemeinsamen Geisteslebens, der Verlust der gegenseitigen Hochachtung in der Liebe hat Gleichgiltigkeit, Mißtrauen, Hader, Mangel an Glück und bitterste Kränkung zur Folge. Der Charakterlosigkeit und Unehrlichkeit im öffentlichen Leben hinkt drohend die eigne Schande wie die Zerrüttung des Gemeinwesens nach. Ist aber dennoch der Fehler im engeren oder weiteren Kreise begangen, wie soll er wieder gut gemacht, wie das Glück und Heil wieder hergestellt werden? Wenn wir unsern Leib schädigen, wenn wir durch naturwidrige Lebensweise uns Krankheit zuziehen, durch Unachtsamkeit uns verwunden, ist dann die Wunde oder Krankheit sofort wieder hin-

weggezaubert, sobald wir etwa bereut und dem Priester gebeichtet, was wir gethan, sobald wir so und soviel Buß-Gebete gebetet, Messen oder Stiftungen gelobt, oder von einem gedachten himmlichen Vater Verzeihung erlangt? Sicherlich nicht. Wir müssen die naturgemäßen Mittel der Heilung, soweit wir sie zu erkennen vermögen, aufsuchen, gewissenhaft anwenden und die entsprechende Lebensweise einhalten. Indem wir dann den Gang der Natur unterstützen und lenken, mag die Krankheit geheilt werden.

Gerade so in allen geistigen Dingen. Wenn Trägheit, wenn Leidenschaft, wenn Genußsucht die Ursache war, daß wir das Unrechte thaten, so wird Eifer und Fleiß, so wird Selbstbeherrschung und Mäßigung die Heilung bringen, und diese Tugenden zu erlangen wird, vielleicht eine lange und mühsame Heilmethode erforderlich sein durch Selbstnachdenken, durch Lektüre und sonstige geistige Einwirkung, durch Auswahl des Umgangs, durch Beihülfe der Freundschaft und Liebe, durch stufenweises Weiterschreiten der That. In dem Maße als aber dann diese naturgemäße Geistes- und Gemüthsheilung vor sich geht, wird auch der Fehler sammt der Unseligkeit wirklich verschwinden, ja bei dem körperlich und geistig reifen und gesunden Menschen wird die Freiheit von groben Fehlern, oder von Sünden gegen seine bessere Ueberzeugung, thatsächlich eintreten. Wie denn auch das Freidenkerthum, obwohl es nach seiner positiven, aufbauenden, sittlich verbessernden Seite erst noch im Entstehen begriffen ist, wirklich schon eine vollkommenere Sittlichkeit seiner Bekenner verursacht hat, was ebenfalls in einer später folgenden Debatte sich erweisen wird.

Nachdem wir nun die Sünde oder den Fehler, und dessen Heilung auf beiden Standpunkten betrachtet, ist auch die Frage nach der Sündlosigkeit schon halb entschieden.

Gleich dem Kirchlinge, zumal dem katholischen, sich fortwährend als ärgsten Sünder bekennen, um von den vermeintlichen Seelenhirten stets von neuem Lossprechung zu erbetteln und allerlei geistige Wunder- und Quacksalberkuren mit sich vornehmen zu lassen, ist natürlich nicht Sache des frei und sittlich klar denkenden Menschen. Aber auch in den Nothlagen der Pflichten des Lebens wird er sich nicht von Gottes- und Kirchengeboten umstarrt und ummauert und gefangen sehen, deren Uebertretung, des einen wie des andern, ihm Sünde; sondern welche Pflicht ihm in ir-

gend einer Lage als die höchste, welches Ziel ihm nach seiner eignen Natur und Weltanschauung und nach der Natur der Verhältnisse als das erstrebenswertheste erscheint, das wird er erstreben, die wichtigere Pflicht wird er erfüllen. Denn in jedem Augenblick des Daseins dasjenige zu thun, was gemäß seiner eignen Einsicht und seinen eignen Grundsätzen und gemäß den gegebenen Verhältnissen am meisten zum wahren Wohle seiner selbst wie aller Andern beiträgt, das ist seine sittliche Aufgabe, nicht aber irgend welchen Gottes- oder Priestergeboten und Bräuchen ohne eigne Entscheidung auf Leben oder Sterben ergeben zu bleiben, oder gar in Einsiedeleien und Klöster zu flüchten, weil das thatkräftige Leben ohne Auswahl der Gebote und Pflichten und ohne eigne sittliche Entscheidung nicht geführt werden kann. Daher ist es auf dem Standpunkte des Freien möglich jeden Augenblick, in welcher Lage auch immer, das hierin Beste, das mithin sittlich Gute zu thun, d. h. sündlos zu handeln. Wenn ihm auch zu Zeiten der Schmerz darüber, daß ihm unter traurigen Umständen nicht Besseres, nicht Beglückenderes für sich und Andre zu vollbringen gestattet war, nicht erspart bleibt, und ihn zu steter Verbesserung der menschlichen Zustände antreibt. Es wird also z. B. der Jüngling oder Mann, die Jungfrau oder Frau, welche zu hinreichender Selbstständigkeit des sittlichen Lebens hindurchgedrungen ist, sich nicht mehr durch Priesterdrohungen und auch nicht mehr durch das Gebot des Gehorsams und der Ehrerbietung gegen die Eltern davon abhalten lassen, aus der alten Religion und Kirche zu scheiden, denn der geistige Fortschritt ist die höhere Pflicht, ohne den die ganze menschliche Zivilisation nicht bestände und die Eltern selbst nicht Christen oder Juden sondern etwa noch Fetischanbeter wären. Ebenso wird er auch nicht, wie die katholische Kirche verlangt, die eignen Eltern, Kinder oder Geschwister dem Ketzerrichter und seinen Foltern überliefern, weil si anderem religiösem Glauben nachfolgen, noch sie hassen des Glaubens wegen, wie das Evangelium will. Sondern Freiheit für sich selbst wie für die Andern wird der Freie verlangen und gewähren, und von heiligen Schriften und Sprüchen, wie von Priesterzurufen und Priesterdrohungen ungeschreckt und unentwegt wird er das ihm recht und gut Scheinende vollbringen. Wie aber, wenn z. B., setzen wir den Fall, der Jüngling die Sorge und Freude einer betagten Mutter ausmachte, die geistig nicht mehr stark genug ist, seine Religionsänderung zu ertragen, deren Herz brechen würde, wenn er vom alleinseligmachenden Glauben

abfiele? Hier haben wir einen gewaltigen Widerstreit der Pflichten und edelsten Strebungen. Wie ist er zu schlichten? Der Jüngling wird zunächst sich in seinen Gesinnungen und Ueberzeugungen möglichst vertiefen, klären und festigen, und er wird sich sagen, daß die liebe Mutter unrechtes verlangt, wenn sie seine Liebe zu ihr und seine kindliche Ergebenheit und Glück in die Wagschale wirft gegen den thatkräftigen Sieg der Wahrheit. Er wird darum sein Ziel des charaktervollen Handelns unverrückt im Auge behalten, aber dessen Erreichung wird er auf dem in den gegebenen Verhältnissen bestmöglichen Wege erstreben. Verdoppelte Gewissenhaftigkeit in seiner ganzen Lebensführung, welche die Besorgnisse der Mutter, daß er mit der alten Religion auch die Sittlichkeit abwerfe, zerstreut; verdoppelte Liebe und Anschluß an das Mutterherz, welche diesem das Vertrauen einflößt, daß er das Gute und Rechte wolle; aufrichtige Mittheilung und Belehrung, wo sie gesucht wird,—sie werden entweder zu der Wärme des Mutterherzens auch das Licht höherer Erkenntniß gesellen und es so ebenfalls auf den Weg der Wahrheit führen; oder sie werden es wenigstens dahin bewegen, daß es spricht: ich sehe, daß du gut bist bei deinem neuen Glauben, und daß dein Glück daran hängt, ihm zu folgen, ich will deinem Streben und deinem Glücke nicht im Wege sein, ich lasse dir deinen Glauben, laß du mir den meinen, ich will darin sterben und für dich beten. Und indem er diesen langsameren und mühsameren Weg einschlägt, seine Ueberzeugung zu verwirklichen, wird er ebenfalls in seinem Gewissen zufrieden und durch die Ueberwindung dieses mächtigen Hindernisses um so beglückter sein. Denn in den gegebenen Verhältnissen, welcher Art sie auch seien, mit Berücksichtigung aller gegebenen Verpflichtungen das Gute immer weiter und weiter verwirklichen, und den besten Weg dazu einschlagen, das ist die sittliche Aufgabe. Doch vielleicht verlangen die Verhältnisse der Zeit, verlangt das Wohl der Menschheit, verlangt der Sieg der Wahrheit und seines Herzens unbesiegbarer Drang die rasche, entschiedene That! So mag das Mutterherz bangen und zweifeln und trauern und der Beseligung der begeisterten That den Tropfen der Wehmuth einträufeln, was soll, das geschehe! Welches aber der beste Weg sei, der langsame oder der rasche, der sanft sich hinziehende oder der jählings aufsteigende, darüber hat der Freie für sich allein in seinem Fühlen und Gewissen und in seiner Lage der Dinge aus sich selbst zu entscheiden, und kein Gottesgebot des Gehorsams und keines des Ungehorsams

darf ihn zum blindfolgenden Sklaven erniedrigen. Handelt er dann nach seiner besten freien Einsicht und Entscheidung, so handelt er sündlos.

Gleichwohl wird deßhalb auch der wahrhaft frei Handelnde sich noch nicht von der Wiege bis zum Grabe für sündlos oder fehlerlos erklären, wie der Priester in seinem Aerger ihm andichten möchte. Das wäre selbstverständlich noch größere Thorheit, als wenn er sich etwa jederzeit für körperlich vollkommen kräftig und gesund ausgeben wollte; denn das selbstbewußte Geistes- und Gemüths- und Gewissensleben ist jedenfalls noch raschereren Bewegungen, Schwankungen und Stürmen ausgesetzt wie das körperliche Wohlbefinden. Hingegen die zureichende sittliche Klarheit, Festigkeit und Selbstbeherrschung zu erlangen, um in allen Hauptwendepunkten und wesentlichen Entscheidungen des Lebens seinem edleren Gefühle, seiner besseren Einsicht und Ueberzeugung treu zu bleiben und ihr gemäß seine Kräfte zum eignen wie zu der Menschheit Wohl auszuwirken, das ist dem Freigeist recht wohl erreichbar und auch schon von Vielen erreicht worden. Der Kirchengläubige dagegen, der katholische wenigstens, kennt keinen endgiltigen Ausweg der sittlichen Selbstentscheidung, nur den der Beichte und der Priesterleitung und Gottesvergebung.

Die bisherigen Gefechte bilden gewissermaßen ein zusammenhängendes Ganze, da sie mit dem gleichen Gegner und dem gleichen Standpunkte geführt wurden. Jetzt erst streue ich daher einige Gedichte ein, und zwar solche, die sich ebenfalls auf den Kampf mit dem Wahn und dem Dunkelmännerthum beziehen.

Viel Feind', viel Ehr'!

„Man schreibt auf manchen Stein:
„Er hatte keinen Feind!"
Als Lobspruch ist's gemeint,
Doch schließt's viel Schlimmes ein.
Es klänge g'rad so gut:
Ihm fehlte Herz und Blut,
Er ließ wie Kies sich treten,
Er ließ wie Ton sich kneten,
Sein Aug' war blind dem Lichte,
Sein Mund war Stumm dem Wichte!

O, raubt mir nicht am Grabe
Noch meine beste Habe:
Die Feinde, deren Zorn
Mein Schmuck, mein Stolz, mein Sporn!
Von jenem Worte rein
Laßt meinen Stein! —"

Anastasius Grün.

Dir müssen Feind' sein.

Wenn Du's so weit bringst, daß Du Feinde hast,
Dann lob' ich Dich; weil noch nicht Alle gut sind.
Wenn Du es auch verschweigst, doch schäme Dich
Nicht, daß Du Feinde hast; — wer Feinde nicht
Ertragen kann, ist keines Freundes werth!
Dir müssen Feind' sein: die die Knechtschaft wollen!
Dir müssen Feind' sein: die die Wahrheit fürchten!
Dir müssen Feind' sein: die das Recht verdrehen!
Dir müssen Feind' sein: die von Ehre weichen!
Dir müssen Feind' sein: die nicht Freunde haben!
Dir müssen Feind' sein: die nicht Feinde haben,—
Weil, um für sich Verzeihung zu gewinnen,
Die Welt zu leicht verzeiht. Dir müssen Feind' sein:
Für welche Du nicht Freund bist. Stark ertrage
Der Schlechten Feindschaft: sie ist schwach und nichtig!—

Leopold Schefer.

Und dem verrotteten Alten gegenüber der muthige Kampfesgeist des Neuen:

„Ich hab's gewagt!"

„Ich hab's gewagt!" Dies Wort aus Hutten's Munde,
Des ächten Mannes wie aus einem Guß,
Ertöne auf dem ganzen Erdenrunde
Als Wort der Losung und als Wort zum Gruß.
Hei! wie das klingt, so keck, so kampfesmuthig!
So siegessicher und so unverzagt!
Für Recht und Freiheit kämpf' ich, duld' ich, blut' ich —
Ich hab's gewagt!

„Ich hab's gewagt!" Entbiet's als Gruß dem Freunde.
Ich hab's gewagt! Nun wage du es auch!
Der Zahl der Spötter acht' ich nicht, der Feinde,
Nicht kehr' ich mich an hergebrachten Brauch,
Werf' Alles in die Wage um das Eine;
Und ob man aus der Heimat mich verjagt,
Und ob darob auch meine Mutter weine —
Ich hab's gewagt!

„Ich hab's gewagt" und will es ferner wagen,
Bis ich hinabsteig' in des Grabes Ruh',
Zu brechen mit dem Alten ohne Zagen
Und streben höhern Idealen zu.
Ein Mensch soll fortan auch ein Kämpfer heißen,
Urfehde sei der Dummheit angesagt;
Das freie Wort statt Kugeln und statt Eisen —
Ich hab's gewagt!

„Ich hab's gewagt!" Hell klingst du durch die Zeiten
Wie Schlachtenruf, du kernig Huttenwort!
Noch gilt's zu wagen, lang noch gilt's zu streiten,
Bis Lug und Trug und Kreuz und Kutten fort;
Bis einst der Freiheit gold'ne Saaten sprießen,
Bis einst der Wahrheit lichter Morgen tagt,
Soll jeder freie Mensch den andern grüßen:
Ich hab's gewagt!

„Freidenker."

Nun folgen einzelne Posaunenstöße der Hüter des alten Heiligthums, und zwar gehen sie von protestantischen Glaubensherolden aus. Der erste ist ein Leisetreter. Er gebraucht scheinbar sanftmüthige Worte und stellt sie klug wie die Schlange, aber nicht ohne falsch wie die Taube, und im innersten Grunde ist sein Verhalten noch geringschätziger und wegwerfender als dasjenige der meisten andern Diener des Herrn.

Die methodistische Monatsschrift „Haus und Herd" in Cincinnati läßt sich nämlich folgendermaßen vernehmen: „Unter diesem Titel" (das H. d. V. u. s. w.) sind uns zwei Pamphlete zugesandt worden, welche der vielsagenden Ueberschrift wegen sogleich interessirten, weßhalb denn auch sogleich eifrig gelesen wurde (aber wie weit denn, mein werther Herr Kritiker? A. d. R.). Aber schon die ersten Kapitel (darin bestand also die ganze Leserei? A. d. R.) brachten uns die Ueberzeugung bei, daß wir diese Schrift unmöglich empfehlen können, und zwar nicht blos deßwegen, weil wir mit den darin ausgesprochenen Ansichten durchaus nicht übereinstimmen, sondern weil der Verfasser ein höchst oberflächlicher, parteiischer und einseitiger Beurtheiler ist. Wir achten tüchtige Gegner, welche den Dingen auf den Grund gehen und Andersdenkenden billige Beurtheilung widerfahren lassen. Solcher Gegner ist Hr. Schütz nicht. Er sieht das Heil der Völker im „Fortschritt der Religion", und diesen Fortschritt findet er in den Menschenrechten, die im Genuß des irdischen, menschlichen Lebens gipfeln! Dies ist das Menschenthum des Herrn Schütz, und in demselben erblickt er den Höhepunkt der fortschreitenden Religion, auf den er uns in einem dritten Theil seines reformatorischen Werkchens führen will.

In den beiden vor uns liegenden Theilen (hast ja nur die ersten Kapitel davon gelesen, großsprechender Seelenhirte! A. d. R.) geht der Verfasser durch die Geschichte wie ein leichtsinniger Spaziergänger, und sammelt solche Dinge, die er zu seinem Zweck gebrauchen kann. Er entreißt der heiligen Schrift diese und eine andere Stelle, um seine Position zu befestigen, versteht aber nicht einen einzigen Bibeltext gründlich und im Zusammenhang mit dem Kontext. Er verwechselt fortwährend Hierarchie und Christenthum, den Endzweck des Erlösers und die Verirrungen der Menschen; er hat nicht den entferntesten Begriff von subjektiver Religion — und ist dennoch so dreist, das Heil der Völker zu deklariren! Daß sich

Gott erbarm! Wenn wir Gegner des Christenthums hören wollen, greifen wir zu den Meisterwerken des Unglaubens, lassen aber die barocken Sätze oberflächlicher, einseitiger Dilettanten hübsch links liegen."

Ja, ja! „daß sich Gott erbarm!" Der liebe Gott soll auch alles thun für die gläubigen Herrn. Warum hat sich denn der Herr Kritiker nicht selber etwas mehr meiner Schrift erbarmt und hat von den 350 Seiten mehr gelesen als etwa die ersten 10 und das Inhaltsverzeichniß? Sein Urtheil wäre nicht so oberflächlich ausgefallen. — Ich kannte in meiner Jugend einen alten Gymnasial-Lehrer, es war auch ein Geistlicher, von dem wurde gesagt, daß er in der Botanik die Pflanzen einfach in Kräuter und Unkräuter einzutheilen pflege, von denen die letzteren natürlich stramm zu vertilgen. Genau so verfährt der obige Kritiker. Alle Schriften zerfallen ihm in Werke des Glaubens und in Werke des Unglaubens. Die Werke des Unglaubens besieht er sich ein wenig, just nicht weit über das Titelblatt hinaus und noch das Inhaltsverzeichniß dazu, dann läßt er sie hübsch links liegen. Und die Werke des Glaubens? Nun, die kennt er ja ohnedies schon in der Hauptsache, die wird er sicherlich auch nicht viel mehr beaugenscheinigen und wird sie danr hübsch rechts liegen lassen,—um in der Mitte zwischen hindurch seinem lieben Brode nachzugehen. Und solche Flachheit giebt sich noch den Anschein von Wissenschaftlichkeit! B e w e i s e n Sie nur einmal gefälligst, mein Werthester, daß ich „fortwährend Hierarchie und Christenthum, den Endzweck des Erlösers und die Verirrungen der Menschen verwechsele". Machen Sie gefälligst nur wenigstens einen Versuch dazu mit einem einzigen Falle. Man kennt ja schon längst die Künste, mit denen die verschiedenen Sekten aus der Bibel hinaus eskamotiren oder in dieselbe hinein eskamotiren, was ihnen gefällt oder nicht gefällt. „Im Auslegen seid munter, was nicht drin liegt, legt unter," hat schon Altmeister Göthe gesagt.

Bemerkenswerth ist übrigens, daß das selbe Blatt in dem gleichen Heft den „wackeren Berliner Hofprediger Stöcker" preist, den Judenhetzer, und ihm das Zeugniß giebt, daß er „Recht gethan". Das Judenhetzen scheint also wohl zum „Endzweck des Erlösers" zu gehören, und keine menschliche Verirrung zu sein; nicht wahr, lieber Haus- und Herd-Schreiber? Diese Probe von Auslegung der Bibel und des Christenthums ist allerdings schon nicht so übel. Das stimmt schon einigermaßen mit manchen Stellen meines „Heil d. V." überein.

Ja, ja, es quakt zwar etwas feiner, aber es quakt doch aus dem alten Ursumpfe.

Aus dem Ursumpf.

Ueberm Sumpf der frommen Frösche und der list'gen alten Kröten
Schwebt die düstre Nebelwolke, und sie fangen an zu beten;
Schrei'n im Chor zu ihrem Gotte, daß zum Ursumpf wieder werde
Mit dem dicksten Urweltsnebel rings die schaffensfrohe Erde.

Und es schütteln sich die moos'gen, altersschwachen Eichenbäume.
Ach, sie wollen schlafen, schlafen, träumen alte Ammenträume.
Aus dem trüben Weiher wehen alte, düstre Litaneien:
„Miserere, Miserere, mög' der Himmel uns verzeihen!

„Mög' der Himmel uns verzeihen, daß wir Sonnenstrahlen tranken,
Daß wir lieber nicht voll Andacht in den Röhricht untersanken!
Ach, die bösen Sonnenstrahlen ließen all' den Sumpf verschwinden,
Und der liebe Urweltsnebel ward entführt von kecken Winden.

„Aber gloria in excelsis deo! In den Bergesschluchten
Hängt er noch gleich Kirchenfahnen, ein Entsetzen den Verfluchten;
Den Verfluchten, die am Nektar, dem verbotenen, sich laben,
Kirchenräuberisch zum Tempel sich die Welt geschaffen haben."

Miserere, Miserere! tönt es fort im Jammerchore,
Und der Aelteste aller Frösche grimmig sitzt im alten Rohre.
Quakend ruft er, daß nur Christen die im alten Sumpf verschlammt sind,
Und daß alle anderen Leute Frevler, Heiden und verdammt sind.

Adolph Weiß.

„Es steht geschrieben."

„Es steht geschrieben!" sagst Du. Wo? und wie?
Steht's in der Welten hoher Harmonie?
Steht es, wo von der Sonne goldenen Strahlen
Die Wolken sich in bunten Farben malen?
Steht es am Abend an der Stirn der Nacht?
Steht es am Morgen, wo der Tag erwacht?

Steht's, wo die Alpen ihre Firnen zeigen?
Steht's, wo die Thäler ihre Sohlen neigen?
Steht's, wo des Meeres Wogen wuthentbrannt
Sich brandend brechen an zerrissenem Strand?
Steht es, wo Deines Lebens Pulse schlagen,
Wo sich im Hirn Dir die Gedanken jagen?
Steht's in des Herzens seligem Gedichte?
Steht's in den offenen Blättern der Geschichte?
Steht es, wohin auch nur Dein Auge fällt,—
Steht's in der ganzen, großen, weiten Welt?
„Nein!" sagst Du, „nein!"—und trägst am alten Fluche,—
„Hier steht es, hier, in diesem Bibelbuche!
Du armer Thor, der, wo die Quelle winkt,
Zeit seines Lebens aus Cisternen trinkt!—

Friedrich Schünemann-Pott.

Der Ewige und das Ewige.

Nun kommt der **„Welt-Bote"** von Allentown, Pa., ein halbkirchliches, halbweltliches, wie es scheint, weit verbreitetes Blatt zur Berichterstattung über „Ereignisse, Unterhaltung und Belehrung" mit dem Motto „Jedem das Seine," aber „redigirt nach christlichen Grundsätzen."

„Fritz Schütz ist ein Philosoph und schreibt aber in sehr anziehender und volksthümlicher Sprache. Es verleiht uns auch bereits die Ueberschrift des ersten Capitels des ersten Heftes einen Einblick in sein ganzes System: „Das Heil der Völker ist bedingt durch den Fortschritt der Religion." „Um dieses zu erkennen," sagt Fritz Schütz, „werfen wir einen, wenn auch nur kurzen Blick auf die uns allen am meisten bekannten Hauptreligionen der civilisirtesten Völker, die altisraelitische Religion, die mittelalterlich katholische, die evangelisch-protestantische, und schließlich auf die Allanschauung der heutigen Erkenntniß, auf das Freidenkerthum oder Menschenthum." Den Anfang der vierten Periode, derjenigen des Menschenthums, bringt Hr. Schütz in das Jahr 1776, in welchem die Unabhängigkeits-Erklärung der Welt gegeben wurde. Infolge dessen trägt das

erste Heft die Jahrzahl 104, das zweite die Jahrzahl 105. Das Jahr Christi (1879 und 1880) ist ihm Nebensache. Was unter Menschenthum begriffen wird, soll in einem demnächst erscheinenden dritten Hefte behandelt werden. Es lassen uns die bereits erschienenen Hefte jedoch nicht im Dunkeln. Seite 178 des zweiten Heftes liest man: „Und ein Menschenbürgerrecht soll es geben, gegründet auf freie Ueberzeugung, auf Selbstregierung, auf Selbstgenießung der Früchte seiner Arbeit und auf menschenwürdiges Dasein. Und wirklich wird das einst werden, wann einmal der Gott vollends Mensch und die Menschheit ihr eigener Gott geworden sein wird."

Da haben wir's. „Im Nebel sucht das Lastthier seinen Weg." Einen Weg hat es auch gefunden. Schon Göthe hat gesagt: „Menschenfleisch geht allem vor, um sich daran zu wärmen." Sehr wahr, und doch im Sinne unserer modernen Freidenker wird diese Wahrheit zum erbärmlichsten „Counterfeit". Das Menschenthum, in welchem das Heil der Völker ruht, ist nicht die in ein unbegreifbares Abstraktum zusammengebrachte Gesammtheit edlen menschlichen Strebens. Dies ist einfach nur Wirkung. Betrachten wir diese als das Wesentliche, so muß folgerichtig alles Persönliche ignorirt werden, der Einzelne im Ganzen aufgehen und das Ganze in Absolutismus und Sklaverei auslaufen. D a s Ewige abstrakt für sich ist Nichts; d e r Ewige allein ist der Seiende. Ihm als Person gegenüber allein sind (wie aus sich) handelnde, freie Individualitäten (Menschen) denkbar. „Einen anderen Grund kann Niemand legen, als der gelegt ist, Jesus Christus."

Wir sehen, wie hier in dem nicht mehr ausschließlich kirchlichen Blatte auch sogleich mehr Gerechtigkeit eintritt, und der maßlos tobende oder blos geringschätzig absprechende Fanatismus abnimmt bei dem Manne, der auch in den Ereignissen der Welt und nicht blos in der kirchlichen Offenbarung Belehrung sucht.

Was freilich der Kritiker mit dem „Lastthier" und dem „Menschenfleisch" sagen will, ist mir nicht recht klar. Es scheint, als habe er dabei doch wieder eine kirchlich fanatische Anwandlung gehabt und mich kurzer Hand unter die Fleisch- und Sinnenanbeter werfen wollen, aber seine bessere weltliche Ueberzeugung hat doch wieder Einsprache erhoben.

Daß er meint, ich halte das Ewige für das höchste Wesen, während er den Ewigen verehrt, zeigt jedoch, daß er die im „Heil" da und dort skizzirte Allanschauung noch nicht richtig aufgefaßt hat. Das All ist mir und ist in Wirklichkeit nicht blos ein unbewußtes Naturding, sondern es gestaltet sich aus zu der Stufe des Bewußtseins. Das All in der Gestalt, wie es sich zum bewußten Wesen macht, ist der selbstbewußte Mensch, der aus dem Stoff und Leib des Alls und aus der Kraft und dem Geist des Alls sich aufbaut, und der das ihn hervorbringende und in ihm und durch ihn lebende und erkennende All denkt, vorstellt, glaubt, erkennt. Auch muß die heutige philosophische Allbetrachtung zu dem Schlusse gelangen, daß das unendliche All mit der unendlichen Mannigfaltigkeit und Stufenreihe seines Lebens nicht blos auf dieser Erde, sondern auch noch auf andern, auf unendlich vielen Himmelskörpern die Stufe der Selbstbewußtheit erreiche, in selbstbewußten Wesen selbstbewußt werde, wie auch sonst diese Wesen beschaffen sein mögen. Wenn also auch unsre irdische Kultur nach kaum denkbar langer Zeit erlöschen, in Kälte oder Feuer absterben mag, so ist eine andre Menschheitskultur d. h. eine andre Entwicklung selbstbewußter Wesen an einem andern Himmelsorte schon längst dafür wieder aufgeblüht. Und das ewige unendliche Körper- und Kräfteleben ist niemals ohne Wahrnehmungsvermögen und Denken, durch welches es sich selber schaut und erkennt. Das ewige All ist stets auch der ewige da und dort sich entfaltende selbstbewußte Mensch, die Erscheinung des ewigen Seins und Werdens in endlicher Menschengestalt, „im Fleisch," oder in „Knechtsgestalt", der „Sohn Gottes", wie die Evangelienschriftsteller sich ahnend über den „Menschensohn" ausdrükten, und die alexandrinischen Philosophen zu jener Zeit verkündeten. Natürlich muß jedes bewußte, persönliche Wesen, wenn es auch den in ihm wirkenden Stoffen und Kräften nach ewig ist, doch wieder ein endlich begrenztes, ein menschliches sein, denn Bewußtsein und Denken setzt andre Dinge außer ihm, setzt äußere Begrenzung, setzt Endlichkeit voraus. Das Ewige ist also zugleich ein der Ewiger, ein denkendes, selbstbewußtes Wesen, das außerdem als Mensch den ewigen Drang und Trieb nach Freiheit, nach Wahrheit, nach Liebe, nach dem Guten, in sich trägt, das selbe Streben, über das hinaus auch der bestgedachte außerweltliche Gott nichts höheres empfinden kann. Und dieser Drang setzt wieder die menschliche Endlichkeit und

Unvollendung voraus, denn wo alle Wahrheit erkannt, alle Liebe gefühlt und geübt, alles Gute gethan wäre, wäre Tod, kein geistiges Leben und Weiterstreben mehr. Das wirkliche, das lebendige, das zugleich unendliche und zugleich endliche, ewige All, dessen selbstbewußt werdendes Innere wir in unsrer eignen Brust und in jedem Menschenwesen fühlen und erschauen, ist mithin ein viel, ein unendlich höheres Wesen, als der sogenannte ewige Gott, der keine Lebensentwicklung in sich und kein wirkliches Dasein hat, sondern in der That ein abstraktes Gedankenbild ist, mit stets den selben Zügen wie ein altes Gemälde überliefert, aber nicht die ewig lebendige und ewig junge Natur.

Doch genug von diesen nicht Allen zugänglichen, weitumfassenden Ideen. Nur noch den Schlußgedanken

Von den „freien Individualitäten"

und dem „Grund, der gelegt ist". Mein Kritiker will freie Individuen. Gut, ich auch. Aber ist denn das eine Freiheit, die an einen Grund und Eckstein angefesselt ist, den ein Andrer gelegt und gesetzt hat? Hat denn Jesus sich auch an die Religion fesseln lassen, die Moses vor ihm gelegt hatte? Hat er nicht gesagt: Hier, in meiner eignen Brust und Verstand und Herzen, hier ist mehr denn Moses? Folget ihm nur darin nach und thut für eure Zeit und Kulturstufe, was er für sich und die seine, und wir werden uns bald die Hand als Gesinnungsgenossen reichen können. Darum ab mit dem alten Adam des überlieferten Wahns und hindurch zu der Freiheit des vollen heutigen Denkens und zu der Selbstständigkeit, die ihr in eurem Vorbilde Jesus verehrt;—oder aber rühmt euch nicht länger der Freiheit, wenn ihr doch mit unzerreißbaren Ketten an den Grund alter Ueberlieferungen gefesselt bleiben wollt! Und sprecht nicht länger davon, daß euer Gott allmächtig und allgegenwärtig überall wirke, wenn er doch in euren eignen Herzen so matt und so kraftlos geworden sein soll, daß er zur Richtschnur seines Lebens als heutiger Mensch danach zurückschauen muß, wie er in früheren Menschen gelebt hat!

Hindurch!

Es schwanken
Die Gedanken
Im Herzen mein,
Und hin ist die Ruhe —
Was mag das sein?

Ich habe,
Ein Knabe,
Geträumt bisher —
Nun bin ich erwacht
Und kann's nicht mehr!

„Geselle,
Die Helle
Des Tages bricht an:
Frisch auf, und im Lichte
Dein Werk gethan!"

So hallt es
Und schallt es
In's Ohr mir laut. —
Ein Schwächling ist, wem
Vor der Wahrheit graut!

Das Erste
Und Schwerste
Nach Traumesbann,
Der Zweifel des Tages
Erst macht den Mann!

Drum nimmer
Den Schimmer
Des Lichtes gedämpft!
Es findet die Ruhe
Nur wer sie erkämpft!

Th. Reinand.

Denkspruch!

Feiger Gedanken
Bängliches Schwanken,
Weibisches Zagen,
Aengstliches Klagen
Wendet kein Elend,
Macht uns nicht frei!
Allen Gewalten
Zum Trotz sich erhalten,
Nimmer sich beugen,
Kräftig sich zeigen
Rufet die Arme
Der Götter herbei!

Göthe.

Zum Schluß wieder zwei ächte Kirchenleute, die denn auch recht munter dreinpoltern, und mir die schlechtesten Beweggründe unterschieben, weil ich am Christenthum nicht blos die Lichtseiten, sondern auch die Schattenseiten sachgemäß dargestellt habe:

Die Kirche steht noch!

Der lutherische **„Herold und Zeitschrift"**, ebenfalls von Allentown, Pa., sagt:

„Ist dieser Titel („Das Heil der Völker") Ironie, oder meint der Herr Verfasser wirklich, durch seine Lehre das Heil der Völker zu begründen und zu befördern? Mit großer Gewandtheit und bei ausgedehnter Belesenheit kehrt Herr Schütz alle Schatten und Nachtseiten des Judenthums und Christenthums—in letzterem des Papstthums und Protestantismus—seinen Lesern entgegen, um dadurch die Religion und Alles mit ihr Verbundene verächtlich und verderblich darzustellen. Die vielen citirten Bibelstellen werden aus ihren Verbindungen herausgerissen, oft ganz falsch gedeutet — den Thatsachen meist die gehässigsten und unreinsten Motive unterschoben; der Mißbrauch der Religion als die Norm derselben dar-

gestellt. Der gewandte Schreiber belegt mit den entehrendsten Namen solche Männer, die allerdings auch ihre Fehler und Sünden hatten, aber doch Anspruch auf unsere Achtung machen können, und die in manchen Stücken uns als Muster eines gottwohlgefälligen Lebens dienen können und sollen. Der Sohn Gottes ist ihm natürlich eine Mythe, oder höchstens ein ganz gewöhnlicher Mensch. Das Heilige, und was Tausenden, ja Millionen heilig ist, bewirft er mit Geifer und Koth.

Ist das etwa das Menschenthum, das das Heil der Völker bringen soll? Jedenfalls menschelt es ganz gewaltig.

Doch so sehr der gewaltige Ritter auch auf die Offenbarung losschlägt, uns ist nicht bange, daß er derselben große Niederlagen bereiten werde. Solche Dinge sind schon dagewesen; und solche große Helden haben schon manche Lanze gebrochen — und doch steht die Kirche noch, und wird bestehen, so lange darin das Wort rein gepredigt und die Sacramente treulich verwaltet werden, während ihre Feinde schmählich Fiasko machten. Ist die Kirche manchmal auf Abwege gerathen, hat das Edle zu verdrängen gesucht, so hatte ihr Oberhaupt immer wieder seine auserwählten Rüstzeuge, den Schaden zu heilen.

Ist es aber dem gelehrten Herrn Verfasser wirklich und aufrichtig daran gelegen, „das Heil der Völker" zu befördern, so müssen wir von dem Werke, das diesen Namen trägt, sagen: Schütz mit scharfen und giftigen Pfeilen, hat falsch gezielt und falsch getroffen." G.

Die Kirche steht noch, ja, aber nicht blos die christliche, sondern auch die jüdische und die türkische und die buddhistische, und wie die Religionen alle heißen, die zum Theil viel, viel älter sind als das Christenthum, und die doch auch noch stehen.—Und die alte Eiche und Ulme des Urwalds steht ebenfalls noch! Aber hast du nicht bemerkt, glaubensverblendeter Herold, daß sie im Innern hohl und faul und morsch ist, und daß sie je hohler und fauler und morscher wird, je länger sie steht, und daß ihre Aeste schon überall abgerissen und verdorrt sind, und daß sie nur noch wie eine Ruine aus der Vergangenheit in die Gegenwart hineinragt; und daß sie „stürzen kann über Nacht", vom Sturm und von ihrer eignen Kraftlosigkeit gefällt? Nicht weil sie schon lange steht, darum wird sie noch um so länger stehen, sondern eben je länger sie schon gestanden, desto kürzer hat sie noch zu stehen, und je mehr sie gelebt, desto mehr Leben hat sie verbraucht, und

desto lebloser ist sie geworden, die Eiche wie die Kirche; trotz alles äußeren und in den Boden der Gesellschaft weit eingewurzelten Bestandes. Denn alles lebendige und alles menschliche entsteht und blüht und verdorrt und vergeht, so der Mensch wie der Menschen Religionen und Kirchen. Aber aus dem Vermodern wächst wieder neues und vollkommeneres Leben empor. Und was sich regen und bewegen und sich umwandeln kann, nimmt an dem neuen Leben Theil, und was stille steht, bleibt zurück und geht zu Grunde und hat keinen Antheil mehr an dem Fortschreiten der Zeit und am Leben.

Die Kirche steht und steht still, aber die Erde und die Welt und die Menschheit bewegt sich unablässig und läßt jene immer weiter hinter sich zurück. Mögt ihr darum auch die Kirche stille gestellt haben, die Welt könnt ihr nicht stille stehen lassen. Trotz eurem Stemmen in die Speichen des Rades der Zeit bewegt sie sich doch und wird sich bewegen und enteilt immer weiter euren Banden und Netzen. Und nur was sich dem alten entwindet zu neuer Gestaltung, dem gehört das Leben und die Zukunft und das Heil.

Und sie bewegt sich doch!

Sinnend die Blicke zum Himmel erhoben,
Forscht Galiläi dem Sternenlauf nach,
Strebt zu entziffern die Räthsel da droben,
Und in dem grübelnden Geiste wird's Tag.
Ob auch die Satzung spricht:
Tellus (Erde) bewegt sich nicht,
Lauter und stärker in deutlicher Klarheit
Mit unumstößlicher, ewiger Wahrheit
Ruft es der Himmel noch:
Und sie bewegt sich doch!

Um der Jahrhunderte Wahn zu vernichten,
Schreibt er sein großes unsterbliches Buch.
Wahrheit, sie ist ihm die erste der Pflichten,
Treibt ihn zu stürzen veralteten Trug.

Wer es auch immer spricht,
Die Erde bewegt sich nicht;
Hier mit Beweisen und leuchtenden Gründen
Will ich der denkenden Welt es verkünden,
Brechen des Irrthums Joch,
Hört's: sie bewegt sich doch!

Aber des tödtenden Buchstabens Knechte
Schauen des Geistes gewaltiges Licht.
Und mit dem Bannstrahl in drohender Rechte
Mahnet den Denker das Ketzergericht.
Sprich, wie die Schrift es spricht:
Nein', sie bewegt sich nicht —
Oder du mögest dein Leben beenden
Tief in des Kerkers umnachtenden Wänden.
Glaubst du es immer noch?
Ja, sie bewegt sich doch!

Als durch der Kerkernacht fressende Uebel
Endlich dem Greise die Manneskraft brach,
Spricht er's, die Hand auf geschändeter Bibel,
Stammelnd und bebend den Peinigern nach,
Wie es der Buchstab' spricht:
Nein, sie bewegt sich nicht.
Doch weil die Schrift, an den Himmel geschrieben,
Ihm in dem Herzen ist stehen geblieben,
Knirschen die Zähne noch:
Und sie bewegt sich doch!

Wahrheit, du mußt deine Märtyrer haben,
Ohne sie winket dir nimmer der Sieg.
Als man den Dulder schon lange begraben,
Und nun sein Mund, der begeisterte schwieg,
Und jetzt kein Mensch mehr spricht:
Nein, sie bewegt sich nicht,

Kündet ein Denkmal am heiligen Orte:
Wahrheit, du siegst, und es huldigt dem Worte
Selber die Kirche noch.
Ja, sie bewegt sich doch!

Fesselt die Erde in zwängende Schranken,
Greifet der Zeit in das rollende Rad,
Bindet die Flügel der kühnen Gedanken,
Haltet die Menschheit auf strebendem Pfad.
Thörichter Blödsinn spricht:
Erde bewegt sich nicht.
Nimmmermehr zwingt ihr sie stille zu stehn,
Vorwärts und vorwärts wird ewig sie gehn.
Hindert und hemmet noch!
Und sie bewegt sich doch!

Du willst der Rede setzen ihre Schranke,
Einkerkern Schrift und Wort?
Umsonst! Es wälzt sich jeder Gluthgedanke
Bachantisch und unsterblich fort!

Platen.

Dummheit.

Ein sonderbarer Kauz ist gar **„Der Lutherische Kirchenfreund"** in Chicago. Er sagt:

„Der Verfasser (von „Das Heil der Völker") ist ein socialistischer Atheist, dem Nichts heilig, Nichts beachtenswerth ist, als nur was irgend wie dem Christenthum opponirt. Seine geschichtlichen Schilderungen sind im höchsten Grade oberflächlich und einseitig, und seine Schlußfolgerungen sind Negationen, unter denen man vergeblich nach etwas Haltbarem sucht, das in irgend einem Sinne für heilbringend angesehen werden könnte.

Die Bibel und das Christenthum lächerlich zu machen, das haben schon zu Viele vor Herrn Schütz versucht, als daß das noch für eine Heldenthat angesehen werden könnte, aber etwas Besseres bieten, das wäre doch sicherlich von einem solchen Religionsstürmer wohl zu erwarten. Vergeblich suchen wir im „Heil der Völker" nach neuen Gedanken, neuen Grundsätzen, neuen Lebensweisungen. Von dem, das anspornt, das stärkt, tröstet, ist nichts da, wohl aber Darstellungen, welche die ganze Welt mit sammt ihrer Vergangenheit als eine solch colossale Dummheit erscheinen lassen, daß man sich schämen sollte, der menschlichen Familie anzugehören. Charakteristisch ist übrigens auch, daß die Turner das Werk des Herrn Schütz empfehlen und verbreiten. Wohl bekomm's ihnen!"

Der Grundgedanke meiner ganzen Schrift ist der, daß die bisherigen Religionen, speziell die jüdische, die christlich katholische, die protestantische und zuletzt das Menschenthum nicht ein blindes Durcheinander verschiedener Glaubens- und Aberglaubens-Arten darstellen, sondern eine fortlaufende Entwicklung zum Höheren; und daß mit dieser Religions-Entwicklung auch der Fortschritt auf allen andern Gebieten Hand in Hand geht. Natürlich wenn das Spätere das Höhere ist, muß das Frühere das Niedere sein; also die Religion und Kulturstufe der Vergangenheit niedriger als die der Gegenwart und Zukunft. Aber ist denn die Vergangenheit, weil sie der noch unentfaltete Keim und Schößling der Gegenwart, nur eine „kolossale Dummheit"? Dann wäre die Gegenwart eben eine solche, denn auch sie wird in der Zukunft einmal Vergangenheit sein. Freilich wer noch in der Gegenwart bei der rückständigen Weisheit der Vergangenheit beharren und die Andern dabei erhalten will, der steht und stand zu allen Zeiten auf dem Standpunkt des Rückschritts, und um mit unserm Gegner zu reden, auf dem Standpunkt der Dummheit. Aber er hat auch stets den Fortschritt sich gegenüber, und die amerikanischen Turner sind es allerdings heutzutage, die immer kräftiger zum Fortschrittsmarsche mitantreten. Das Folgende ist eine ziemlich scharfe Anti-Dummheits Marschmelodie, wenn auch etwas veraltet, aus den vierziger Jahren.

Dumm machen lassen wir uns nicht.

Ihr Pfaffen alle, nah und fern!
Die Stunde schlägt den Volksverblendern.
Ihr spieltet frech die Geistesherrn —
das Spiel ist aus, ihr könnts nicht ändern.
Bald sitzt das Volk euch zu Gericht
und ruft mit lang' verhaltnem Grollen:
Dumm machen lassen wir uns nicht;
wir wissen, daß wirs werden sollen.

Sagt an: Wer hat der Menschheit Blut
mit Trug und Ketzerhaß vergiftet?
Wer hat mit frevlem Uebermuth
unsäglich Unheil angestiftet?
Wir alle kennen das Gezücht,
aus dem das Gift hervorgequollen.
Dumm machen lassen wir uns nicht;
Wir wissen, daß wirs werden sollen.

Der Menschheit heil'ger Gottesgeist
ging nur durch euch so sehr verloren.
Ihr habt das Volk mit Trug gespeist,
als wäre es für den Wahn geboren.
Jetzt aber wißt: Das Volk will Licht,
nicht euren Lug, den unheilvollen.
Dumm machen lassen wir uns nicht;
wir wissen, daß wirs werden sollen.

Ihr habt am Vorhang lang genug
gewebt, der euch vom Volke trenne,
dahinter euer Pfaffentrug
die Lügennetze spinnen könne.
Doch dieser Vorhang, noch so dicht,
muß abgerissen niederrollen.
Dumm machen lassen wir uns nicht;
wir wissen, daß wirs werden sollen.

Die Wahrheit hieltet ihr versteckt
in eure nächtliche Vermummung.
Was habt ihr And'res je bezweckt,
als nur allein des Volks Verdummung?
Nun fällt die Mask' euch vom Gesicht;
wer kann euch fürder glauben wollen?
Dumm machen lassen wir uns nicht;
wir wissen, daß wirs werden sollen.

Uns täuscht nicht mehr der Demuthsblick,
nicht eurer Zunge kläglich Stottern,
nicht das gebogene Genick
und nicht der Knie erbärmlich Schlottern.
Das Herz von jedem solchen Wicht
ist wölfisch, nur das Kleid ist wollen.
Dumm machen lassen wir uns nicht;
wir wissen, daß wirs werden sollen.

Schon kam ein Licht, vor welchem zag
die Heuchler bleichten und verstummten.
Gottlob! es wird nun endlich Tag!
Flieht fort ins Dunkel, ihr Vermummten!
Flieht, denn der Geist des Tags durchbricht
mit Allgewalt die Grabesschollen.
Dumm machen lassen wir uns nicht;
wir wissen, daß wirs werden sollen.

Einst fühlt ein glücklicher Geschlecht
den Himmel schon auf dieser Erden.
Wer bisher lebt als Pfaffenknecht,
wird dann ein Sohn der Freiheit werden.
Dann siegt der Mensch. Der Pfaff nur spricht
in seinem Herzen giftgeschwollen:
Dumm machen lassen sie sich nicht!
Sie merkten, daß sie's werden sollen!

Albrecht in Ulm.

Der Schiffer und der Gott.

1.

Die Windsbraut tanzt mit dem Schifflein wild
Den tödtlichen Hochzeitsreigen;
Der Schiffer kniet vor dem Götzenbild:
Das will sich nicht hülfreich zeigen.

„Dir hab' ich geopfert so manches Jahr
In den sonnigen Tagen des Lebens, —
Nun fleh' ich zu Dir aus Nacht und Gefahr,
Nun sei mein Flehn nicht vergebens!"

Da pfeift noch lauter, wie Himmelsspott,
Der Sturm in den rasselnden Tauen.
Der Schiffer wüthet: „Machtloser Gott,
Belohnst Du so mein Vertrauen?

„Und kannst Du nicht sänften die tobende Fluth,
Soll Dich zuerst sie verschlingen;
Ich suche mein Leben der Götterwuth
Mit Menschenkraft zu entringen!"

Er schleudert den Götzen über Bord;
Statt zu beten ergreift er das Steuer.
In selbiger Nacht erblickt er den Port
Und das Rettung leuchtende Feuer.

2.

Vorbei ist die Zeit, in der es hieß:
„Er gibt es den Seinen im Schlafe."
Wer den „lieben Gott nur walten ließ",
Der bliebe wohl ewig ein Sclave.

Sei Compaß dir selbst auf dem Lebenspfad,
Laß fahren das Himmelsvertrauen:
Auf Deinen, nicht auf Gottes Rath
Mußt Du das Glück Dir bauen.

Es braust um die Welt ein verjüngender Sturm,
Und Vieles, was steht, wird fallen,
Und der Geist, noch ein getretener Wurm,
Mit siegendem Banner wallen.

O Menschheit, wie Du ringst mit der Fluth,
Bald verzweifelnd, bald hoffnungserhoben!
Du harrst, daß der Himmel Wunder thut,
Doch der Segen kommt nimmer von oben.

Wirf Götter und Götzen über Bord,
Dann frisch an's Steuer getreten!
Errungen nur wird der Freiheitsport,
Nicht erbetet und nicht erbeten.

Wilhelm Jordan.



II.

Swedenborgianer.

Viele meiner Leser haben gewiß noch sehr wenig von der christlich rationalistischen Sekte der Swedenborgianer gehört. Sie werden angenehm überrascht sein aus dem Folgenden zu ersehen, bis zu welchem Punkte geistiger Freiheit und Humanität dieselben sich bei allem Aberglauben aus dem Kirchenthum emporgerungen. Auch beweisen die folgenden Schreiben, daß wenn Herr Doktor Brendecke in seiner Kritik des I. Theils des „Heil der Völker“ (S. Thl. II, S. XX.) sagt: „Aber werden gerade diese Ihre Schrift lesen, die gebildeteren und wackeren Menschen kirchlicher Sekten?“ — dieser Wunsch in der That da und dort in Erfüllung gegangen ist.

Das nächstfolgende Urtheil ist die kurze Zuschrift eines Swedenborg'ischen Geistlichen, des Herrn **Brickmann**, Herausgeber des **„Boten der neuen Kirche“**, früher in Allentown, Pa., jetzt in Baltimore, Md. Er ist ein weißer Rabe unter den Schwarzen. Waren alle bisherigen Urtheile voller Haß und Bitterkeit und Verachtung, so bekommen wir doch nun endlich auch einmal etwas von der vielgerühmten christlichen Liebe zu spüren, die wir gerade bei den Seelenhirten und geweihten Verkündern derselben bisher vergeblich suchten.

Herr B. sagt über „das Heil der Völker“:

„Darin sind allerdings Fragen gestellt und Behauptungen gemacht, die Ihnen die orthodoxen Buchstäbler weder beantworten noch dafür danken werden. Ich gehöre einer so total andern Richtung an, daß mich Ihre Stellung nicht im Geringsten treffen oder verletzen kann, obschon ich Ihre Ansichten nicht theile. Dagegen kann ich Ihnen die Freundeshand reichen und Sie lieben als Menschenbruder, der ehrlich aufrichtig und gewissenhaft Wahrheit sucht.“

Da hört denn einmal das fanatische Gepolter und Gezeter auf und wir haben unter dem geistlichen Ornat, wenn er einen solchen trägt, einen menschenfreundlichen Menschen. Schade freilich, daß er meine Schrift nur auf der Reise flüchtig durchsah und sein Urtheil und seinen Standpunkt ihr gegenüber nicht eingehender darlegte. Dies that jedoch in seiner Weise ein andrer Swedenborgianer, kein Geistlicher, mit welchem der folgende Briefwechsel geführt wurde:

Gott, Natur und Naturgesetz.

(Zuerst im Davenporter Demokrat erschienen.)

Der mir den folgenden Brief schrieb, ist zwar kein durch Hohe Schulen gebildeter, aber ein intelligenter Mann und ein denkender und erfindungsreicher Kopf, der in neuester Zeit durch eine revolutionäre Erfindung im Maschinenwesen Aufsehen erregt. Ich hatte ihn auf meinen Reisen im Westen kennen gelernt und ihm den ersten Theil meines „Heil d. Völker" zur Ansicht übersandt, wiewohl ich wußte, daß er nicht meiner Allanschauung huldigte, vielmehr noch festhielt an den Ideen von Gott und Unsterblichkeit. Ueber den letzteren Gegenstand hatte ich sogar eine förmliche öffentliche Debatte mit ihm geführt. Er antwortete mir unter Anderm Folgendes:

„Ich habe den ersten Theil Ihres „Heil der Völker" mit besonderer Aufmerksamkeit nicht nur gelesen, sondern studirt. Ich finde in demselben viele Wahrheiten, die den Zweck haben, das verkehrte Kirchliche zu bekämpfen. Nach meiner Ansicht auch nicht ganz erfolglos. Mancher Irrthum ist in demselben beweisführend widerlegt. Ich habe daher nichts dagegen, dem Werkchen in seiner Verbreitung sogar behülflich zu sein, bei solchen Menschen, wo ich annehmen darf, daß es Gutes schafft. Für meine Person bedarf ich desselben nicht, denn ich habe mich schon längst von den vielen pfäffischen Entstellungen losgerissen, und das Endziel Ihrer Thätigkeitsrichtung (nämlich der Naturalismus) ist für mein Anschauungsvermögen nicht hinreichend. Sie halten stille da, wo ich weiter zu gehen gedenke. Ihre ganze Beweisführung windet sich um die Wirkungen, wovon die Ursachen unberührt bleiben. Oder es wäre auch möglich, daß Sie bei Ihrer Anschauungsweise das als Ursache nehmen, was ich blos als eine Wirkung ansehe. Sie halten vielleicht die Natur für das Leben, während ich dieselbe nur für das Aufnahmegefäß des

Lebens halten kann. Diese Anschauung gründet sich bei mir auf die unumgängliche Wahrnehmung unumstößlicher Naturgesetze, die kein denkender Mensch bestreitet. Habe ich diese anerkannt, so entsteht logischer Weise die Frage: Ist für den Menschen ein bestehendes Gesetz denkbar, ohne daß er einen dem Gesetze vorhergegangenen Gesetzgeber anerkenne? Die Antwort ist für mich entschieden: Nein! Diese gesetzgebende Kraft, die der Natur das Leben giebt, der ganze Lebenstrieb, den nenne ich „Gott". Ich kann unmöglich da stehen bleiben, wo die Naturwissenschaft ihren Ausgangspunkt erreicht hat, nämlich an dem Lebenstrieb. Ich verlange weiter zu gehen und bin in meinem Forschen nach Wahrheit über alle Einschüchterungen hinweg, gebe meinem denkenden Geiste freies Spiel, sich in der Richtung zu bewegen, zu der er angeregt wird. Der Gefahr, die daraus erwachsen mag, schaue ich offen ins Gesicht und bin bereit, den Kampf mit den Folgen aufzunehmen."

Ich erwiderte ihm unter Anderm Folgendes: Zunächst sind Sie sich unklar und im Irrthum darüber, was Sie Gott nennen, und wie die Wissenschaft sich dazu verhält.

Sie sagen zuerst: „Den ganzen Lebenstrieb nenne ich Gott." Zugleich verstehen Sie unter Gott den „Gesetzgeber" der Natur, der auf irgend eine, Ihnen jedenfalls ebenso sehr wie mir unbegreifliche Weise der Natur ihre Gesetze gibt. Hier gilt Ihnen also Gott oder der „Lebenstrieb" als das Letzte, worauf der menschliche Geist zurückgehen kann. Denn eine weiter zurückgehende Ursache als den Gesetzgeber kann es ja doch für das Gesetz nicht geben.

Gleich darauf fahren sie jedoch fort mit der Erklärung, daß die Wissenschaft vor diesem Lebenstrieb stille stehe, Sie aber nicht, Sie wollen weiter vordringen. Gerade umgekehrt verhält sich die Sache. Die Naturwissenschaft hat den Lebenstrieb oder die sogenannte Lebenskraft schon längst über Bord geworfen und sucht sie durch die mechanischen, chemischen, magnetischen und elektrischen Kräfte, sowie durch die seelischen Fähigkeiten der Zellen und sogar der Atome, ferner durch die Anpassung und Vererbung der Entwicklungslehre zu ersetzen, und Manche wollen überhaupt nicht mehr von Kräften, sondern nur von Bewegungen der einzelnen kleinsten Theile wie der ganzen Körper gesprochen wissen. Während andererseits wieder bedeutende Forscher einer allgemeinen Urmaterie und Urkraft oder Urbe-

wegung nachspüren, die sich in die einzelnen Bewegungen der Wärme, des Lichts, der Elektrizität u. s. w. umsetzt. Sie aber bleiben einerseits bei dem Lebenstriebe als Ihrem Gotte und Gesetzgeber stehen, andererseits wollen Sie doch wieder über denselben hinausgehen, und meinen dabei zugleich, über die heutige Wissenschaft hinaus zu sein. Das ist ein Widerspruch und ein Irrthum.

Ferner sind sie sich nicht klar darüber, was denn eigentlich ein Naturgesetz bedeutet, allerdings eine sehr gebräuchliche Unklarheit.

Es ist Ihnen vielleicht bekannt, daß man in früheren Jahrhunderten glaubte, das Naturgesetz gefunden zu haben, daß die Natur den leeren Raum scheue, und daß aus diesem Grunde das Wasser in der Pumpe bei jeder Hebung des Stempels in die Höhe steige. Man hat dann erkannt, daß der Druck der Luft es ist, der jenes bis zu gewisser Höhe emporpreßt. Sie sehen daraus, daß der Mensch auch für ein Naturgesetz halten kann, was kein solches ist, daß also der Mensch bei der Gesetzgebung der Natur mitbetheiligt ist. Die Natur gibt nur die Erscheinung, der Mensch faßt sie in Gesetze, er ist ihr wahrer Gesetzgeber. In der Natur gibt es nur Ursache und Wirkung, und weil sie in ihrem Wesen sich gleich bleibt, weil auf die gleiche Ursache die gleiche Wirkung in ihr folgt, so nennen wir solche feststehende Fälle gleicher Folgen auf gleiche Ursachen Gesetze.

Uebrigens spricht auch die heutige Naturwissenschaft viel weniger von Gesetzen als die frühere, denn das Gesetz ist ihr durchaus nicht mehr das Letzte in der Natur, sondern die Kraft oder die Bewegung, wie oben erwähnt. Nehmen wir wieder ein bekanntes Beispiel. Keppler fand die Gesetze, nach denen die Bewegungen der Himmelskörper vor sich gehen, gerade als ob ihnen von einem höheren Gesetzgeber diese Bahn ohne ihr Zuthun vorgeschrieben wäre. Newton ging einen Schritt weiter auf die Quelle zurück und setzte als Ursache des Gesetzes die Anziehungskraft, die in den Körpern selbst liegt, und nach gewissen Gesetzen im Verhältniß zum Abstand und zur Masse der Körper wirkt. Heute aber wollen Manche auch diese Wirkung aus bestimmten anderen Ursachen erklären.

Daraus sehen Sie, daß das Naturgesetz nur eine Formel ist, welche der denkende Mensch sich macht, um das wirkliche Leben der Natur in seiner Aufeinanderfolge und in seinem Zusammenhang ordnen und bemeistern zu können.

Selbstverständlich, daß er es niemals völlig ordnen und bemeistern kann, daher seine Gesetze ihm immer wieder sozusagen unter der Hand zerrinnen, in ihre Ursachen, in Kräfte und Bewegungen oder Eigenschaften der Atome oder des sogenannten Aethers sich auflösen, die wieder nach Gesetzen wirken, deren Ursachen wieder erkannt werden und so fort, wenn auch jedes bewährte Gesetz als Mittel der Ordnung der Naturerscheinungen für den Menschen und als Formel zur Berechnung derselben bestehen bleibt und in seiner Allgemeinheit vollständig wahr und sicher sein kann. Wie man ja auch schon Jahrhunderte und Jahrtausende vor der christlichen Zeitrechnung die Bewegungen der Himmelskörper nach gewissen selbstgeschaffenen Formeln berechnete, ohne im Geringsten ein Verständniß von deren Beschaffenheit und Eigenschaften, von deren wirklichen Bewegungen und Kräften zu besitzen.

Weil nun aber die Natur kein starrer von einem Gotte einmal vorgeschriebener Mechanismus ist, und weil wir deren wirkliches Leben niemals vollständig in unser System von Kräften und Gesetzen und Bewegungen zu fassen vermögen, sind auch alle unsre Gesetze stets mangelhaft, drücken niemals das wirkliche Leben vollständig aus, lassen es niemals absolut genau vorherbestimmen. Ich will gar nicht von dem Leben des Menschen und der Menschheit, welche ja auch zur Natur gehört, oder der Thierheit oder des Pflanzenreichs reden, sondern schon in den einfachsten Naturverhältnissen, in den mechanischen zeigt sich dies. Wer kann absolut genau berechnen, wie ein bestimmter Stein, von bestimmter Schwere und Form, zu einer bestimmten Zeit, an einem bestimmten Orte, aus einer bestimmten Höhe zur Erde fällt? Kein Mensch, und keiner wird es jemals können. Aber das Fallgesetz sagt uns dies ja. Was sagt uns das Fallgesetz? Es sagt uns, daß allgemein und sozusagen gröblich und oberflächlich gesprochen, und für das gewöhnliche Bedürfniß genau genug, der Stein in der ersten Sekunde 4.905 Meter, in den zwei ersten 4 mal 4 Meter, in 3 Sekunden 9 mal 4 Meter weit fällt, und so fort im Quadrat der Sekundenzahl. Vorausgesetzt stets, daß keine Ursachen da sind, die seinen Fall in anderer Weise beeinflussen. Aber diese Voraussetzung trifft ja niemals absolut zu. Ist nicht die Luft da, die seine Schnelligkeit hemmt, und ist der Widerstand der Luft nicht verschieden, je nachdem sie bewegt oder ruhig, wärmer oder kälter, dünner oder dichter ist? Und wirken nicht die Verschiedenheiten der Erdoberfläche, z. B. nahestehende Berge, auf seine Bahn

und müssen nicht über ihm stehende Himmelskörper ebenfalls einwirken? Und wirkt nicht die Flugkraft des Erdumschwungs auf ihn, muß auf ihn wirken, wie er ja in einer gewissen Höhe oder Entfernung von der Erde überhaupt nicht mehr auf diese, sondern etwa auf den Mond oder die Sonne fallen, oder gleich dem Mond um die Erde sozusagen herumfallen würde. Aber alles dies nach bestimmten Gesetzen, wenn wir sie auch nicht kennen sollten! Ganz gewiß. Und diese Gesetze haben wieder ihre Ursachen, und diese Ursachen bewirken unter den gleichen Bedingungen wieder das Gleiche. Aber wie viele Ursachen wirken zusammen, und wann kehren jemals die völlig gleichen Bedingungen wieder, da doch das unendliche All ein in sich zusammenhängendes, fortwährend sich veränderndes, lebendiges Wesen ist? Wer die Bewegung irgend eines einzigen fallenden Körpers oder Gestirnes absolut genau wollte angeben und ausrechnen können, der müßte das ganze unendliche All ausrechnen können, von dem es einen Theil, in dessen Organismus es ein Glied, eine Zelle, ein Atom bildet. Gerade wie ja auch die Kraft und Wirkung einer Maschine niemals absolut genau angegeben werden kann.

Was ist also ein Naturgesetz? Es ist nicht etwa ein Gebot, das von außen her der Natur auferlegt wäre durch irgend einen Gebieter, sondern es sagt: die Natur ist ein ewiges Wesen mit ewig gleichen Eigenschaften. Diese ewig gleichen Eigenschaften oder auch Kräfte, haben auch, wo sie in der gleichen Weise zusammentreffen, ewig die gleichen Wirkungen, und dieses ewig gleiche Verhalten in der Mannigfaltigkeit der Erscheinungen nennen wir Gesetz, wobei wir natürlich auch wieder die Ewigkeit weder der Natur, noch der Kraft, noch der Bewegung, noch des Getzes beweisen können.

Das ganze Wesen aber, die körperliche Natur mit ihren Kräften und Bewegungen und Gesetzen vom einzelnen Atom oder vom einzelnen Welten-Nebel bis herauf zum Menschen und zur Menschheitsgeschichte und zum Menschenherzen mit all seinem Sorgen und Lieben und Streben, mit seiner Freude und seinem Schmerz, mit seinen Vorzügen und seinen Fehlern, und bis zum menschlichen Denken und Begreifen selber, alles das als ein einheitliches, selbstlebendiges Wesen angeschaut, geglaubt, gefühlt und auch soweit als möglich erkannt, oder vielmehr durch uns und in uns sich selbst erkennend, das ist das höchste, unendliche, ewige, allmächtige Wesen, das keine Gesetze von einem anderen Wesen erhält und keine einem andern

gibt: denn alle Wesen sind ja Theile seines Wesens; sondern das sein eigener Gesetzgeber ist, seine eigne Natur auswirkt in allen und durch alle, und welches Körper und Kraft und Geist zugleich ist, und wenn es sich durch das Menschenauge und durch den Menschenverstand betrachtet, sich als gesetzmäßig erkennt—das ist was man mit Gott bezeichnen kann. Und in diesem Wesen können wir tiefer und immer tiefer forschen, außer uns in der Natur wie in uns, und wie sehr wir Ergebnisse auf Ergebnisse häufen, werden wir an kein Ende und auch über das Geringste zu keiner absolut fertigen Erkenntniß kommen.

Lassen Sie also Ihre äußerliche, veraltete Vorstellung von Gesetzgeber und Gesetzen fallen. Gesetzgeber ist die Natur selber, und Gesetze bedeutet die Art und Weise, wie sich dieser Gesetzgeber unter gewissen Bedingungen verhält. Die Gesetze sind die gleichbleibenden Eigenschaften der Natur.

Mein „Heil der Völker" enthält sowohl im zweiten wie im ersten Theile über diesen Gegenstand nur Vereinzeltes, denn es soll ja eine geschichtliche Darstellung von den heilbringenden Folgen des religiösen Fortschritts sein. Es kennzeichnet dabei allerdings auch die vier Religionsstufen des Judenthums, des katholischen und des protestantischen Christenthums und des Menschenthums, welches letztere hie und da, besonders im zweiten und auch noch im dritten Theile, etwas eingehender dargelegt wird; aber es kann doch seiner Aufgabe gemäß immer nur die Hauptgrundzüge kurz angeben und in solchen Einzelfragen wie über das Verhältniß von Natur, Gesetz und Gesetzgeber sich nicht ausführlich einlassen. Ebenso ist, genau genommen, nie von „pfäffischen Entstellungen", sondern von den Wahrheiten und Unwahrheiten, den Licht- und Schattenseiten der Religionen die Rede. Doch denke ich, daß der zweite Theil Sie noch bedeutend mehr als der erste interessiren wird. Der darin nachgewiesene Zusammenhang des Wohlstandes der protestantischen Völker mit der protestantischen Religion ist auch an sich meines Wissens eine neue Betrachtungsweise und Beweisführung.

Da in dem obigen davon die Rede war, daß die Natur kein für ein und alle Mal in gleicher Weise sich abspinnender Mechanismus ist, sondern ein stets sich veränderndes Leben, in welchem zwar gleichbleibende Kräfte nach gleichbleibenden Gesetzen wirken, aber unter stets veränderten Umständen in stets veränderter Weise, so wollen wir auch ein Gedicht gerade in Betreff dieses Gegenstandes anfügen. Es ist „Der Komet", von dem Dichter der „Hexe", die in neuer Zeit in Deutschland und in Milwaukee mit vielem Erfolg über die Bühne ging. In burschikos humoristischer Weise nach dem Muster eines Studentenliedes wird darin das astronomische Ereigniß besungen, daß der Lexell'sche Komet, der früher eine Umlaufzeit von 11 Jahren hatte, im Jahre 1770 durch die Anziehungskraft des mächtigen Planeten Jupiter in eine engere Bahn von nur 5½ Jahren Umlaufszeit geworfen wurde.

Der Komet.

Erster Gesang.

Als sich der Urweltnebel
Noch nicht konsolidirt;
Granit, Porphyr und Schwefel
Als Gas noch existirt,
Da gab's kein Licht und Dunkel,
Kein Wasser und kein Land,
Die Zeit mitsammt dem Raume
War da noch unbekannt!
Juchheirassasa, doch der Anfang war da;
Der Anfang war lustig
Und rief: Hurrah!

Doch so herumzudunsten
Ward endlich ennügant,
Und aus dem Allerbunt'sten,
Was sich zusammenfand,

Formirte sich ein Zentrum
Und ballte sich zu Hauf,
Und so begann zum Beispiel
Die Sonne ihren Lauf!
Juchheirassasa, und die Sonne war da,
Die Sonne war lustig
Und rief: Hurrah!

Und was das Zeug wollt' halten
Rotirte sie drauf los;
Zentrifugalgewalten
Sind manchmal sehr famos.
Vermittelst dieser Kräfte
Gebar der Sonnenleib
Ein ganzes Chor Planeten
Aus purem Zeitvertreib.
Juchheirassasa, die Planeten sind da,
Planeten sind lustig
Und rufen: Hurrah!

Und wie die Alten sungen —
Das Sprichwort sagt es schon —
So zwitscherten die Jungen,
In ganz demselben Ton.
Und die Planeten zeugten
Sich Monde zum Pläsir;
Der Eine macht sich einen,
Der Andre drei bis vier!
Juchheirassasa! und die Monde sind da,
Die Monde sind lustig
Und rufen: Hurrah!

Das können die Gelehrten
Beweisen Stück für Stück
Mit einem unerhörten
Kombinationsgeschick;

Allein bei den Kometen —
O Jerum, Jemine!
Recherche est interdite
De la Paternite'! *)
Juchheirassasa! doch Kometen sind da,
Kometen sind lustig
Und rufen: Hurrah!

Zweiter Gesang.

Er wälzte die massige Schwere
Und brummte, der brave Planet.
Kreuz Stern! In der Weltatmosphäre
Schon wieder stolzirt ein Komet.
Das glitzert und gleißt, als ob's Wunder
Was wär' mit dem langen Kujon;
Doch endlich! — Wer steckt in dem Plunder?
Des Kosmos mißrathener Sohn.

Und so Einer dünkt ein Genie sich,
Wenn er die Systeme durchrennt
Und die Weltharmonieen ein riesig
Langweiliges Bierkonzert nennt.
Wie kann solch exzentrisches Dasein,
Solch zweifelhaft Indigenat
Vernünftigen Sternen ein Spaß sein?
Und nützt es der Kirch' und dem Staat?

Ich straf' ihn mit kalter Verachtung:
In löblicher Kreispermanenz
Erkennt des Denkers Betrachtung
Das Wesen der Weltexistenz.
Ich zeuge und säuge mir Kindlein
In krümmelndem, wimmelndem Hauf,
Und ruft dann zum Sterben ihr Stündlein,
Dann freß' ich sie auch wieder auf.

*) Das französische Gesetz sagt: „Die Untersuchung der Vaterschaft ist untersagt.“ So auch die Herkunft der Planeten unsicher.

Der Kreislauf, der ewige Kreislauf
Ist einzig die rechte Manier;
Mitsterne, ich führ' als Beweis auf
Der Erde gescheidtestes Thier:
Mit Sacken voll Philosophia
Trabt's immer den selbigen Weg,
Und fröhlich bekundet sein Ya
Des Daseins urewigen Zweck.

Dritter Gesang.

„Hei, das ist ein lustig Bummeln,
Als Komet sich 'rum zu tummeln!
Ohne Paß und ohne Geld
Reis' ich durch der ganzen Welt
Zahllose Systeme."

Also lachte der Komete;
Aber Halley, der Prophete,
Sprach: „Pass' auf, du Teufelsknecht,
Nächstes Mal gelingt Dir's schlecht,
Du wirst beigesponnen."

Und so kam es denn auch richtig.
Der Komete, leicht und flüchtig,
Wollte unser Sonnsystem
Durchpassiren und nach dem
Weit entfernten Sirius.

Aber Jupiter, o Schrecken!
Guckte grade um die Ecken;
Dieser sagte plötzlich: „Halt!
Meine Attraktionsgewalt
Nimmt dich hier gefangen!

Endlich hab' ich dich beim Gripse,
Jetzt in richtiger Elipse
Läuffst du, wie wir andern thun,
Ohne Rast und ohne Ruh'n
Immer um die Sonne."

Und nun saust der Vagabunde
Um die Sonne in die Runde.
Fragt ihr noch in welchem Jahr
Diese Sternverhaftung war?
Siebzehnhundertsiebzig.

Arthur Fitger.

Sogar über Sterne und Kometen macht sich die verderbte Menschheit des 19. Jahrhunderts lustig! Da war es doch noch ganz anders in der guten, alten, ehrerbietigen Zeit, wo man z. B. den Kometen von 1680 abbildete und folgende ernst-bangen Verse darunter setzte:

Schau die Wunder-Fackel-Kertze,
Sündensichres Menschen-Hertze!
Ach bedenke, ach erkenne,
Wie sie an dem Himmel brenne
Und um deiner Bosheit wegen
Dir zur Straffe eil entgegen.

Setzet doch mit Buß zusammen,
Löschet diese Zoren-Flammen,
Daß, o Teutsche Landes-Erde,
Gottes Grimm gemildert werde,
Der uns dräuet mit Kometen;
Buß und Betens ist von Nöthen!

Freilich war auch unter andern ein grauenvolles Ereigniß eingetreten, wie es jetzt schwerlich mehr vorkommen wird:

„Eben in dieser Nacht (2. Dez. 1680, wo der Komet erschien), ungefähr um 8 Uhr, hat eine Henne, so niemals ein Ey geleget (es wird wahrscheinlich ihr erstes gewesen sein? A. d. R.), mit großem Geräusch und ungewöhnlichem Geschrey ein Ey von gegenwärtiger Größe und Gestalt mit Stern und Strahlen, wie hier abgebildet zu sehen, geleget."

Das thut's!



Doch wir wollen aus dieser halben und ganzen Phantasie wieder zu unsern Swedenborgianern zurückkehren. Wir sind dadurch zugleich vorbereitet für die Phantasien, welche wir schließlich bei diesen ebenfalls finden werden.

Der Schreiber des in „Gott, Natur und Naturgesetz" theilweise abgedruckten Briefes schrieb mir noch zweimal, worauf ich in der „**Zukunft**" erwiderte.

Freidenkerthum, Kirchenthum und Moral.

Geehrter Herr N.!

Ihr Schreiben vom 22 d. M. ist nun nicht mehr so leidenschaftlich und förmlich fanatisch wie das frühere, und es läßt sich mit demselben reden und unterhandeln, obwohl es mir fast noch unbegreiflich ist, wie Sie so schlecht begründete Behauptungen als „unumstößliche" Wahrheiten aufstellen können. Ich finde allerdings jetzt auch den Schlüssel zu einem solchen Verfahren in dem Swedenborgianismus, dem Sie, wie ich aus Ihrem letzten Schreiben ersehe, huldigen, und der so ganz geeignet ist, klare, bewiesene Erkenntniß und fantastische Träumerei vollständig in einander überfließen zu lassen. Doch ich will an Ihre einzelnen Behauptungen, und zwar an die in Ihrem letzten Schreiben vorherrschende gehen. Stellen wir zuerst einige Begriffe fest, so den des Freidenkerthums.

Sie erklären für Freidenker nur „Solche, die an keinen Gott noch ein zukünftiges Leben des Menschen glauben."

Diesen Begriff halten Sie aber wieder nicht fest, denn Sie rechnen zu den Freidenkern mit Recht auch Th. Paine, der, wie sie selbst erwähnen, an einen Gott glaubte, und ebenso glaubte er an ein zukünftiges Leben.

In der That ist das von Ihnen angenommene Merkmal auch gar nicht entscheidend. Die Geschichte und der Begriff, wie die Benennung des Freidenkerthums sagt uns vielmehr, daß ein Freidenker ein Solcher ist, der in seinem Denken volle menschliche Freiheit übt, d. h. der sich an kein Glaubensbekenntniß und an keine Autorität, sei es die einer sogenannten geoffenbarten Schrift, oder die eines einzelnen gottbegnadeten, oder eines gelehrten oder eines ungelehrten Menschen oder einer Gesellschaft von Menschen bindet, sondern seine Meinung nur auf eigne Geistesarbeit und Ueberzeugung seines vernunftgemäßen menschlichen Denkens gründet.

Ferner verwechseln Sie „Freidenker" mit „Ungläubiger". Wer eine Ueberzeugung hat, der hat auch Glauben. Denn da der Mensch nicht alles bis zu Ende wissen und erproben und beweisen kann, so muß er die gegebenen Thatsachen (die zum Theil selbst wieder auf Glauben beruhen) durch Theorien, d. h. durch Glauben verknüpfen, und schon die Annahme der Naturgesetze ist ein solcher Glaube (wie ich im vorhergehenden Aufsatze ausführte). Ein Ungläubiger im wahren Sinne des Wortes ist daher ein Solcher, der überhaupt keine allgemeinen Theorien und daher auch keine allgemeinen Grundsätze besitzt — dann natürlich auch keine moralischen, — der mithin nur aus Gewohnheit oder augenblicklichem Nutzen oder augenblicklicher Gemüthsbewegung handelt. In vollem Maße wird sich dies nicht leicht bei einem Menschen finden, und man wird eben denjenigen einen Ungläubigen nennen müssen, der wenige allgemeine Ueberzeugungen oder Grundsätze besitzt. In gleichem Maße wird seine Moral locker und unsicher sein. Insofern hat also in der That der Unglaube eine Tendenz zur Immoralität, weil er eine Zersetzung der Weltanschauung überhaupt und damit auch der sittlichen Weltanschauung ist. Demgemäß habe ich auch im I. Theil meines „Heil der Völker" den Zerfall der Sitten in Folge des Zerfalls des Glaubens, der seinen Gipfelpunkt und seine Zusammenfassung in den Religionssystemen fand, kurz dargestellt.—Im gewöhnlichen Leben nennt man übrigens, besonders von kirchlicher Seite, einen Ungläubigen auch denjenigen, der nicht an die kirchlichen Lehrsätze glaubt. Ein Solcher kann aber dann natürlich seiner eignen Weltanschauung und seinen eignen Grundsätzen gemäß sehr streng und im höchsten Maße moralisch sein.

Sie nun verstehen, wie gesagt, ähnlich den Kirchenleuten, unter Freidenker und ebenso auch unter Ungläubigem einen solchen, der nicht an Gott — und damit meinen Sie einen persönlichen, von der materiellen Natur verschiedenen Gott — und nicht an Unsterblichkeit glaubt. Und nun stellen Sie die kühne Behauptung auf, und zwar als „unwiderlegliche Wahrheit", daß unter den Freidenkern sich mehr unmoralisches Leben zeigt wie unter den „fanatischen orthodoxen Abergläubigen", und sagen auch sonst noch den freidenkenden Menschen die gröbsten Unsittlichkeiten nach. Ueber Tausende und Zehntausende von Menschen brechen Sie auf diese Weise den Stab. Und auf welche Beweise hin? Sie nennen zwei angebliche Frei-

denker als hauptsächlichen Beweis. Mein werther Herr N., diese Beweisführung zeigt recht deutlich, daß die gesunde Urtheilskraft, die Sie auf andern Gebieten in hervorragender Weise bewähren, von ihren religiösen Ideen ganz umnebelt und verblendet wird, sobald Sie sich auf das religiöse Gebiet begeben. Es zeigt sich diese Erscheinung, man kann sagen, als nationale Eigenthümlichkeit bei den Engländern, wo sogar ein Wallace eine Zeit lang den spiritistischen Geisterspuk mitmachte, und auch in minderem Grade bei den Englisch-Amerikanern. Bei den Deutschen ist sie im Allgemeinen weniger zu finden.

Wenn Sie einmal zwei Menschen gesehen hätten, die nur je einen Arm oder ein Bein hatten, und die auch Freidenker waren, würden Sie nun erklären, daß die Freidenker meistens einarmig sind, oder daß unter Freidenkern mehr Einarmige vorkommen als unter Kirchengläubigen? Gerade so ist Ihr Schluß in Betreff der Moralität, weil Sie angeblich zwei unmoralische Freidenker gesehen haben. Erkennen Sie nun schon an sich selbst, welche unmoralische Folgen der Kirchen- oder der Christenglaube hat? Unmoralische? Ja, unmoralische. Denn Sie sagen ja selbst, daß es die Wahrheit sei, welcher wir zu folgen hätten, um wahrhaft moralisch zu sein, und Sie sehen jetzt doch wohl ein, daß eine solche Art zu folgern, wie die obige, zu welcher Ihre religiöse Voreingenommenheit Sie verleitet, uns nicht zur Wahrheit, sondern zur Unwahrheit und Thorheit, und damit auch zur Unmoralität führt? Ja, mein werther Herr N., die erste Frage bei allen Dingen und so auch beim Freidenkerthum ist die Frage nach dem, was wirklich ist, oder nach der Wahrheit. Und ob die Freidenkerei gute oder üble Folgen haben würde; wenn ihre Grundsätze und Ideen wahr wären, so müßte ein vernünftiger und sittlich guter Mensch sich für dieselbe entscheiden, sobald er deren Wahrheit erkannt hätte, und den alten Adam der entgegenstehenden Ideen, Meinungen und Gefühle müßte er ablegen. Dabei wäre er überzeugt, daß auch das Ueble, das ihm aus der Freidenkerei zu folgen schien, entweder auf Täuschung und thörichter Furcht beruhe oder daß es jedenfalls durch das hervorgehende Gute wieder überwogen würde.

Aber der Satz: an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen — hat ebenfalls seine Berechtigung. Nur werden Sie jetzt zugeben, daß er vernünftiger Weise so nicht angewandt werden kann, daß man die Freidenker für

unmoralischsten erklärt, weil Sie vorgeblich einmal zwei unmoralische
:idenker gesehen haben; ebenso wenig als Sie die Jünger Jesu deßhalb
Verräther oder unmoralische Menschen erklären werden, weil unter 12
eits ein Verräther war.

Doch wir müssen Ihren thatsächlichen Beweis noch etwas näher prü=
Die zwei unmoralischen Freidenker sollen Dr. R. und Dr. Sch. sein.
t welchem Rechte nennen Sie denn diese beiden Herren „Freidenker"?
l sie etwa der Parthei oder den Vereinen der Freidenker angehören?
:r weil sie nicht an Gott und Unsterblichkeit glauben? Herr Dr. R.
bis zum Jahre '72 oder '73 kirchlicher Geistlicher im Osten. Dann
m er mit seiner Gemeinde Streit und ging weg, oder wurde gegangen,
weiß ich nicht genau. Dann machte er einen Streifzug von Osten
dem Westen, um einen andern Platz zu suchen, wobei er auch soge=
ite freisinnige Vorträge hielt, und wobei ich, und wahrscheinlich auch
ihn kennen lernten. Dann nahm er wieder eine Stelle an, als Geist=
: bei einer christlichen Kirchengemeinde. Dann wurde er wieder gegan=
Nun wußte er sich einmal zur Abwechslung auch bei einem kleinen
ichen Freidenkerverein als Freidenker auszugeben, bis er alsbald in
m wahren Wesen erkannt und ebenfalls gegangen wurde, und jetzt soll
eder irgendwo ein Pastörlein sein. Und dieser religiöse Fechtbruder,
ie meiste Zeit seines Lebens Kirchenmitglied und Pastor war, wenn
) auch einmal zur Abwechslung von Kirchenthum und Freidenker=
herüber und hinüber wippen ließ, er soll ein Vertreter des Freiden=
ums sein? Wenn Sie ihn zum Vertreter von einem von beiden
:n wollen, so haben sie nur ein Recht, ihn dem Kirchenthum oder dem
tenthum zuzuweisen, dem er bei weitem die längste Zeit angehörte,
u welchem er sich wiederholt zurückwandte. In Wahrheit hat er
:ns so ziemlich alle Merkmale eines ächten Gesinnungslumpen an sich.
ist er aber auch nicht einmal ein Ungläubiger in Ihrem Sinn zu
n. Zum Unsterblichkeitsglauben soll er sich bei einer Grabrede unter
reidenkern bekannt haben, und daß ein derartig verlottertes Gemüth,
sich auch sonst noch gezeigt hat, nicht sollte sein Möglichstes thun, um
:em Gotte wenigstens noch einen Halt zu bekommen und sich damit
ch einen Weißwascher seiner Sünden zu erwerben, das wäre sehr zu

verwundern; ich glaube mich auch selbst noch an seinen Gottesglauben zu erinnern.

Und ungefähr dieselbe geistige Gestalt, mit ungefähr den gleichen Erlebnissen, nur begabter ist der andere Doktor, den Sie erwähnen; nur daß dieser zu weiterer Abwechslung zwischenhinein auch einmal feurigster Temperenz-Apostel war, wie die Zeitungen berichteten.

Sie werden jetzt die Hinfälligkeit Ihres Beweises einsehen.

Wenn wir aber gleichwohl uns ein möglichst richtiges Urtheil über die größere oder geringere Moralität der Freidenker verschaffen wollen, so müssen wir, sofern wir auf die äußeren Handlungen der Menschen dabei sehen, anders verfahren. Wir müssen uns fragen: kommen — nicht bei diesem oder jenem Freidenker — sondern bei der Masse und Gesammtheit der Freidenker mehr unmoralische Handlungen vor, als z. B. bei Christen und Juden? Und um hiefür einen greifbaren äußeren Maßstab zu erhalten, müssen wir etwa fragen: werden mehr Freidenker als Andere vor Gericht angeklagt, oder mehr verurtheilt, oder befinden sich mehr in den Gefängnissen? Natürlich immer im Verhältniß zu ihrer Gesammtzahl. Und wenn auch nicht gesagt ist, daß jede Uebertretung des Gesetzes auch eine unmoralische Handlung ist; denn sie kann unter Umständen gerade von wahrer Moral geboten werden, wenn nämlich das Gesetz unmoralisch ist, — so gibt doch im Allgemeinen die Zahl der Verbrechen auch den Stand der Moral an. Nun kann ich Ihnen allerdings keine bestimmten Zahlen über die Insassen der Gefängnisse und die Verurtheilten und auch nicht in Betreff verschiedener Länder geben. Die ausgesprochenen Freidenker oder Freigemeindler sind in den meisten Ländern noch so wenig zahlreich, daß man bei den statistischen Angaben noch keine Rücksicht auf sie genommen hat. Am zahlreichsten sind sie in Preußen, und hinsichtlich dieses Landes gibt uns denn auch der bekannte Statistiker Kolb in seinem Handbuch bestimmte Zahlen zwar nicht über die freidenkerischen Gefängniß-Insassen oder Verurtheilten, aber doch wenigstens über die Angeklagten, was ungefähr den selben Maßstab abgibt. Demnach kam in den Jahren 1855—59 in Preußen ein Angeklagter bei Katholiken durchschnittlich schon auf 2645 Einwohner, bei Juden auf 2693, bei Protestanten auf 2821, und bei Dissidenten, d. h. Freigemeindlern und Freidenkern 1 Angeklagter erst auf

71 Einwohner. Sehen Sie, das ist ein wirklicher stichhaltiger und gil-
er Beweis, aber nicht von der schlechteren, sondern von der besseren
oral der Freidenker, indem er zeigt, daß sie thatsächlich die wenigsten
rbrecher liefern.

Daraus sehen Sie auch, daß wenn, wie oben zugegeben, der Unglaube
: die Moral auflösende Tendenz hat, er anderseits aber bei demjenigen
nschen, der aus der Verneinung des Alten sich wirklich zum entschiede-
Freidenkerthum mit bestimmter Gesinnung hindurcharbeitet, den
rchgangspunkt zu höherer Moral bildet. Und dies können Sie auch
den wirklichen Vertretern und Größen des Freidenkerthums und Frei-
ıeindethums bestätigt sehen. Blicken wir ebenfalls nach Preußen hin,
ı Heerd des Freigemeindethums. Ein Rupp, freigemeindlicher Predi-
in Königsberg; ein Baltzer, Sprecher in Nordhausen; ein Uhlich in
gdeburg; ein Schrader, ein Hofferichter, Wislicenus und wie sie alle
;en, waren oder sind noch durchgängig öffentlich hochgeachtete, angese-
: Charaktere, wenn sie auch von der Reaktion zuweilen eingekerkert wa-
; hochgeachtet nicht blos in ihrer Vaterstadt und in ihrem Staate, son-
ı wie Rupp, Baltzer und namentlich Uhlich in ganz Deutschland und
r dessen Grenzen hinaus. Räudige Schafe aber konnten sich unter diese
die deutschen Vorkämpfer überhaupt höchst selten mengen.

Betrachten wir nun aber auch den Kirchenglauben. Sie scheinen noch
keine Ahnung davon zu haben, welches Unheil derselbe in der Welt
ı angerichtet hat, da sie ihn, und wenn es „der orthodoxeste Aberglaube"
e, als Stütze der Moral dem Freidenkerthum so sehr vorziehen. Sie
sen auch in meinem „Heil der Völker" mit ganz verblendeten Augen
en haben. Gilt Ihnen denn das Hinmorden der Menschen nach Mil-
en und Millionen, wie es in den vielen Glaubensstreitigkeiten, Glau-
kriegen und Glaubensmetzeleien geschah, nicht für etwas Unmorali-
? Nicht für unmoralisch, daß heute noch in Süd-Amerika christliche
:nverbrennungen und Ketzermorde vorkommen? Gilt es Ihnen nicht
unmoralisch, daß der christliche Glaube seit bald 2 Jahrtausenden
all den Despotismus der Tyrannen jeder Art heiligt und segnet und
dieselben betet, wenn sie ihm nur unterwürfig sind? Gilt Ihnen denn
auch die Freiheit, die politische, die soziale und die geistige jeder Art,

auch die religiöse, für das höchste Gut, oder jedenfalls für eines der höchsten, und sehen Sie nicht, daß erst mit dem Freidenkerthum dieselbe der Gegenwart aufgeblüht ist in der Unabhängigkeits-Erklärung und Verfassung dieser Ver. Staaten? Denn Freidenker waren die Hauptgründer derselben, ein Th. Paine, ein Jefferson, und selbst ein Washington, der lieber aus der Kirche wegblieb, als zum Abendmahl zu gehen. Und auf freidenkerische Ideen ist die Unabhängigkeits-Erklärung gegründet, welche sich auf „die Gesetze der Natur“ und nicht etwa auf Bibel und Jesus beruft.

Kurz, ich will Ihnen mit wenigen Worten sagen, wie es mit der Moral in Beziehung auf Freidenkerthum und Kirchenthum bestellt ist.

Die wirklich und ächt gläubigen Kirchenleute, deren es aber nicht so sehr viele mehr giebt, sind in ihrer Art kirchlich moralisch, aber ihre Moral selbst ist eine engherzige, gegen jeden Andersgläubigen oder Ungläubigen feindselige, unter Umständen grausame und sogar blutdürstige, und jedenfalls den Stillstand der menschlichen Kultur auf dem alten Glauben anstrebende; mit dem Stillstand aber auch die Versumpfung, auch die moralische, und den Untergang der Menschheit; denn Stillstand bedeutet Untergang.

Dann kommen die Vermittelungs-Gläubigen. Sie haben vom alten Glauben das Gröbste abgeworfen, und das Uebrige, so gut es anging, mit der Wissenschaft der Zeit vereinigt. Sie sind im Allgemeinen unter die anständigen und ehrlichen Leute zu rechnen, die mitmachen, was man anstandshalber und der öffentlichen Meinung halber an Gutem und Schlechtem mitmachen kann, die auch die Welt nicht vorwärts treiben, sondern sich von ihr treiben lassen, soweit es nicht allzuviel Anstoß erregt. Sie begehen ebensowenig aus Fanatismus Verbrechen, wie sie um der Freiheit willen Kerkerstrafen erdulden.

Dann kommen die Gesinnungslumpen oder Schwächlinge, die meist Kirchenleute sind, oder bald Kirchenleute, bald Freidenker, je nach Vortheil, und ebenso auch korrupt je nach Vortheil.

Dann endlich kommen die ächten Freidenker, die eine bestimmte, auf die heutige Erkenntniß gegründete und auf das wahre Wohl der Menschheit abzielende Weltanschauung und Moral in sich tragen, die auch die Welt vorantreiben, und die, wie die erwähnte Statistik nachweist, auch durchschnittlich in der Moral am höchsten stehen.

Was endlich Ihre berühmten Männer wie Dr. Imanuel Tafel in Tübingen betrifft, den Uebersetzer der Werke Swedenborg's und Verfasser einiger ähnlicher Schriften, so zeigt es nur Ihre eigene Unwissenheit, mein werther Herr N., oder Ihre religiöse Voreingenommenheit, wenn Sie ihn, oder wenn Sie vielleicht Swedenborg selbst über Humboldt und Darwin stellen wollen. Welche geistigen Großthaten haben denn sämmtliche Swedenborgianer seit den mehr als 100 Jahren ihres Bestehens gethan, die dem Kosmus eines Humboldt, oder der umwälzenden Lehre eines Darwin in Förderung der Wissenschaft und Bildung der Menschheit im Entferntesten an die Seite zu stellen wären? Wollen Sie denn die Engels- und Gottes-Visionen Swedenborgs für bewiesene Wahrheit halten? Dann sehe ich nicht ein, warum Sie den orthodoxesten christlichen Aberglauben, über den Sie sich erhaben dünken, nicht ebenfalls glauben wollen. Und nicht etwa blos den christlichen und den jüdischen, sondern ebenso den türkischen und den buddhistischen, und den Aberglauben aller Religionen bis herab zur mormonischen und bis zu den Marien-Erscheinungen im Elsaß. Denn an all diesen Aberglauben wurde schon von Hunderten und Tausenden von Menschen ebenso fest geglaubt, wie Swedenborg an die Wirklichkeit seiner Visionen geglaubt hat. Also: Entweder — Oder! Entweder glauben Sie allen Unsinn, den die Religionen schon erfunden haben, oder Sie glauben nur, wozu Ihre vernünftige Prüfung „Ja" sagen kann; sofern es Ihnen noch möglich ist, in religiösen Dingen sich zu klarem vernünftigem Denken zu ermannen. Und wenn Sie das thun, sind Sie ein Freidenker. Daß Sie dadurch, so Sie zu entschiedener freidenkerischer Gesinnung sich hindurch arbeiten, kein schlechterer Mensch werden, habe ich Ihnen bereits oben schriftlich gegeben.

Mit bestem Gruß

Fritz Schütz.

Durch diese Antwort war der Fanatismus zum Schweigen gebracht, und der Glaube an den Führer Swedenborg, und sein System sucht sich nun auf mehr sachlichen Gründen zu vertheidigen. Bei dem folgenden Schreiben des Swedenborgianers lasse ich die Einleitung, einiges Nebensächliche und einige Wiederholungen weg.

Swedenborg, Wahrheit und Unsterblichkeit.

Geehrter Herr und Freund!

Eingehend auf die erwähnten beiden Persönlichkeiten (Dr. R. u. Sch.) habe ich nichts weiter zu sagen, zumal ich mit Ihnen darin übereinstimme, daß jede Heerde räudige Schafe unter sich hat, und dadurch niemals ein vorliegendes Prinzip bewiesen werden kann. Ebenso will ich nicht kritisiren, was Sie über die Freidenker sagen.

Aber einige Antworten auf Ihre Fragen. —

Was hat Swedenborg gethan? Er hat der Welt das Gesetz der Korrespondenz, welches die Wissenschaft aller Wissenschaften ist, zurückerstattet. Dieses Gesetz war schon seit Jahrhunderten verloren gegangen, und wurde von Gott durch Swedenborg der Welt wiedergegeben. Dieses Produkt war das Resultat seines theologischen Wirkens.

Wenn Sie überhaupt mit dem Wirken Swedenborgs bekannt sind, dann wissen Sie, daß derselbe, ehe er zur Theologie berufen wurde, die Wissenschaft der Natur so durch und durch studirte, daß er hierin ohne Gleichen dastand. Seine wissenschaftlichen Werke beweisen das. Dieselben sind durchgehends unantastbar; und obgleich gegen hundert und fünfzig Jahre alt, bilden sie ein Bollwerk zum Schutz mancher wissenschaftlich Gebildeten der Gegenwart. Dieselben, ich wiederhole es, dürfen sich dreist dem Kosmos eines Alexander von Humboldt zur Seite stellen. Vielleicht nennen Sie das wieder kühne Behauptungen. Wenn Sie daran zweifeln, verschaffen Sie sich Swedenborgs wissenschaftliche Werke. Es hat vielleicht nie einen Mann gegeben, der einerseits mehr für seine Herzensgüte und seinen edlen Charakter, und andrerseits eben so sehr für seine durchgehend wissenschaftliche Bildung anerkannt wurde, wie Swedenborg. Ein Beispiel: Vor einigen Jahren führten einige Astronomen eine Debatte im Scientific American. Nach langem Meinungsaustausch wurde diejenige Ansicht als maßgebend anerkannt, von welcher bemerkt wurde, daß Swedenborg die Frage ebenso gelöst habe. Hier haben Sie einen Beweis seiner wissenschaftlichen Bildung.

Zudem hatte Swedenborg zu seiner Zeit mehr Angriffe von den Kirchengläubigen zu pariren, wie von den außerhalb der Kirche Stehenden; eben weil sein theologisches Lehrsystem keinen Stein auf dem andern des

thodoxen Systems ließ. Daß man ihn einen Schwärmer und Fanatiker
nnt, ist nur die Ausgeburt der Unwissenheit und der Unvernunft, die eine
ache ohne vorhergehende vernünftige Untersuchung als verwerflich abur=
eilt. Jede Neuerung, insofern dieselbe nicht aus einer Irrenanstalt
mmt, und selbst dann, dürfte sie einer vernünftigen Untersuchung unter=
rfen werden. Kann ich aber nach der Prüfung eine Sache als vernünf=
einsehen, so übergebe ich sie meinem Glauben zur Annahme; umge=
rt, dem Nichtglauben oder Zweifel, dem Verwerfen oder dem unent=
ieden auf sich beruhen Lassen. Gibt es ein andres Verfahren im Leben,
lches ehrlich und aufrichtig genannt werden könnte? Ich meine nicht.
Sie fragen mich weiter, ob ich denn die Schilderungen Swedenborgi=
er Visionen glauben kann? Ich antworte Ihnen: das brauche ich nicht,
n sie gehören nicht zu seinem Lehrsystem, sondern sind blos als Bestä=
ung beigefügt. Das Lehrsystem selbst ist ein in sich harmonisch und
isch zusammenhängendes Ganze; allerdings nur für den, der es zu fassen
mag. Da nun Swedenborg überall die wissenschaftlichen Forschungs=
ultate mit seinem theologischen System in Einklang zu bringen verstand
Ergebniß, worüber die Wissenschaft mit der Theologie seit Jahrhun=
ten im Kampfe gelegen), so sehe ich dasselbe als das erhabenste an,
ches die Welt je gesehen.
So wohlthätig wie die Wissenschaft der Natur für die menschlichen
rhältnisse geworden, so wohlthätig ist das Lehrsystem Swedenborgs für
Geist des Menschen. Sie haben jedenfalls noch keinen Swedenbor=
ner gesehen, der ein schlechter Mensch war, obwohl ich Ihnen auch hier
räumen will, daß es schlechte Menschen geben kann, die sich so nennen.
s Ideal der Nachahmung für den Menschen, wie Swedenborg es giebt,
Ideal der unselbstischen Liebe und Weisheit, ist sicherlich nicht ver=
flich, noch macht dasselbe dumm. Kürzlich hörte ich einen Doktor
n, daß er noch nie in einer Gesellschaft eine höhere Intelligenz auf den
ichtern der Anwesenden gelesen, als in einer Gesellschaft von Sweden=
gianern. Die Lehre Sw.'s verweist auf die Zurückbringung des
ornen Ebenbildes des Schöpfers und dadurch auf ein himmlisch seliges
n hier sowohl wie jenseits. Nun machen Sie in Ihren Schriften
nders darauf aufmerksam, daß die Nachfolge Christi ein kreuztragen=
Fortschleppen sei und ermahnen dazu, dieses Kreuz abzuwerfen. Dies

ist auch ganz richtig. Sw. lehrt dasselbe. Aber wie? Nicht durch die Verleugnung Gottes, sondern durch ein entschiedenes Bekämpfen verwerflicher Leidenschaften, wodurch das Leben selbst hienieden verschönert wird, so daß man eben in der Nachfolge Christi die überzeugende Wahrheit fühlt: „Mein Joch ist sanft und meine Last ist leicht.“ Wem seine Religion zur Last wird, der werfe sie besser ab.

Erlauben Sie einen kleinen Abstecher. Ich habe das Leben noch nie wonnevoller empfunden, als seitdem ich mit diesen Lehren bekannt bin und sie auf mein Leben anzuwenden suchte. Wenn sie diesem Geständniß Glauben schenken können, dann werden Sie auch einsehen können, daß es glückliche Swedenborgianer geben kann. Fragen Sie nun, wie ist das möglich bei solchen Phantasien? So antworte ich Ihnen ganz einfach: der größeren vernünftigeren Sicherheit wegen, die mir keinen Schaden aber großen Nutzen zu gewähren vermag. Worin der Nutzen bestehe? Einfach darin: Wenn ich mich auf das Kommende nach Kräften und Wissen vorbereite, wird es mich weniger unvorbereitet finden, als wenn ich ihm sorglos entgegengesteuert bin. Mit andern Worten: habe ich Gott und zukünftiges Leben anerkannt und danach gelebt, was mir durchaus keinen Schaden und Nachtheil in diesem Leben bringen kann, so kann mich dasselbe nicht unwissend ereilen, und im schlimmsten Falle, wenn alles nichts wäre, so ist am Ende meines natürlichen Lebens nichts mehr von mir vorhanden, was einer Täuschung unterliegen könnte. Anders aber für den Ungläubigen, wenn es doch ein Jenseits gäbe. Er müßte nothwendiger Weise getäuscht werden. So spricht mein Dafürhalten jedenfalls zu meinen Gunsten. Dieser Vorzug ist unbestreitbar. Fordern wir hiefür Beweise, so ist es Ihnen ebenso unmöglich mir zu beweisen, daß es keinen Gott und keine Unsterblichkeit gibt, als es mir möglich ist zu beweisen, daß es einen Gott und eine Unsterblichkeit gibt. Diese Dinge sind und werden wahrscheinlich für alle kommende Zeiten Sache unseres Glaubens bleiben.

Wenn ich nicht sehr irre, geht unsre Gottesanschauung nicht so weit auseinander, als ich anfangs glaubte, obgleich wir über die Unsterblichkeit ein extremes Für und Wider bilden. Demungeachtet brauchen wir nicht anzustehn der Richtung unsrer Ueberzeugung zu folgen und pflichtgetreu nach unsrer Ueberzeugung zu handeln. Sollten wir uns im Leben wieder

effen, so werde ich Sie als einen achtbaren Freund willkommen heißen. läßigen Sie nur Ihr Urtheil über die Swedenborgianer ein wenig, denn h kann Sie versichern, daß wir die achtbarsten und gebildetsten Männer zu n Unsrigen zählen dürfen; und ich glaube behaupten zu dürfen, daß die wedenborgianer mehr zur Beseitigung des religiösen Fanatismus beige- agen haben, wie irgend eine andre Menschenklasse.

Mit aller Hochachtung grüßt in Liebe

N. N.

Nachschrift. Eben wo ich das Vorhergehende zum Abschluß bracht habe und abermals ihre Zeilen durchgehe, fällt mir Ihre sicherlich hlgemeinte Mahnung ins Auge: Entweder — Oder. Entweder allen ısinn glauben, oder nur das wozu die Vernunft „Ja" sagt.

Sie geben zu, daß es Tausende von Erscheinungen gibt, die wir nicht gliedern oder erklären können. Dies findet schon in der äußeren Natur, r noch viel mehr mit solchen Dingen statt, die mit der äußeren Natur- chauung nicht zu erreichen sind, wie die Welt des Wollens und Denkens. üssen wir uns nun angesichts dieser Thatsache nicht in unsrer eignen inheit als ein sehr unbedeutendes Etwas erscheinen? Und soll ich als nünftiger Mensch alles für mich Unfaßliche über Bausch und Bogen werfen? Ich als der unbedeutend Einzelne, der in dem großen Wel- all unbemerkt verschwindet wie das einzelne Sandkorn am Ufer des eres? Das ist eine Zumuthung, die ich als Mann nicht annehmen kann. kann keinen größeren Unsinn geben als zu behaupten, daß das, was ich t verstehe, darum auch nicht existiren kann.

D. O.

Erwiderung.

Der Verfasser des obigen Schreibens steht eigentlich vollständig auf Standpunkte des Freidenkerthums oder, richtiger gesagt, er will uf stehen, aber Gewohnheit und Wunsch nehmen immer wieder sein ken gefangen und entführen es in das Nebelland der Träume. Doch m nachher.

Zunächst einige Notizen über Swedenborg (1688—1772) und sein Religionssystem.

Er widmete sich dem Studium der alten Sprachen, der Mathematik und hauptsächlich der Naturwissenschaften und galt für den gelehrtesten Mann in seinem Vaterlande Schweden. Er wurde auch zum Mitgliede des königl. Bergwerkskollegiums ernannt und unter dem Namen Swedenborg in den Adelstand erhoben, während er als Sohn des Bischofs in Westgothland Swedberg geheißen hatte. Schon seit seiner Jugend sich viel mit religiösen Dingen beschäftigend, war ihm im Alter von 54 Jahren (1743) nach seiner Meinung der Herr in Gestalt eines von Licht strahlenden Mannes erschienen und hatte zu ihm gesagt: „Ich bin Gott, der Herr, Schöpfer und Erlöser; ich habe dich erwählt, den Menschen den inneren und geistigen Sinn der heiligen Schriften auszulegen; ich werde dir diktiren, was du schreiben sollst." Von nun an war bei ihm, wie bei Luther, als sein Freund an seiner Seite vom Blitze getroffen wurde, ein Wendepunkt eingetreten. Er glaubte sich jetzt befähigt, in den Himmel, in die Geisterwelt und in die Hölle hineinzusehen, und mit den Abgeschiedenen persönlichen Umgang zu pflegen, legte auch bald darauf sein Amt nieder und widmete sich nur noch der Abfassung theologischer Werke. Was nun das von dem Briefschreiber so sehr betonte und als so wichtig dargestellte Gesetz der Korrespondenz oder Analogie oder der „Entsprechung" oder „konstabilirten Harmonie" betrifft, so ist das Schlußfolgern nach Analogie oder Aehnlichkeit nicht neu, wie der obige Briefschreiber meint, sondern in alter, mittelalterlicher und neuer Zeit stets geübt und gelehrt worden und liegt überhaupt in der Natur des menschlichen Denkens. Aber es hat auch seine Grenzen und hat unter Sachverständigen stets nur für einen Wegweiser gegolten, der auf das Wahrscheinliche hinzeigt, nicht aber als ein Erweis der Wahrheit. Nehmen wir einige Beispiele. Benjamin Franklin, ein Zeitgenosse Swedenborgs, bemerkte die Aehnlichkeit des Blitzes mit der Elektrizität, sowohl hinsichtlich des Lichtes wie des Geräusches, der Zerreißung, Entzündung oder Schmelzung von Körpern, der Tödtung von Thieren u. s. w. Er schloß nun aus dieser Aehnlichkeit, daß wahrscheinlich der Blitz auch die weitere Eigenschaft besitzen werde, gleich der Elektrizität durch eine Metalspitze abgeleitet zu werden. Das vermuthete er, das

zien ihm wahrscheinlich und wurde ihm, je mehr er beide verglich, desto
wisser. Aber völlige Gewißheit konnte ihm doch erst der wirkliche Ver-
ch, das Experiment geben. Er stellte ihn an, seine Vermuthung wurde
stätigt, die Wahrscheinlichkeit war zur Wahrheit geworden, und der
litzableiter erfunden. So schlossen viele alten Völker, weil die Pflanze
ihrem Wachsthum, in Ernährung, Säfteumlauf, Fortpflanzung viele
ehnlichkeit mit dem Menschen hat, sie müsse auch die weitere Eigenschaft
nein haben, daß ein denkendes Wesen in ihr wohne, und glaubten daher
Baum-Nymphen und Baum-Nixen und täuschten sich. Oder sie stell-
sich die Gestirne sammt der Erde, insbesondre die Sonne mit ihrem
ichtigen Einfluß auf das Erdenleben, wie einen mächtigen menschenähn-
hen Herrscher vor, als einen Gott, weil sie dachten, wie beim Menschen
isse ihre Thätigkeit und Wirksamkeit von einem inneren bewußten
esen ausgehen. Ebenso schließen noch heute alle Gottgläubigen von der
elt auf einen Lenker und Schöpfer wie von der Uhr auf den Uhrmacher
l. „Heil“ Thl. I. S. 116). Trotz der Unzuverlässigkeit solcher Schluß-
gerung aber, die nur Wahrscheinlichkeit, noch keinen Beweis der Wahr-
t giebt, dient dieselbe aber heute noch der genauesten Wissenschaft zur
ıkung ihrer Forschungen, indem sie von der Aehnlichkeit des einen Falls
den andern schließt und auf diesem Wege neue Ideen erhält und
durch schon ihre größten Triumphe gefeiert hat. So hätte z. B. in den
hren 1859 und '72 nach der Berechnung der Astronomen der Biela'sche
met wieder erscheinen sollen, erschien aber nicht, sondern man hatte ihn
zwei Hälften sich theilen und dann verschwinden sehen. Die Sternkun-
en zerbrachen sich die Köpfe darüber, wohin er gekommen. Nun hatte
Italiener Schiaparelli, ebenfalls durch Berechnung, gefunden, daß die
ernschnuppen höchst wahrscheinlich von Kometen herkommen. Als daher
27. Nov. 1872 ein starker Sternschnuppenfall eintrat, kam der deutsche
ofessor Klinkerfues auf die Vermuthung oder Schlußfolgerung,
ähnlich wie in andern Fällen so auch in diesem ein in der Nähe
ndlicher Komet den Feuerregen angerichtet habe, und daß dies vielleicht
verloren gegangene Biela'sche sei, der ja im selben Jahre wieder
heinen sollte. Er berechnete eiligst aus der Richtung der sprühenden
nuppen den Stand des Kometen, und daß er noch in Asien zu sehen
e. Er telegraphirte dann sofort an seinen Kollegen Pogson auf

der Sternwarte zu Madras in Vorderindien, bezeichnete ihm genau die Stelle am Himmel, wo er zu suchen habe, und richtig, dieser fand dort einen schwachen Kometen, der als der Biela'sche Landstreicher oder vielmehr Himmelsstreicher erkannt und wieder unter die himmelspolizeiliche Oberaufsicht der Astronomen genommen, Fitger würde wohl sagen „beigesponnen" wurde.

Freilich kann man die Vermuthung und Berechnung nicht immer durch Sehen und Hören zur vollsten Gewißheit machen. Der Astronom Bessel z. B., welchen Humboldt den größten seiner Zeit nennt, kam aus der Beobachtung der Bewegungen der Sterne Sirius und Procyon zu der Vermuthung und Schlußfolgerung, daß nach allen Gesetzen der Anziehung und Bewegung diese leuchtenden Weltkörper noch dunkle in der Nähe haben müssen, mit denen sie gemeinsam, d. h. zweisam, als Doppelgestirne um den gleichen Schwerpunkt kreisen. Die dunklen Begleiter können bis jetzt nicht gesehen werden, aber viele andre Ursachen deuten immer mehr darauf hin, daß gleich den leuchtenden auch viele nichtleuchtende Gestirne im Weltenraum sich bewegen, die, etwa wie unser Mond und unsre Erde, schon längst ausgeglüht haben. Bei Bessel war es noch eine Vermuthung, eine Schlußfolgerung auf Wahrscheinlichkeit nach ähnlichen anderen Fällen, ja wie er selbst in einem Briefe an Humboldt (1844) sich ausdrückt, ein beharrlicher Glaube; heute wird es schon für ziemlich sicher gehalten. Aehnlich die Annahme, daß viele solcher durch den Glühzustand hindurchgegangenen Gestirne selbstlebendige, zugleich körperliche und zugleich denkende Wesen, hervorbringen, nicht blos unsre Erde; und daß diese Wesen so beschaffen sein werden, wie es der Natur des Weltkörpers entspricht, auf dem sie entstehen und leben. Da überall im All der gleiche Stoff und die gleichen Kräfte wirken, und diese ihren Höhepunkt im selbstbewußten Denken finden, und da sie im ewigen All schon ungemessene Zeiträume und ungemessene Zahlen von Weltkörpern zur Verfügung hatten, sich zu diesem Höhepunkt zu entfalten, so wird durch die ganze Erkenntniß der Natur und des Alls die Annahme begründet, daß es auch auf andern Himmelskörpern zugleich körperliche und zugleich denkende Wesen gebe, ähnlich den Menschen.

Von den bekannten Eigenschaften, Kräften und Gesetzen der Natur wird hier auf die Existenz eines Unbekannten, sogar sinnlich Unwahrnehm-

ıren geschlossen, dessen Dasein und Wirken jedoch mit der übrigen Erkennt-
ß der Natur völlig übereinstimmt.

Kehren wir nun zu Swedenborg zurück. Seine Denkweise und sein
chlußverfahren ist folgender Art. Er huldigt der Grundansicht, die von
m französischen Philosophen Kartesius (1596—1650), dem Vater der
ueren Philosophie, zuerst systematisch ausgearbeitet wurde, daß Geist
ıd Körper, Gott und die materielle Welt, zwei völlig verschiedene Dinge,
ei verschiedene Substanzen seien. Die Materie, welche sich aus Atomen
sammensetzt, ist ihm überall nur das Aufnahmsgefäß des Göttlichen,
n welchem sie Kraft und Leben erhält und welches im Menschen auf die
chste Weise unter den materiellen Geschöpfen sich ausprägt. Dabei
obachten wir eine Stufenfolge der irdischen Wesen und Gebilde, indem
s dem niederen sich immer ein ähnliches höheres durch Zusammensetzung
d Vervollkommnung bildet und aufbaut. So ist die Lunge aus klein-
ı Bläschen gebaut, die selbst schon Lungen im Kleinen bilden, und die
ıhrchen der Nieren bilden wieder ebensoviele kleine Nieren. Wie ferner
Organe des Unterleibs das Blut mit einer erdartigen Speise versehen,
versieht in aufsteigender Linie die Brust es mit einer luftartigen, und
s Gehirn es mit einer ätherischen. Oder wie das Herz und die Blutge-
ße die Kanäle einer körperlichen Zirkulation sind, so das Gehirn und die
rven oder Geistgefäße die Kanäle einer übermateriellen, geistigen, gött-
ıen Zirkulation. So gehen in der Natur nach gewissen Grundformen
r Typen stufenweise aus den niederen Wesen die höheren hervor.—Und
ı kommt die Hauptsache. Diese Stufenreihe schließt mit dem Menschen
ıt ab. Bei ihm geht vielmehr aus der irdischen, groben, materiellen
blichkeit wieder eine ähnliche, aber zartere, feinere, himmlische hervor,
r richtiger, die materielle menschliche Leiblichkeit ist das vollkommenste
fnahmsgefäß für die ähnliche himmlische, für den ähnlichen aber voll-
ımmeren Organismus der überall vorhandenen göttlichen Substanz.
ın daher der Mensch stirbt, so geht der geistige Mensch in ihm, der
ımlische Organismus, keine Veränderung ein, sondern er behält den
her besessenen geistigen Organismus mit allen seinen Fehlern und
genden bei und streift nur den materiellen ab, so daß er vielleicht sogar
Zeit lang, im ersten Zustande nach dem Tode, nicht einmal merkt, daß
hon gestorben ist. Nun geht diese ganz nach Belieben an einander

spinnende Schlußfolgerei aber noch weiter. Der auf diese Weise zur Verklärung gelangte Mensch ist ein sogenannter Engel. Wie dann die einzelnen Atome die Materie, und die einzelnen Bläschen sozusagen die größere und vollkommenere Lungenblase bilden, so nehmen die einzelnen Engel in organisirtem Verein wieder als Ganzes die Engel- oder Menschengestalt an und bevölkern die Weltkörper; und eben eine solche besitzt schließlich auch Gott, der in derselben als Christus erschienen ist. Und Swedenborg hat ihn, wie oben schon erwähnt, in dieser Gestalt selbst gesehen, hat auch ein letztes Gericht in der Geisterwelt gesehen, das im Jahre 1757 abgehalten wurde.—Wenn aber in allen materiellen Dingen die göttliche Substanz in der gleichen Gestalt wohnt, die nach Belieben auch mit Beibehaltung der früheren Form heraustreten kann, so müßten auch die andern irdischen Dinge, wie unsre Häuser und Geräthe u. s. w. im Himmel sich in verklärter göttlicher, reinerer Gestalt wieder finden können. Und in der That, dieser Meinung ist Sw. Er malt den Himmel mit verklärten Ländern, Bergen, Ebenen, Thälern, Quellen und Flüssen aus, auch mit Städten, Schriften, Büchern u. s. w., und jedenfalls müssen sich, schon wegen der himmlischen Chöre, verklärte Posaunen, Trompeten und Baßgeigen dort finden, so daß für einen ächten Swedenborgianer der Himmel wirklich voller Baßgeigen, ja überhaupt von allem Möglichen vollhängt.

Wir sehen, hier ist ein Zerrbild der ächten wissenschaftlichen Schlußfolgerung auf das Unbekannte. Während diese sich immer gewissenhaft an die bekannten Eigenschaften, Kräfte und Gesetze der Natur hält, und wo sie Neues vermuthet und glaubt, seien es Körper oder Kräfte, dasselbe mit allen übrigen Beobachtungen und Erkenntnissen in Einklang setzt, und erst in dem Maße, als ihr dies gelingt, ihre Vermuthung und Schlußfolgerung glaubt für Wahrheit halten zu dürfen, sehen wir hier die Phantasie und den Wunsch nach Gott, Unsterblichkeit und Geisterreich mit Willkür zügellos walten, und nicht im Geringsten mehr danach fragen, ob die ganze übrige Beobachtung und Erkenntniß der Natur und des Weltalls denn auch die ausgemalten Phantasien bestätige oder nicht. Gewissenlos „schweift die Wissenschaft hier über in das Nebelland der Träume“, wie Humboldt sagt. Wenn das keine Schwärmerei, und nicht die fantastischste ist, die es giebt, von dem menschlichen Geistleib bis zum verklärten Notenbuch und bis zu der Baßgeige, dann gibt es überhaupt keine mehr.

Nein, sagt Swedenborg, es ist Wahrheit, denn ich habe es selbst
hen, habe es mit wachenden Augen und mehr als einmal gesehen. Die-
Grund läßt sich noch hören, und wir wissen ja, daß es bei Menschen
ommt, daß sie Dinge sehen und hören, die nicht wirklich geschehen sind,
m ihre Sinnesorgane durch innere Einflüsse des Blutes, der Aufre-
, der Krankheit und namentlich auch des Glaubens und Wunsches
n von innen heraus Erscheinungen erzeugen und vorzaubern, die nicht
rlich vorhanden sind. Es ist dies bei so vielen Irrsinnigen der Fall,
llerlei Töne zu hören und Gestalten zu sehen glauben, besonders auch
r Säuferwahnsinn, wahrscheinlich auch bei Magnetisirten, und ist schon
nd da einmal in besonderen Lagen bei vielen ganz gesunden Menschen
ekommen, warum nicht bei einem Menschen, der sich sein ganzes Leben
in seinem Denken und in seiner Phantasie und mit seinem innigsten
uben und Sehnen und seinem heiligsten Ernste von seinem vierten
nsjahre an beschäftigte, wie Swedenborg selbst von sich sagt. Wenn
nun aber im Gegentheil den einzigen Beweis für die Wirklichkeit
r sogenannten himmlischen aber doch „substantiellen" Dinge, näm-
ie Wahrnehmung durch den inneren himmlischen Menschen, der ja
immelreich doch auch einmal die andern Himmlischen wahrnehmen
rkennen will, wenn man diesen Wahrnehmungsbeweis nicht aner-
, und doch an diese Dinge glaubt, wie der obige Briefschreiber? Dann
ser Glaube vollends ein ganz schwindelhafter Aberglaube. Zu seiner
e bleibt dann allerdings nichts andres mehr übrig, als sich darauf zu
en: ich fühle mich glücklich dabei. Das können aber auch alle noch
dischen und abergläubischen Religionsverehrer sagen bis zu denen, die
nter den Rädern des Götterwagens Dschaggernaut zerquetschen oder
bendigem Leibe an eisernen Haken aufspießen und im Kreise schwingen
, wobei doch zur Ueberwindung der Schmerzen schon ein ziemliches
seligkeitsgefühl gehört. Fühlst du dich bei solchen fieberhaften
tasien wirklich glücklich, Mensch der heutigen Zeit und heutigen
ntniß, und fühlst du nicht als eine geistig erdrückende und verdun-
Last die Macht und die Beschämung dieses Aberglaubens? Fühlst
glücklich und frei, wenn deine Einsicht am Gängelbande des Wun-
nd Gefühles geführt wird? Mag sein, aber ein höheres Glück ist,

die volle Wirklichkeit, bei deren Erkenntniß mit Phantasie auch Verstand und genaueste Sinneswahrnehmung zusammenstimmen, als das Höchste erkennen und lieben und in ihr und zu ihrer Verbesserung und Beglückung streben und handeln, statt sein bestes Leben in ein geträumtes Geisterreich zu verlegen, zu dessen Erweisung wir in kleinliche Trugschlüsse flüchten müssen, weil es nur auf unsrer Angewöhnung und unsrem Wunsche aufgebaut ist.

Denn was ist es anders als ein Trugschluß, wenn man sagt: Wenn ich an ein Jenseits glaube, so schadet das nichts, und wenn es eintritt, trifft es mich nicht unvorbereitet. Gerade so kann der Indianer oder sonstige Wildling oder der Chinese sprechen, der seinem Todten Speise und Geld mit ins Grab giebt zur Wegzehrung nach den himmlischen Gefilden. Dem Lebenden bringt es ja keinen nennenswerthen Schaden, und sollte es der Verstorbene auf seiner Reise in die Unter- oder Oberwelt doch vielleicht gebrauchen, so hat er es wenigstens und ist nicht unvorbereitet. So schadet es am Ende auch nichts, wenn man drei Kreuze an die Hausthüre macht, damit die Hexe und die bösen Geister nicht hereinkönnen. Es schadet aber doch. Denn was nicht als Wahrheit erkannt werden kann, und soll doch als solche festgehalten werden, das stärkt den Aberglauben, das hält die Wahrheit und den Fortschritt und das Menschenglück auf und bringt sogar den äußern Wohlstand schließlich in Verfall, wie ich in meinem „Heil der Völker“ nachgewiesen habe, ist endlich auch des vernünftigen Menschen unwürdig.

Uebrigens kann auch der Freidenker ebenso sprechen: Ich suche dieses jetzige Leben wahrhaft und voll zu genießen mit Erkennen, Lieben und Handeln, soviel ich vermag, und um so mehr als ich es für das einzige halte; und das schadet mir gar nichts. Im Gegentheil. Aber wenn ich vor dem Richterstuhl eines gerechten Gottes im Jenseits erwachen sollte? Herr Gott, müßte ich sprechen, du hast mein Menschenwesen und meine Menschenvernunft mir gegeben, ich habe sie gebraucht nach bestem Vermögen und Gewissen und habe gesucht so gut als möglich zu sein, denn nur mit dem Guten fand ich das wahre Glück gepaart, u. wo ich gefehlt, da habe ich zugleich mein wahres Glück verfehlt und Scheinglück dafür eingetauscht und habe nach deinem Gesetze von Ursache u. Wirkung dafür gebüßt. Gehe hin — müßte er sprechen, du bist ein Mensch gewesen, und mit meinem allmächtigen

ken, ohne das du kein Glied rühren und keinen Gedanken denken konn-
habe ich schon bei deinem Leben für das Gute dir Freude, für das
dir Wehe bereitet, und überhaupt ja alles bewirkt, was du gewirkt
gethan hast. Darum ist auch das ganze Weltgericht im Jenseits,
de er lächelnd hinzufügen, ja nur eine Erfindung der Ungläubigen, die
ten, daß ich mit meiner Allmacht und Gerechtigkeit nichts mehr auf
Erde zu thun habe; und daß mein Reich erst hier beginne. So bist
lieber Herrgott, ja selber ein Freidenker.? Gewiß, ich bin der Freieste
euch allen, und will nicht, daß ihr Sklaven sein sollt, nicht der Men-
n und nicht des Wahns, sondern daß ihr's euch wohl sein laßt und glück-
seid, und eure Vernunft recht gebraucht, dort drunten oder droben
der Erde oder wo es auch sein mag. Denn im Himmel seid ihr ja
all! Und ich habe Euch ja gesagt: ihr sollt vollkommen sein, wie euer
mlischer Vater. Ich aber gehe nicht zur Beichte und bete nicht und
e mich auch nicht nach einem Jenseits. Seid glücklich wo und wann
lebt, und ob ihr einmal oder zweimal oder mehrmal erwacht, ob nach
m Tagewerk oder wieder nach dem ganzen Lebenswerk, das macht
en Unterschied. Wenn ihr lebt und leben wollt, muß es Kämpfen und
gen und Vorwärtsstreben sein, hier oder da oder dort, und das rechte
len und Denken und Streben und Handeln in jedem Augenblicke macht
glücklich, auf die endliche Zeitdauer, und auf ein Wiedererwachen
mt es nicht an.— Somit könnte auch für den Freidenker ein Wiederer-
en keine schlimme Täuschung sein, er würde eben von neuem freidenken
wieder für die Freiheit streben, wie vorher auch. Und wenn dieses
ben und Handeln ihn nicht erwarten sollte, würde er sich lieber zum
en Schlafe niederlegen, als in ein Reich der Strebenslosigkeit und Leb-
keit und Thatlosigkeit und unendlicher Langeweile eintreten.

Das hat Swedenborg auch gefühlt, indem er seine Engel durch ver-
e Lehrer aus verklärten Büchern in verklärten Städten unterrichten
nit verklärten Instrumenten musiziren läßt. Aber seine himmlischen
te und Schlösser sind eben Luftschlösser, die man schon nach Belieben
und harmonisch bauen kann, das ist ein billiges Vergnügen und ein
loses, denn der Mühe des Beweises aus der thatsächlichen Wirklichkeit
s aus dem Wege und begnügt sich mit einigen scheinbaren, trügeri-
genommten Schlußfolgerungen.

Ebenso hinfällig ist auch der Einwurf, daß doch der Mensch, dieses schwache, unvollkommene, kleine Geschöpf, nicht sprechen dürfe: was ich nicht begreife, das ist nicht. Aber soll er denn trotz seiner Unvollkommenheit und Kleinheit etwa sprechen dürfen: was ich für vernunftwidrig halte, das ist dennoch? Warum? Weil es mir so beliebt, weil ich es so wünsche, weil ich mich dabei wohl fühle! Ist das nicht noch viel größere Thorheit? Gerade weil der Mensch in seinem endlichen Erkennen so unvollkommen, so leicht mancherlei Täuschungen ausgesetzt ist, muß er um so behutsamer sein, und was er vermuthet und vollends was er als wahr zu erkennen heftig begehrt, das muß er um so sorgsamer prüfen. Und erst wenn er einsieht und überall erprobt, daß sein Vermuthen an der Wirklichkeit und deren Gesetzen sich bewährt, mit allem seinem übrigen Wissen und Beobachten und Erkennen zusammenstimmt, dann kann er dieses Vermuthen als vernünftig rechtfertigen und zur Gewißheit und Zuversicht erheben, soweit sie dem Menschen gegeben. Wie ja auch der obige Briefschreiber an einer Stelle sagte: „was ich als vernünftig einsehe, übergebe ich meinem Glauben." Das Geisterreich aber, und vollends das Swedenborgianische, wird nirgends durch die Wirklichkeit der Natur bestätigt, die ein solches Trennen von Geist und Materie und eine solche Existenz von göttlicher oder verklärter Substanz nirgends kennt; wenn auch gleich außer Sw. wieder einige Halbphilosophen der Neuzeit sich ein solches Reich zu ihrer Erbauung und ihrer künftigen Annehmlichkeit herrichten.

Von der Behauptung: was ich nicht begreife, ist nicht, — soll also nicht die Rede sein; aber von der andern: was ich als seiend annehmen soll, muß seine Existenz vor meinem vernünftigen Denken erweisen; und was nicht wahrgenommen, und auch nicht einmal aus dem Wahrgenommenen und dessen Kräften und Gesetzen gefolgert werden kann, dennoch als existirend anzunehmen, ist ungerechtfertigte Willkür und Aberglaube.

Insofern daher der obige Swedenborgianer der Vernunft und Forschung ebenfalls huldigen will, kann auch ich ihm die Hand als Strebensgenossen reichen, will er aber ein Freier werden auf der heutigen Stufe der Erkenntniß, so muß er sich von der Sklaverei des schwärmerischen, phantastischen Wahns befreien, und in der That, wie er zuerst von sich rühmte, „über alle Einschüchterungen hinweg" sein, „der Gefahr," die für seinen bisherigen Glauben daraus erwachsen mag, „offen ins Gesicht

auen", und „seinem denkenden Geiste freies Spiel geben," allerdings
ht freies Spiel, sondern Freiheit der Arbeit gewissenhafter Forschung
d wohlbegründeter Schlußfolgerung.

Was die Moral der Swedenborgianer betrifft, so wurde zunächst
edenborg selbst wegen seiner kindlichen Herzensgüte, seines edlen Sin:
und Wohlwollens allgemein gerühmt. Sein System hat auch meh:
: Seiten, die, wie der obige Briefschreiber mit Recht rühmt, dem Fana:
nus und manchem alten Aberglauben entgegentreten. Indem er das
:tliche, wenn auch in fantastischer Weise, in die ganze Natur und jeden
nschen verlegt, und eine Art Entwicklung vom Niedern zum Höhern
eine Fortbildung zum Vollkommeneren als Aufgabe stellt, hat er der
dammungssucht die eigentliche Grundlage weggenommen und einen,
n auch nur beschränkten Fortschritt, der natürlich nicht über seine Phan:
n hinausgehen soll, in seine Religion aufgenommen. Der Anders:
bige gilt nun als irrender, aber doch noch von dem selben Gottesgeiste,
n auch in getrübter Weise beseelter Bruder. Weil er die sittliche Aufgabe
Besserung des Menschen in die fortschreitende Hingabe an die innere gött:
Anregung setzt, hat er auch die christlich kirchliche Lehre von der
echnung des Verdienstes Christi für den Sünder und von der Rechtfer:
ng allein durch den Glauben verworfen, und wegen seiner Anerkennung
Göttlichen in jedem Menschen auch die Erbsünde. Ebenso hat er einige
stellungen des alten Aberglaubens wie insbesondere die Dreipersönlich:
Gottes und die Schöpfung aus dem Nichts umgestoßen. Dagegen
r die zauberhafte Geisterwirkung der Taufe und des Abendmahls um
ehr erhöht. Aber von den Vorzügen der Glaubensduldung und
schwachen Versuchs zur sittlichen Selbsthilfe abgesehen, hat er eben
neuen Wahn an die Stelle des alten gesetzt, und indem er noch mehr
ie alte Religion das bessere Leben des Menschen in das Fühlen und
men und in das Jenseits verlegte, hat er nur Fehler mit Fehler ver:
t, und ist seine ganze Richtung für die Verhältnisse des Diesseits
chtbar geblieben. Die Männer, welche die Wissenschaften auf neue
en lenkten, die Männer, welche im Vordertreffen für die politische und
e Befreiung standen und stehen, ja selbst die Männer, welche die christ:
Moral wesentlich förderten, wie ein Schleiermacher und Rothe, sind

keine Swedenborgianer gewesen. Von den beiden letztern natürlich abgesehen, waren es seit einem Jahrhundert immer ausnahmsloser Freidenker.

Und über den Vergleich mit Humboldt wollen wir nicht mehr viele Worte verlieren. Jeder Gebildete der ganzen Welt kennt diesen Helden der echten Wissenschaft. Wer auf dem Gebiete der Naturerforschung um 30 Jahre zurückgeht, trifft fast überall auf seine Beobachtungen und Anregungen, und in seinem Kosmos hat er ein harmonisches Gesammtbild der wirklichen Naturerkenntniß seiner Zeit geschaffen, während Sw's. Schriften sämmtlich verloren gegangen sein könnten, die Naturwissenschaft hätte meines Wissens nicht das Mindeste dadurch eingebüßt, und ebenso wenig die wirkliche Wissenschaft des Geisteslebens. Sind sie ja ohnedies wohl nur einem Theil der 7—10,000 Swedenborgianer bekannt.

Thor, wer dorthin die Augen blinzelnd richtet,
Ein Paradies sich über Wolken dichtet!
Er stehe fest und sehe hier sich um,
Dem Tüchtigen ist diese Welt nicht stumm.
Er wandle so den Erdentag entlang,
Wenn Geister spuken, geh' er seinen Gang.

Göthe.

Willst du den „Himmel" noch? — Sieh jedes Jahr
Durchfliegt die Erde ja des Himmels Räume!
So such den Himmel denn, wo lang er war,
Dann hast du Wirklichkeit anstatt der Träume.
Denn eher wird nicht eine bess're Zeit,
Und eher kommt die Menschheit nicht zum Frieden,
Bis Jeder seine Hand dem Andern beut,
Zu schaffen unsern „Himmel" schon hienieden.
Heb' frei den Blick empor! Sei ein Prophet
Des neuen Himmels hier auf unserm Sterne!
Und wie die Rose aus dem Grab ersteht,
So kommt dein Himmel zu dir aus der Ferne.

Der Einzelne.

Der Menschheit Kraft wohnt in dem einen Menschen,
In einem Herzen Aller Herz und Sinn,
Die eine Arbeit und das eine Streben,
Das eine schöne Ziel: das Menschenleben.
So hat denn Jeder aller Menschen Leid,
So hat dann Jeder aller Menschen Freude.
Auf seine Weise zwar, auf keine andre
Und keine mehr; denn all' die Millionen
Von Menschen sind nicht mehr als du allein,
Und haben nicht mehr als du Einzelner.
Sie allzusammen können nicht mehr lieben,
Als du, wenn du mit deiner Fülle liebst;
Sie allzusammen nicht mehr Glück empfinden,
Als du allein, wenn du beglückt dich fühlst;
Sie allzusammen können mehr nicht leiden,
Als du allein, wenn deine Seele leidet
Des Lebens Schmerzen und der Lieben Tod.
Du freuest dich wie ja die ganze Menschheit
Zusammen sich nur freuen kann. Denn siehe,
Sie Alle sind nur Einzelne, wie Du,
Und du bist Jedem gleich, — du bist ein Mensch!
So sei denn recht ein Mensch, ein ganzer Mensch!
Sei gut und weise, rein und frei und liebend!
Nimm jedes Wort dir an von jedem Guten,
Als sei's nur dir mit Fleiß gesagt. Das Schöne
Der ganzen Menschheit nimm dir an; versteh' es!
Verstehe dich und lebe dich, so lebst du
Die schöne Welt als ihr erhab'ner Sohn,
Ihr Einziger, ihr ein Mal nur Gebor'ner! —

Leopold Schefer.



III.

Freidenker.

Im Kampf der Meinungen.

I.

Du fragst, warum ich nie mich pfleg' zu regen,
Wenn hinter'm Becher die Parteien zanken? —
Wo an der Schwatzsucht hohle Köpfe kranken,
Will ich beschaulich still der Ruhe pflegen.

Ich lieb' das Wort als kühngeschwung'nen Degen;
Ich lieb' als blanke Lanze den Gedanken,
Doch soll in festen ritterlichen Schranken
Sich allezeit der Gegner Kampf bewegen.

Dort, wo der nied're Troß der Streiter sich
Mit Schmutz bewirft, um eitler Rauflust willen,
Da sah ich nie der Weisheit Born entquillen.

Da gilt nicht Degenstoß noch Lanzenstich,
Da gilt die derbste Faust, die frechste Zunge,
Und mehr als Kraft der Gründe, Kraft der Lunge.

II.

Das ist's, was ich am Kampf des Tages hasse,
Daß Jeder zeiht den Gegner des Gemeinen.
Der eine thut's in Worten, dolchesfeinen,
Der And're im bekannten Ton der Gasse.

Verächtlich ist mir jede Menschenklasse
Die kein Bejahen kennt und kein Verneinen;
Demantenklar soll Männersinn erscheinen,
Doch nie die Hand von edler Waffe lasse!

Ist dies das Volk, aus dem ein Göthe stammte?
Oft fragt' ich's mich, wenn ich es mußte hören,
Wie blinde Kampfwuth schmähte und verdammte.

Soll Alles denn zur gleichen Fahne schwören
Im Streit der Meinung? Laßt die Klingen blitzen,
Doch ohne Gift auf ihren scharfen Spitzen.

Emil Ritterhaus.

Wir lassen wieder einem Veteranen der freidenkerischen deutschamerikanischen Schriftsteller, wohl dem ältesten unter ihnen, Herrn **Friedrich Münch,** den Vortritt.

Freidenkerthum und Platform.

Der Nestor der freisinnigen Deutschen in den Ver. Staaten, der 82jährige Friedrich Münch schreibt mir:

„So sehr bin ich durch Arbeiten aller Art gedrängt, daß ich erst in diesen Tagen, indem ich Anderes zurückgelegt, mit dem sorgfältigen Durchlesen Ihrer Schrift „das Heil der Völker" zu Ende kommen konnte. Ich bemerke darüber:

Ihre Bahn und die meinige laufen im Ganzen parallel, und gehen sie auch mitunter mehr oder weniger auseinander, so treffen sie in dem Endziele zusammen: vernünftiges Menschenthum. Reichen wir Jedem die Hand, der dafür mit uns arbeitet, ohne vorschreiben zu wollen, wie es Jeder thun soll, was je von seinen besonderen Anlagen und seinem Bildungsgange abhängig ist. Was Sie als das Ergebniß Ihrer tiefgehenden geschichtlichen Studien den Lesern wie einen Spiegel vorhalten, muß diese zu ernstem Denken anregen. Vorurtheile verscheuchen und

anfeuern zu „idealem" Streben. Ich selbst, nachdem ich gelernt hatte, was ich mußte, wandte mehr den philosophischen und naturwissenschaftlichen Studien mich zu (auch der praktischen Naturkunde, so weit meine Berufsaufgaben es erfordern), zugleich der Pädagogik, Sprach-Studien 2c., indem die Geschichts-Studien vielfach einen niederschlagenden Eindruck auf mich machten. Diese vergangenen „Realitäten", wie viel Unmenschliches und Rohes, und wie viel Schmerzen und Noth stellen sie uns vor Augen! Und doch ist die Geschichtskunde von hoher Wichtigkeit, indem sie den merkwürdigen Bildungsgang unseres Geschlechtes uns vor Augen hält und so dazu beiträgt, daß wir uns selbst verstehen lernen; ja, indem wir den Maßstab unseres sittlichen Urtheils an die geschichtlichen Thatsachen legen, muß dieses Urtheil geschärft, und müssen wir zu menschenwürdigem Streben angeregt werden.

Auch darin stimme ich Ihnen bei, daß es verkehrt wäre, eine „Freidenker-Platform" aufstellen zu wollen; ist das Ergebniß unseres freiesten Denkens ja stets ein werdendes, niemals ein abgeschlossenes. Niemand kann doch von dem „Freidenker" mehr fordern, als daß er in dem Bewußtsein lebe, nichts Anderes in seine Ueberzeugung aufzunehmen, als was er mit seinem eigenen klaren und vor keiner Autorität sich beugenden Denken in Uebereinstimmung bringen kann. In diesem Sinn sind Sie und ich und viele Andere Freidenker, aber auch mein alter Vater (verstorben vor 66 Jahren) war es mit seinem frommen Glauben, in welchem er auch seine Kinder erzog,—und daß ich in Folge meines Entwickelungsganges weit abgekommen bin von des Vaters Ansicht, macht mich nicht zu einem ehrlicheren, ernsteren und wahrheitsliebenderen Forscher, als er sein ganzes Leben hindurch war. Hätten Sie und ich mit unserm Anspruch auf freies Denken vor 100 Jahren gelebt, zu welchen ganz anderen Ergebnissen würden wir durch dasselbe gelangt sein! Und wollten wir heute einen Freidenker-Katechismus aufstellen, was werden die nach einigen Menschenaltern lebenden Freidenker dazu sagen? Es giebt eben kein absolut Freies, d. h. nicht durch Ursachen und Umstände beeinflußtes Denken (ein über dem All der Dinge schwebender Geist würde der einzige vollkommene Freidenker sein); bei uns Allen verläuft und verkettet sich der Gedankengang theils gemäß unserer ursprünglichen Anlage, theils nach Eindrücken mannigfaltigster Art, nach

gebung, Erziehung, Bildungsmitteln, Lebenserfahrungen u. s. w. und
in dies Alles auch wirklich uns führte, wir kommen zu keinem höheren
e als diesem: „Ich bin mir bewußt, daß ich für mich selber denke."
Hiernach müssen wir auch in unserem Urtheil über das geschichtlich
liegende einer Art von Mäßigung uns befleißigen. Unser sittliches
heil mag scharf sein, in sofern es um die eigne Anregung gilt; aber es
e zwecklos, uns vorzuhalten: ja, wenn Dieses und Jenes so oder so
mmen wäre, dann u. s. w. Es kam Alles, wie es unter den vorhan-
n Umständen kommen konnte, und wir stehen heute in dem menschli-
Entwickelungsgange, wo wir stehen **können**; das große Ganze
gt sich in unberechenbarer Weise, der Einzelne aber mag und soll das
stbewußtsein haben, daß er **seine** eigene Aufgabe nach **seinen**
ten und Mitteln erfüllt.
Sie greifen lange bestandene und weit verbreitete Anschauungen so
f und unbarmherzig an, daß man über den von da und dort dagegen
benen Widerspruch sich nicht zu wundern braucht. Doch wird unser
iches und vielartiges Kämpfen auf allen Gebieten der menschlichen
nntniß, welches unserer Lebzeit zugefallen ist, kein vergebliches sein
die Menschheit zwar nicht an das Endziel, aber doch auf ihrem Bil-
sgange um ein Paar Schritte weiter führen."———
Die obigen Worte: „Auch stimme ich Ihnen bei, daß es verkehrt
eine „Freidenker-Platform" aufstellen zu wollen" — veranlassen
diesem Schreiben noch eine Erläuterung hinzuzufügen. „Freund"
ch, wenn ich so sagen darf, hat wohl in diesem Punkte einen früheren,
den „Herold des Glaubens" gerichteten Artikel von mir in der
tl. Post" mißverstanden. Ich bin nicht gegen eine Freidenker-Plat-
sondern habe in Deutschland wie in Amerika für eine solche gear-
; aber ich bin dagegen, daß dieselbe zur bindenden Verpflichtung für
Denken jedes Mitgliedes gemacht wird. Ich will hierüber etwas
: ausholen.
Ein Freidenker ist ein Solcher, der in dem Bewußtsein lebt, nichts
es in seine Ueberzeugung aufzunehmen, als was er mit seinem eige-
aren und vor keiner Autorität sich beugenden Denken in Uebeinstim-
bringen kann. In dieser Erklärung bin ich mit dem Verfasser des
n vollständig einverstanden. **Kein** Freidenker ist also dann, wer

sich in seinem bewußten Denken durch irgend eine Autorität bestimmen läßt, wer irgend etwas für wahr hält und dafür arbeitet, weil es die sogenannte heilige Schrift sagt und gebietet, oder die Kirche, oder der Papst, oder weil es irgend eine Kirchenversammlung beschlossen hat, oder die Bundesversammlung des Bundes der Radikalen, oder die Tagsatzung des Turnerbundes. Wer auf eine derartige heilige oder unheilige Autorität hin etwas als wahr und recht und erstrebenswerth annehmen würde, ohne selbst aus eigenen sachlichen Gründen von dessen Wahrheit und Rechtmäßigkeit und Güte überzeugt zu sein, das wäre kein Freidenker mehr. Es wäre ein Autoritätsgläubiger. Und dabei wäre offenbar sein Autoritätsglaube um so weniger entschuldbar, je weniger hoch in seiner eigenen Meinung die Autorität über ihm stände, welcher er sich unterwirft, und an welche er sich bindet. Wer also glaubt, einen Grundsatz vertheidigen zu müssen, weil ihn noch seiner Meinung ein übermenschliches und überhaupt das höchste Wesen, Gott verkündet habe, der würde sich noch lange nicht so weit herabwürdigen als derjenige, welcher einen Grundsatz, ohne ihn als Wahrheit zu erkennen, deßhalb vertheidigt, weil ihn andere Menschen, seines Gleichen, als Versammlung konstituirt, ausgesprochen, und ihren Bundesgenossen als Verpflichtung auferlegt haben. Hierin werden wir einig sein.

Daraus ergiebt sich jedoch schon, daß in einer Organisation von Freidenkern eine Bedingung oder Eigenschaft der gemeinsamen geistigen Gesinnung existiren muß, welche allen das Merkmal des Freidenkerthums verleiht, nämlich daß sie sich in ihrem Denken keiner Autorität, sei es heiligen oder unheiligen, unterwerfen. Woraus selbstverständlich folgt, daß sobald ein Mitglied aus irgend einer Ursache sich wieder zur Gebundenheit an eine Autorität entschließen würde, es ehrlicher Weise aus einer Freidenker-Organisation austreten müßte, sowie diese Organisation selbst das Recht haben müßte, es von der Mitgliedschaft auszuschließen. Hiemit erhalten wir demnach ein ganz bestimmt abgegrenztes Gebiet des Freidenkerthums, es ist eben das Gebiet des freien, an keine Autorität sich bindenden Denkens.

Angenommen aber nun, eine solche Erklärung des Rechtes und der Pflicht der freien Selbstbestimmung würde etwa in die Verfassung eines Freidenkerbundes aufgenommen, wäre nicht die Folge davon, daß sich in

n solchen Verbande die größte Verschiedenheit der Meinungen heraus=
lten, und ein gemeinsames Handeln, welches doch ein jeder Bund
eckt, dadurch unmöglich gemacht würde? Wir wollen uns diesen Ein
näher betrachten.

Die gleiche Freiheit, welche wir für das Freidenkerthum beanspruchen,
ct jetzt schon in der Wissenschaft. Es ist ja einem jeden Forscher
bt, zu jeder beliebigen Zeit jede beliebige neue Ansicht aufzustellen
u verfechten, und ebenso jede alte lang gehegte über den Haufen zu
n, und keiner wird auf bestimmte Sätze verpflichtet; aber jeder ver=
llerdings sofort im Ansehen seiner Mitkämpfer, seiner Kollegen, das
schaftliche Bürgerrecht, oder die wissenschaftliche Ehre, wie Bluntschli
sobald er sich von irgend einer Macht oder Autorität bestochen zeigt
eine Angaben demnach sich unzuverlässig und lügnerisch erweisen.
wohl ist trotz der größten geistigen Ungebundenheit in der Wissen=
eine hinreichende Einigkeit vorhanden, um tagtäglich die merkwür=
n Ergebnisse zu fördern und die Welt umzugestalten; und es kann
echt wohl sozusagen eine Platform einer jeden Wissenschaft angefer=
erden, d. h. eine Zusammenstellung derjenigen Erkenntnisse, welche
gen Tages in derselben als allgemein giltig anerkannt werden. Solche
mmenstellungen pflegen sich in den Schullehrbüchern zu finden, und
bestehen fortwährend und fortlaufend, und werden natürlich mit dem
der fortschreitenden Wissenschaft auch verbessert.

Trotz aller Freiheit des Freidenkerthums muß es also möglich sein,
e so wie auf allen Gebieten menschlichen Forschens Lehrbücher, auch
denker=Katechismen" aufzustellen für Jung und Alt, namentlich aber
Jugend, gerade wie es Lehrbücher der Physik, der Geschichte, der Psy=
ie gibt. Wir besitzen auch schon eine Anzahl solcher Lehrbücher, hier
erika den Leitfaden von Kottinger, und Freund Münch selbst hat in
„Geisteslehre" ein solches geschrieben; in Deutschland eine größere
l, namentlich von Uhlich, Baltzer, Heribert Rau, so daß es im Gan=
zen ein Dutzend sein mögen. Aber kein einziges derselben hat sich
zt unter den Freidenkern irgendwie allgemeine Geltung verschafft.
ndern Worten, die Wissenschaft von derjenigen sittlichen Weltan=
ng, welche aus der heutigen Erkenntniß hervorgeht, denn diese will
Freidenkerthum verwirklichen, sie ist noch nicht zu dem Range einer

wirklichen Wissenschaft mit bestimmten Ergebnissen emporgestiegen. Das Freidenkerthum steht in Beziehung auf seine Erkenntnißgrundlage noch auf der Stufe z. B. der Phrenologie, welche auch erst noch danach ringt, eine wahre Wissenschaft zu werden. Es ist das bei dem Freidenkerthum nicht zu verwundern, denn um eine neuzeitige sittliche Weltanschauung auf Grund des gesammten übrigen Wissens aufzustellen, ist eben nöthig, den ganzen Kosmos des Wissens der Natur und des Geistes bis zu gewissem Grade inne zu haben, und die Folgerungen für das sittliche Gebiet zu ziehen und zu einem harmonischen Ganzen zu vereinigen. Mein „Heil der Völker" soll der Anfang oder die Einleitung zu einer solchen Darstellung der neuzeitigen sittlichen Weltanschauung oder der Weltanschauung des Freidenkerthums, oder der Allanschauung des Menschenthums sein. Die Anerkennung, die ihm bisher zu Theil geworden, ist eine ziemlich allgemeine. Wir wollen sehen, wie es weiter gehen wird.

Lehrbücher oder nach altem Ausdruck „Katechismen" des Freidenkerthums müssen also möglich sein, hiergegen läßt sich aus der Sache selbst kein triftiger Grund anführen. Aber ist es möglich, eine gemeinsame Platform für einen Bund von Freidenkern zu schaffen, da doch das freie Denken immer voranschreitet, und da doch in einem Freidenkerbund verschiedene Meinungen und Parteien zu Recht bestehen werden, die Platform aber von der Gesammtheit aller Bundesmitglieder durch gemeinsame Mittel und Arbeit verwirklicht werden soll?

Wenn das Denken fortschreitet, so wird eben auch die Platform fortschreiten und von Jahr zu Jahr vervollkommnet werden, gerade wie die Lehrbücher der Wissenschaft. Das wird keinen Anstand haben. Die jeweiligen Bundesversammlungen werden dem fortgeschrittenen Denken in Verbesserung der Platform Ausdruck geben. Zudem schreiten aber die sittlichen Grundsätze, welche das Gesammtresultat alles Wissens sind, lange nicht so schnell voran wie das Wissen in den einzelnen Fächern der Wissenschaft. Der Grundsatz oder die Idee der Gottesregierung z. B., d. h. der Grundsatz, daß die menschliche Gesellschaft durch einen Gott und seine Offenbarung und seine Stellvertreter regiert werde und sich regieren lassen müsse, hat Jahrhunderte und Jahrtausende hindurch gegolten, und der Grundsatz der Selbstregierung des Einzelnen wie der Völker, welcher an

ie Stelle tritt, wird voraussichtlich ebenfalls Jahrhunderte und Jahr-
sende hindurch gelten. Und ebenso eine Reihe von andern Grundsätzen,
sich daraus ergeben. Aber immerhin werden in einem Bunde ächter
idenker verschiedene Meinungen, auch über wesentliche Punkte, sich gel-
machen, und verschiedene Meinungsparteien sich herausbilden. Wie
nen diese als Gemeinschaft zusammenarbeiten, und welchen Sinn und
eck hat für sie die gemeinsame Platform?

Nun, das Räthsel ist ja für uns Mitbürger der Ver. Staaten leicht
ist. Das Bürgerthum der Ver. Staaten bildet ja bereits eine solche,
verschiedenen völlig gleichberechtigten Parteien bestehende Gemein-
ft. Und diejenige Partei, welche die meisten Stimmen erlangt, prägt
Grundsätze in der Gesetzgebung oder in der Verwaltung oder in beiden aus
ht also ihre Gesinnung sozusagen zur Platform der Gesammtheit, ohne
darum irgend einem Bürger zu verbieten, anderer Meinung zu sein und
seine Meinung zu agitiren und eine Gegenpartei zu gründen, welche ihrer-
einstens die Regierung der Gesammtheit sich erringen soll. Gerade
oder wenigstens ganz ähnlich, wird es in einem ächten Freidenkerbunde
hen müssen, wenn er wirklich eine Organisation von Freien, Gleich-
chtigten ist. Es bilden sich verschiedene Parteien mit abweichenden
ichten. Diejenigen Ansichten, welche die Majorität erlangen, werden
geprägt und öffentlich aufgestellt als Bundesplatform. Nach dieser haben
zu richten alle Bundesbehörden in ihren amtlichen Handlungen, da sie
Gesinnung der Majorität darstellt, und zugleich bildet sie nach innen und
en eine wünschenswerthe und zweckmäßige Kundgebung der im Bunde
schenden Grundsätze. Auf dieselbe wird jedoch kein Mitglied ver-
htet, sondern einem jeden ist es freigestellt, anderer Meinung zu sein
zu werden und für seine Meinung im Bunde zu agitiren. Verpflich-
ist ein jedes Mitglied nur, diese Freiheit für sich und die andern anzu-
men und zu üben.

Doch die Macht alter Vererbung ist so groß, daß bis jetzt noch kein
ig lebenskräftiger Bund auf diesen sachgemäßen Grundsätzen hat er-
sen können. Der Bund der freien Gemeinden in Deutschland wagte
sher nicht, eine gemeinsame Platform aufzustellen, aus Furcht, sie
te wieder wie in den Kirchen zum bindenden Glaubensbekenntnisse

werden. Ebenso wenig der sanft schlummernde Bund der freien Gemeinden in Amerika. Der Bund der Radikalen in Amerika stellt eine Platform auf, aber bindet auch nach Kirchenart wieder die Mitglieder an die Grundsätze. Beiden klebt noch das Kirchenthum, das Dogmenwesen an, den einen als Schreckbild, den andern als Vorbild. Der Turnerbund scheint schwankend in der Mitte zu stehen, doch mit vorwiegender Neigung zur vollen Meinungsfreiheit.

Freiheit — Wahrheit — Liebe.

So lang ihr zitternd zu den Götzen betet,
Die Stein auf Stein, die Burgen ihrer Macht
Mit eurem Blut gekittet und verlöthet,
Das ihr in reichen Strömen dargebracht:
So lang Kanonendonner euch die Lehre
Von Blut und Eisen in die Ohren dröhnt,
Und wildes Kampfgeheul entmenschter Heere
Den Jammerschrei der Völker übertönt —
So lange Schlachten sich an Schlachten reih'n,
Kann in der Welt die Freiheit nicht gedeih'n!

So lang ein Priesterthum mit finstern Lehren
Die Menschen trennt im Leben und im Tod,
Und jeder freien Meinung — Gott zu Ehren
Mit Bann und ewiger Verdammniß droht;
So lang die Schule noch mit Hirngespinnsten
Und Aberwitz der Seele Blüthen knickt,
Und mit des Mysticismus faulen Dünsten
Den freien Geist im Kinde schon erstickt;
So lang ein Priester glänzt im Heil'genschein,
Kann in der Welt die Wahrheit nicht gedeih'n!

So lang die Rassen endlos sich befehden,
Fanatisirt für Ehre, Macht und Ruhm,
Was frommen all' der Heuchler schönste Reden
Von Menschlichkeit und reinem Christenthum?
Apostel wollt ihr sein der Nächstenliebe
Und eines Vaters Kinder nennt ihr euch,
Indeß der Leidenschaften wild Getriebe
Zu Raub und Mord euch drängt, Hyänen gleich?
So lang die Völker feindlich sich entzwei'n,
Kann in der Welt die Liebe nicht gedeih'n!

Drum, wollt ihr Freiheit, Wahrheit, Liebe haben,
So werdet Menschen sonder Heuchelei —
Ihr müßt den alten Haß und Groll begraben,
Der menschgeword'ne Mensch allein ist frei.
Macht, daß ihr mit den ewigen Gesetzen
Der Weltenordnung denkt in Harmonie!
Der Rassen und der Sekten wildes Hetzen,
Verthierung schuf es, aber Menschen nie.
Wollt ihr der schönen Gotteswelt euch freu'n,
So müßt ihr Menschen werden, Brüder sein!

Drum auf, ihr Lehrer, die die Schulen lenken,
Legt Hand an's Werk, von jedem Wahn befreit,
Lehrt uns're Kinder frei und richtig denken,
Erzieht ein neu Geschlecht der neuen Zeit!
Versunken mod're unter Schutt und Trümmern
Der Vorzeit grauenvolle Märchenwelt.
Ihr seht erstaunt die neue Leuchte schimmern,
Die hochauflodernd flammt zum Sternenzelt;
Gewaltig — glänzend, fruchtbar, göttergleich
Entfaltet sich des Wissens endlos Reich!

Nicht länger ziemt's, die Geister zu bethören
Mit Dingen, welche Niemand wissen kann —
Was Jeder wissen soll, das bringt zu Ehren:
Ihr aber leuchtet kühn der Welt voran.
Humane Bildung sei hinfort auf Erden
Das Losungswort — o macht sie allgemein!
Dann kann ein Hirt und eine Heerde werden,
Und alle Menschen können Brüder sein!
Im wahren Wissen liegt die Einigkeit —
Im Wähnen ew'ger Haß und Widerstreit!

Dr. Krasser — Hermannsstadt.

Der wahre Mensch.

(Mel.: Die Kapelle von Kreuzer.]

Wer kämpft allein für der Menschheit Gedeihn,
Rechten Ernst's, mit Muth, für Große und Klein?
Das, das ist der Denker kleine Schaar,
Sie fordert zu handeln stets treu und wahr.

Was lehrt da laut jeder redliche Mann?
Sich erlösen selbst ein Jeder nur kann!
Such' Jeder den Gott in eigner Brust
Und schaffe das Gute stets selbstbewußt.

Und in der heiligen Mutter Natur,
Auf dem Feld, im Wald, auf grünender Flur,
Allwo du den Menschen schaffen siehst,
Hilf sorgen, wie's Leben er recht genießt.

Erkenn', o Mensch, erst dein wirkliches Ziel:
Nicht für dich allein, für Alle schaff' viel,
Zum Heile der Brüder trage bei!
Und bleibe frisch, fröhlich und treu und frei!

Am Lebensabend magst prüfen dann dich
Ernst, gewissenhaft und herzinniglich:
Hast auch du den Besten deiner Zeit
Genug gelebt? — lebst du in Ewigkeit!

L. May. Ostern 1871.

Ed. Märklin, der Dichter der **„Familienbilder“,** schreibt:

„Wenn ich je mit wahrer Lust mich an die Besprechung eines Buches macht habe, so ist es „das Heil der Völker“ von Fritz Schütz, wovon bis ʒt 2 Lieferungen erschienen, und mit Freuden ergreife ich die Feder, das erkchen überall dringend zu empfehlen. Ist schon der Gedanke, den Ein- ıß der Befreiung von dogmatischen Satzungen in den verschiedenen Reli- ›nssystemen auf das sittliche wie materielle Gedeihen der Völker darzu- ın, ein äußerst glücklicher und zeitgemäßer, so wird die Wirkung des :rkchens durch die klare, lichtvolle Darstellungsgabe des Verfassers, die gemein verständliche Sprache, die zugleich belehrend und fesselnd den er mit sich fortzieht, besonders aber durch die reichhaltigen geschichtlichen lege noch bedeutend erhöht.

Was dem Buch noch besondern Werth verleiht, ist, daß der Verfasser ›t absprechend und geringschätzend ein Thema behandelt, welches sich mit ı besten Willen nun einmal nicht todtschweigen läßt, weil es einen Haupt- tor im Gemüths- und Geistesleben eines Volkes bildet, nämlich die Re- on, sondern daß er die vorhandenen Religionen in parteiloser Bespre- ıg der Licht- und Schattenseiten als Spiegelbild der geschichtlichen ınzperioden wie des Verfalls zeigt und danach seine Konsequenzen zieht. ß diese Folgerungen überraschend wirken und den Leser von Blatt zu tt nach neuen Aufschlüssen suchen lassen, beweist zu Genüge, daß es der ·fasser versteht, praktisch Geschichte zu lehren.

Hr. Schütz führt uns entsprechend der Entwicklungslehre Darwins h drei Perioden religiöser Fortentwicklung, von der mosaischen Reli- ı durch das Christenthum, die Reformation zum Menschenthum hinan, Aufgabe, die er in einer anziehenden und belehrenden Weise löst.

Nochmals sei dies Werk allerseits dringend empfohlen, und da der Preis desselben so niedrig ist, daß es sich Jedermann beschaffen kann, so ist zu hoffen, daß es in Jahresfrist in der Hausbibliothek jedes aufgeklärten strebsamen Mannes zu finden sein wird.

Besonders die Mitglieder des Turnerbundes sollten sich dies glänzende Erzeugniß der deutschamerikanischen Presse möglichst zu verbreiten angelegen sein lassen."

Lebens-Paradies.

Brüder, lasset andre träumen
Vom verlornen Paradies!
Wenn wir keine Pflicht versäumen,
Schmeckt uns selbst die Arbeit süß.
Mag er Disteln, Dornen tragen,
Nur den Acker treu bestellt!
Auf, mit Muth, wir wollen wagen,
Lohnt es uns auch nicht die Welt.

Vorwärts denn! Mit frischen Sinnen
In das Leben stets hinein!
Mag der Schweiß zur Erde rinnen,
Haltet nur die Herzen rein!
Alles Klagen, alles Wimmern
Bringt Verlornes nicht zurück.
Statt ihn trostlos zu verkümmern —
Nutzt vielmehr den Augenblick!

Auch das Künft'ge — statt zu schweifen,
Statt zu schwärmen weit hinaus —
Lernt es jetzt, lernt's hier begreifen,
Hier steht unser Vaterhaus!
Statt zu seufzen und zu grübeln,
Braucht die Sinne, den Verstand!
Statt mit Engeln zart zu liebeln,
Reicht den Menschen treu die Hand.

Wo Vollkommnes sei zu finden?
Nirgends — oder überall!
Lerne nur dich selbst ergründen!
In dir liegt's auf jeden Fall.
Hoffe niemals, der Beschwerden
Gänzlich frei und los zu sein.
Alles sein ist nur ein Werden,
Sieg kommt nach dem Kampf allein.

Darum selig, wer das Höchste
Treu und rein im Busen trägt,
Wer es liebend stets ins Nächste,
Nie ins Fernste träumend legt.
Wer in immer gleichem Streben
Gute Saat im Leben streut,
Der genießt das schöne Leben
Und zugleich die Ewigkeit.

Krebs.

Ueberhaupt meinen es die Dichter, die Herolde der Kunst und des ›erzens ebenso gut mit mir, als die Herolde des Glaubens grimmig über ıich herfielen. Ein andrer deutschamerikanischer Dichter, Herr **R. Puch- er,** der Verfasser der **„Klänge aus dem Westen“**, widmet mir und ıeinem „Heile“ in dem **„Sheboygan Tribun“** folgende Zeilen:

„Wie selten ist es der Wunsch, der Menschheit zu nützen, der unseren iteraten die Feder in die Hand drückt, der ihren Geist beschäftigt, während e die Früchte desselben dem Papiere anvertrauen, und der sich der Welt :merkbar macht, indem sie ihre Produkte in dieselbe hinaussenden!

Und wie ganz durchdrungen war der Verfasser obiger Schrift von dieser dee! Herr Schütz ist ein Mann, der versucht mit dem Hammer der reinen ernunft die morschen Gebäude veralteter Gebräuche zu zertrümmern, ein lann, der die Irrthümer von Jahrhunderten als Irrthümer erkannte ıd es als seine Lebensaufgabe ersah, das, was er als falsch erkannte, auch s ein falsum zu brandmarken und mit seinem ganzen Sein und Denken r die Verbreitung freier und wahrer Grundsätze einzustehen.

Eine solche Gesinnung nöthigt Bewunderung ab, wo immer wir sie auch finden, umsomehr, wenn keine materiellen Erfolge die Riesenarbeit belohnen und wenn der Dank, der dafür gezollt wird, fast nur in dem Bewußtsein besteht, das tief in der Seele sich regt, das Bewußtsein, seine Pflicht gethan zu haben.

Mir scheint, selbst die christlich Gläubigen könnten das Buch mit Ruhe lesen; ihr Gewissen wird von der Lektüre nicht zurückschrecken; für das was es nimmt, und so schonend nimmt, giebt es eine Fülle der herrlichsten Ideen, die nicht in der todten Vergangenheit, sondern in dem fruchtbaren Boden der neuen Aera ihre Wurzeln schlugen.

Das deutsch-amerikanische Volk hat einen so unglücklichen Hang, seine eigenen geistigen Größen zu ignoriren! Es schwärmt wie schon einst Marquis Posa, für Gedankenfreiheit, aber vermag nicht den Schilling auszugeben, um die Werke seiner geistigen Freiheitshelden sich zu erkaufen.

Der Deutsche nimmt gerne und besonders gerne umsonst; nebenbei ist er zu geistig träge, um bei der immensen Beschäftigung des täglichen Gelderwerbes eine Stunde zur Lectüre solcher Schriften zu erübrigen.

Und doch nennt man die Deutschen das „Volk der Denker", doch fühlen wir uns geehrt, wenn wir so genannt werden! Um aber ein solches Lob zu verdienen, sollten wir uns bestreben, unsere bessere Literatur nicht zu ignoriren und unbezahlt vertrocknen zu lassen, sondern dadurch zu unterstützen versuchen, daß wir die Werke derselben uns aneignen, das heißt auf gut Deutsch: sie kaufen und dafür bezahlen."

Der Eremit.

Sei mir gegrüßt, du grüne,
Du Hochwaldeinsamkeit!
Hier ruhen Schuld und Sühne,
Hier ruhen Leid und Streit.
Doch bei den Menschen draußen
Da wogt's und kämpft und ringt,
Daß mir ein kaltes Grausen
Das tiefste Herz bezwingt.

Wie sie zum Ziele jagen
In sturmgehetztem Schritt,
Hat Keiner Zeit zu fragen,
Wen er im Lauf zertritt.
Und Jauchzen oder Jammer —
Und Leben oder Tod —
Und Ambos oder Hammer —
Das ist der Welt Gebot.

Einsam und abgeschieden
Beschließ ich meinen Lauf,
Nimm, heil'ger Waldesfrieden,
Den Eremiten auf!
Ich schlaf auf deinem Laube,
Und Atzung schafft mein Pfeil,
Und an der Menschen Raube
Hab' ich nicht fürder Theil.

Der Klausner sprach's. Da rauschte
Am Weiher Busch und Rohr,
Und eine Hindin lauschte
Zur kühlen Fluth hervor.
Sie trank mit durst'gem Munde,
Da schwirrte das Geschoß
Und jäh aus tiefer Wunde
Ihr dunkles Herzblut floß.

Doch plötzlich — welche Flamme
Durchfunkelt rings den Wald!
Und dort am Fichtenstamme,
Welch' geist'ge Lichtgestalt?
Kehr' um! Und ob du Schwingen
Auch nähmst vom Morgenroth
Doch mußt du mit dir bringen
Soweit du fliehst, den Tod.

Wohin du auch magst wandern
  In weiter Gotteswelt,
Du siehst, daß Eins dem Andern
  Zum Todesopfer fällt.
Und Menschen, Thiere, Pflanzen
  Seit grauer Schöpfungszeit
Gähren, zum Heil des Ganzen,
  Erbarmungslos im Streit.

Denn was zu Daseinspflichten
  Dem Erdenschoß entsprang,
Muß um sich her vernichten
  In eignem Lebensdrang.
Und Jauchzen oder Jammer —
  Und Leben oder Tod —
Und Ambos oder Hammer —
  Das ist der Welt Gebot.

Kehr um! Doch hör' das Eine!
  „Die Weltschuld, dazu dich
Das Dasein zwingt, durch reine
  Weltliebe sühnt sie sich!
Nur wer im vollsten Leben
  Bewährt sein liebend Herz,
Nur dem ist zu vergeben
  Die Schuld an soviel Schmerz!"

Die Stimme schwieg. Und leise
  Säuselte durch die Nacht
Des Windes Schlummerweise,
  Die Wälder wogten sacht.
Still ward's um Kluft und Weiher
  Und still in Flur und Feld,
  Als schritt in heil'ger Feier
Die Liebe durch die Welt.

Arthur Fitger.

Und ein dritter, Hr. **Rob. A. Rix,** Verfasser dichterischer Beiträge zum „Freidenker-Almanach" und „Turner-Kalender", sandte mir folgende Beurtheilung:

„Wenn wir die Literatur der letzten Jahrzehnte überblicken, fällt uns hauptsächlich der Mangel an Schriften auf, welche geeignet sind, als wirksame Waffen zu dienen im Kampfe für das Heil der Völker — im Kampfe für die Befreiung von unwürdigen Schranken und Fesseln, für die Anerkennung der Menschenrechte, sowie für das Erringen eines menschenwürdigen Daseins für den Einzelnen und des nur hierauf zu gründenden wahren Völkerwohlstandes. Zwar fehlt es nicht an Abhandlungen, welche sich eingehend mit diesen Gegenständen befassen; zu Propaganda-Schriften dürften sich jedoch die wenigsten derselben eignen. Soll der Kampf gegen Knechtschaft und Aberglauben sich zu einem siegreichen gestalten, so muß auf die große Masse des Volkes eingewirkt werden. Hierzu bedürfen wir neben mündlichen Vorträgen und freisinnigen Zeitschriften allgemein verständliche Propaganda-Schriften, welche, wie das vorliegende Werkchen, im Preise Jedem zugänglich und dabei doch erschöpfend genug sind, um überzeugend zu wirken. „Das Heil der Völker" führt uns in anziehender Weise den Fortschritt der Religion vor Augen, bespricht in objectiv gehaltener Darstellung Licht- und Schattenseiten der israelitischen und christlichen Religionssysteme, und weist deren Einfluß auf Wohlstand, Gemüthsleben und Bildungsgang der Völker nach. Als besonderen Vorzug betrachte ich die vielen Bibel-Citate, welche den noch vom morschen Netze veralteter Glaubenslehren umstrickten Leser in den Stand setzen, mit Hülfe von „Gottes Wort" die Maschen dieses Netzes zu zerreißen.

Alles in Allem genommen, betrachte ich Ihre Schrift als ein ganz vorzügliches Förderungsmittel des Völkerheiles, indem dieselbe die Erkenntniß sozialer und anderer Uebelstände anbahnt und das wahre Menschenthum zur Geltung zu bringen sucht. Ich setze natürlich voraus, daß der dritte Theil sich den vorliegenden Heftchen ebenbürtig anschließen und aus dem in diesen niedergelegten Material die einzig möglichen Consequenzen ziehen wird. Wenn ich mir erlauben dürfte, bezüglich des dritten Theiles einen Wunsch auszusprechen, so wäre es dieser: daß Sie darin eine kurzgefaßte Geschichte der Entwickelung republi-

kanischer Ideen und Institutionen geben, wobei natürlich auch die „heidnischen Griechen und Römer berücksichtigt werden müßten; und daß sich hieran ein Niederlegen und Begründen derjenigen Grundsätze reihen möge, auf welchen allein das Aufbauen der demokratischen Republik möglich ist. Daß Sie das politische Heil der Völker nur in dieser Regierungsform sehen, geht aus Ihrer Schrift hervor.

Mit Abfassung und Druck des vorliegenden Werkes haben Sie und die Verlagshandlung das Ihrige gethan. An die Freunde des Fortschritts und der Aufklärung tritt nun die Pflicht heran, demselben die weitmöglichste Verbreitung zu verschaffen. Hauptsächlich sind es die freien Gemeinden und Turnvereine, deren Tendenz mit der Ihrer Schrift identisch ist und welche darauf bedacht sein sollten, ihren eigenen Wirkungskreis durch derartige Hülfsmittel zu erweitern. Wenn in jedem Turnvereine das Committee für geistige Bestrebungen sich der geringen Mühe unterziehen wollte, für „Das Heil der Völker" innerhalb und außerhalb des Vereines Abnehmer zu suchen, so könnte dies nur den günstigsten Einfluß auf die Wirksamkeit des Turnerbundes ausüben. Hauptsächlich sollten diejenigen Turner aufs Korn genommen werden, welche für den Besuch von Vorträgen und Debatte-Versammlungen „keine Zeit" erübrigen können. Jedenfalls würde die Lectüre Ihres Buches den geistigen Appetit solcher Namensturner zu etwas regerem Durchbruch bringen."

Was ist ein echter Turnersmann?

Ist das ein echter Turnersmann,
Der recht hübsch stramm marschiren kann,
Diplom und Preise mit sich führt?
Den stets das Turnerzeichen ziert?
O nein, nein, nein!
Ein Turner soll weit mehr doch sein!

Ist das ein echter Turnersmann,
Der recht viel Bier vertilgen kann?
Der stets zu sehen überall,
Auf jedem Fest, auf jedem Ball?
O nein, nein, nein!
Ein Turner soll was bessres sein!

Ist das ein echter Turnersmann,
Der Riesenwellen machen kann?
Dem Kehren, Wenden sind ein Spiel,
Dem keine Uebung ist zu viel?
O nein, nein, nein!
Ein Turner soll weit mehr noch sein!

Ist das ein echter Turnersmann,
Der jeden Sprung vollführen kann?
Dem nichts zu hoch ist oder weit,
Und dem kein Graben ist zu breit?
O nein u. s. w.

Ist das ein echter Turnersmann,
Der jeden Ringer werfen kann?
Der hundert Pfund zum Stemmen nimmt,
Der jedes Kletterseil erklimmt?
O nein u. s. w.

Das ist echter Turnersmann,
Der Geist und Körper zieht heran
Der nicht nur seine Muskeln stähl.
Dem auch die Geisteskraft nicht fehlt.
So soll er sein,
So soll ein echter Turner sein!

Das ist ein echter Turnersmann,
Der stets und überall voran,
Wo's gilt zu stehen, Mann für Mann,

Für Recht und Freiheit auf der Bahn.
Da soll er sein!
Da soll ein echter Turner sein!

Da soll ein echter Turner sein,
Und ging es in den Tod hinein!
Für Recht und Freiheit, Menschlichkeit
Sei er zu jeder Zeit bereit.
So soll er sein,
So soll ein echter Turner sein!

Karl Kniep.

Religion, Wissenschaft, Humanität und Glaube.

Herr **J. Lucas** von Pekin, Ills., ein hervorragender Freigesinnter, zugleich Mitarbeiter am Turnkalender, schrieb mir Folgendes:

„Werther Herr Schütz!

Von Ihrem „Das Heil der Völker" ist mir vor einigen Tagen der zweite Theil durch Dörflinger zugesandt worden. Eben bin ich mit dem Lesen desselben fertig geworden, und ich will Ihnen nun, da ich noch warm bin, meine Meinung über das Gelesene sagen.

Die Diktion Ihrer Arbeit ist eine äußerst wohlthuende, weil ungezwungen und leicht dahinfließend. Da ist keine Effekthascherei und kein gemachtes Pathos. Die hier und da eingestreuten Passagen, in denen Sie das Resümee eines Abschnittes ziehen, oder Ihren Gefühlen Luft machen, erscheinen so natürlich wie das höhere Auflodern der Gluth, wann ein Windstoß dieselbe auf's Neue anfacht.

Die geschichtlichen Belege sind gut gewählt und wohl geordnet, und was noch mehr sagen will, sie sind auf eine Weise commentirt, daß hier das Wort Göthe's: „Was sie den Geist der Zeiten nennen, das ist der Herren eigner Geist" keine Anwendung findet. Nur Eines hätte ich mir in dem Werk anders gewünscht.

Nach Ihrer Darstellung ist das Wohl oder Heil der Völker durch den
chritt in der Religion bedingt. Meiner Meinung nach wäre es rich-
und—wirksamer zu sagen: das Wohl oder Heil der Völker ist bedingt
das Zurückdrängen der Religion vermittelst jener Macht, „wie sie
atur gibt", der Humanität nämlich. Diese Macht hätte ich
n vorrückenden und das Heil bedingenden Faktor hingestellt. Reli-
ist und bleibt gleichbedeutend mit Glauben. Die Welt der Religion
eine Nacht dar, welche nur verscheucht werden kann durch die Sonne
rkenntniß, und wann und wo immer ein Strahl dieser Sonne in jene
fiel, wurde es besser. Oder die im Glauben befangenen Völker
n in Räumen, die mit Stickluft angefüllt sind, und nur die zuströ-
Lebensluft der Humanität bringt Wohlsein oder Heil. Zu sagen
, die Stickluft sei eine bessere geworden, scheint mir nicht zutreffend
, da es offenbar doch nur besser wurde durch das Verdrängen der-

jede Religion wird nicht durch ihren Fortschritt, sondern durch ihren
hritt, d. h. durch ihr Wenigerwerden „besser". In diesem Sinne
uch Robert Ingersoll: „Die Episkopalkirche hat in diesem Lande
es Gute gethan, und zwar deßwegen, weil sie im Durchschnitt weni-
eligion hatte als die andern." Und an einer andern Stelle: „Etwas
t mir an der Methodisten-Kirche des Nordens (nämlich ihr Sinn für
reiheit), aber im Grunde genommen, ist es nicht der Methodismus,
s zuzuschreiben ist." Ich weiß nun sehr wohl, daß sie bei ihrem Vorge-
nau an dem Punkte anlangen, zu welchem man kommt, wenn man von
tgegengesetzten Seite ausgeht. Aber ich halte, wie gesagt, die andere
llungsart für richtiger und einschlagender.

m Uebrigen wünsche ich Ihrem Werk die weiteste Verbreitung. Es
nt sie. Was ich in meinen beschränkten Kreis dazu beitragen kann,
ich gern und mit Freuden beitragen.

Mit achtungsvollem Gruße

Ihr

J. Lucas.

---

ie von Hrn. L. hier ausgesprochene Ansicht, daß Religion oder Glau-
viel als Nacht oder Stickluft für Geist und Bildung bedeute, also

nur Schädliches; aller Fortschritt aber dem Gegensatz der Religion, als den er die Erkenntniß oder die Humanität bezeichnet, zu verdanken sei, ist eine unter Freisinnigen weitverbreitete. Mein Urtheil über dieselbe ist folgendes.

Keine Feindschaft ist heftiger und ungerechter, als wenn Solche, die sich vorher liebten oder nahe standen, sich entzweien und bekämpfen; und kein Kampf überschreitet leichter Maß und Ziel als der des Geknechteten, der siegreich seine Fesseln bricht. Diese Wahrheit findet ihre Anwendung auch auf das Denken und Fühlen Derer, die sich von der alten Religion und dem Kichenglauben losgesagt. Die Religion war unsere geistige Amme von Jugend an, sie suchte dann mit ihren Glaubenssätzen unsern kühn aufstrebenden Geist zu fesseln, und als wir endlich nach hartem, ein schneidendem Kampfe uns losgerungen, da war es bei Vielen eine wahre Wuth und Verbissenheit, die sich ihrer Seele bemächtigte gegen alles was Religion heißt, und nur von ferne auf Religion hinwies. Und das war nicht blos mit Einzelnen, sondern das war mit der öffentlichen Literatur der Fall, wenn sie in einem Zeitalter der Aufklärung von der Religion sich lossagte. Man denke an die englischen und französischen Freidenker und Freigeister im vorigen Jahrhundert, z. B. einen Paine und Voltaire, und an die deutschen in den 40ger Jahren dieses Jahrhunderts, wie einen Feuerbach. Und auf der gleichen Stufe stehen die heutigen Englisch-Amerikaner Ingersoll und Underwood, welche zum ersten Mal seit dem Bestehen der Union die Freidenkerei in die Masse des Volkes einführen, namentlich der erstere. Der gleichen Richtung und Stimmung scheint mir auch der Einwand des Obigen sonst so befriedigten Schreibens zu entspringen. Aber jener Standpunkt des Hasses und der bloßen verächtlichen Verwerfung ist ungerecht, und gerade das ächte freie Denken, das nicht der gehorsame Diener des Wunsches sein soll; und das unparteiische Forschen das gleich dem Naturforscher ebenso eingehend prüft, ob der Gegenstand ein den Gefühlen und Sinnen schmeichelnder, gefälliger, oder ein widerlicher ist; und die wahre Humanität, welche mit gleicher Menschenliebe alle Erscheinungen der menschlichen Kultur zu verstehen und zu würdigen sucht sie führen zu einem anderen Ergebniß wie zur Verwerfung der Religion und des Glaubens als bloßer schädlicher Stickluft und finsterer Nacht.

Prüfen wir doch die geschichtlichen Thatsachen, vergleichen wir den
ıalt der Religion mit dem der Erkenntniß.

Nun, steht nicht die heutige kirchliche Religion weit hinter der heutigen
ɛnntniß und Wissenschaft zurück? Sicherlich. Vor nahezu 2000 Jah
wurde die christliche Religion geschaffen, warum sollte sie nicht die
rechen des Alters an sich tragen? Wenn sie heute runzelig und düster
orden ist, kann sie nicht früher blühend und strahlend gewesen sein?
heutige Wissenschaft hat sich ja auch außerordentlich verändert gegen=
: der Wissenschaft vor 2000 Jahren. Ganz recht, aber hierin eben
: der Unterschied. Die Religion hat gealtert, und die Wissenschaft hat
stets mit dem Laufe der Zeiten verjüngt!

Auch das wollen wir uns näher ansehen. Jedenfalls ist uns soviel
, daß wir um das richtige Verhältniß von Religion und Erkenntniß
Wissenschaft zu finden, nicht blos die alte, sondern auch die jugend=
he, neu entstehende Religion mit der Wissenschaft und Bildung ihrer
vergleichen müssen. Diese Vergleichung führt uns aber zu folgendem
ebniß.

Die Religionen, so lange sie noch im Entstehen begriffen sind, sam=
ı die reifsten, vorgeschrittensten, humansten Ideen ihrer Zeit für ihren
alt. Die christliche Religion z. B. ging hervor aus den aufgeklärtesten
edelsten Ideen des mit dem Perserthum vermählten Judenthums,
e des Griechen= und Römerthums. Ein Plato mit den späteren neu=
onischen, alexandrinischen Philosophen, dann die stoischen Philosophen,
allen der römische Seneca, waren seine Hauptquellen. Wenn wir in
:o's Gorgias den Sokrates sagen hören, daß nicht das Ringen nach
:ren Genüssen und Ehrenstellen die wahre Aufgabe der Menschen bilde,
ern die Reinheit, Schönheit und Gesundheit der Seele, durch die er
Seligkeit im Jnseits gelange, so haben wir hier zugleich einen Grund=
nken der ganzen christlichen Kultur vor uns. Wenn wir von Seneca
ehmen, daß die Tugend keinen Unterschied kenne zwischen Sklaven
Königen, so haben wir einen zweiten. Und so ist es mit fast allen
rn. Die Religion aber hat diese edelsten Gedanken der wissenschaft=
ı Bildung zu allen Völkern und in alle Schichten der Bevölkerung
ıgen, und sie mit der Feuerkraft erfüllt, die alle Stürme zahlreicher

Jahrhunderte überdauerte, und der Cultur der kommenden Völker ihr Gepräge aufdrücken half. Ebenso waren es ja gerade die s. g. Humanisten, gerade die in der Erkenntniß Fortgeschrittensten, welche zur Zeit der Reformation den Protestantismus erzeugten; ja selbst die alte mosaische Gesetzgebung war gewiß zu ihrer Zeit, nach ihren Grundgedanken, das Werk der edelsten Geister, denn z. B. in ihren humanen Geboten zu Gunsten der Armen, der Wittwen und Waisen und der Sklaven, und in ihrer Reinigung und Ordnung der Familienverhältnisse reicht sie weit über die meisten gleichzeitigen Völkergesetze und Gebräuche hervor. Ingleichen ist die s. g. mosaische Schöpfungsdarstellung weniger als die andern von den alten Völkern berichteten mit kindischem Aberglauben durchflochten, also der damaligen Erkenntniß am meisten entsprechend.

Jedoch will die Religion nicht blos eine Sammlerin von Ideen sein, sie will das Bedürfniß des Menschen nach fester, unerschütterlicher Ueberzeugung und Wahrheit und nach einem sicheren Maßstabe der Sittlichkeit und einem zuverlässigen Wegweiser des Glücks befriedigen, darum kittet und fugt sie diese Ideen nun zu einem festen, fertigen, abgeschlossenen Fundamente zusammen, auf welchem die Völker ihre politischen und sozialen Einrichtungen und ihre ganzen Kulturperioden aufbauen. Hierin liegt der Einfluß, die Macht und Stärke, aber auch die Schwäche der Religion. Sie bleibt stehen und will stehen bleiben als Fundament, das nicht erschüttert werden darf, während die ganze übrige Bildung voranschreitet und neue, höhere Wahrheiten und freiere, edlere sittliche Grundsätze erzeugt. Jetzt wird sie, die einst die Trägerin des besten Neuen gewesen war, mit ihrem durch die Zeit veralteten Inhalte der Hemmschuh und Feind jedes Fortschritts. Jetzt trifft es zu, was der obige Verfasser des Briefes und was Ingersoll und Underwood sagen, daß die Religion wie Stickluft wirke auf das Geistesleben, und daß es nur darauf ankomme, sie mit dem Lichte der Erkenntniß zurückzudrängen. Aber auch diese Zeit geht vorüber. Die neuen Ideen werden immer reifer und breiten sich aus, bis aus der gesättigten Lösung der mit alten und neuen Ideen gährenden Zeit der helle und festgefugte Krystall einer neuen Religion wieder anschießt. Aber sie ist vollkommener als die früheren Religionsstufen, freier; wie denn die in der Bildung begriffene heutige neue Religion, das Menschenthum, nicht mehr, gleich dem Christenthum, die uneingeschränkte freie Forschung zurückweist, sondern sie ihren Bekennern zur Pflicht macht.

Die Wissenschaft aber ist von Natur auf das Forschen und Weiter=
›reiten angelegt. Auch sie hat ihre Zeiten, wo irrthümliche Meinungen
h zu einer gewaltigen Macht aufgehäuft haben und das Reich des Wis=
ns beherrschen, bis einzelne große Geister erstehen, welche den alten
‚ust über den Haufen werfen. Aber da sie mit dem Glücke des einzelnen
lenschen und mit allen Einrichtungen und Gebräuchen der Gesellschaft
cht so innig verwachsen ist wie die Religion, vermag sie sich auch leichter
ıd früher zu verjüngen als jene. Sobald daher die Religion einige
ahrhunderte gedauert hat, beginnt die Wissenschaft ihr einen Vorsprung
›zugewinnen, sie untersucht, bezweifelt und bekämpft jene, bis beide wie=
r auf der Stufe einer neuen sittlichen Weltanschauung oder Religion sich
reinigen, um sich bald wieder von neuem zu trennen.

Diese Neubildung einer Religion ist aber für den Fortschritt wesent=
h; denn wenn der Fortschritt bei der bloßen wissenschaftlichen Forschung
hen bleibt, so verliert er bald seine Kraft und geht in Korruption und
rweichlichung über, wie z. B. die katholischen Länder gezeigt haben, wo
r und nach der Reformation oft eine hohe Blüthe der Wissenschaft und
ldung hervortrat. Aber nur wo diese in den Protestantismus über=
ıg, wo sie eine neue Religion erzeugte, bildete sie die Brücke zu einer
uen und humaneren Zeit, wo aber nicht, und wo die alte, katholische
ligion Siegerin blieb, ging auch die Wissenschaft und Humanität und
t ihr das ganze Volksleben bald wieder abwärts.

Auf den Fortschritt der Religion von einer niederen zu einer höheren
tufe, allerdings vermittelst der Wissenschaft und der ganzen sonstigen
ıltur, kommt es also in letzter Linie immerhin an. Und weniger die
rnichtung der Religion oder des Glaubens überhaupt kann unser Ziel
n, als die zeitgemäße Umänderung desselben. Der Glaube, daß ein
›tt die Welt geschaffen habe und fortwährend lenke, und den Menschen
bote geoffenbart habe und allerlei Gnadenmittel darreiche, um sie zu
em jenseitigen seligen Leben zu führen, muß in den andern Glauben
ergehen, daß ein ewiges unendliches All da sei, nach dessen ewigen Kräf=
und Gesetzen der Mensch sich selbst regieren und beglücken solle. Aber
des, die Ewigkeit und die Allmacht des Alls und seiner Gesetze, so gut
e die Ewigkeit und Allmacht Gottes und seiner Gebote ist ein Glaube,

nur das Eine ein für unsere heutige Erkenntniß wahrer, mit ihr übereinstimmender, das andre ein falscher Glaube, ein der Erkenntniß widerstreitender, ein Aberglaube.

Beste Zier.

Klarer Verstand — o edles Licht!
Beredter Mund — o heller Klang!
Und doch ist Beides das Beste nicht,
das den Menschen ziert auf dem Erdengang.

Ein reines Herz, das ist viel mehr,
und edle That, die machts erst voll,
Verbreitet Segen rings umher
und wirkt, daß dir ist innig wohl.

Drum denke, daß du das Wahre erkennst,
und rede, daß du den Wahn zerstreust,
und sorge, daß du fürs Gute brennst,
und schaffe, daß du die Welt befreist!

Uhlich.

Die beiden folgenden Beurtheilungen sprechen die gleiche Idee aus, daß die Religion mehr Nachtheiliges als Gutes geschaffen habe, mit besonderer Anwendung auf das Christenthum, und ich will nach dem zweiten darauf antworten.

Wäre es besser gewesen, wenn das Christenthum nicht gekommen wäre?

Geehrter Herr!

„A la bonne heure und Respekt", sagt man häufig in Sachsen, wenn man seine Bewunderung ausdrücken will. Dieser lange nicht gehörte Ausdruck kam mir auf die Zunge, als ich Ihr „Heil der Völker" gelesen, oder vielmehr meiner Frau vorgelesen hatte. Ich habe Ihr Werk mit dem größten Intresse verfolgt, und freue mich, daß es, meines Wissens,

e Lücke in der deutschen populären Literatur so trefflich und vollständig
sfüllt. Was ich schon längst in einem populären Werke niedergelegt
nschte, ist: zu beweisen, daß die Geschichte der Völker, ja beinahe der
zen civilisirten Menschheit, ein nothwendiges Resultat der von Jesus
d seinen Schülern als Glaubenssätze aufgestellten Lehren und Irr-
hren ist. Und das ist Ihnen vortrefflich gelungen. Man hört so
, selbst von Ungläubigen, den Ausspruch: ja, die christliche Moral ist
r schon recht und das höchste, was in dieser Beziehung niedergelegt wor-
t, allein die Kirche, die Priester haben die reine Sitten- und Moral-
hre von Christus falsch ausgelegt und aus einer früheren Wohlthat
Uebel für die Menschen gemacht. Wer diese irrige Ansicht noch gehabt,
rd eines Bessern belehrt, wenn er Ihr Buch gelesen, er wird einsehen,
ß gerade die Lehren, von Christus selbst gegeben, die der Vernunft
d der Moral widersprechen, das Fundament legten zu allen Uebeln
d Scheußlichkeiten, die im Namen der christlichen Religion über die
ne Menschheit gekommen sind und noch kommen. Ich bin fest über-
gt, daß das wahre Menschenthum 1000 Jahre früher zum Durchbruch
ommen wäre, wenn die Völker germanischer Abstammung nie Christen
vorden wären. Die Germanen würden sich im Laufe der Jahrhunderte
ch und nach eine Weltanschauung oder meinetwegen Religion aufgestellt
ben, weit natürlicher und freier, als sie in dem Gehirn eines oder eini-
Orientalen ausgedacht werden konnte, weil diese Germanen schon von
em Anfange an mit einem bedeutenderen Gehirne ausgestattet waren,
die orientalischen Völker.

Nun, geehrter Herr Schütz, das ist geschehen, und wir können es nicht
hr ändern, allein wir wollen wenigstens nicht ermüden, nach Kräften
arbeiten, daß das reine Menschenthum endlich zur Geltung kommt.
Menschheit geht langsam voran, aber stetig, und alles arbeitet auf das
ße Ziel los, und wer nicht freiwillig mitgeht, wird gezogen und muß
t, sogar die katholische Kirche.

Ich wünsche, daß die deutschen Zeitungen hier zu Lande statt ihrer
mane und Novellen von Grafen, Gräfinnen, Baronen und Marquisen,
schnitte aus Ihrem „Heil der Völker" brächten.

Nun, es hat mich sehr gefreut, Sie in Ihrem Werke kennen zu lernen.

Dr. O. Tränkler, Arzt.

Werther Freund!

Von der freisinnigen Seite wird allgemein anerkannt, daß Ihre Arbeit eine fleißige und verdienstvolle ist, eine Arbeit, von der der alte Hecker sagt, daß sie unendlichen Segen stiften könne, wenn sie in die rechten Hände gelangt. Ja, Sie haben sich den Dank aller Freidenker für Ihre kulturelle Arbeit verdient.

Aber es scheint mir, daß Sie dem religiösen Elemente eine zu hervorragende Stellung angewiesen haben, daß das Heil d. V. nur bedingungsweise dem Fortschritt auf dem Gebiete der Religion zu verdanken sei.

Ist das Christenthum wirklich ein Fortschritt gegenüber dem Hellenen- und Römerthum? Ich glaube nicht; ich betrachte das Christenthum nur als ein modifizirtes Judenthum. Hätten wir kein Christenthum gehabt, so wäre sicher die Welt viel schneller zum Humanismus gelangt, als auf dem Umwege des Christenthums mit seinem Kloster- und Mönchswesen, seinen Inquisitions- und Hexenprozessen, seiner Feindschaft gegen allen Fortschritt, seinem Haß gegen alles Wissen, das nicht auf die Bibel, die Kirchenväter u.s.w. gegründet ist. Nach dem Sturze des Juden-, Griechen- und Römerthums hätte die Welt vielleicht einige Jahrhunderte im Dunkeln getappt, wäre aber dann zum Ausbau der griechischen und römischen Ideen geschritten. Es wäre uns alsdann ein mehr als 1000jähriges Mittelalter erspart geblieben. Jedem Fortschritt, jeder außerchristlichen Anschauung hat sich das Christenthum engegengesetzt. Doch ich sage Ihnen ja nichts Neues. Sie selbst zählen ja die Sünden des Christenthums in Ihrem H. d. V. auf, und brandmarken sie. Sie müssen gewiß zugestehn, daß es in 1800 Jahren nicht schlechter hätte in der Welt zugehn können, wenn wir gar kein Christenthum gehabt hätten. Daß wir so spät zur neuen Weltanschauung gelangt sind, verdanken wir nur dieser verderblichen Religion. Denn jedes Denken und Forschen wurde durch sie gehindert. Und so tief eingewurzelt war durch diese Religion die alte Weltanschauung, daß jeder Denker sich fürchtete, Konsequenzen zu ziehen. Und hatte ein Denker einmal eine neue Wahrheit gefunden, so machte er sie nur mit Zittern und Zagen publik, weil er wußte, es koste seine Stellung oder sein Leben. Erst seit Ende des letzten Jahrhunderts (als man die ...ion anfing abzuschütteln) kam man der neuen Weltanschauung näher

Nit einem Worte: **Das Christenthum hat uns ntsetzlich in der Entwicklung gehemmt, und das)eil der Völker aufgehalten.**

Die helleren Anschauungen, die z. B. von den Arabern ausgingen, die roßen Gedanken Einzelner, die sich außerhalb des Christenthums gestellt atten, sie wurden alle durch die Religion, durch die Priester zum Schwei- en gebracht. Das Heil der Völker kann nur dann kommen, wenn sich ie Völker gänzlich von der Religion lossagen. Ohne Christenthum wäre as Freidenkerthum schneller das Eigenthum der Menschheit geworden. :roz des Christenthums sind wir zu einer höheren Stufe gelangt, und as H. d. V. ist näher gerückt.

Chr. Schröter,

Sprecher der Freien Gemeinde in Painesville,
bei Milwaukee, Wis.

Erwiderung.

Es ist eine schwer zu beantwortende Frage: wie hätte sich die Weltge- hichte gestaltet, wenn das Christenthum nicht gekommen wäre? 3er vermag den Zusammenhang der geschichtlichen Dinge so genau zu ırchschauen, daß er bestimmen kann, wie das Gewebe der Ereignisse sich :staltet hätte, wenn eine so mächtige Kraftquelle wie der christliche Glaube nthäthig geblieben wäre?

Nun, einen jeden Gegenstand, über welchen der Mensch denkt, muß er)ließlich in die bestmögliche, passendste, am meisten harmonische Bezie- ıng zu seinem übrigen Denken zu setzen wissen, wodurch eben derjenige rad von Sicherheit des Urtheils erreicht ist, welchen seine Zeit und seine :rsönliche Bildung erlaubt. Versuchen wir dieses Ziel in Beziehung auf e obige Frage zu erlangen.

Das Christenthum ist nicht vom Himmel gefallen, sondern naturge- äß aus der vorhergehenden Kultur entstanden; darüber sind wir wohl nig, und das wollen wir auch festhalten und nicht vergessen.

Die Quellen, aus denen es entsprang, sind vor allen das Römerthum. Schon die ganze äußere Organisation der katholischen Kirche mit der Papstspitze in Rom wäre ohne die vorausgehende Weltherrschaft der Tiberstadt nicht zu denken. In dem aus den verschiedensten Völkern und Völkerschaften zusammeneroberten und gegliederten römischen Weltreiche reifte dann auch die Idee der Menschlichkeit oder Humanität, die Idee der Zusammengehörigkeit und der gleichen Bestimmung aller Menschen zur Erlösung, Heiligung und Seligkeit, welcher Nation sie auch angehören mochten. Ebenso ist die Vorstellung eines im Fleisch erschienenen Gottes eine heidnisch griechisch-römische, und sogar die Vorstellung des göttlichen Heilandes will man in neuerer Zeit von der Vorstellung der vergötterten, noch bei Lebzeiten als Götter verehrten römischen Kaiser ableiten. „Der Imperator ist nicht blos das Gegenstück zum erlösenden Heiland, er hat vielmehr die Züge zu dessen Idealbilde geliefert," bemerkt B. Bauer in seinem „Christus und die Cäsaren." Endlich hat die christliche Moral ganz wesentliche Theile von derjenigen der stoischen Philosophen aufgenommen, wie namentlich den Glauben an die Gleichberechtigung aller Tugendhaften, an die Einwohnung des göttlichen Geistes im Menschen, und die charaktervolle Weltentsagung und Weltverachtung; wie dies alles besonders bei Seneca hervortrat (vgl. oben S. 111). Das Volk erzählte sich daher auch, daß dieser mit dem Apostel Paulus in Briefwechsel gestanden habe. Namentlich darf dabei nicht übersehen werden, daß zur Zeit der Entstehung des Christenthums gerade die Gebildetsten unter den Griechen und Römern sich mit Verzweiflung und Weltverachtung von dem ganzen damaligen bodenlos korrupten und lasterhaften Treiben des Römerreichs abzuwenden begannen. Auch hatte die Literatur sammt der Kunst ihren Höhepunkt erreicht und war im Herabsinken. Wir können daher recht wohl sagen, daß das Christenthum eigentlich alles Wesentliche und alles Gute, was das Römerthum zu seiner Zeit noch hatte, in sich aufnahm. Später hat es dann auch die alte Kunst aufgenommen und namentlich die Malerei und Musik höher entfaltet, dann die römische Jurisprudenz und endlich seit der Reformation auch wieder die volle antike Wissenschaft.

Aehnlich war es mit dem eigentlichen Griechenthum. Von Sokrates (469—399 v. Chr.) und seinen großen Schülern Plato (429—348 v. Chr.) und Aristoteles (384—322 v. Chr.) gingen die später wesentlich christ-

eworbenen Ideen aus über den hohen Werthe des reinen Herzens und
Gewissens (vgl. oben), über Unsterblichkeit, den vollkommenen,
öchsten, geistigen und selbstbewußten Gott. Der von Plato's späteren
Schülern gelehrte Neuplatonismus verbreitete sich dann nach dem Mor-
enlande, vermählte sich in dem egyptischen Alexandria mit den Früchten
er dortigen alten Bildung, ferner mit dem Judenthum, dessen altes Testa-
ent übersetzt und dessen Rabbinenweisheit studirt wurde, endlich mit der
ersischen Religion und Kultur und dem indischen Buddhismus (vgl. oben
. 7). Hierbei wurde namentlich die ganze Geisterwelt und die zau-
erhafte Seite des Christenthums ausgebildet, oder deren Grundgedanken
eschaffen: die himmlische Familie, Vater, Mutter, Sohn, heiliger Geist
nd Hausfreund, der himmlische „Hofstaat", Engel und Teufel, überhaupt
ich Himmel und Hölle, Messias mit seiner Wiederkunft und tausendjäh-
gem Reich, jüngstes Gericht, Abendmahl oder Zauber- und Reinigungs-
ahl, Leidenstod und Auferstehen, und manches Andre. In der Moral
amentlich die allgemeine Menschenliebe.

Das Judenthum brachte wieder andre Elemente hinzu. So den
verfälschten und unverfärbten Gedanken der Einheit des allmächtigen
ottes, dann dessen unerbittliche moralische Strenge, welche reinigend
d kräftigend auf die heidnische Moralerweichung und Sittenlosigkeit
rkte. Ferner schöpfte aus dem jüdischen Glauben, daß das ganze Volk
d jedes einzelne Glied desselben dem Herrn als dessen Gemeinde zuge-
re, der christliche Gemeinde- und Brudergeist seine Nahrung. Haupt-
hlich jüdisch ist auch die Idee der Bezahlung der Sündenschuld durch die
nugthuung eines Andern, nämlich des Gottessohnes. Endlich gab das
lk Israel seine heiligen Schriften zur Grundlage für das Christenthum
, und daß die christliche Religion sich stets auf vorhandene Schriften
uft, das ist für den Fortschritt derselben außerordentlich förderlich
worden. An dem für Alle vorliegenden, geschriebenen oder gedruckten
ort konnte die Erkenntniß sich stufenweise zur Kritik und zur Freiden-
ei erheben.

Aus allen diesen Elementen hat sich das Christenthum zusammenge-
t und aufgebaut, und als die Mischung und Gährung anfing sich abzu-
ren, da waren sie alle mehr oder weniger darin vertreten, und z. B. die
itige, erbarmungslose politische Strenge und Grausamkeit der altrömi-

schen Herrschaft war in jüdischem Geiste auf die Glaubensherrschaft der neuen Kirche übertragen. Indessen waren auch die rohen Horden der alten Germanen über das Römerreich hereingebrochen und hatten fast alle Bildung ausgelöscht. Weßhalb es, nebenbei gesagt, überhaupt ungerecht ist, die Nacht des Mittelalters allein der christlichen Religion zuzumessen, sie gebührt jedenfalls zu ebenso großem Theile dem guten, alten Urgermanenthum, das die Bildungsschätze oft „vandalisch" zerstörte und sich ursprünglich gerade nicht sehr bildungsliebend erwies. Die mohammedanischen Araber fachten die nach der germanischen Eroberung nahezu erloschene Bildung wieder an, und die Reformation endlich vereinigte mit der Religion die volle Wissenschaft des Alterthums und des Mittelalters.

Was soll es nun heißen, wenn wir fragen: wäre das Christenthum nicht besser unterblieben? Das hieße soviel als: wäre es nicht besser gewesen, daß alle die alten Kulturen der Römer, Griechen, Egypter, Perser, Indier und Juden für sich geblieben und verblüht hätten, statt sich befruchtend zu einem neuen Gebilde zu vereinen. Das hieße soviel als: wäre es nicht besser gewesen, die Welt wäre stillgestanden? Denn auf diese Weise, daß mehrere ausgereifte Kulturen sich gegenseitig vermischen, anregen und befruchten und eine neue erzeugen, wird eben der menschliche Kulturfortschritt zu Stande gebracht. Aber das Christenthum hat doch so viele Schattenseiten, namentlich die Glaubensverfolgung: Gewiß, es hat diejenigen Schattenseiten, die aus der Kulturmischung hervorgehn mußten, welcher es seine Entstehung verdankt. Vor dem Christenthum kämpften die Völker hauptsächlich nur um politische Herrschaft und Freiheit. Das Christenthum lenkte deren Streben vorwiegend auf das innere, geistige Reich, und es erhoben sich jetzt die blutigsten Kämpfe um die Glaubensherrschaft und Glaubens- oder Ueberzeugungsfreiheit; auf der einen Seite die Gregore und Innozenze, auf der andern die Arnold von Brescia, Cola Rienzi, Huß und Luther. Und beide, die blutigen Verfolger, wie die Tausende und Abertausende von Beispielen herrlichster Charakter- und Herzensstärke der Verfolgten, sie waren Erzeugnisse des Christenthums. Diese Gegensätze auf dem Glaubensgebiet, wie auf dem der Politik und auch auf dem sozialen, in höherer Freiheit zu versöhnen, ist nun unsere Aufgabe. Sie können aber nicht versöhnt und die höhere Stufe nicht erreicht werden, wenn sie nicht vorher entzweit waren und ihre Kräfte und

igenschaften allseitig einander zeigten und aneinander maßen. So käm-
en selbst die Liebenden den harten Kampf des gegenseitigen Stolzes und
sten Charakters, bis die Liebe sie endlich zwingt, sich vor einander in Aner-
nnung zu beugen und zu höherem Vereine sich in ein gemeinsames Band
fügen. Zertheilung in verschiedene Glieder, Kampf derselben um
eltung und Dasein, dann wieder geordnete Vereinigung der Getrennten,
ifferenzirung und Harmonisirung, das ist das Weltengesetz aller Ver-
llkommnung.

Aber würden die Germanen für sich allein nicht weiter gekommen
n? Weiter gekommen ohne die Bildung der ganzen vorhergehenden
ulturwelt in sich aufzunehmen? Das hieße gerade soviel, als daß ein
ensch am meisten gebildet würde, wenn er gar keine Erziehung genösse.
ie weit waren denn die nordischen Germanen durch die Jahrhunderte
ı vor dem Christenthum gekommen? Nicht viel weiter als die India-
r, und nicht so weit als manche vorgeschrittene Kulturstämme unter den
steren. Und wie weit waren sie, als im 10. und 11. Jahrhundert das
ristenthum unter ihnen herrschend wurde? Auch noch ungefähr auf der
ichen Stufe.

Oder wenn die Germanen ohne Christenthum blos die griechisch-
mische Kultur weitergebildet hätten? Dann hätte ihre Kultur jedenfalls
ı so viel enger, einseitiger und niedriger werden müssen, als sie keine
rmählung mit den jüdisch-egyptischen und persisch-indischen Kulturen
gegangen hatte. Denn desto höher der einzelne Mensch wie das Volk,
mehr er die Ideen der Völker und der ganzen Menschheit zu klarer und
ıtkräftiger Harmonie in sich verarbeitet hat. Ueberdies haben wir aber
gesehen, daß das Christenthum, vollends wenn wir das protestantische
zu rechnen, die griechisch-römische Kultur in hohem Maße in sich auf-
hm, soviel es eben mit den andern Elementen, die sich in ihm zusam-
nfanden, vereinbaren konnte. Und endlich: War denn wirklich das
iechen- und Römerthum für sich allein weiterbildungsfähig? War es
ht vollständig verrottet und in Fäulniß begriffen und konnte nur durch
fgehn in einer neuen Weltanschauung und Religion der Menschheit
ch nützen?

Kurz und gut, wir werden uns von der Bedeutung des Christenthums
das Menschenthum ungefähr folgende Vorstellung zu machen haben.

Es entstand unter Vereinigung der damaligen höchsten Geisteskulturen (mit Ausnahme der chinesischen). Es hat eine neuartige Kulturwelt mit sich gebracht, sowohl in Religion wie in Kunst und Wissenschaft und auf allen Gebieten des Lebens, natürlich mit Licht- und Schattenseiten. Das Endergebniß seines Lebensganges ist, daß das freie Menschenthum überall in den christlichen Kulturvölkern hervorbricht, und die Morgenröthe seines Erdentages leuchten läßt. Wäre dieses nicht auch ohne das Christenthum gekommen? Jedenfalls würde es dann um alle diejenigen Vorzüge ärmer und niedriger geworden sein, welche die lange und nicht geringe Geistesarbeit der christlichen Kultur seit 18 Jahrhunderten erzeugt hat. Das 19. Jahrhundert ist nicht mehr eigentlich christlich zu nennen, es ist, das letzte Viertel des vorigen dazu gerechnet, das Geburtsjahr des Menschenthums. — Verschmähe darum die Frucht den Baum nicht zu sehr, auf dem sie gewachsen; es würde ihr wohl schwer geworden sein, schon direkt aus der Wurzel hervorzusprießen, statt an dem Gezweige des alternden Stammes zu prangen.

Preist die großen Geister.

Kein Jahrhundert ist verflossen,
dem kein großer Geist entsprossen,
ja, in immer größern Kreisen
reihen sich die Edlen, Weisen,
und ihr Wirken, Walten,
Bilden und Gestalten
hat errungen Licht und Recht
jedem folgenden Geschlecht.

Alle sind uns eng verbunden,
wie viel Jahre auch entschwunden,
seit sie, stark in Wort und Thaten,
ausgestreut des Geistes Saaten.
Ja, es eint die Zeiten
und des Raumes Weiten,
Der mit Licht und Kraft uns speist,
der in uns — der Menschengeist.

Heil'ges Walten, stilles Weben,
Rühmend will ich dich erheben.
Brüder, preist die Weisen alle,
Mit der schönsten Lieder Schalle!
Preist die großen Geister!
Preist des Lichtes Meister,
die aus finstrer, dunkler Nacht
uns zum Licht emporgebracht!

Th. Hofferichter.

---

r „**Michigan Volksfreund**":

„Wir gestehen gern, daß wir beim Durchlesen des ersten Bandes ange-
m enttäuscht wurden. Wir erwarteten eine religiöse oder anti-religiöse
reitschrift und fanden eine auf Quellenstudium basirte Kultur-Geschichte
bedeutendem Werthe, voller wissenswerther historischer Thatsachen und
ng sachlicher kritischer Deduktionen, welche die individuellen Ansichten
Verfassers sehr selten und nie in obtrusiver Weise in den Vordergrund
en lassen. Die politischen socialen und kirchlichen Einrichtungen der
n Israeliten zur Zeit der Richter und Könige sind in so klarer, über-
licher und „fairer" Weise geschildert und deren Vorzüge wie Mängel
pointirt hervorgehoben, daß man dadurch ein ganz neues Verständniß
die Schilderungen des alten Testamentes gewinnt und zu weiterem
chlesen angeregt wird.

In ähnlich sachlicher, wenn auch weniger erschöpfender Weise werden
Einrichtungen und Zustände der katholischen Kirche während des Mit-
ters bis zur Reformation geschildert, mit welcher der erste Band
hließt. Der 2. Band beschäftigt sich speziell mit dem Protestantismus.
sind z. B. noch nicht in der Lage, über denselben zu urtheilen, da wir
noch nicht gelesen haben. Wir können jedoch mit bestem Gewissen
n, sei er Christ oder Jude, Katholik oder Protestant, strenggläubig,
al oder ungläubig das Werk zur Anschaffung empfehlen. Es ist
so interessant, wie belehrend."

Auf der Reise.

Da ragen die blauen Berge,
Da schattet der dunkle Wald,
Dazwischen ziehn sich die Felder
In wechselnd bunter Gestalt;
Dort winken Dörfer und Städte,
Hier dräut die zerfallene Burg,
Und rasch trägt Dampf und Eisen
Den schauenden Wand'rer hindurch.

O alte Erdenheimath,
Wie weckst du meinen Sinn,
Daß ich dich liebend betrachte,
Daß ich dein Eigen bin,
Dein Eigen mit kindlicher Seele,
Die sich in Unschuld freut,
Dein Eigen mit ernstem Streben,
Das sich dem Guten weiht!

Dein Licht — und helle Gedanken,
Dein Grün — und rechter Rath,
Dein Blühen — und treue Liebe,
Deine Frucht — und edle That —
Das ist's, was deinen Menschen
Das flücht'ge Leben weiht;
Das ist's, was ihre Herzen
Erfüllt mit Seligkeit.

O Menschen, meine Brüder
Auf gleicher Heimath mit mir,
Wie fühlt ihr doch so wenig
Euch heimisch und wohlig hier!
Ihr giert und neidet und streitet,
Ihr schwelgt in thierischer Lust,
Und was ihr sucht, das Wohlsein,
Wohnt nicht in eurer Brust!

Wollt ihr euch nicht besinnen?
Ich hülfe gern dazu.
Wollt ihr euch nicht ermannen?
Laut ruft's die Zeit euch zu.
Hebt auf das Haupt voll Seele,
Spannt an die innre Kraft,
Und brechen werden die Ketten
Der langen schmählichen Haft.

Leberecht Uhlich.

---

r **„Freidenker"** in Milwaukee:

„**Wir begrüßen in dem Werkchen, das noch besser genannt werden muß, der seinerzeit besprochene erste Theil, einen werthvollen Bundesgenoss- im Kampfe um die Aufklärung des Volkes. Durch klare Schilderung turgeschichtlicher Entwicklungen, aus denen sich die moderne Zeit mit em geistigen Leben und gesellschaftlichen Zuständen herausgestaltete, t es weiteren Kreisen die intellectuellen Waffen in die Hand, um jenen eg gegen die Zwingburgen des Unverstandes und der geistigen, socialen bürgerlichen Knechtung zu führen. Solche Schriften sind um so noth- ndiger, als einer großen Anzahl Freigesinnter, die sich nur in Folge halb verstandenen Freiheitsdranges den hergebrachten Fesseln entzogen, das stige Rüstzeug zur Begründung und Festhaltung ihres Standpunktes fehlen pflegt, weßhalb ihr Ruf nach Fortschritt und Befreiung werth- Phrase und darum erfolglos bleiben muß.**

Das vorliegende Buch beschäftigt sich vorwiegend mit dem Protestan- nus und den culturgeschichtlichen Entwicklungsformen, die mit ihm mmenhängen. Wir müssen sagen: die Darstellung des geistigen ens im Protestantismus, die Charakterisirung desselben im Verhältniß n Katholicismus einer- und zum Menschenthum andrerseits, die Schil- ung und kritische Beleuchtung der aus ihm hervorgehenden Richtungen Ausläufer, die in ihm liegende Richtung auf die entschiedene Ausprä- g der Individualität, die sich zum egoistischen Haschen nach immensem lderwerb und Grundbesitz steigert — ist ganz prächtig. Ergreifend wir- die lebenswahren Bilder des Völkerelendes, welches jener Individua-

lismus, der nur Wenige auf Kosten der ganzen Nation ins Ungemessene bereicherte, mit sich brachte. Die Darstellung des Zusammenhanges zwischen der protestantischen Geistesrichtung und den politischen Strebungen und Gestaltungen der neuesten Zeit ist von hohem Werth. Passend weist der Verfasser hierbei auf die Thatsache hin, daß der moderne Radicalismus keineswegs blos ein Wolkenkukuksheim fantastischer Zukunftsschwärmer ist, sondern, im „protestantischen" Gestaltungsgeiste der Neuzeit begründet liegend, schon am Beginn der nordamerikanischen Geschichte zum Theil verwirklicht gewesen war. „Fast alle die politischen Grundsätze und Einrichtungen, welche heutzutage von denjenigen unter uns freisinnigen Deutschamerikanern, die sich hauptsächlich „radical" nennen, als Aufgaben für die Gegenwart und sogar für kommende Jahrhunderte aufgestellt und gepriesen werden, finden wir in jener um zwei Jahrhunderte zurückliegenden Vergangenheit schon verwirklicht! So die Urabstimmung über die Gesetze; die Ansicht, daß die Beamten blos die Agenten und Diener des Volkes seien, daß die Abgeordneten nicht aus dem District der Wähler zu sein brauchen, daß sie bestimmte Weisungen von ihren Wählern erhalten und, im Falle sie von diesen abweichen, belangt werden können; so auch endlich die Einrichtung, daß die Executive nicht in der Person eines einzelnen Mannes gipfelt, oder die sogenannte Abschaffung der Präsidentschaft, welche in erster Linie das Losungswort des „Bundes des Radicalen" bildet" — sagt Schütz.

Hat so das Buch unleugbare Vorzüge, so dürfen wir doch auch nicht versäumen, auf gewisse Fehler desselben hinzuweisen. Wir wollen davon absehen, daß die im Ganzen klare, verständliche und fesselnde Darstellung hie und da der schärferen Ausprägung ermangelt, so daß sich scheinbare Widersprüche in den kritischen Schilderungen ergeben; wir wollen auch das übergehen, daß der Autor bei der Schilderung des Bauernkrieges Thomas Münzer etwas einseitig beurtheilt und eine wirklich gerechte Erklärung der Bauerngräuel versäumt — das und Aehnliches sind verhältnißmäßig Kleinigkeiten. Aber der seinem ganzen Werke zu Grunde liegende Gedanke, den wir schon in unserer früheren Besprechung zurückwiesen, daß nämlich die Religion, also hier im besonderen der Protestantismus, gestaltend auf alle Verhältnisse

wirke, — er ist entschieden falsch. Es ist nicht der Protestantismus
vesen, der, wie Schütz sagt, „uns emporgetragen hat durch gewaltige
istesfämpfe und leider auch durch Kerker, Blut und Leiden zu dem
enschenwesen, das als der Herr seiner selber seine Erleuchtung, seine
uelle der Wahrheit und des Friedens in seinem eignen Innern findet,
) dem Andern das gleiche Recht gewährend, mit Gleichberechtigten sich
ier regiert." Einen solchen Protestantismus hat es eigentlich nie gege-
; das, was Schütz sich unter ihm vorstellt, ist im Grunde nur ein
antasiegebilde, ein Schattenbild. Was er Protestantismus, protestan-
hen Geist nennt, ist eigentlich nur der erwachende Menschengeist in seinen
nnigfachen Regungen, die in den verschiedenen Richtungen des Prote-
ntismus ihren Ausdruck fanden. Ueberhaupt verwechselt Schütz die
giöse Ausdrucksform mit dem treibenden und gestaltenden geistigen
mente in Menschen und Völkern, welches sich in dem einmal gegebenen
chauungskreise bewegt und sogar die Begründung für neugefundene
hrheit ihm zu entnehmen pflegt, wie sonderbar sich das auch manchmal
nimmt. „Im Großen und Ganzen ist die Religion nicht die Ursache,
iern die Wirkung der Civilisation", sagt ein neuerer Schriftsteller.
Religion, also auch die protestantische Richtung, ist stets nur ein
ilde, in dem sich die Individualität und Intelligenz des denkenden
nschen oder Volkes wiederspiegelt, wie im Dichterwerke die künstlerische
ividualität und geistige Reife des Dichters.

Trotz dieser falschen Anschauung, welche den denkenden Leser des
hes, der sich derselben klar bewußt geworden, nicht wesentlich in der
üre stört, ist das Schütz'sche Werk — schon wegen der Fülle übersicht-
geordneten culturgeschichtlichen Materials — eine sehr werthvolle
eicherung der freisinnigen deutschamerikanischen Literatur."

Erwiderung.

Religion und Civilisation.

Die obige Kritik meint, einen solchen „Protestantismus" oder „prote-
tischen Geist", wie ich ihn darstelle, habe es nie gegeben. Ich kann
uf nur erwidern, daß in meiner Schrift auch kein einziger Gedanke

dem Protestantismus zugeschrieben wird, der nicht von den Vertretern der verschiedenen Sekten nach den von mir benützten und in der Hauptsache angegebenen Geschichtsquellen ausgesprochen wurde. Ich glaube daher, daß der geehrte Kritiker sich dem Protestantismus, namentlich dem kalvinisch-englischen gegenüber, in einem ungünstigen Vorurtheile befindet. Wir Deutsche pflegen überhaupt unter Protestantismus nur denjenigen zu verstehen, der sich in Deutschland und seinen deutschredenden Nachbarländern ausbildete, mit dem französischen und englischen und dem organisatorischen, demokratisch-politischen Feuer, das ihn beseelte, sind wir meist wenig bekannt. Daß aber der vorgeschrittenste protestantische Zweig, die Hicksiten-Quäker, zu denen z. B. auch die jüngst verstorbene edle Lucretia Mott, die hochgeachtete Vorkämpferin für Frauenrechte, gehörte, in der That eine Gemeinschaft bilden, in welcher jedes Mitglied „als der Herr seiner selber seine Erleuchtung, seine Quelle der Wahrheit und des Friedens in seinem eignen Innern findet, und dem Andern das gleiche Recht gewährend, mit Gleichberechtigten sich selber regiert", das weiß ich sogar aus eigner Erfahrung, denn ich habe ihre Zusammenkünfte in Philadelphia oft besucht und dort z. B. auch die Gleichberechtigung und Gleichbethätigung der Frauen und Männer bei allen Verhandlungen vollständig verwirklicht gesehen, wie noch in keinem Freidenker-Verein, radikalen Verein oder in keiner Freien Gemeinde.

Eine Art Mißverständniß scheint es zu sein, wenn der Kritiker mir vorwirft, ich verwechsle den protestantischen Geist mit dem erwachenden Menschengeist; was ich Vortreffliches dem ersteren zugeschrieben habe, gebühre dem letzteren. Das scheint mir gerade so, als wenn ich behaupten würde, die Frucht kommt aus der Blüthe, mein Kritiker aber setzte dagegen: nein, sie kommt aus dem Baume. Beides ist wahr, und bildet keinen Gegensatz, denn die Blüthe gehört eben auch zum Baume zusammt der Frucht. Ich betrachte die Religion mit allem, was dazu gehört, selbstverständlich als etwas durchaus Menschliches, und erwachender protestantischer Geist ist darum natürlich auch erwachender Menschengeist, Menschengeist in der Form, wie er eben der protestantische und der Protestantismus genannt wird.

Aehnlich verhält es sich mit dem Ausspruche: „Im Großen und Ganzen ist die Religion nicht die Ursache, sondern die Wirkung der Civilisation

ist wahr und ist nicht wahr, oder er ist einseitig und halbwahr. Gerade
wenn ich sagen würde: die Wolken sind nicht die Ursache der Flüsse,
dern die Wirkung derselben. Beides ist wahr. Die Flüsse ergießen
in das Meer; Fluß- und Meerwasser verdunstet und bildet die Wol-
, und aus diesen wieder strömt der Regen herab und speist die Flüsse
das Meer. Die Wolken sind Wirkung und Ursache zugleich, wie, streng
ommen, alles in dem allumfassenden lückenlosen Zusammenhang der
ge. So die Religionen. Sie sind die Wirkung der Jahrhunderte, die
n vorausgingen, aber sie wirken auch wieder auf die kommenden Jahr-
derte hinaus; und wer wollte z. B. die Wirkung der jüdischen und der
hisch-römischen Religion und aller dazugehörigen Ideen und Werke auf die
tliche Zivilisation oder überhaupt auf die spätere Zivilisation bestreiten?
wie z. B. die Bäche und Flüsse, wenigstens die meisten, vertrocknen,
mit ihnen das Land veröden würde, wenn es nicht zur Wolkenbildung
e, so würde die geistige Kultur der Menschheit bald versiegen und ver-
ofen, wenn nicht aus der auf alle Lebensgebiete überströmenden Zivi-
ion sich wieder eine neue Allanschauung, eine neue sittliche Weltan-
ung oder Religion ansammelte, sich weit über das kleinliche Getriebe
ebens erhöbe, und erfrischend, befruchtend und belebend in die Tiefe
emüther einsenkte. Das ist es, was mein „H. d. V." beweisen soll,
eweist; die Bedingung der religiösen Neubildung, d. h. den religiösen
chritt, stellt es als wesentlich in dem Kreislaufe der menschlichen Kul-
ar, weil ohne die religiöse Neubildung die Völker in jeder Hinsicht
gehen, durch die religiösen Neubildungen dagegen, d. h. durch den
chritt der Religion, auf allen Gebieten zum Heile voranschreiten.
die Religionen aus der ganzen Zivilisation hervorgehen, das haben
schon nahezu hinreichend bewiesen, daß aber auch jede Zivilisation,
sie ausgereift, eine neue Religion erzeugen muß, um für den zukünf-
Fortschritt der Zivilisation segensreich zu wirken, und daß in der
jede neue Religion maßgebend auf alle Gebiete der ihr folgenden
sation einwirkt, das ist es, was ich meinem „Heile" zur Aufgabe
t habe. Daraus folgt zugleich, daß es die Aufgabe der heutigen
st, aus der heutigen reifen, ja überreifen Zivilisation ebenfalls eine
Religion, d. h. eine neue sittliche Weltanschauung zu schaffen und
ufführen. Eine Aufgabe, zu deren Lösung das „H. d. V." beitragen

An alle Freidenker.

Die Nacht vergeht, der Tag bricht an, die Truggebild' erbleichen,
und keine Macht der Erde kann den Geist der Zeit verscheuchen.
Gewaltig klopft sein Flügelschlag an alle Herzenspforten,
sein Odem ruft die Menschheit wach und Licht wirds aller Orten.

Doch wenn die Welt das finstre Joch soll gründlich überwinden,
dann müssen viele Kräfte noch zum Kampfe sich verbinden.
Drum auf! ergreift des Geistes Schwert, ihr zaudernden Gemüther;
der Preis des Sieges ist es werth; es gilt die höchsten Güter!

Graz. M. Biron.

„Erziehungs-Blätter“, Organ des deutsch-amerikanischen Lehrer-Bundes:

Das Werkchen ist sehr lesenswerth. Es enthält in mehr oder minder zusammenhängenden Essays eine Darlegung des Fortschritts der Religion. Das erste Bändchen enthält Kapitel über die altisraelitische Religion und das Christenthum, ergeht sich in Reflexionen über den Reichthum der Juden und über die Verarmung der katholischen Länder. Das zweite Bändchen handelt von der einseitigen Blüthe des Wohlstandes im Protestantismus. Die ganze Arbeit ruht auf historischem Boden; so spricht der Verfasser in diesem zweiten Bändchen vom Bauernkrieg, vom Raub der Kirchengüter, vom englischen Raubadel, von der republikanischen Strömung, von Industrie, Handel und National-Reichthum. Kurz, die Arbeit, so weit sie vorliegt, ist ein Bild aus der Vogel-Perspective, wie man es selten sieht. Das dritte Bändchen wird das Menschenthum betrachten, dann eine Vergleichung der ökonomischen Wirkungen der verschiedenen Religionen anstellen, und hierauf die anderen Seiten des „Heils“ besprechen, die Politik, die Bildung, die Moral und die körperliche Gesundheit im Verhältniß zur Religion. Auf dieses dritte abschließende Bändchen sind wir sehr gespannt. Seit den Tagen der Ludwigh'schen „Fackel“ haben wir nichts mehr gelesen, was so scharfe Dialectik verräth

e das Schütz'sche Werkchen. Wir rathen Allen, die Herrn Schütz je als
dner vernommen haben, sich dieses belehrende Werk anzuschaffen, und
ijenigen, welche ihn nicht persönlich kennen gelernt haben, erst recht; es
rd ihnen wie Schuppen von den Augen fallen.

Die neue Lehre.

Es geht ein Wort durch der Gesittung Länder,
Das Wort vom neu verjüngten Menschenthume,
Die Menschheit bringt's zu neuem höh'rem Ruhme
Und übertrifft der alten Bildung Pfänder.
Es soll der Mensch zum wahren Menschen werden,
Soll aus des Wahnes Banden sich befrei'n
Und soll sein eigner Hoherpriester sein,
Der sich den Himmel gründet schon auf Erden.

Du mußt als Mensch auf eignen Füßen stehen,
Getreu des Lebens innerstem Gesetze
Laß dich nicht fangen in dem alten Netze
Der Priestersatzung! Lerne selber gehen!
Laß frei in dir des Geistes Triebe sprossen,
Laß sie nicht brechen durch die Priesterzunft!
Dem Glauben nicht, vertraue der Vernunft,
Und allem Guten sei dein Herz erschlossen!

Was willst du immer nur nach Oben schauen
Und alles Heil von Oben nur vermuthen?
Es liegt in dir der Keim zu allem Guten —
Du mußt nur fest der eignen Kraft vertrauen,
Der Mensch soll sich nicht mehr in Träumen wiegen,
Das Höchste gibt ihm der gesunde Geist.
Das ist das neue Wort, von dem es heißt:
Die neue Lehre wird die Welt besiegen.

Theodor Hofferichter.

Herr **Hermann Pfäfflin,** Schulvorsteher und Redakteur des „Sonntagsblattes" in Rochester, N. Y.:

Von dem in unseren hiesigen deutschen Kreisen wohlbekannten Redner für freies Menschenthum, Fritz Schütz, ist uns der zweite Band seiner Schrift „Das Heil der Völker" zugegangen (jeder Band zu 35 Cents). Hatte uns schon der erste Theil des Werkes ein äußerst lebhaftes Interesse einzuflößen vermocht, so war dies mit dem zweiten noch ungleich mehr der Fall, da er an Gründlichkeit der Ausführung und Abrundung der äußeren Form seinen Vorgänger bei Weitem übertrifft. Herr Schütz behandelt in seinem Buche den politischen und sozialen Fortschritt der Völker als aus der religiösen Entwicklung hervorgehend und stellt dabei Religions- und allgemeine Weltgeschichte mit Geist und Geschick vergleichend neben einander. Mag man nun auch mit der Auffassung des Autors betreffs des kausalen Zusammenhangs von politischer und religiöser Entwicklung vielleicht nicht einverstanden sein, so bietet das Buch doch eine so reiche Fülle von originellen Gedanken, so viele neue Gesichtspunkte und einen so unerschöpflichen Schatz nützlicher Belehrung, daß es sicher Niemand ohne das Gefühl höchster Befriedigung, das ihm die Lektüre desselben gewährte, wieder aus der Hand legen dürfte. Freisinnigen insbesondere kann „Das Heil der Völker" daher nicht genug empfohlen werden, obgleich gewiß auch der Orthodoxe sich den darin enthaltenen treffenden Schilderungen und Argumenten auf die Dauer nicht verschließen kann. Das Schütz'sche Werk ist somit unter allen Umständen eine werthvolle Bereicherung unserer deutsch-amerikanischen Literatur und wohl werth, einen ausgedehnten Leserkreis zu finden.

Ingleichen schreibt Herr Schuldirektor Gebhard von New York, der übrigens noch eine eingehendere Beurtheilung verspricht:

„Ich finde in dem Buche eine außerordentliche Fülle von Gedanken, und es beschäftigt mich lebhafter als irgend ein anderes. Es gebührt Ihnen für die Herausgabe der Dank aller Denkfähigen und sollte das Werk in den Händen jedes Deutschen sein—das würde aufräumen.

Mel. Valet will ich dir.

Als der Gewohnheitsglaube
Noch meine Seel' erfüllt',
Und sich vom Erdenstaube
Mein Herz noch wähnt' umhüllt,
Da träumt' ich dunkle Träume
Von einer höh'ren Welt,
Voll lichterfüllter Räume
Hoch über'm Sternenzelt.

Dort hoffte ich zu finden
Das Ideal des Glücks;
Dort wollte ich ergründen
Die Räthsel des Geschicks;
Dort sollten alle Leiden
Nach dunkler Prüfungszeit
Verwandeln sich in Freuden
Der ew'gen Seligkeit.

Doch als mein Geist erwachte
Aus dumpfer Schwärmerei,
Als selbst ich prüft' und dachte,
Vom alten Wahne frei,
Da schwand das Traumgebilde
Im unbegrenzten Raum,
Die himmlischen Gefilde
Zerrannen wie ein Traum.

Ich suchte über Sternen
Nicht mehr das Heimathsland,
Mich zog zu jenen Fernen
Nicht mehr der Sehnsucht Band.
So schwand der Kirchenglaube
Mit seinen Träumerei'n,
Mit seines Druckes Staube,
Mit seinem Flitterschein.

Jetzt ist mir diese Erde
Des Gottesreichs Asyl.
Daß hier es besser werde,
Ist meines Strebens Ziel.
So bin ich mir hienieden
Des Himmelreichs bewußt,
Und seinen sel'gen Frieden
Such' ich in eig'ner Brust.

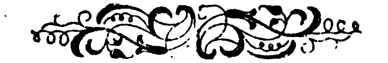
Glück auf!

Glückauf! ein neuer Frühling naht,
Es kann uns nimmer fehlen.
Wir säen aus die neue Saat
In alle Menschenseelen,
Und ist der Anfang auch noch klein,
Wird unser doch die Zukunft sein.

Geduldig harrt der Ackersmann
Auf Sonnenschein und Regen,
Damit die Saat gedeihen kann;
Es kommt der Erntesegen.
Auch unsre Ernte stellt sich ein.
Wird unser doch die Zukunft sein!

Zwar rüstet sich der Feinde Heer,
Möcht' unser Werk zerstören,
Doch fürchten wir uns nicht so sehr;
Das Feld wird uns gehören.
Trotz ihrem Wüthen, ihrem Schrein
Wird unser doch die Zukunft sein.

Wir hoffen unverrückt und fest,
Daß auf der schönen Erde,
In Nord und Süd, in Ost und West,
Die Menschheit einig werde.
O leuchte hell, du Hoffnungsschein,
Daß unser wird die Zukunft sein!



IV.

Sozialisten.

Auch von sozialistischer oder kommunistischer Seite wurden einige Urtheile über „Das Heil der Völker" gefällt.

Am eingehendsten sprach sich Hr. **Ph. Rappaport,** als freidenkerischer und sozialistischer Agitator bekannt, in der **Indiana Tribüne,** wie im „**Philadelphia Tagblatt**", aus:

„Der zweite Theil des unter obigem Titel (d. H. d. V.) von F. Schütz verfaßten Werkes ist soeben erschienen und verdient als ein werthvoller Beitrag zur fortschrittlichen freisinnigen Literatur auf dem Gebiete der politischen und sozialen Bestrebungen eine ausführlichere Besprechung. Der Verfasser hat es sich in diesem zweiten Theile seines Werkes zur Aufgabe gestellt, den Einfluß der Religion, besonders des Protestantismus gegenüber dem Katholizismus auf die politische und ökonomische Gestaltung der Zustände nachzuweisen. Können wir auch mit der Grund-Idee des Werkes nicht ganz übereinstimmen, so müssen wir doch Angesichts der unleugbaren Thatsache, daß zwischen den religiösen, politischen und ökonomischen Zuständen eine gewisse Wechselwirkung besteht, zugeben, daß seine Schilderung des Einflusses des Protestantismus auf die politischen und ökonomischen Zustände viel Wahres enthält, und scharfes Denken und fleißiges Studium verräth.

Wenn es, wie bemerkt, auch wahr ist, daß religiöse, politische und ökonomische Zustände eine gegenseitige Wechselwirkung ausüben, so ist es doch auch nichts destoweniger wahr, daß eines der drei Gebiete den Grundton für die anderen angiebt und daß stets von einem derselben alle Bestrebungen auf den anderen ursprünglich ausgehen. Und hierin scheint die

Auffassung des Herrn Schütz von derjenigen des radikalen Bundes sowohl, wie von der des modernen Sozialismus abzuweichen. Herr Schütz erkennt die Thatsache der ökonomischen Uebelstände ganz richtig, aber indem er sie auf den individualisirenden Einfluß des Protestantismus zurückführt, glaubt er das Heil der Völker in dem Fortschritte auf dem Gebiete der Religion, resp. der sittlichen Weltanschauung zu finden. Hier steht er den Radikalen gegenüber, welche das Heil von den politischen Reformen erwarten, und den Sozialisten, welche mit ihren Bestrebungen vollständig auf ökonomischem Gebiete stehen.

Gegenüber den Radikalen, deren Anschauung in gar keiner Weise durch die Erfahrung gerechtfertigt ist, und welche deshalb auch stets eine einflußlose Minderheit bleiben werden, ist seine Auffassung jedenfalls die berechtigtere. Aber der sozialistischen Anschauung, daß das Heil der Völker von den Reformen auf ökonomischem Gebiete abhängt, daß diese die Grundlage aller anderen Reformen sein müssen und werden, vermag er nicht mit Erfolg entgegenzutreten.

Es ist allerdings wahr, daß man die gewaltigen Aenderungen in den ökonomischen Zuständen auf die Reformationszeit zurückführt. Dies geschieht aber nur deshalb, weil ein großes historisches Ereigniß sich dem Gedächtnisse eher einverleibt, als Zahlen. In Wirklichkeit datirt der Anfang der ökonomischen Umwälzung weiter zurück. Schon ein halbes Jahrhundert vor der Reformation fing es an in den Köpfen der Bauern zu spuken, und ohne Reformation wäre der Bauernkrieg wahrscheinlich auch ausgebrochen. Auf die Gestaltung der ökonomischen Zustände hat der längst vor der Reformation begonnene Kapitalreichthum der Städte jedenfalls größern Einfluß gehabt, als die Reformation, und ohne diesen Reichthum in den Städten und den damit verbundenen Unabhängigkeitssinn hätte vielleicht die Reformation nicht solch rasche Fortschritte gemacht. Daß der aufblühende Handel Englands und Hollands in viel engerem Zusammenhange stand mit der Entdeckung Amerika's und dem Auffinden des Seeweges nach Ostindien um das Kap der guten Hoffnung, als mit dem Protestantismus ist unzweifelhaft, denn als der große Handelsweg durch die süddeutschen Städte, Italien und die Landenge von Suez ging, da befand sich der blühende Handel in den Händen der Inlandstätte, da betrieben die

katholischen Genueser und Venetianer den Welthandel, und Kaufherren wie die Fugger und Welser in Augsburg versahen Deutschland mit den Produkten des Auslandes, und dieses mit den Produkten deutscher Industrie. Wir halten deshalb die Annahme, daß der schon vor der Reformation begonnene Umschwung der ökonomischen Zustände, welcher namentlich in dem ungeheuren Reichthum der Städte an beweglichen Gütern seine Quelle hatte, mehr dazu beitrug, dem Protestantismus seine revolutionäre individualisirende Richtung zu verleihen, als umgekehrt.

Stellen wir uns jedoch auf den Standpunkt der Wechselwirkung der verschiedenen Zustände und fassen das Werk des Herrn Schütz von diesem Standpunkte aus auf, so haben wir eine Darstellung des Zusammenhanges der religiösen, politischen und sozialen Zustände von der Zeit der Reformation bis heute, wie sie in so kleinem Rahmen kaum besser gegeben werden kann. Sprache und Styl sind einfach, kräftig und edel, und das Ganze ist von einem Hauch der Menschenliebe durchweht, welcher dem Leser wohlthut. Das Werk ist um so interessanter, weil die einschlägige Literatur verhältnißmäßig arm ist an Vergleichen zwischen den religiösen und ökonomischen Zuständen. Wir sehen deshalb dem Erscheinen des dritten Theiles, der sich mit diesem Vergleiche des Näheren zu befassen verspricht, begierig entgegen. Die Lektüre des Werkes wird jedem freisinnig Gebildeten einen großen Genuß verschaffen und zur Erweiterung und Vertiefung seiner Anschauungen viel beitragen. Wir wünschen deshalb der Arbeit des Herrn Schütz weite Verbreitung.

Auf zwei Stellen des 2. Theiles des Werkes fühlen wir uns veranlaßt, noch besonders zurückzukommen. Herr Schütz bespricht die freien politischen Einrichtungen der ursprünglichen amerikanischen Kolonien, welche so ziemlich den heutigen Forderungen des „Bundes der Radikalen" gleichen, und sagt dazu: „So reich und fruchtbar war der direkt der religiösen Gluth entspringende politische Geist, daß er unter seinen mannigfaltigen Versuchen auch diese erzeugte." Dann fragt Herr Schütz: „Warum haben aber diese und andere oben erwähnte ursprüngliche Einrichtungen sich seit zwei Jahrhunderten nicht weiter in der Union verbreitet, als daß sie heute wieder als neue aufgestellt werden können?" „Es würde", sagt Herr Schütz, „die Grenzen unserer jetzigen Aufgabe überschreiten, diese

Frage zu beantworten." Hoffen wir, daß Herr Schütz sich bemühen wird, diese höchst interessante Frage im dritten Theile seines Werkes zu lösen. Dort, in Verbindung mit den ökonomischen Verhältnissen, dürfte er auch die richtige Antwort finden, welche für die Radikalen interessant genug sein müßte, um zu zeigen, daß politische Einrichtungen nicht der Ausgangspunkt sozialer Reformen sind, daß aber die ökonomischen Zustände ihren Stempel den politischen Einrichtungen unabwendbar aufdrücken, und Herr Schütz wird uns dann gewiß zustimmen, wenn wir den damaligen politischen Geist nicht für direkt der religiösen Gluth entsprungen ansehen.

Die andere Stelle, auf welche wir zurückkommen, ist folgende (S. 52): „Dem Egoismus und Individualismus und der Selbstsorge gegenüber steht der Kommunismus mit seiner allbeherrschenden Sorge für das Ganze .....Die Versöhnung beider Gegensätze liegt im Menschenthum, in welchem Alle dazu beitragen, oder in welchem die organisirte Gemeinschaft dazu beiträgt und sich als Aufgabe stellt, daß jeder Einzelne, aber auch jeder, sich auf das Selbstständigste, Freieste, Machtvollste und Glücklichste entfalte."

Wir erkennen daraus, daß Herr Schütz den Begriff des Kommunismus, wie ihn der moderne Sozialismus auffaßt, vollständig mit dem obsoleten Kommunismus vergangener Zeiten verwechselt. Leider geschieht dies auch von Anderen. Was Herr Schütz unter dem Menschenthum als Versöhnung beider Gegensätze versteht, das ist es gerade, was der moderne Sozialismus unter Kommunismus versteht, nämlich die organisirte Gemeinsamkeit, zum Zwecke der vollsten Entfaltung der Selbstständigkeit, der Freiheit und des Glückes der Einzelnen. In diesem Sinne ist also Herr Schütz Kommunist wie wir, und wir bekennen uns ganz zu seinem Menschenthum. Den Ausdruck Kommunismus aber müssen wir beibehalten, denn der Ausdruck Menschenthum kann in der Terminologie der sozial-politischen Wissenschaft, als zu unbestimmt an sich, keinen Platz finden. Was der nächste sozialistische Congreß aber thun sollte, ist dies, daß er offiziell den Begriff des Kommunismus definirt, um zu zeigen, daß der moderne Sozialismus sich nicht zu dem freiheitswidrigen Kommunismus von ehedem bekennt, sondern zu dem Kommunismus, welcher den höchsten Grad individueller Freiheit ermöglicht; mag ihn Herr Schütz dann auch Menschenthum nennen, er gehört doch zu uns.

Erwiderung.

Ist die religiöse Reform wichtiger oder die ökonomische?

Der obige Kritiker unterscheidet 3 Gebiete, das religiöse, das politische und das ökonomische, und ist ferner der Ansicht, daß eines der drei den Grundton für die beiden andern angebe, daß von ihm alle Bestrebungen auf den andern ursprünglich ausgehn. Als solch maßgebendes Gebiet gilt ihm das ökonomische.

Ich habe in meiner Schrift dargestellt, wie alle wesentlichen Ideen und alle treibenden Kräfte auf dem politischen wie auf dem ökonomischen Gebiete entweder ursprünglich von der Religion ausgingen oder doch durch sie ihre Hauptnahrung und ihre Stärke erhielten. Ist jedoch das ökonomische Gebiet das entscheidende, wie der obige Kritiker meint, so müßte sich umgekehrt, und noch besser nachweisen lassen, daß alle wesentlichen religiösen Ideen und Bestrebungen, und daß die ganze protestantische Reformation nicht aus der Kirche, Bibel und dem ganzen religiösen und wissenschaftlichen Entwicklungsgang der Zeit ihren Ursprung nahm, sondern aus den ökonomischen Verhältnissen und den Aufständen der Bauern, sowie aus dem Reichthum der Städte. Dieser Beweis dürfte jedoch ohne Frage nicht zu führen sein. Von allem Andern abgesehen ist ja auch die ökonomische Bewegung der Bauernkriege nicht etwa der reformatorischen in der Kirche vorausgegangen, wie der obige Kritiker anzunehmen scheint, sondern gleich dem Bauernkrieg hatte auch die Reformation ihre Vorläufer, und diese, wie z. B. die Erhebungen eines Arnold von Brescia und der Waldenser, reichen bis in die Mitte des 12. Jahrhunderts, also weit vor die Bauernaufstände zurück; und zwar in eine Zeit, wo selbst der „ungeheure Reichthum der Städte" noch nicht vorhanden war. Gleichwohl aber tragen sie schon die „individualisirende" Grundrichtung des Protestantismus an sich, daß sie, genau wie Luther und die Reformatoren des 16. Jahrhunderts, sich auf die (schon von ihnen sogar in die Volkssprache übersetzte) Schrift berufen, und auf Grund ihrer daraus geschöpften eignen Ueberzeugung der katholischen Kirche den Gehorsam verweigern. Auf religiösem Boden ist mithin diese Richtung zuerst entsprungen, und zwar mit einer Kraft und Energie, welche Verfluchung, Verbannung, Beraubung und Tod nicht scheute, und der gegenüber Armuth oder Reichthum ganz gleichgiltige Dinge

waren. Deßhalb soll jedoch nicht bestritten werden, daß der aufrührerische Geist der Bauernaufstände und der unabhängige Bürgersinn der Städte wesentlich dazu beitrugen, die Reformation zu fördern. Das Samenkorn bedarf des Regens und Sonnenscheins und des fruchtbaren Erdreichs, um zu gedeihen; welcher Gattung aber die Pflanze angehören wird, die aus demselben hervorsprießt, das hängt nicht von den äußern Umständen, sondern von seiner eignen innern Natur ab. Es kann aus Mangel an Nahrung zu Grunde gehn, aber wenn es lebensfähig aufsproßt, muß es ein Gebilde seiner eignen Art hervorbringen. So konnte die Reformation in manchen Ländern durch Ungunst der Verhältnisse unterdrückt werden, aber wo sie Boden und Nahrung fand, mußte sie die innere und in Folge dessen auch die äußere Freiheit des Individuums zeitigen. Sicherlich haben alle Verhältnisse Einfluß auf die Religion, wie sie es auch auf die Bildung und sittliche Denkweise des einzelnen Menschen haben. Aber wie der einzelne Mensch in der Verkettung und Nothlage der Verhältnisse schließlich in seinem Gewissen nach seinen religiösen und sittlichen Grundsätzen entscheidet, so entscheidet sich das Völkerschicksal in seinen Hauptwendepunkten und in den wichtigsten Einrichtungen seiner inneren Organisation nach dem Völkergewissen, welches in der Religion und in der im Volke vorwiegenden sittlichen Weltanschauung seinen Ausdruck findet.

Auch der Einwand, „daß der aufblühende Handel Englands und Hollands in viel engerem Zusammenhang stand mit der Entdeckung Amerikas und dem Auffinden des Seewegs nach Ostindien um das Kap der guten Hoffnung, als mit dem Protestantismus", wie „unzweifelhaft" richtig er auch dem obigen Kritiker und vielen Andern scheinen mag, ist doch nicht stichhaltig.

Natürlich ist auch hier wieder zuzugeben, daß die europäischen Völker sich nicht in dem Maße, wie es geschah, hätten bereichern können, wenn sich ihnen die Schätze der überseeischen Länder nicht eröffnet hätten. Aber warum sind gerade die protestantischen, Holland und England, zu höchstem Reichthum und dauernder Blüthe des Handels gelangt, die katholischen, Portugal, Spanien, Italien, dagegen zurückgesunken? Und doch hatten gerade die katholischen zuerst die neuen Seewege und Länder entdeckt und erobert! Meine im „Heil" ausführlich und eingehend begründete Antwort lautet: weil der Katholizismus den Volksgeist erdrückte und erstickte

der Protestantismus ihn befreite, befruchtete und entflammte. Bei Italien, scheint es zwar, kam noch der weitere Umstand hinzu, daß es durch den Verfall Deutschland's, namentlich in Folge der Reformationskriege, seinen Handel überland nach der Nord- und Ostsee und namentlich auch nach Holland verlor. Doch Holland war in der gleichen Lage; es verlor seinen Landhandel auf derselben Strecke, nur in umgekehrter Richtung, nach Deutschland und Italien. Aber durch den mit der neuen Religion neu auflebenden Geist seiner Bewohner wußte es sich für den Verlust seines Landhandels mehr als Ersatz zu verschaffen durch seinen Handel zur See. Dabei ist nicht zu übersehen, daß der Seeweg von Genua, Rom oder Neapel nach Indien nicht weiter ist als der von Amsterdam ebendahin, daß also Holland nicht etwa günstiger gelegen war als Italien. Es ergibt sich uns mithin auch hier wieder, daß unter allen Umständen, sei es unter besonders günstigen, wie sie anfangs für Portugal und Spanien vorhanden waren, sei es unter weniger günstigen, wie bei Italien und Holland, die protestantischen Völker den Sieg davon trugen, die katholischen dagegen unterlagen. Zudem aber verblieb Italien vermöge seiner Lage der ganze Handel mit dem Orient, mit den Küstenländern des Mittelmeeres, und es hat seine dortige Herrschaft ebenfalls zum guten Theile an die protestantischen Engländer verloren.

Was endlich meine Ansicht vom modernen Kommunismus betrifft, so erklären alle sozialistischen Arbeiter-Programme und Arbeiter-Kongresse, daß alle Produktionsmittel, Grund und Boden, Fabriken, Maschinen, Werkzeuge Eigenthum des Staates sein sollen, und mit diesem ganz neuzeitigen und nicht veralteten Kommunismus kann nach meiner Ueberzeugung die Selbstständigkeit und Freiheit, der Fortschritt und das Glück des Ganzen wie des Einzelnen nicht bestehen. Ich bin deshalb, auch im richtigen heutigen Sinne, kein Kommunist. Die grundsätzliche Verschiedenheit meines Standpunktes von dem Marx'schen Kommunismus liegt einfach in Folgendem. Marx sagt: Der Lohnarbeiter ist ein Sklave des Kapitals, weil er heutigen Tages nicht arbeiten kann ohne Maschinen, oder ohne Grund und Boden; diese aber gehören dem Kapitalisten. Wie ist hier abzuhelfen? Geben wir Maschinen sammt Grund und Boden dem Staat, und lassen wir dann den Arbeiter vom Staat anstellen und versorgen. Das ist die Lösung, welche Marx und die heutige Sozial-Demokratie

eben. Ich erwidere hierauf: Der Staat, d. h. die regierende Partei, als
Besitzerin alles Kapitals, alles Bodens und aller Maschinen, würde eine
noch viel größere Knechtung herbeiführen, als die jetzige ist. Die richtige,
der freiheitlichen Absicht entsprechende Lösung ist vielmehr folgende.
Wenn die Abhängigkeit und Verkürzung des Lohnarbeiters daher kommt,
daß er kein Eigenthumsrecht an Boden und Maschine, sondern nur seine
Arbeitskraft besitzt, die er um guten oder schlechten Preis verkaufen muß,
um leben zu können, was ich zugebe, so ist ihm einfach das gesetzliche Recht
zu geben, daß er durch seine Mitarbeit und im Verhältniß zu derselben sich
auch Mit-Eigenthumsrecht an Boden und Maschinen erwirbt, und ebenso
in dem gleichen Maße das Recht der Mitregierung im Geschäfte. Dann
wird er weder Kapital-Sklave noch Staats- oder Partei-Sklave sein, sondern
sein eigener Herr, d. h. nach Maßgabe seiner Arbeitsleistung der
Theilhaber an dem Eigenthum, an der Führung und dem Ertrag des
Geschäftes. Wie das im Näheren einzurichten, darüber habe ich bereits
vor mehreren Jahren Thesen veröffentlicht, und werde ich später eine
besondere Schrift veröffentlichen.

Auch von der Ueberzeugung, daß der politische Freiheitsgeist, der die
ursprünglichen demokratischen Kolonien Nordamerika's schuf, direkt der
religiösen Gluth entsprungen sei, kann ich nicht abgehen. Wenn wir das
Christenthum unparteiisch betrachten, so läßt sich doch nicht bestreiten, daß
es in seine ursprünglichen Gemeinden den Geist der Brüderlichkeit und der
brüderlichen Gleichberechtigung einführte. Den gleichen Geist übertrug
der kalvinische Protestantismus auf die Organisation der religiösen wie
der politischen Gemeinde. Die Brüderlichkeit jedoch, als Grundgedanke
der politischen Organisation, heißt nichts Anderes als die Demokratie.
Und diese war auch, wie ich nachgewiesen, bei den ersten Kolonien überall
und auf's Engste mit den religiösen Ideen durchwoben und auf sie begrün-

Irland.

Von Ferdinand Freiligrath.

An rost'ger Kette liegt das Boot:
Das Segel träumt, das Ruder lungert.
Das macht, der Fischerbub ist todt;
Das macht, der Fischer ist verhungert!
Denn Irland's Fisch ist Herrenfisch;
Der Strandherr praßt vom reichen Fange,
Leer aber bleibt des Fischer's Tisch —
So starb der Fischer, so sein Range.

Die Heerde blökt, die Heerde brüllt;
Welch ein Gedräng von Küh'n und Schafen!
Der Hirt, von Lumpen schlecht verhüllt,
Treibt sie an's Meer zum nächsten Hafen.
Denn Irland's Vieh ist Herrenvieh:
Das gerne Paddy's Knochen stärkte
Und seiner Kinder brechend Knie —
Der Grundherr schickt's auf fremde Märkte.

Drum ist der Viehstall ihm ein Born
Der Ueppigkeit und des Genusses,
Und jeglich Kuh- und Bullenhorn
Wird ihm ein Horn des Ueberflusses.
Er läßt zu London und Paris
Den Spieltisch unter'm Geld sich biegen;
Sein Volk, das er zu Hause ließ,
Fällt unterdeß wie Winterfliegen.

Halloh, Halloh! Grün-Erins Jagd!
Paddy lang' zu! das nenn' ich Ziemer!
Umsonst! auch das wird fortgebracht,
Meerüber mit dem ersten Steamer!
Denn Irland's Wild ist Herrenwild:
Es füllt des Grundherrn Bauch und Tasche. —
Der bleiche Knecht, des Elend's Bild,
Hilf Gott ist selbst zu matt zum Paschen!

So sorgt der Herr, daß Hirsch und Ochs,
Das heißt: daß ihn sein Bauer mäste;
Statt auszutrocknen seine Bogs —
Ihr kennt sie ja, Irland's Moräste!
Er läßt den Boden nutzlos ruhn,
Drauf Halm und Palm sich wiegen könnte;
Er läßt ihn schnöd dem Wasserhuhn,
Dem Kiebitz und der wilden Ente!

Ja doch, bei Gottes Fluche; — Sumpf
Und Wildniß vier Millionen Aecker!
Ihr aber seid blasirt und stumpf,
Faul und verfault—euch weckt kein Wecker!
O, irisch Land ist Herrenland:
Drum steh'n die Mütter an den Wegen,
Den todten Säugling im Gewand,
Und fleh'n euch, ihn in's Grab zu legen.

—So schallt die Klage Tag und Nacht,
Da grollt es Connaught durch und Leinster:
Der West hat mir den Schrei gebracht—
Er trug ihn schrill bis vor mein Fenster.
Matt, wie ein angeschoss'ner Weih,
Herschwebt er über Höh'n und Sunde—
Der Schrei der Noth, der Hungerschrei,
Der Sterbeschrei aus Erins Munde!

Erin—da liegt sie auf den Knien,
Bleich und entstellt mit wehn'dem Haare,
Und streut des Shamrocks welkend Grün
Zitternd auf ihrer Kinder Bahre.
Sie kniet am See, sie kniet am Strom,
Sie kniet auf ihrer Berge Kronen—
Mehr noch, als Harold-Byrons Rom,
„Die Niobe der Nationen!"

Herr J. Schrage, Arbeiter in St. Louis, und Mitglied der Sozialistischen Arbeiterpartei, schreibt: „Ihr „H. d. V.“ ist der beste Katechismus der Geschichte, für jeden Freund des wahren Menschenthums unentbehrlich; sollte deßhalb in jeder Volksschule benutzt werden. Dann würden politische, religiöse und ökonomische Vorurtheile schwinden.“

Der Gesang der Arbeiter.

(Nach dem Englischen.)

Wir pflügen und sä'n, wir sind so gemein,
Zu schaufeln, zu graben im Grunde,
Bis Wiese und Rain, bis Flur und Hain
Von Früchten strotzt in der Runde.
Wohl sehen wir's ein, wir sind so gemein,
Und werden es niemals vergessen,
Wir kneten das Brod, wir schießen es ein,
Doch sind zu gemein es zu essen.

Chor: Wir kneten das Brod, wir schießen es ein,
Doch sind zu gemein, es zu essen.

Wir steigen hinein—wir sind so gemein—
In die Höhle der finstersten Minen,
Wir graben das herrlichste Edelgestein,
Das je noch in Kronen geschienen.
Fehlt Gold im Schrein, wir schaffen es fein,
Nicht die, die im Ueberfluß schwimmen.—
Zum Zahlen sind wir nicht zu gemein,
Doch viel zu gemein um zu stimmen.

Chor: Zum Zahlen sind wir nicht zu gemein,
Doch viel zu gemein um zu stimmen.

Wir sind so gemein, o wir sind so gemein.
Doch mauern und bau'n uns're Hände;
Zu den Füßen des Reichen fügt Stein an Stein
Zu Kirch' und Palast sich ohn' Ende.

Wir bauen das Schloß, wir schmücken es aus,
 Wir müssen es scheuern und bohnen,
Wir sind zu gemein nicht zu bauen das Haus,
 Doch viel zu gemein d'rin zu wohnen.

Chor: Wir sind zu gemein nicht zu bauen das Haus,
 Doch viel zu gemein d'rin zu wohnen.

Wir sind so gemein, o wir sind so gemein,
 Doch spinnen wir Seide und Wolle,
Das glänzend der Lein um der Reichen Gebein
 In wärmenden Falten sich rolle.
Wir kennen den Spruch, wir kennen den Fluch,
 Was helfen uns Jammer und Klagen?
Wir sind so gemein nicht zu weben das Tuch,
 Doch viel zu gemein es zu tragen.

Chor: Wir sind zu gemein nicht, zu weben das Tuch,
 Doch viel zu gemein, es zu tragen.

Wir sind so gemein, o wir sind so gemein!
 Doch wenn die Trompeten erklingen,
Da stellen wir Armen uns in die Reih'n,
 Das Schwert für die Reichen zu schwingen.
Wir sind so gemein, doch setzen wir ein
 Das Leben, den Sieg zu ereilen. —
Zu tödten den Feind, sind wir nicht zu gemein,
 Wohl aber die Beute zu theilen.

Chor: Zu tödten den Feind, sind wir nicht zu gemein,
 Wohl aber die Beute zu theilen.

Wir sind so gemein — doch soll es so sein?
 Soll's immer so bleiben auf Erden?
Dem Reichen den Wein, den Glanz und den Schein,
 Dem Armen nur Last und Beschwerden?

Wir sind so gemein, doch sagen wir: Nein!
Wir müssen die Rechnung beschließen;
Wir füllen den Schrein, doch wir werden's auch sein,
Die künftig die Früchte genießen.

Chor: Wir füllen den Schrein, doch wir werden's auch sein,
Die künftig die Früchte genießen.

Ed. Dorsch.



V.

Frauen.

Von Frauen sind nur zwei eingehendere Beurtheilungen eingegangen, obwohl die Schrift an mehrere geistig hervorragende Frauen ausdrücklich mit der Bitte um Beurtheilung gesandt wurde. Und doch ist die wirksamste Propaganda für die Gleichberechtigung die praktische Gleichbethätigung. Wollen die Frauen für gleichberechtigt gehalten werden, so müssen sie sich auch in gleichem Maße bethätigen.

Freidenkerthum, Dogmenglaube und subjektive Religion,

oder

Das Urtheil einer Frau.

Wenn in der Ueberschrift das Wort Frau gebraucht ist, so geschieht dies in dem Sinne des Schiller'schen: „Ehret die Frauen", wobei der Dichter gewiß nicht blos die verheiratheten Frauen gemeint hat. Eine Jungfrau, Frl. **Emma Hiller**, aus der durch geistige Regsamkeit und Bildung der Frauen sich auszeichnenden Freien Gemeinde von Sauk City, Wisc., zugleich durch Universitätsstudien geschult, ist es auch, welche in ihrer Beurtheilung meines „Heil der Völker" sich zugleich über die obigen Gegenstände ausspricht. Sie sagt Folgendes:

„Mit großem Interesse las ich die beiden Bändchen. Obgleich in der deutschen Literatur nicht sehr bewandert, glaube ich dennoch behaupten zu müssen, daß Ihr Werk dazu dienen wird, einem schon lange fühlbaren Mangel abzuhelfen. Dem Mangel nämlich einer volksthümlichen, freisinnigen Literatur, vermöge deren der Mann und die Frau aus dem Volke, die wenig Geschulten und viel Beschäftigten, ohne vielen Zeitaufwand, ihren geistigen Gesichtskreis erweitern können.

Es ist meine Ansicht, daß bis jetzt die aus den ungebildeten Volksklassen hervorgegangenen Freidenker zu viel auf dem Wege der Bekehrung und zu wenig auf dem Wege der Belehrung gewonnen wurden.

Man nimmt das Menschenthum nicht an wie einen Glauben—den man allenfalls wie einen Rock aus- und anziehen kann—es muß sich vielmehr ganz allmälig von innen heraus entwickeln, unser ganzes Wesen, unser Fühlen, Denken und Handeln durchdringen und leiten. Es ist nicht genug, daß es uns zur zweiten Natur wird, es muß ganz und gar unsere Natur werden. Ich bin fest überzeugt, daß das sogenannte Freidenken sehr häufig bloße Glaubenssache ist, wie jeder Dogmenglaube auch. Das Menschenthum wird aber durch solche Freidenker um keinen Schritt gefördert, es fehlen ihnen noch die elementaren Begriffe von dem Menschenthum, das „den endlichen, vergänglichen, vereinzelten Menschen in Beziehung setzt zu dem Ganzen, zu dem ewigen, unendlichen Wesen, zu dem Grunde seines Daseins".

Die meisten unserer sogenannten Freidenker müssen ebenso gut erst zum wahren Menschenthum erzogen werden, wie die noch im alten Glauben Befangenen. Eine zu diesem Zwecke sich eignende Literatur ist durchaus nöthig, und Ihr „Heil der Völker", soweit meine Beurtheilung reicht, liefert ein vortreffliches Beispiel.

Mit Ihrer einfachen, leicht verständlichen Schreibweise, dem ruhigen, würdigen Ton, der nie eine nervöse Hast, die Leser zu bekehren, verräth, treffen Sie gerade das Richtige.

So sehr ich mich aber auch von dem Geiste, der das ganze Werk durchdringt, angezogen fühle, so läßt mich doch Ihre Auffassung des Wesens der Religion etwas unbefriedigt. In dem Worte Religion vereint sich ein doppelter Begriff, ein subjektiver und ein objektiver. Sie bedienen sich des ersteren in der Einleitung, indem Sie, wie oben gesagt, als die Absicht, die Aufgabe und das Wesen der Religion bezeichnen „den endlichen, vergänglichen, vereinzelten Menschen in Beziehung zu setzen zu dem Ganzen" u. s. w. Unter des Wortes objektiver Bedeutung verstehen wir die verschiedenen organisirten Glaubenssysteme wie Judenthum, Christenthum u. s. w. In der Bearbeitung Ihres Stoffes, wie ich bei einer, allerdings nicht sehr gründlichen, Durchlesung wahrzunehmen glaubte, behandeln Sie die Religion durchaus objektiv und legen ihrem

Einfluß auf die Denk- und Handlungsweise der Menschen, als einem von außen kommenden, eine zu große Bedeutung unter. Nach meiner Ansicht ist, in diesem Sinne genommen, der Ausspruch „das Heil der Völker ist bedingt durch den Fortschritt der Religion" nicht gerechtfertigt. Ich glaube wohl, daß Sie im Geiste die beiden Begriffe vereinten, aber ob es die Leser auch thun, bezweifle ich.

Ich würde das Wort Religion auf seine objektive Bedeutung als Gattungsname für Judenthum, Christenthum u. s. w. beschränken. Den inneren Drang des einzelnen Menschen sich in Beziehung zu setzen zum Ganzen würde ich sofort, um jeder Verwirrung vorzubeugen, beim rechten Namen, das in der Entwicklung begriffene Menschenthum nennen. Dann könnte gezeigt werden, wie verschiedene Stadien in der Entwicklung des Menschenthums in den verschiedenen Religionen zum Ausdruck kamen und in ihren Organisationen und Schriften festgehalten wurden, die dann wieder rückwirkend den Entwicklungsgang förderten oder hinderten, ja zeitweise scheinbar zum Stillstand brachten."

Ich füge den Ideen der geistreichen Verfasserin, die gewiß in Beziehung auf den Dogmenglauben vieler Freidenker das Richtige trifft, noch folgende Auseinandersetzung hinzu:

Wir sind beide darin einig, daß die Religion, wenn sie in ihrem Wesen richtig verstanden wird, zur Grundlage hat den Drang des Menschen sich zum Ganzen, zum Ewigen und Unendlichen, und gehen wir noch etwas tiefer, auch sich zum Uebermächtigen in Beziehung zu setzen. Wir sind auch darin einverstanden, daß an der Religion, wie überhaupt an allem Menschlichen, zwei Seiten unterschieden werden können, eine innere und eine äußere, oder eine subjektive und eine objektive. Daß aber als die subjektive Seite blos der Drang zum Ganzen zu betrachten sei und nicht etwa auch die aus demselben hervorgehenden Vorstellungen, Gefühle und Grundsätze, das ist doch wohl etwas zu weit gegangen; denn dann würde für die subjektive Religion eben nichts als dieser dunkle und blinde, aller Einsicht und Erkenntniß entbehrende, darum inhaltslose Drang übrig bleiben, wie er allerdings zu den ersten Anfängen der Religion bei den rohesten Völkerstämmen gehört. Im Verlaufe der Kultur entfaltet und vervollkommnet sich aber auch diese subjektive Seite.

Ihre ursprünglichste Grundlage ist jedenfalls eine doppelte, erstens das Gefühl von dem Dasein eines Uebermächtigen, und daran sich knüpfend das Gefühl der Abhängigkeit von demselben; zweitens der Trieb der Selbsterhaltung, der Unabhängigkeit und Freiheit. Um sich unabhängiger, mächtiger und sein Thun erfolgreicher zu machen, zugleich um sich vor der Gewalt des Uebermächtigen zu schützen, sucht der Mensch dieses in seinen Dienst, zu seiner Hülfe zu gewinnen. Dazu muß er es erkennen, und sein Denken erhält dadurch einen wesentlichen Antrieb, sich zur Vorstellung eines immer mächtigeren, höheren und vollkommeneren, und schließlich eines höchsten Wesens zu erheben und zu erweitern. Danach sinnt er sich auch Mittel und Wege aus, wie die hilfreiche Vereinigung mit seinem höchsten Wesen, seinem Gott oder seinen Göttern, hergestellt werden könne, sei es durch äußere Opfer und Ceremonien, sei es durch das innere Opfer, die Hingabe seines menschlichen Willens an den geglaubten göttlichen. Daraus geht die Vorstellung von den Geboten Gottes hervor und einerseits die Sündhaftigkeit, andererseits die Versöhnung und Heiligung des Menschen mit einer ganzen Reihe von Vorstellungen, Gefühlen und Bestrebungen. Kurz, die subjektive Religion oder auch die Frömmigkeit, hat sich im Verlaufe der Menschheitsgeschichte sehr verschieden und mannigfaltig gestaltet, so gut wie die objektive. Wie sie in den höchsten Leistungen der christlichen Religion sich ausgebildet hat, besteht sie nach der Erkenntniß-Seite in der Erkenntniß eines höchsten, allmächtigen, allgütigen u. s. w. Wesens; nach der Seite des Gefühls in dem Gefühle der Abhängigkeit, der Sündhaftigkeit, Reue, Versöhnung, Liebe, Hoffnung, Glückseligkeit; nach der Seite des Willens in dem Streben, den Gotteswillen zu vollbringen und dem Gottesvorbilde nachzufolgen; mag jener Wille mehr in gottesdienstlichen und ceremoniellen Vorschriften oder mehr in der sittlichen Lebensführung erblickt werden.

Auf freidenkerischem Standpunkte, auf dem Standpunkte der heutigen Erkenntniß oder des Menschenthums verändert sich auch diese subjektive Seite der Religion wieder. Das Gefühl der absoluten oder vollständigen Abhängigkeit, in welchem so viele christliche und unchristliche Frommen und zuletzt ein Schleiermacher geschwelgt haben, nimmt mehr und mehr ab in dem Maße als der Mensch und die menschliche Gesellschaft sich selbst und die Natur beherrschen lernt. An seine Stelle tritt das Gefühl der

Selbständigkeit und Freiheit mit dem Gefühle und Bewußtsein der Zusammengehörigkeit des Einzelnen sowohl zur menschlichen Gesellschaft wie zur ganzen Natur. Die Vorstellung eines übernatürlichen persönlichen Gottes geht über in die Vorstellung des unendlichen, ewigen, selbstlebendigen und natürlichen Alls, das zugleich geistig und körperlich, und dessen Gipfelknospe und Blüthenkrone der Mensch und die Menschheit, wir selbst und die andern Menschen sind. Der in uns allen lebendige und zugleich aller Religion ebenfalls zu Grunde liegende Urtrieb der Glückseligkeit findet seine Richtschnur an den Kräften und Gesetzen der Natur in uns und außer uns und an den Gesetzen der Entwicklung derselben. Dies sind uns dann die wahren Gottesgebote. Sittlich gut handeln heißt dann so handeln, daß gemäß diesen Kräften und Gesetzen unser eignes wie der Menschheit wahres, d. h. höchstes und am meisten dauerndes Wohl dadurch gefördert wird. Die Gottesliebe, d. h. die Liebe zu dem geistigen und auch einmal im Fleisch erschienenen Gott, verwandelt sich in die Liebe zu dem fortwährend aus dem ewigen—nach alter Weise zu reden „göttlichen"—All im Fleische erscheinenden Menschen, in höchster Stufe zu dem das Gute, Rechte und Edle wollenden Menschen. Das Gefühl der Sündhaftigkeit und Reue endlich, mit welchem so viele Fromme alten Schlags sich schon bald mehr, bald weniger in Selbstpein abgequält haben, verbunden mit der Hoffnung auf Erlösung durch Opfer und Bräuche und Glaube, zuletzt durch das Opfer eines vergötterten Menschen, wird ebenfalls vermindert und ausgemerzt. Es verstärkt sich dagegen der Trieb, nach den natürlichen Ursachen der Fehler zu forschen, und durch eigne Einsicht, Kraft und Geschicklichkeit die Schäden zu heilen, sei es von Seiten des Einzelnen für sich allein, sei es mit Hilfe der organisirten Gesammtheit. Je mehr dann einerseits die Erkenntniß des Menschen voranschreitet; je mehr andererseits die ganze Menschheit zu einem mächtigen Ganzen sich organisirt, welches dem Leben und Dasein jedes Einzelnen seinen Schutz und seine äußere wie innere Förderung zu Theil werden läßt; je mehr endlich jeder Einzelne selbst zu diesem Ziele des eignen und des Gesammtwohls beiträgt: desto mehr verwirklicht sich fortwährend die Selbsterlösung des Menschen und wächst das Gefühl der Menschenwürde, das Gefühl der Zuversicht auf Erfolg und der sicheren Hoffnung einer stets besseren Zukunft auf Erden; desto mehr tritt auch die Harmonie des Einzelnen im

eigenen Innern wie mit der menschlichen Gesellschaft und mit der äußeren Natur ein; und desto mehr vermehrt sich die menschliche Glückseligkeit. Diese letzte und bisher höchste Stufe der subjektiven Religion, die natürlich auch wieder ihre objektive Seite in den Sitten und Einrichtungen der menschlichen Gesellschaft hat und haben wird, pflegt man seit etwa 30 Jahren das Menschenthum zu nennen, weil in ihr der Mensch und die Menschheit Ursprung, Endziel und Mittelpunkt des religiösen, oder hier besser gesagt, des sittlichen Lebens ist, nicht mehr die übermenschliche Gottheit. Wollten wir aber überhaupt schon die subjektive Seite der Religion, das innere religiöse und sittliche Leben „Menschenthum" nennen, so wäre dies gewiß mißverständlich. In gewissem Sinne könnte man allerdings die geschichtliche Entfaltung des Menschenwesens mit „Menschenthum" bezeichnen, wie man auch unter Judenthum und Christenthum das ganze Dasein und Leben des Judenthums und Christenthums von Anfang bis zu Ende verstehen kann; aber dann gehört nicht blos die subjektive Religion und nicht blos die Religion überhaupt, sondern alles Menschliche dazu.

In meinem „Heil der Völker" habe ich bis jetzt die innere Seite der Religion weniger berührt als die äußere, darin hat die Beurtheilerin ganz Recht. Aber das lag in der Natur der Sache. Ich stellte zunächst den Einfluß der Religion auf den Wohlstand der Völker dar, und dabei mußten die inneren religiösen Vorgänge weniger in Betracht kommen als die äußeren Folgen der Religion, ihre Wirkung in den gesellschaftlichen Einrichtungen und auf die äußeren Lebensziele der Menschen. Werde ich später auch an den Einfluß der Religion auf die Moral kommen, so werde ich das innere Getriebe der religiösen und sittlichen Kräfte mehr zu beachten und bloszulegen haben.

Auch darin hat schließlich die Verfasserin Recht, daß ich, wenigstens zum Theil, den Einfluß der Religion als einen von Außen kommenden darstelle. Aber auch das liegt in der Sache selbst; denn die christliche Religion, von der ich hauptsächlich rede, ist eben eine Offenbarungsreligion, d. h. eine solche, die dem Menschen von außen her, durch geschichtliche Ereignisse offenbart sein will, und sie kam namentlich den europäischen Völkern in der That von außen, von Asien her, und ist nicht in ihrem Denken und Fühlen erwachsen, sondern, und zwar namentlich den germanischen, mit Blut und Eisen von außen her eingeimpft worden an Stelle ihrer alten Naturreligion.



Dein Himmel bist Du.

Nun sieh, der Erkenntniß Baum
Macht alle Verkenntniß zu Traum;
Die Mutter wird durch ihr Kind
Für den Himmel der Seligen blind,
Da nur an den Himmel sie denkt,
Der nah an der Brust ihr hängt,
Der klar in die Augen ihr schaut,
Daß ihr vor der „Seligkeit" graut.

Sonst priesen die Thoren nur gern,
Was uns unnahbar fern,
Sehnsüchtig Gebet und Gesang
Ward so aus dem Liebesdrang . . .
Jetzt wissen den Himmel wir nah, —
Ergreif ihn, o Mensch, er ist da!
Und ruhe in seliger Ruh,
Denn, wahrlich, Dein Himmel bist Du!

Leopold Schefer.

Frau **Mathilde Franziska Anneke,** bekannt als Vorsteherin einer Erziehungs-Anstalt zu gediegener und freisinniger Bildung der weiblichen Jugend, und als Vorkämpferin für die Gleichberechtigung der Frauen, schreibt folgendermaßen:

„Ihr schönes Buch „Das Heil der Völker" habe ich mit großem Interesse gelesen. Eine solche concrete Zusammenstellung der Thorheiten und Betrügereien auf religiösem Gebiete seit dem Gedenken der Menschen zu ihrem „Heil", in solcher Kürze und so glänzender Sprache, hat uns gerade gefehlt, die Masse aufzuklären und mehr und mehr zu überzeugen. Ich möchte Ihnen gerne ausführlicher meine Achtung vor Ihrem Werke aussprechen, vor der Genauigkeit, mit welcher Sie dem Laufe der Zeiten gefolgt sind und vor jenen Konsequenzen, die Sie so scharf und inhaltsschwer daraus gezogen haben, aber Sie verzeihen mir wohl, wenn ich nur

den Gesammteindruck, den ich beim Lesen des Buches daraus gewonnen habe, in wenigen Worten Ihnen kundgebe und dabei den aufrichtigen Wunsch ausspreche, dasselbe möge in seinem großen Werthe sich einen immer weiteren Leserkreis erwerben."

Theorie und Praxis.

Es schwirrt der Worte grimmiges Gefecht,
Es ringen rastlos Lied und Bild und Rede
Auf jener Warte, wo für „Frauenrecht"
Die Neuzeit kämpft in heißer Geistesfehde.
Die Worte hallen wie der Grütlischwur;
Es fehlt ein Tell, ein kecker Schütze nur!

Die Eidgenossen streu'n des Wortes Saat,
Der Rede Zündstoff soll den Muth beseelen;
Fern bleibt der Held — „doch zu bestimmter That
Da ruft den Tell, es soll an ihm nicht fehlen." —
Das ist der Tell für Menschenrecht und Licht,
Wer stummberedt durch stolze Thaten spricht!

O Weib, mit Worten ward genug gespielt;
Bewähre deiner Weihe Priestersendung,
Auf daß dein Geist mit festem Pfeile zielt
Auf jenen Apfel: hehre Selbstvollendung!
Bewähre, daß auch unter Frauenstirn
Zu höchster Kraft erstarkt das Menschenhirn!

Versiegen mag der Reden eit'le Fluth;
Gen Küßnacht, Tell! — den Geßler sollst du tödten,
Den Wahn, daß eine Frau von Geistesgluth
Die Pflicht verlernen muß und das Erröthen! —
Dein Thun erprobe, wie des Geistes Kraft
Im Weib harmonisch Licht und Reinheit schafft!

So wirke Jede, muthig wie der Tell,
Und wahres Recht wird wahren Sieg erringen,
Dann glüht die Firn der Gletscher freudenhell,
Und im Gebirg ertönt des Alporns Klingen,
Bis aller Welt die Botschaft ward gebracht:
„Vom Pflanzenleben ist das Weib erwacht!“

Minna Kleeberg.



VI.

Vereine.

In den Ver. Staaten mag es, die Turnvereine, Freien Gemeinden, Freidenker Vereine und sonstige freisinnige deutsche Bildungsvereine zusammenbegriffen, deren etwa 250 geben. Vielleicht daß manche an Debattir-Abenden „das Heil der Völker" zum Gegenstand einer Besprechung, zum Turngeräthe geistigen Turnens gemacht haben, Bericht darüber habe ich nur von einem einzigen Vereine erhalten, von dem Vereine **„Vorwärts"** in **New York.** Ein übersandter Auszug aus dem Sitzungsprotokoll vom 19. Feb. lautet:

„Die beregte Schrift ist eine sehr bedeutsame Arbeit und ein höchst werthvoller Beitrag unsrer jungen deutschamerikanischen Literatur. Der Verfasser steht auf dem Standpunkte des reinen Menschenthums und beleuchtet mit scharfem Geiste, an der Hand historischer Thatsachen, die Einwirkungen der Religionen (im I. Theile: Judenthum und Christenthum) auf das Leben der Völker, behandelt sodann im zweiten Theile den Protestantismus mit seinen Gestaltungen in Deutschland, der Schweiz, Schottland und England und sieht schließlich in den Quäkerthum auf amerikanischem Boden den Uebergang zum Menschenthum. Die Anfechtbarkeit dieses letzteren Satzes bis zum Erscheinen des in Aussicht gestellten dritten Theiles übergehend, sind wird der Ansicht, daß das Werk eine solche Fülle belehrenden Stoffes enthält und in so volksthümlicher Weise geschrieben ist, daß wir es in den Händen eines jeden Deutschen zu sehen wünschten, um so mehr als es am besten geeignet ist, Andersdenkende zu belehren und freidenkende Menschen in ihren Ansichten zu bestärken.—Zu verwundern ist nur, daß noch keine New-Yorker Zeitung von dem Werk Notiz genommen hat." (Ist seitdem durch das „Belletristische Journal" geschehen. A. d. V.)

Der Vorort des Ohio-Turnbezirks hat die Schrift überdies auch zur Anschaffung empfohlen.

Vorwärts.

**Vorwärts, vorwärts heißt die Losung,
Welche unser Banner schmückt!**
Vorwärts gegen jede Fessel,
Welche noch die Menschheit drückt;
Vorwärts, daß auf dieser Erde
Stolz der Dom der Freiheit stehe,
Vorwärts, daß auf allen Bergen
Reinster Freiheit Banner wehe.

Nieder drum mit dem Betrüger,
Der den Geist in Fesseln schlägt,
Der die Giftsaat blinden Glaubens
In der Jugend Herzen legt;
Der das Fundament der Freiheit
Aller Orten unterwühlt,
Der mit seinem Trug vom Himmel
Uns der Erde Güter stiehlt.

Laßt das Licht des Geistes strahlen,
Daß die Herzen es durchglüht,
Und die reinste Menschenliebe
Allerwärts auf Erden blüht;
Daß kein finstrer Haß des Glaubens
Menschen mehr vom Menschen trennt,
Daß man gern in jedem Menschen
Seinen Bruder anerkennt.

Wenn ein jeder Götzentempel
Des Betruges niederfällt,
Und der Mensch an deren Stätte
Einen Dom für Bildung stellt;
Wenn aus jedem Menschen-Herzen
Finstrer Glaubens-Wahn entfloh'n,
Dann steigt zu der Menschheit Segen
Wahre Freiheit auf den Thron.

Nieder auch mit schnödem Wucher,
Der für Noth kein Mitleid fühlt,
Der im Müßiggange schwelgend
Jede Frucht des Fleißes stiehlt;
Der in marmornen Palästen
Sich auf seidnen Kissen wiegt,
Wenn auf faulem Stroh in Hütten
Dort der Mann des Fleißes liegt.

Stürzet jeden der Tyrannen,
Ob er Kron und Szepter trägt,
Oder ob er mit der Peitsche
Eines Sklaven Nacken schlägt.
Stürzt auch jeden feilen Diener,
Jeden Knecht der Tyrannei,
Nur Vertilgung solcher Knechte
Macht das Volk erst wahrhaft frei.

Freie Männer, keine Knechte,
Jedem Theil an dieser Erd';
Gleiche Pflichten, gleiche Rechte,
Jedem Mann ein eigner Heerd.
Dieses ist's, wofür wir ringen,
Ringen bis das Ziel erreicht,
Daß uns aus zerstörter Knechtschaft
Einst die volle Freiheit steigt.

Vorwärts, vorwärts heißt die Losung,
Welche unser Banner schmückt,
Vorwärts gegen jede Fessel,
Welche noch die Menschheit drückt,
Vorwärts, bis auf dieser Erde
Stolz der Dom der Freiheit steht,
Vorwärts, bis auf allen Bergen
Reinster Freiheit Banner weht. (Buffalo Freie Presse)



VII.

Aus Europa.

Da die 1. Auflage des 1. Theiles vom „H. d. V." schneller zu Ende ging, als ich dachte, war ich noch nicht dazu gekommen, eine größere Anzahl nach Deutschland zu senden. Im Ganzen sind erst etwa zwei Dutzend dahin gekommen, darunter neun Exemplare an hervorragende Freidenker und Freigemeindler zur Beurtheilung. Das war schon vor Monaten. Gleichwohl habe ich nur von einem einzigen freigesinnten Manne von dort, und auch von diesem nur eine kurze Antwort erhalten. Es ist Herr **Dr. G. Fr. Kolb,** der Verfasser der in der „Vorbemerkung" zu Theil I. aufgeführten Kulturgeschichte. Er schreibt:

„Die beiden Broschüren habe ich dankend erhalten und mit großem Interesse gelesen. Ich finde dieselben sehr reichhaltig an Material, und sie geben dem Leser Stoff zum Nachdenken und regen ihn dazu an. Es kann sich dabei gar nicht darum handeln, ob Verfasser und Leser in allen Einzelnpunkten übereinstimmen, das ist sekundär; Hauptsache bleibt die Tendenz, die Richtung im Ganzen, und wie ich in dieser Beziehung denke, ist Ihnen ja aus meiner Kulturgeschichte bekannt."

Warum haben die Andern, zum Theil meine früheren Kollegen im freigemeindlichen Sprecheramt, nichts verlautbaren lassen? Waren ihnen vielleicht meine Folgerungen hie und da etwas ungelegen? Oder fanden sie sich in ihrem neudeutschen Patriotismus durch meinen deutschamerikanischen verletzt? Oder befürchteten sie, wie die sozialdemokratischen Agitationsreisenden Fritzsche und Viereck, für die Aeußerungen in der hierländischen Presse zu Hause büßen zu müssen? In dieser Beziehung verspreche ich jedem Einsender, der es wünscht, seinen Namen zu verschweigen.

Ich werde, sobald die zweite Auflage vollendet, einer größeren Anzahl hervorragender Freidenker in Deutschland, Oestreich und der Schweiz Exemplare zur Beurtheilung übersenden, und hoffe, daß die europäischen Gesinnungsgenossen nicht unterlassen werden, die Bande des fortschreitenden Geisteslebens diesseits und jenseits des Ozeans fester zu knüpfen.

Nachdem das Manuskript schon theilweise gesetzt, kommt mir noch die Kritik des „Menschenthum" zu, das in Gotha als Organ des deutschen Freidenker-Bundes von Dr. A. Specht herausgegeben wird. Hr. **Dr. A. Dulk**, Verfasser der „Stimme der Menschheit" und mehrerer freidenkerischen Schriften, sowie hervorragender Theilnehmer an dem Freidenkerkongreß zu Brüssel und der Versammlung deutscher Freidenker in Frankfurt a. M., sagt darin Folgendes.

„Unser Begreifen ist bekanntlich das Mitgehen mit der Folge von Erscheinungen, die innerhalb unsers Sinnenkreises nach und auseinander entstehen, indem die Wahrnehmung, daß diese Erscheinungen in nothwendiger Weise, aus dem Zwange der eigenen Natur, auf einander folgen, unsern Intellekt befriedigt, ihn die „Gesetzlichkeit" durch den sog. Causalnexus von Ursache und Wirkung lehrt, und ihn in der That auch zur Leitung und Beherrschung des Lebens befähigt. Die wirksamste Methode daher, Verständniß zu erzeugen, ist die genetische, welche wahrhaft naturgemäß die zu verstehenden Erscheinungen in ihren Anfängen, in ihrer Entwickelung und Vollendung vor unsere Augen treten, sie uns gleichsam mit erleben läßt. Kein Unterrichtsbuch sollte ohne dieses Prinzip, soweit es anwendbar wird, geschrieben sein, und was auf Popularität, auf volksthümliches Verständniß Anspruch macht, darf dieser Methode nicht entbehren. Das hat Fritz Schütz richtig gewürdigt, indem er uns unter dem vorstehenden Titel,*) um das Weltbewußtsein d. i. das Bewußtsein des Menschen von sich und seiner Welt, aufzuklären und der Höhe unserer Zeit zuzuführen, dasselbe geschichtlich gegliedert in den Phasen seiner Entwickelung vorführt. Die Anfänge, aus welchen er

*) Das Heil der Völker.

asselbe herleitet, finden sich in unserer, d. i. in der ganzen mosaischen Welt-
nschauung, aus welcher die moderne Bildung noch ihre Religion
chöpft oder zu schöpfen vorgiebt. Denn die Religion spricht ja die jedem
Volke, jeder Kulturstufe eigenthümliche Weltanschauung immer in der
bschließenden Weise aus, daß sie alles Bewußsein von der unendlichen Ver-
chiedenheit des Weltlebens in einem Einklang und zu einem Ganzen bil-
et und dem stets gesuchten letzten Entstehungsgrunde des Ganzen eine
estimmte Form, Fassung und Inhalt, giebt, die ein Verständniß des
Ganzen zu sein glaubt oder beansprucht, die das Räthsel der Welt gelöst
agt. So ist denn die Entwickelung des religiösen Bewußtseins vom Mosa-
smus aus durch seine beiden Sprößlinge, Christenthum und Islam, hin-
urch zu der Höhe der Gegenwart, welche ihm das beginnende Menschen-
hum ist, der Inhalt dieses Heils der Völker. Damit erhalten wir jedoch
eine theologische Schrift, Glaubensschrift oder Philosophie weder der
Offenbarung, welcher die Religion das Geschenk eines Gottes, noch jenes
materialistischen Atheismus, dem die Religion Auswuchs und Verirrung
er Phantasie ist, sondern eine in einfachster und anspruchsloser Form
erichtende, eine thatsächlich unterrichtende, ja im besten Sinne eine
Erziehungsschrift für Denkende, die nicht auf Einzelkenntnisse, sondern auf
as Bewußtsein als solches, auf Gesinnung und Charakter zu
wirken bestimmt und fähig ist. Für Schütz ist die Religion nicht nur der
aturgemäße umfassende Bewußtseinsausdruck der jedesmaligen Bildungs-
nd Entwickelungsstufe, sondern er erfaßt diesen Gedanken — und dies ist
as Auszeichnende und Bedeutsame des Werks — so ernst und gründlich in
en materiellen, sittlichen und politischen Zuständen, daß wir in ihm die
Erwerbs- und Verkehrsverhältnisse, Feudalwesen, Handelsstraßen, Post,
Banken, Erfindungen und Entdeckungen wiederfinden, also gleichsam eine
Kulturgeschichte des christlichen Glaubens erhalten, bei der indeß das chro-
ologische Moment und selbst die geschichtliche Erzählung nicht in den
Vordergrund tritt. Die religiöse Entwickelung findet nur zugleich Aus-
ruck im geschichtlichen Fortschritt; die Religion trägt die soziale Gestal-
ung an sich wie eine Prägung ihre ausführende Inschrift, wie eine plasti-
che Darstellung die aus den geistigen Zügen entstehende Physiognomie
erwirklicht. Gerade diese Einsicht aber fehlt noch in kaum glaublichem
Maße selbst bei den sog. Freisinnigen, wie viel mehr erst bei dem großen,

gegen die Religion apathischen, doch dem Bestehenden willenlos nachgebenden Publikum, die Einsicht von dem maßgebenden, unwiderstehlich mächtigen Einfluß der Religion auf die Gesetze, Sitten und Kräfte, auf das Wohl und Elend jeder Gesellschaft. Und es muß als unvergleichlich wichtig erscheinen, in einer Zeit des schweren Kampfs, des Uebergangs einer Religion in die andere, daß die Bloslegung der Verwüstung durch das immerfort noch geduldete Schlechte und heuchlerisch Heilige das Gewissen wecke, das allzuwohl muthlos oder in feigem Eigennutze noch vor dem Bekennen der Wahrheit und Wahrhaftigkeit zurückschreckt. Hier werden wir in die erhebenden wie in die furchtbarsten Perioden der religiösen Entwickelung geleitet; die durch letztere erzeugte Entmenschlichung der geistigen, sittlichen und wirthschaftlichen Zustände wird erschreckend und doch eher noch milde aufgedeckt, und es ist hervorzuheben, daß dies nicht durch Beredsamkeit erstrebt, sondern durch die innewohnende Logik der Thatsachen erreicht wird. Es möge in dieser Hinsicht auf die Darstellung der durch die Glaubensschranke gehemmten Liebe, der Bauernkriege, des Elends Irlands und Schottlands hingewiesen werden. Der hier klar gelegte geschichtliche Zusammenhang muß dem Stumpfsten die Nothwendigkeit und Unaufschiebbarkeit gründlich neuer religiöser Anschauungen zum Bewußtsein bringen. Die tiefgreifende einfache Verfolgung des thatsächlichen Lebens im Großen wie in der Persönlichkeit fesselt durch die ganze Schrift hin, und thut wohl zugleich durch einen lebensvollen nach dem Guten für Alle strebenden Sinn, der schließlich auch für die entsetzlichsten Zeiten ein menschlich ausgleichendes Fühlen gewinnt. Denn auch bei ergreifender Schilderung fanatischer Tollwuth und Glaubensverhärtung verleugnet die Schrift nicht ein maßvolles Gefühl hoher Unparteilichkeit, die auch des Rechtes des Schwachen, und der aufklärenden hilfreichen Natur des Bösen sich bewußt bleibt. Hierfür zeugen vielfach die Endausführungen über die Reformatoren, besonders Calvin, über das Jesuitenthum wie über den Communismus und die höchste erreichte Stufe des „Heils", die religiös-politische Demokratie.

Auf Einzelnes, das einer genaueren Fassung bedürfte, hier einzugehen, halte ich nicht am Platze, insofern es den Eindruck des Ganzen, auf den es in der That keinen Einfluß übt, herabsetzen oder mißdeuten würde. Und wenn ich z. B. über das israelitische Ingenium nicht ganz die Ansicht



des Verfassers theile, auch die Ursache für das qualifizirte geistige Leben des Stammes nicht „nur in der Religion des Volkes" (I. S. 30) finde, sondern diese Religion vielmehr ebenso nur als Ausfluß und Folge des Nationaltemperamentes, der israelitischen Naturbegabung ansehe, so hat das gegenüber dem Eindruck des Ganzen keinen aufklärenden Einfluß, noch Werth. Daher will ich nur gegen eine wie mir scheint nicht beabsichtigte, sondern unwillkürliche Idealisirung des Christenthums, zumal des protestantischen, protestiren, die einen Mißverstand, eine Verschiebung des Zieles herbeizuführen fähig scheint, da sie die ganze Humanitätsentwickelung unserer Epoche als Entwickelung des Christenthums und seiner einzelnen Formen, natürlich mit den nothwendigen Einschränkungen, darstellt. Daß das Christenthum die allgemeine Nächstenliebe als Postulat in seiner übrigens nicht nur zweifelhaften, sondern wie ich an anderen Orten nachgewiesen, verderblichen Sittenlehre aufstellt, dieses bedeutende Moment theilt es mit allen im Kulturlaufe zu Forderungen allmenschlicher Sittlichkeit erwachten Religionen; daß es ein besseres oder irgend ein neues Sittlichkeitsprinzip enthalte, ist eine hundertmal widerlegte Anschauung, und daß Christenthum mit Humanität gleichwerthig gebraucht werden kann, verdankt es wahrhaftig nicht seinen Thaten und seiner Geschichte, sondern der Geistesbildung seiner heutigen Bekenner.

Ueber das Gottesbild (II. S. 85. 178) der neuen, der Humanitäts-Religion selbst will ich hier nicht streiten. Im zweiten Theile der „Stimme der Menschheit" (S. 227 ff.) habe ich gezeigt, daß es nicht „Natur und Menschen" sind, und nicht „die Menschheit ihr eigner Gott wird," sondern daß und wie Gott die Idee des Menschen vom All ist.

Neu und nützlich durch historische Zusammenfassung und Uebersichtlichkeit der christlichen Religionseinwirkungen in Person und Gesellschaft— Ausführungen, die künftig noch vertieft und erweitert werden mögen— erfreuend durch Geistesreife, darf „das Heil der Völker" eine mit den Jahren wachsende Wirksamkeit erwarten. Die Beispiele sind mit rechtem Griffe, drastisch und überzeugend gewählt. Das seit Jahren erfolgte Einleben des deutschen Verfassers in den amerikanischen Geistestrieb giebt ihm die Vortheile einer erweiterten Uebersicht, eines radikalen und doch unparteiischen Urtheils. Möge das Buch die Gesinnung zu erwecken, durch die allein der Religionskampf und die nahe Zukunft eine menschenwürdige Gestaltung annehmen kann, reichlich beitragen. A. Dulk.

Freiheit,

Freiheit ist Lebensluft der Nationen,
Nie sollst Du ob der Einheit sie vergessen—
Was Dir, o Volk, an Rechten zugemessen,
Es gilt noch mehr als alle Lorbeerkronen.

Ein freier Sinn steht aufrecht vor den Thronen,
Sucht schmeichelnd nie die Hand der Gunst zu pressen—
Die von dem Bettelbrod der Gnade essen,
Mag die Verachtung und die Schmach belohnen.

Der Freiheit treu und treu dem Vaterland!
Von diesem Ziel kein Weichen und kein Wanken!—
Den Vätern werden's einst die Enkel danken.

In diesem Streben einig Hand in Hand
Auf eb'nem Pfad, auf rauhen Dornenwegen—
Und Deutschlands Zukunft wird erblüh'n in Segen.

Emil Ritterhaus.



Verzeichniß

der Zeitungen und Zeitschriften, welche „Das Heil der Völker" bis zum 5. Juli 106 ('81) besprachen, und mir einen Abdruck übersandten:

1. Allentown, Pa., Welt-Bote.
2. " Luth. Herold und Zeitschrift.
3. Belleville, Jll., Stern.
4. Buffalo, N. Y., Freie Presse.
5. Chicago, Jll., Vorbote.
6. " Luth. Kirchenfreund.
7. Cincinnati, O., Freie Presse.
8. " Haus und Herd,
9. " Volksblatt.
10. Davenport, Ja., Democrat.
11. Dayton, O., Anzeiger.
12. Evansville, Ind., Democrat.
13. " Union.
14. Freeport, Jll., Anzeiger.
15. Hoboken, N. J., Hudson Co. Journal.
16. Indianapolis, Ind., Zukunft.
17. " Indiana Tribüne.
18. Jackson, Mich., Michigan Volksfreund.
19. La Crosse, Wis., Nordstern.
20. Mendota, Jll., Post.
21. Milwaukee, Wis., Freidenker.
22. " Turnzeitung.
23. " Herold.
24. " Seebote.
25. " Journal.
26. " National Reformer.
27. " Erziehungsblätter.
28. Madison, Wis., Staatszeitung.
29. Minneapolis, Minn., Freie Presse.
30. New Ulm, Minn., Post.
31. New York, N. Y., Belletristisches Journal.
32. Philadelphia, Pa., Tageblatt.
33. Rochester, N. Y., Sonntagsblatt.
34. Rock Island, Jll., Neue Volkszeitung.
35. Sheboygan, Wis., Tribüne.
36. South Bend, Ind., Courier.
37. St. Louis, Mo., Westliche Post.
38. " Volksstimme.
39. " Herold des Glaubens.

40. Trenton, N. J., N. J. Staats-Journal.
41. Toledo, O., Expreß.
42. Washington, D. C., Volkstribun.
43. Wheeling, W. Va., Volksblatt.

Außerdem haben noch mehrere Zeitungen Besprechungen gebracht, ohne daß dieselben mir zugesandt wurden, so die St. Paul Volkszeitung, der Pionier am Wisconsin in Sauk City, Wis.

Die Zahl der deutschen Zeitungen in den Ver. Staaten beträgt über 500; davon erhielten etwa 100 je ein Exemplar zur Besprechung übersandt, und nahezu die Hälfte derselben hat auch eine Besprechung wirklich folgen lassen. Das ist schon ein ganz erfreuliches Resultat, das den Verfasser und das Publikum zu Dank verpflichtet. Freilich haben mehrere gerade der bedeutendsten Blätter sich der Mühe einer Beurtheilung nicht unterzogen. Sie sollten bedenken, daß deutsch-amerikanische freisinnige Bücher zu schreiben und zu verbreiten noch eine höchst schwierige Aufgabe ist, welche um so mehr auf die Unterstützung der Presse sollte rechnen können. Doch das Deutschthum und der freie Gedanke ist in der Union im Zunehmen begriffen und gewährt immer hoffnungsvollere Aussicht für die Zukunft. — Natürlich sind die gegnerischen, die kirchlichen Blätter erst recht in meinen Dank mit eingeschlossen. Aus dem Kampf der Meinungen blitzt und donnert und leuchtet die Wahrheit zuweilen am hellsten.



Inhaltsverzeichniß.

Vorbemerkung.

1. Gefechte mit den Zionswächtern.

2. Swedenborgianer.

3. Freidenker.

4. Sozialisten.

5. Frauen.

6. Vereine.

7. Aus Europa.

Die bis jetzt — September 106 (1881) erschienenen Schriften des Verfassers sind:

1. **Unsterblichkeit,** erste Auflage in wenigen Monaten vergriffen, zweite in Vorbereitung.

2. **Das Heil der Völker,** Thl. I.

Fortschritt der Religion. — Die altisraelitische Religion. Das Christenthum. Der evangelische Protestantismus. Das Menschenthum.

Das Heil. — Wohlstand und Gesundheit, Bildung und Freiheit.

Soziale Verhältnisse oder Wohlstand.

Reichthum der Juden. — Antrieb zum Reichthum. Handelsgeist, Wucher und Trug. Glaubenshaß. Jüdisches Erbarmen und Mildthätigkeit. Reformjudenthum. Wechselwirkung zwischen Religion, Schicksalen und Volkskarakter.

Verarmung der katholischen Länder. — Abschwächung des Erwerbstriebes. Gesellschaftliche Knechtung. Christliche Liebe und Mildthätigkeit. Wohlstand in den freien Städten. Rückschlag und blutige Vernichtung. Ergebniß.

Die erste Auflage von 3000 vergriffen, die zweite Auflage, ebenfalls von 3000, soeben erschienen.

3. **Das Heil der Völker,** Thl. II.

Einseitige Blüthe des Wohlstandes im Protestantismus. — Geistige Vorzüge des Protestantismus. Bauernkrieg und Luther. Einziehung und Raub der Kirchengüter. Der neuzeitige, insbesondre englischprotestantische Raubadel. Republikanische Strömung. Industrie, Handel und Nationalreichthum. Ergebniß.

4. **Kritiken und Debatten,** Abhandlungen und Gedichte. Auflage 5000.

5. **„Die Rundschau,“** welche in einer Auflage von 5000 und im Format meiner Schriften denselben unentgeltlich beigelegt, sowie bei Vorträgen vertheilt wird, enthält Korrespondenzen, Kritiken, Debatten und Gedichte, sowie Anzeigen und ist zur Propaganda bestimmt.

Das Heil der Völker, Thl. III. — Menschenthum — wird nächsten Winter erscheinen.

Preis jeder Schrift von 150—200 Seiten: 35 Cents, zu beziehen von Fritz Schütz, Carver, Minn., oder von jeder bedeutenderen Buchhandlung.

Druck der „Freie Presse“, Milwaukee, Wis.

Unsterblichkeit.

(Nebst einem Anhang von freidenkerischen Beerdigungsreden.)

Von

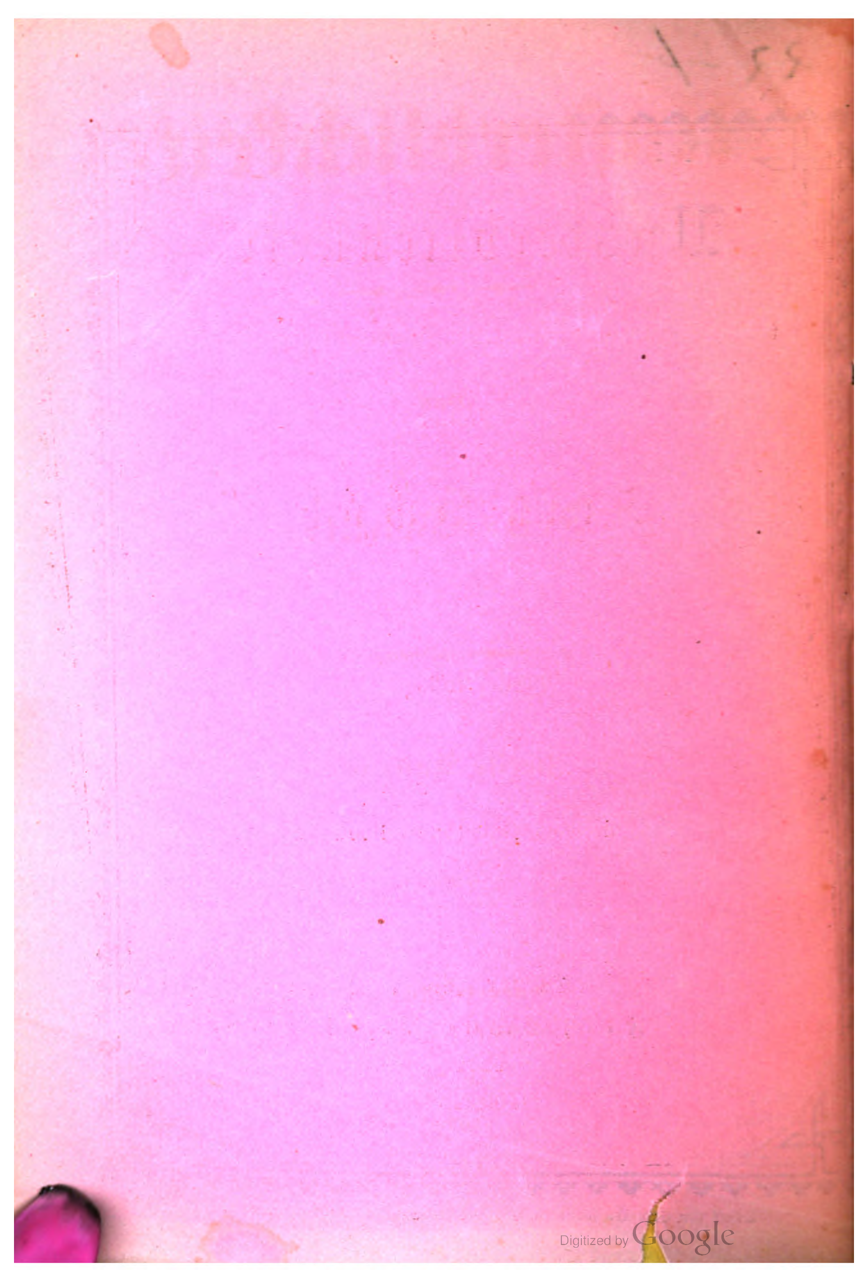
Fritz Schütz.

Zweite Auflage.

Preis 35 Cents (Mark 1.50).

Carver, Minn.,
Fritz Schütz, Box 74,
107.
(1882.)

Druck von Ed. C. Sanders, 450 Market Square, Milwaukee, Wis.



Unsterblichkeit.

Von

Fritz Schütz.

Zweite Auflage.

Carver, Minn.,
Fritz Schütz,
Box 74.
107.
(1882.)

Vorwort
zur ersten Auflage.

—0—

Da in sittlichen Dingen die Persönlichkeit des Vertreters einer Meinung wichtiger ist, als auf anderen Gebieten, so lasse ich dem folgenden Vortrage eine kurze Lebensbeschreibung von mir vorangehen, welche im Spätsommer 1873 der „Bloomington Anzeiger" (Illinois) brachte. Das seitdem Erfolgte füge ich bei.

Fritz Schütz wurde am 14. April 1833 zu Walldorf bei Heidelberg (Baden) geboren. Sein Vater, ein protest. Pfarrer, hatte an dem genannten Orte eine Erziehungsanstalt gegründet, die mit der Zeit von 60 bis 70 Schülern besucht wurde, einen ziemlichen Ruf genoß, und in Walldorf selbst wie später in dem benachbarten Edingen im Ganzen 24 Jahre bestand. In seinem dritten Lebensjahre wurde Schütz, in Folge einer Hirnentzündung, am rechten Beine gelähmt und ist deßhalb genöthigt, an zwei Krücken zu gehen. Nachdem er in der Anstalt seines Vaters vorbereitet war, trat er, 16 Jahre alt, in die 6. Classe des Lyceums zu Heidelberg, und bezog zwei Jahre darauf die dortige Universität.

Schütz bekundete schon von frühester Jugend an eine große Neigung zum Nachdenken über religiöse Dinge. Seine Mutter war eine Frau von ebenso großem praktischen Verstande, als gemüthlicher Tiefe und Zartheit, während sein Vater in seinem ganzen Wesen hart und streng und seiner theologischen Richtung nach Rationalist war. Diese Eigenthümlichkeiten der Eltern fanden in dem Gemüthe des heranwachsenden Knaben ihren Widerhall und ihre Fortsetzung. Schon bald nach der „Confirmation" fing er an sich innerlich mit dem Kirchenglauben zu entzweien und studirte daher auch nicht Theologie, sondern vorzugsweise Philosophie, die damals unter Kuno Fischer in Heidelberg neu aufgeblüht war; daneben Naturwissenschaften und Geschichte. Doch es galt an ein Brodstudium zu den-

ken, daher wandte er sich im 3. Universitätsjahre, nach dem Wunsche seiner Eltern, der Philologie zu und machte im Jahre 1855 das Staatsexamen als Lehramtspracticant, worauf er noch zur vollkommeneren Ausbildung in der französischen Sprache auf ein Jahr nach Frankreich ging. Dann folgte eine Zeit des freudigen practischen Schaffens als Lehrer und Erzieher, zuletzt als Mitvorsteher am Edinger Institute. Doch bald wurde der alte Drang nach einer Wirksamkeit auf religiös-sittlichem Gebiete wieder vorherrschend, und Schütz schloß sich im Jahre 1860 in der Hoffnung als Sprecher an irgend einer freien Gemeinde wirken zu können, der freien Gemeinde in Heidelberg an, nahm jedoch, als er sich in dieser Hoffnung, sowie durch den Zustand dieser Gemeinde getäuscht sah, seinen Beitritt wieder zurück und folgte einem Rufe an die neu errichtete „Erweiterte Volksschule" in Schwetzingen als Director und erster Lehrer. Daselbst verehelichte er sich auch im Jahre 1864, und zwar mit einer Jungfrau aus dem Arbeiterstande, welche mit seiner Unterstützung sich zum Theil in Deutschland, zum Theil in Frankreich eine vielseitigere Bildung angeeignet hatte. Inzwischen war die freisinnige Bewegung in der badischen protestantischen Kirche eingetreten, Schütz hatte daran Theil genommen, Versammlungen der ländlichen Kirchenvorstände veranstalten helfen, eine Broschüre gegen das pietistische Kirchenbuch geschrieben, und war von der freisinnigen Partei in die neue kirchliche Gemeindeversammlung gewählt worden. Da er dadurch mit dem orthodoxen Bürgermeister und mit dem geistlichen Schulinspector Schwetzingen's in Conflict gerieth, und in seinem Innern fortwährend den heißen Wunsch nach Thätigkeit auf dem Gebiete der religiösen Reform nährte, so gab er nach fünfjähriger Schulthätigkeit im Jahre 1866 seine Stelle auf, um öffentliche Vorträge zu halten, während seine Frau eine Mädchenschule für weibliche Arbeiten und französische Conversation einrichtete.

Nun war also der Schritt über den Rubicon gethan, das von Jugend auf genährte Streben, ein öffentlicher Volkslehrer zur Reformation des 19. Jahrhunderts zu werden, war daran, seine Verwirklichung zu finden. Aber unter welchen Verhältnissen? Die Stelle und damit die Besoldung war aufgegeben, Vermögen besaßen beide Ehegatten nicht, und die Familie hatte sich bereits um ein Glied vermehrt. Mit seinem Vater, der unterdessen verwittwet war, hatte sich Schütz schon durch seinen Beitritt zur freien Gemeinde in Heidelberg, noch mehr durch seine Verehelichung ent-

zweit, und dazu sein körperliches Gebrechen. Ueberdies war auch in Hinsicht anf die öffentlichen Verhältnisse die Lage eine möglichst ungünstige. Das Jahr 1866 mit seinen politischen Umwälzungen hatte alle Aufmerksamkeit dem Felde der Politik zugewendet, und ferner war Schütz'ens Streben gegen die Halbheit des Protestanten-Vereins gerichtet, daher agitirte dieser gegen ihn. Endlich hielt er seine Vorträge nicht innerhalb der freien Gemeinden, um, wie er dachte, mehr auf die Masse des Volkes zu wirken, deßhalb blieben auch diese unthätig. So kam es denn, daß er am 16. Oktbr. 1866 seinen ersten Vortrag in Pfortsheim vor vier Zuhörern hielt, während ein Haufe protestantenvereinlichen vornehmen Pöbels sich vor der Thüre angesammelt hatte, und den Redner durch Lärmen unterbrach. Aehnlicher Erfolg in Karlsruhe und Heidelberg. Das Unternehmen war mißlungen. Nun folgten zwei Jahre des Privatisirens, ausgefüllt mit Jonrnalistik, mit philosophischen Studien, und mit der Herausgabe seiner „Glaubenserneuerung des 19. Jahrhunderts", in 26 Lieferungen. Dieses Werk knüpfte an das „Charakterbild Jesu" von Schenkel an, um zu zeigen, daß sogar von der freisinnigen Kirchenwissenschaft bereits das ganze Fundament des Kirchenglaubens unterwühlt sei und durch eine ganz neue Weltanschauung ersetzt werden müsse.

Indessen wandte sich Schütz auch wieder mehr den freien Gemeinden zu, in der Einsicht, daß diese das praktische Feld für eine religiös-sittliche Erneuerung abgeben können, und wurde im Frühjahr 1868 von der Gemeinde Apolda in Thüringen zum Sprecher gewählt. Von hier aus hielt er zugleich regelmäßige Reisevorträge durch das schöne, für freireligiöse Bestrebungen so empfängliche Thüringen hin in Gotha, Weimar, Halle, Zeitz, Erfurt, Suhl, Pößneck, Gera, u. s. w., half eine Reihe von freireligiösen Vereinen gründen, ebenso einen thüringischen Verbandstag, und in Jena trat selbst der charakterfeste Universitätsprofessor Abbe mit 12 Genossen aus der Landeskirche aus, ein Vorgang, wie er seit zwei Jahrzehnten nicht mehr stattgefunden hatte. Die Zeit schwerer Prüfung war vorüber, ein freudiges, seiner innersten Natur entsprechendes erfolgreiches Wirken war an dessen Stelle getreten, im Vereine mit lieben Freunden und Gesinnungsgenossen. Einzelne Ausflüge führten auch zu Vorträgen nach Magdeburg und Berlin, sowie nach Süddeutschland.

Es kam das Jahr 1870 mit seinem Kriege, mit seiner vollen Ausbildung des Militärstaates, und so wie es Schütz einerseits immer klarer

wurde, daß die freien Gemeinden nur dann eine bedeutende, für das Gemeinwohl nützliche Aufgabe erfüllen können, wenn sie alle Fragen des inneren, sittlichen, wie des familiären, politischen und sozialen Lebens in den Kreis ihrer Besprechungen und Agitation ziehen, so begann er mehr und mehr sich zu überzeugen, daß dies in Deutschland mit seiner übermächtigen militärischen Staatsgewalt nicht geschehen könne. Er wandte daher seine Blicke nach Amerika.

Im Frühjahr 1871 wurde er von der deutschen Freien Gemeinde in Philadelphia zum Sprecher gewählt. Das erste Jahr brachte den beiden Ehegatten herben Verlust. Die vier Glieder der Familie wurden bald nach der Uebersiedelung von den Blattern befallen, die beiden Kinder wurden dahingerafft, nachdem zwei andere in Deutschland gestorben waren. Im zweiten Jahr hatte Schütz das Unglück, in der Gemeindehalle sein gelähmtes Bein zu brechen. Dabei kostete es noch manche Arbeit, sich in den neuen fremdländischen Verhältnissen zurecht zu finden und in denselben seinem Streben entsprechend zu wirken. Indeß stieg die Zahl der bezahlenden Mitglieder der Gemeinde in Philadelphia während seines Dortseins von 177 auf 308 im März 1873. Gleichwohl konnte er daselbst keine Wirksamkeit finden, wie sie seinen Ideen entsprach, und zugleich lernte er überhaupt das Sprecherthum an einer einzelnen Gemeinde als eine in vieler Hinsicht ungeeignete und nachtheilige Form erkennen. Im October 1873 unternahm er eine Vortragsreise durch die Vereinigten Staaten, wobei er an 25 Orten Vorträge hielt, von denen insbesondere auch der folgende überall begeisterten Anklang fand. Bald darauf siedelte er nach Milwaukee über, welches gegenwärtig den hauptsächlichsten Mittelpunkt radikaler Bestrebungen in den Ver. Staaten bildet, indem außer Schütz daselbst noch 3 Sprecher thätig sind, nämlich Biron, Brucker und Ende, welche Wisconsin sowie den ganzen Westen und Norden bereisen, indem ferner ebendort der „Milwaukee Freidenker" als gemeinsames Organ erscheint, und ein geistig reges Freigemeindewesen blüht.

Vorwort
zur zweiten Auflage.

——0——

Die erste Auflage dieser Schrift erschien schon im Jahre 1874, und zwar in 2000 Exemplaren. Sie war in 2—3 Monaten abgesetzt. Seitdem habe ich keine weitere Auflage erscheinen lassen, weil es meine Absicht war, die Frage der Unsterblichkeit, des Todes und der Ueberwindung des Todes zusammenhängend in einem größeren Werke zu behandeln. Ich bin von dieser Absicht wieder abgekommen, weil die Erfahrung mich lehrt, daß solche kleinere Schriften, wie ich sie in meinem „Heil der Völker" Thl. 1 und 2 und in meinen „Kritiken und Debatten", sowie in der ersten Auflage der „Unsterblichkeit" selbst habe erscheinen lassen, leichter und in größerer Anzahl unter das deutsch amerikanische Publikum zu verbreiten sind, als umfangreichere und kostspieligere Werke. Ich will daher auch die Betrachtungen, welche der Tod in uns erregt, nach ihren zwei Seiten in zwei verschiedenen Schriften, von der Form und Größe der bisherigen, getrennt behandeln. Die eine Seite betrifft die Frage, ob es nach dem Tode noch ein weiteres Fortleben, ein Jenseits giebt. Die andre Seite zeigt uns, wie das Sterben erscheint und durchlebt wird, wenn kein Wiederauferstehen derselben eignen Persönlichkeit ihm vorschwebt. Die erste Seite wurde vorwiegend in der ersten Auflage der „Unsterblichkeit" behandelt und soll auch den Hauptgegenstand dieser zweiten Auflage bilden, indem die Klarstellung der andern Seite einer folgenden Schrift, etwa mit dem Titel: „Die Ueberwindung des Todes" vorbehalten bleibt. Gleichwohl lassen sich beide Seiten nicht vollständig trennen, und namentlich soll auch schon in dieser Schrift überall, wo eine alte unwahre Vorstellung weggenommen wird, eine neuzeitige wahre dafür hingestellt und in das Reich der Ideen harmonisch eingefügt werden.

Es bleibt mir noch übrig, auch die Skizze meines Lebenslaufs, die in der obigen ersten Vorrede vor 8 Jahren gegeben wurde, fortzusetzen.

Seit der am Schlusse erwähnten Vortragsreise habe ich alljährlich eine oder zwei größere gemacht, und im Ganzen seit meiner Thätigkeit in Amerika in runder Summe 800 Vorträge gehalten, an ungefähr 140

Orten, großen und kleinen, dabei in etlichen 90 Turnvereinen, in 30 andern freisinnigen Vereinen sowie an etwa 30 Orten, wo kein besonderer Verein, sondern nur einzelne freigesinnte Männer und Frauen die Veranstaltung in die Hand nahmen. Mein Vortragsgebiet erstreckte sich im Westen bis Nebraska und Dakota, im Norden bis zur nördlichen Grenze der Ver. Staaten vom Lake Superior bis New Hampshire, im Osten zu den Küstenstädten am atlantischen Ozean, und im Süden bis Washington, Owensboro, Ky., St. Louis und Topeka, Kan., ein Gebiet, in welchem eine Rundreise sich durchschnittlich auf 6000 Meilen belief, von 50—100 Vorträge umfaßte und 3—4 Monate und darüber in Anspruch nahm. Zu den Vorträgen kamen ferner neben einigen kleineren auch mehrere größere Disputationen vor einem Publikum von durchschnittlich 1000 Zuhörern, so diejenige mit Professor Ernst vom lutherischen Seminar in Watertown, Wis., über Kirchenthum und Freidenkerthum, welche in Milwaukee abgehalten wurde, dann mit Pfarrer Strobel in Baltimore über Unsterblichkeit, mit Herrn Heinsohn in Cleveland über Spiritualismus, mit Rabbiner Dr. Sonneschein in St. Louis über das Dasein Gottes, und mit 4 Kommunisten und Kommunistinnen auf einmal, nämlich mit Herrn und Frau Lyser, Herren Bruck und Brucker, ebenfalls in Milwaukee, über die Bodenfrage. Eine Disputation ganz eigener Art fand auch noch in Mendota, Ill., statt. Ich sprach Nachmittags in der Turnhalle über Unsterblichkeit vor einer sehr zahlreichen Versammlung, dann zog des Abends Redner und Publikum zu Wagen und zu Fuß in die Kirche des protestantischen Seminarpredigers in der Nähe der Stadt, um dessen angezeigte Gegenrede anzuhören, und von dort aus ging es wieder in die Turnhalle zurück, wo ich zum Schlusse noch einmal die Gründe meines Gegners einer eingehenden und ziemlich lebhaften Prüfung unterzog. Daneben ging die Thätigkeit in Festreden und Gelegenheitsreden, namentlich auch in Beerdigungsreden, und solange ich in Milwaukee war, auch in Traureden einher, dazu Zeitungsartikel, Ertheilung von Unterricht in der Sittenlehre, Veranstaltung und Leitung von Debattirabenden, die besonders in der Lesebildungssection der Freien Gemeinde von Milwaukee gar manchmal zu den erhebendsten und genußreichsten Stunden sich gestalteten, welche allen Theilnehmern noch lange in angenehmer Erinnerung bleiben werden.

Doch während dieser ganzen vorkämpferischen, zugleich aber auch für mich selbst nicht minder wie für Andre anregenden, belehrenden und bil-

denden Thätigkeit wurde mir immer klarer, daß es mit Zeitungsartikeln und Zeitungen, mit Vorträgen, Disputationen, Debatten und Gelegenheitsreden allein in der Freidenkerei noch nicht gethan ist. Wenn das freie Menschenthum feste Wurzel fassen, wenn es sich weiter und weiter verbreiten, wenn es unaufhaltsam, lebenskräftig und fruchtbringend gedeihen und dazu dienen soll, diesem Volke der Ver. Staaten die große Zukunft heranzuführen, welche ihm bestimmt ist, — und welche, wie jede neue Kulturperiode, auch von einer neuen sittlichen Weltanschauung oder Religion begleitet sein wird, — dann muß es auch in seiner Gesammtheit als Ganzes durch ein zusammenhängendes Schriftwerk dargestellt und der Agitation zu Grunde gelegt werden. Als die Reformatoren des 16. Jahrhunderts mit ihren Ideen und Geistesthaten die Welt erneuerten, konnten sie auf ein bereits fertiges Gedankengebäude hinweisen, auf das Alte und Neue Testament. Heutzutage ist die Reformationsarbeit eine viel tiefer gehende und großartigere geworden. Nicht blos von Rom nach Wittenberg und von einer Art des Christenthums zu einer andern, nein, von der alten Welt zur neuen gilt es zu wandern, auf einen neuen Erdtheil, in eine neue Weltanschauung gilt es einzutreten, neue Fundamente zu legen, und diese viel allseitiger und harmonischer auszubauen. Doch die eine Hälfte des Neubaues ist auch schon in der Hauptsache vollendet, die Darstellung des körperlichen Alls mit seinem Werden und Kräfteleben. Alexander von Humboldt hat uns in seinem „Kosmos" die ewige Natur vom fernsten Weltennebel bis zum Moos das den Felsen bekränzt, als ein einheitliches, selbstlebendiges Wesen vor Augen geführt, und die heutige Entwicklungslehre unter der Förderungsarbeit der Darwin und Häckel und der Andern läßt uns aus dem Schooße der Allnatur, durch die Stufen des Thierreichs hindurch, den Menschen hervortreten, unter Nöthen und Kämpfen von außen angestachelt und getrieben, zugleich aber in seinem Innern ein immer selbstständigeres Leben gewinnend. Diesem Menschen nun, dem Sohne und der Blüthenknospe der allmächtigen Natur, die Wege zu zeigen, auf denen er zu immer höherer Vollkommenheit, Freiheit und Glückseligkeit sich selber führe; ihm die Mittel zu finden, durch die er in Freude wie im herbsten Leide den erquickenden und stärkenden Frieden seines Innern sich erringe; ihm die Grundsätze zu enthüllen, nach denen das Leben der Liebe und Familie und das Werk der Erziehung zu gestalten; nach denen die staatlichen Einrichtungen und die sozialen Verhältnisse zu ordnen; und zwar alles dieses in Uebereinstimmung mit den Kräften

und Gesetzen, die in seiner eigenen Menschennatur wie in der Gesammtnatur liegen, so daß aus dem natürlichen Kosmos das Reich der sittlichen Welt und der Sittengesetze, der sittliche Kosmos, folgerichtig, klar und bestimmt und begeisternd hervorwachse und leuchte, und beide Reiche, Naturtrieb und sittliches Wollen, zu einem beseligenden Einklange zusammentönen, zu einer neuen Allanschauung, zu einer neuen Religion, wie man das bisher nannte, — das ist die große und die wichtigste Aufgabe der Zeit. Und wird sie einmal zufriedenstellend gethan sein, dann erst wird auch die Zeit der wahrhaft lebenskräftigen, stetig wachsenden Organisation kommen; dann wird Herz und Verstand derjenigen, die aus den düsteren, beengenden und bedrückenden Räumen der alten Religion, den moderigen Grabgewölben freier Vernunft, ans neue Tageslicht heraustreten, auch alsbald auf die lachenden Gefilde voll Leben und Freiheit und Glück hinblicken können, zu denen ihr Weg führt; und dann werden Männer und Frauen von festem Muthe, von klarer Ueberzeugung und von warmem Herzen sich zusammenschaaren, und werden mit neuem Geiste und Leben unser Volk der Union und die Menschheit erneuern.

Wie mußten nun diese Ideen, die der Leser des „Heil der Völker“ schon theilweise aus dessen erstem Theile, aus dem Abschnitt „Menschenthum“ kennt, auf meinen Lebensgang wirken, den ich ja hier noch weiter zu zeichnen habe? Das Streben nach Erforschung der religiösen Wahrheit und nach Erneuerung der Religion und des sittlichen Lebens lag schon von frühester Jugend an in mir und hatte mich bei allen meinen Studien geleitet. Durch die langjährige innere Arbeit und die mannigfaltige äußere Thätigkeit war ich auch mehr und mehr zur Reife gekommen, und ich entschloß mich daher, das Werk der Darstellung der Weltanschauung des freien Menschenthums zu unternehmen. Dazu waren jedoch noch verschiedene Bedingungen zu erfüllen. Erstlich hinreichende Zeit und Muße zu gewinnen zu einer derartigen tiefeingehenden schriftstellerischen Thätigkeit. Dies konnte nicht geschehen in dem Sprecherberufe der Freien Gemeinde einer Großstadt, wo Vorträge, Unterricht, Gelegenheitsreden und das ganze Vereinsleben die volle Kraft eines Mannes verlangen. Eine andre Art der Wirksamkeit mußte gesucht werden. Dann tritt aber hier in Amerika noch eine besondre große Schwierigkeit hinzu. Der deutsch-amerikanische Buchhandel liegt noch so sehr in den Windeln, daß er, von Schulbüchern abgesehen, Originalwerke noch fast gar nicht selbstständig verlegt, sondern fast nur von importirten deutschländischen Schriften lebt.

Dazu ist er, mit sehr wenigen Ausnahmen, noch so sehr von Kirche und Schule abhängig, daß er mit freidenkerischen Schriften und deren Verbreitung überhaupt nicht viel zu thun haben will. Antwortete mir doch einer der bedeutendsten deutsch-amerikanischen Buchhändler, daß die Herausgabe meines Werkes nicht zu der Tendenz seines Geschäftes passe. Dieser Zustand des Buchhandels findet übrigens wieder seine Hauptursache in der geistigen Beschaffenheit des Deutschamerikanerthums selber, dessen Lesebedürfniß noch bedeutend weniger entwickelt ist, als das der Englischamerikaner. Mit dem Buchhandel war also, wie auch die Erfahrung aller andern freidenkerischen Schriftsteller bisher zeigte, nichts auszurichten; es kam darauf an, die Herausgabe und den Vertrieb selbst in die Hand zu nehmen. Das konnte alles am besten geschehen, wenn der Schriftsteller sich mit seiner Familie an einen einfachen ländlichen Ort begab, wo das Leben ungestörter und am wenigsten kostspielig; und wenn er zu gleicher Zeit alljährlich eine größere Vortragsreise unternahm, die ihn einerseits wieder geistig erfrischte, andrerseits ihm die Mittel zur Herausgabe der Schriften, sowie die beste Gelegenheit zur Verbreitung gewähren konnte. Die Schriften selbst aber mußten in kleineren leichtverkäuflichen Bändchen erscheinen, die deßwegen doch schließlich zum Ganzen sich aneinanderreihen konnten, wie die Perlen zur Schnur. Wenn ich daher vor 11 Jahren, als ich in dieses Land, nach Philadelphia, kam, meine volle Thatkraft in der Wirksamkeit innerhalb des Freigemeindelebens zu entfalten trachtete, so wandte sich dieselbe seitdem mehr und mehr dem Beruf des Reiseredners und des Schriftstellers zu. Mit meiner Ueberfiedlung von der Stadt der Bruderliebe nach Milwaukee gab ich den Sprecherberuf an einer Einzelgemeinde schon zur Hälfte auf, indem ich mich nur verpflichtete, die halbe Zeit des Jahres der Gemeinde zu widmen und zugleich das regelmäßige Vortragreisen begann. Und seitdem ich in Carver wohne, ist es vollständig in mein Ermessen gestellt, meine Thätigkeit am Orte oder für Schriftstellerthum oder Reisen abzutheilen. Freilich haben mir die verschiedenen Unfälle, die der Leser aus dem Vorwort zum zweiten Theile des „Heil d.V." sowie aus demjenigen zu den „Kritiken und Debatten" kennt, mehrere dicke Striche durch die Rechnung gemacht, ja sie drohten, mir die Durchführung des obigen Lebensplans überhaupt unmöglich zu machen, und haben auch die Herausgabe des dritten Theiles des „Heil d. V." so lange verzögert. Doch

Wer an seinem Glück verzwaufelt,
Hat sein eignes Grab geschaufelt!

Nachdem mir die letzte Reise wieder so gut gelungen, hoffe ich, daß dies auch mit der nächsten, diesen Herbst, der Fall sein wird, und dann verspreche ich dem Leser, beim Nachhausekehren mich sofort an den dritten Theil des „Heil d. V." zu setzen und nicht zu rasten, bis dieser und wo möglich noch ein oder zwei andere Schriften vollendet sind. Indessen bitte ich ihn, auch diese meine vierte Schrift, die „Unsterblichkeit", in seinen besonderen Schutz zu nehmen und zu deren Verbreitung nach Kräften beizutragen. Jemehr und je rascher die bereits fertigen Schriften abgesetzt werden, desto rascher und leichter kann ich die kommenden vollenden und vielleicht auch noch zum letzten Ziele, einer erneuerten lebenskräftigen Organisation freier Menschen gelangen.

Zum Schlusse will ich auch noch in Betreff unserer in dem früheren Vorworte erwähnten Familienverhältnisse hinzufügen, daß der Verlust der 4 ersten Kinder seitdem wieder durch 4 neue Ankömmlinge ersetzt wurde, deren jüngster den Vor- und Ehrennamen „Darwin" trägt. Vier leibliche und vier Geisteskinder! „Seid fruchtbar und mehret euch!"

Fritz Schütz.

Carver, Minn., 9. Aug. 107 (82).

Unsterblichkeit.

—0—

Aus dem Meer der Götterfreuden
Ward ein Tropfe uns geschenkt,
Ward gemischt mit manchen Leiden,
Leerer Ahnung, falschen Freuden,
Ward im Nebelmeer ertränkt.

Aber auch im Nebelmeere
Ist der Tropfe Seeligkeit.
Einen Augenblick ihn trinken,
Rein ihn trinken und versinken,
Ist Genuß der Ewigkeit.

Herder.

Sicherlich giebt es keinen wichtigeren Gegenstand auf dem Gebiete des sittlichen Lebens, und keinen der mehr in alle Saiten des menschlichen Gemüthes eingriffe, als derjenige der Unsterblichkeit. Nicht blos daß die Meisten, auch wenn sie sonst zu den Freisinnigen zählen, doch noch im innersten Winkel ihres Herzens jene Idee gerne hegen und pflegen, nein, auch die ganze Bestimmnng des Menschen, das Ziel aller Sittlichkeit wird ein andres, wenn wir die Fortdauer nach dem Tode als leuchtenden Lebensstern uns vorstellen, oder wenn wir sie verneinen. Ist dort, jenseits des Grabes erst unsre wahre Heimath, winkt uns von dort her das Ziel aller Vollkommenheit und unaussprechlichen Glückes, weit größer als unser Verstehen, dann hat eigentlich dieses jetzige Leben keinen wahren Inhalt mehr, dann ist es ein wesenloses, jammervolles, in Sehnsucht hinsiechendes Dasein. Dann gilt es in diesem Erdenleben sich gedulden, ertragen, leiden, hinnehmen was da kommen möge, die Zeit der Freuden wird ja doch bald nahen, die Pforten der Ewigkeit können schon morgen sich öffnen. Dann haben auch die Unvollkommenheiten des Diesseits, alle Ungerechtigkeit, alle Täuschung, aller Stillstand und Rückschritt nicht viel

zu bedeuten; über ein Kleines, so werden wir ja zur Vollendung eingehen. Für diese nur dich rein und frei von Fehl zu halten, und lieber dem Getriebe der Welt zu entsagen, als von ihm verstrickt und zur Sünde verleitet zu werden, sei ängstlich bedacht. Und wenn Glaube und wenn heilige Offenbarung und Priesterthum dir die Brücke zum Jenseits bauen will, und des Hinübergangs waltet, so glaube was du sollst, so schweige deine Vernunft, so unterwerfe dich den Herren und Gebietern, es wird ja auch zu überstehen sein, und dann kannst du in der ewigen Seligkeit der irdischen Sorgen und Kümmernisse lachen. — Wie aber, wenn es kein Jenseits gäbe! Wenn dieses Leben das einzige, alleinige und wahre schon ist! Wenn mit dem Tode mein Denken und Wollen und meine Zeit zum Glücke mir dahin flieht auf Nimmerwiederkehr; wenn, was ich hier leide und dulde, mir Niemand mehr dort vergelten wird; wenn alle Mängel und Härten und Schrecknisse des Daseins in keinem Reiche der Verklärung mehr geheilt werden; wenn wir nicht mehr dereinst sollen erhöht und getröstet werden, so wir jetzt uns erniedrigen und knechten und mißhandeln lassen; wenn vielmehr falsch und nichtig sind alle Himmelsanweisungen, die ihr bisher zum Troste uns vorgehalten — dann, ja dann fort mit der alten Predigt vom Leiden, Dulden und Ertragen, und vom Erdenjammer und vom unterwürfigen Glauben und vom demüthigen Fügen und Beugen, dann wollen wir jetzt schon glücklich und getröstet sein, jeden Augenblick. Baarzahlung der Freuden wollen wir haben und auf keine Heilung des Uebels von dorten mehr warten. Dann wollen wir uns selber helfen aus eigener Kraft, und die Schäden des Daseins heilen, und wollen uns frei entfalten, Vernunft und Wille und die ganze Menschennatur, und wollen Hand anlegen, daß es besser werde und das Leben sich allseitig verschönere und beglücke. Entweder den Blick auf das Jenseits richten und das Diesseits geringschätzen, den Antrieb zur Verbesserung, zur Beglückung, zur Befreiung des jetzigen Daseins verkümmern, — oder aber mit ganzem Streben und Vermögen für den Fortschritt, für die Freiheit und Glückseligkeit des Erdenlebens eintreten, das ist die wichtige Frage, die sich mit der Bejahung oder Verneinung der Unsterblichkeit entscheidet.

Begründung durch die überlieferte Religion.

Geschichtlicher Erfolg.

Da nun die Frage nach dem Fortleben eine so hohe Wichtigkeit hat, nicht blos für Verstand und Herz des Einzelnen, sondern für das ganze sittliche Streben und Leben der Menschheit, so liegt es uns ob, um so gründlicher in der Beantwortung derselben voranzugehen. Der kürzeste und einfachste Weg wird sein, wir fragen zunächst bei denjenigen an, welche den Unsterblichkeitsglauben uns überliefert und gelehrt haben, wir fragen die unter uns noch bestehenden Religionen, die christliche und die jüdische, welche ihn heute noch lehren, auf welche Weise sie denn ihre Lehre begründen. Und zwar wollen wir zunächst an die christliche herantreten, da die jüdische uns später außerdem beschäftigen wird.

Seit länger denn achtzehn hundert Jahren besteht und lebt und wächst schon unsre Religion und Kirche, ruft man von christlicher Seite uns entgegen, Tausende und Millionen von Menschen haben schon in derselben gelebt und sind in ihrem Glauben gestorben, eine ganze Kultur in Wissenschaft und Kunst und gesellschaftlichen Einrichtungen hat sie hervorgebracht, oder doch mit ihrem Geiste durchtränkt und gekennzeichnet. Worauf jedoch sind die ersten Gemeinden, ist die gesammte Kirche, ist das wohlgefugte, mächtige Glaubensgebäude der Christenheit gegründet, wenn nicht auf das Wort der Verheißung: Der Herr ist auferstanden, er ist erhöhet auf den Thron des Allmächtigen, er wird uns einst zu sich in seine Herrlichkeit und Seligkeit führen! Und kann es denn möglich sein, daß dasjenige, was so viele Tausende und Millionen geglaubt haben, worin sie gelebt, und worauf sie selig gestorben sind, daß das alles Täuschung, Wahn und Thorheit sei? Giebt es einen stärkeren Beweis für die Wahrheit der Religion als den Erfolg den sie in der Weltgeschichte hervorbrachte?

Weil so Viele es geglaubt, und weil dieser Glaube so Vieles gewirkt, deßhalb muß er wahr sein, deßhalb müssen wir ihm auch beipflichten, so lautet mithin die Begründung der christlichen Religion. Aber wie? Ist das nicht zu viel gesagt? Hat nicht auch das heidnische Griechen- und Römerthum eine großartige Kulturblüthe hervorgebracht, eine wunderbare, noch lange Zeit das Christenthum überragende und beherrschende Wissenschaft, eine herrliche bis auf den heutigen Tag zum Muster dienende

Kunst, und Staatseinrichtungen wie Gesetze die alle späteren Völker beeinflußten? Und von diesem Alterthum war die alte heidnische Religion nicht zu trennen, mit ihren Göttern und Göttinnen die den O'ymp bevölkerten, die Quellen, Flüsse und Meere, die Haine und Fluren belebten und die Wohnungen der Menschen wie ihre eignen prachtvollen Tempel zum Aufenthalt hatten. Auch ihnen haben Tausende und Millionen Jahrhunderte hindurch gehuldigt, zu ihnen um Hilfe gefleht, für ihre Wohlthaten Dankgebete und Opfer dargebracht, und sollen wir darum ebenfalls an ihr Dasein, an ihren olympischen Göttersaal und alle die Götterfabeln glauben und sollen glauben, daß, gleich Jesus, auch der griechische Herakles und der römische Romulus und so viele Andre vom irdischen Leben hinweg zu den Göttern versetzt worden seien? Oder sollen wir vielleicht glauben, was die heute noch bestehende Religion des Buddhismus lehrt und glaubt, die um ein halbes Jahrtausend weiter zurückreicht als Christus, die mehr Bekenner zählt als das Christenthum, und an Einfluß auf die Kultur der Menschheit nicht hinter diesem zurücksteht? Oder sollen wir dem zahlreichsten und ältesten von allen, das ein Viertheil der gesammten Menschheit beherrscht, dem Chinesenthum beistimmen? Mit einem Worte, wenn dasjenige wahr sein soll, was viele Menschen fest geglaubt, wonach sie gelebt und gehandelt haben, dann können wir so ziemlich allen Sinn und allen Unsinn glauben, den alle Religionen von den ältesten Zeiten des Fetischdienstes an bis herab zu den Mormonen, die auch ihre Märtyrer und ihre großen Erfolge aufweisen, je gelehrt und geglaubt haben. Dann müßten wir auch an Hexen und böse Geister glauben, denn dieser Glaube findet sich fast bei allen Völkern und wir müßten heute noch glauben, daß die Erde in der Mitte des Weltalls still stehe und die Sonne sammt der Gestirnswelt sich um sie drehe, denn kein Glaube war jemals allgemeiner und länger vorbereitet als dieser. Ueberhaupt aber beruht gerade darauf der Fortschritt der Wahrheit und der Menschheit, daß alle eingewurzelte Vorstellungen, und seien sie noch so ehrwürdig und durch Gewohnheit und Beispiel geheiligt, aufgegeben und durch richtigere ersetzt werden, sobald sie als unwahr erkannt sind. Hat doch das Christenthum selbst sich einst nicht wenig darauf zu Gute gethan, daß es das Heidenthum gestürzt, die Götterlehre der Griechen und Römer sammt deren Tempeln in Trümmer gelegt und die heiligen Eichen der Germanen gefällt. Ja, thut es doch heutigen

Tags noch dasselbe, soviel es vermag, durch seine Missionäre und Missionsanstalten unter den nichtchristlichen Völkern und Stämmen.

Himmelfahrt.

Weil mithin viele und sogar gute und thatkräftige Menschen an die sogenannte Heilsthatsache der christlichen Religion, an die Auferstehung und Himmelfahrt Jesu glaubten und sie in den Glaubensbekenntnissen fast der ganzen Christenheit feierlich bekannten und verkündeten und heute noch, mit dem Munde wenigstens, bekennen, deßhalb brauchen wir sie nicht auch schon für wahr zu nehmen. Und wir vermögen dies wahrlich auch um so weniger, als unsre jetzige Zeit und Erkenntniß und geistige Selbständigkeit den früheren Jahrhunderten soviel weiter vorangeschritten ist. Stellen wir uns nur für einen Augenblick den alten Glauben und das heutige Erkennen nebeneinander. Jesus soll ein wahrer Mensch gewesen sein, wenn auch zugleich ein Gott, und soll wirklich und wahrhaft gestorben sein, so meinen es jedenfalls die evangelischen Berichte, nicht etwa, daß er blos vom Scheintode erwachte. Nun, das zu glauben wäre nichts absonderliches, denn wir sehen ja tagtäglich Menschen sterben und bis heute ist noch keiner übrig geblieben. Wenn die evangelischen Erzählungen uns das blos sagten, oder auch ähnlich allgemein menschlich Wahres, so würden wir es schon glauben, wie wir auch bei hundert andern geschichtlichen Mittheilungen thun, die oft auch nicht sichrer als durch jahrhundertelanges Glauben bekräftigt sind. Nun heißt es aber weiter, daß der wirklich Todte nach dreien Tagen wieder auferstanden sei. Wie kann ein wirklich Todter wieder lebendig werden? Das wiederstreitet unsrer ganzen Erkenntniß vom Leib und Leben des Menschen. Wenn einmal das Herz aufgehört hat zu schlagen, wenn der Blutkreislauf stillsteht, ja wenn das Blut sich zersetzt hat, was bei Jesus bereits am Kreuze stattgefunden hätte, wie die Johanniserzählung wohl mit dem Blut- und Wasserbericht (Joh. 19,34) ausdrücken will, dann giebt es kein Wiederaufleben und kein Wiederauferstehn des Leibes mehr. Und vollends die Idee von der Himmelfahrt, die paßt in unsre heutige Weltanschauung gar nicht mehr hinein. In früheren Jahrhunderten, zur Zeit der Entstehung des Christenthums und auch im glaubenswilligen, geistesumnachteten Mittelalter, da man die Erde sich feststehend dachte und rings umgeben von krystallenen Schalen, dem Firmamente, an dem die Sterne angeheftet waren, in nich

allzu großer Ferne, da konnte man eine Hinauf- und Herabfahrt sich etwa noch möglich denken. Aber heutzutage ist uns das Weltall unendlich geworden, und solche Vorstellungen erscheinen uns gar zu kindlich, ja kindisch. Welche Entfernungen und endlosen Räume von Erde zu Fixstern und von Gestirn zu Gestirn, oder gar zu einem außer allem Sichtbaren schwebenden Himmel der Fantasie? Mit unfaßbarer Geschwindigkeit zuckt der Lichtstrahl, 42,000 geographische Meilen weit in einer einzigen Sekunde. etwa 8mal um die ganze Erde herum. Und gleichwohl giebt es Sterne, zu denen zu gelangen er nicht blos Sekunden, auch nicht blos Minuten oder Stunden und Tage lang zucken muß, nein, die er erst nach Jahren und sogar nach Jahrhunderten und Jahrtausenden erreicht, wie die Sterne der Milchstraße nach 5000 Jahren, kaum zu sprechen von den fernsten noch sichtbaren Weltennebeln, deren Schimmer nach den Berechnungen der Forscher nur in Jahrmillionen zu uns gelangen und uns Kunde bringen kann von dem Zustande der Weltkörper wie sie aussahen, als der Strahl vor Millionen von Jahren seine Reise von dort zu unsrer Erde her antrat. Und nun erinnern wir uns dagegen der Himmelfahrt, da Jesus „aufgehoben ward zusehends, und eine Wolke ihn aufnahm, vor ihren Augen. Und als sie ihm nachsahen, siehe, da stunden bei ihnen zween Männer“ u. s. w. (Apostgesch. 1, 9 u. 10). — Angenommen, Jesus wäre wirklich dazumal aufgefahren, und er wäre aufgefahren mit der Schnelligkeit des Lichtstrahls, was zu schnell gewesen wäre, als daß die Jünger ihn hätten sehen können, da unser Auge eine so schnelle Bewegung nicht mehr wahrzunehmen vermag, aber angenommen dies, wo wäre er heute nach 1800 Jahren? Noch lange nicht an den Sternen der Milchstraße, vielmehr immer noch und für Jahrtausende noch unterwegs, und mit ihm die Schaar der seligen Geister! — Und wollen wir noch weiter Naturerkenntniß und Himmelfahrt neben einander halten, so müssen wir natürlich auch nach der Kraft fragen, welche den Auffahrenden bewegen sollte, und müssen uns ferner sagen, daß eine so schnelle Bewegung eines Leibes, sei es nun ein verklärter oder ein unverklärter Leib, wenn es nur ein Leib, überhaupt gar nicht denkbar ist. Das Licht kann sich nur so schnell bewegen, weil es eben kein besonderer Körper ist, der den unendlichen Raum von einem Orte zum andern durchfliegen muß, sondern ein wellenförmiges Zucken der den Raum erfüllenden Aethertheilchen, von denen ein jedes an seinem Orte hin und her schwingt, wodurch die Lichtwelle erzeugt wird. Aehnlich wie auch bei den Wasser-

wellen nicht das Wasser den ganzen Weg weit fortfließt, soweit die Wellen sich erstrecken. Oder ähnlich wie auf dem Weizenfelde der Wind die Aehrenwellen dahinjagt, während doch jeder einzelne Halm stehen bleibt, und nur seine Spitze sich abwärts und aufwärts neigt. Ein wirklicher Leib hingegen, der mit Lichtschnelligkeit von der Erde auffahren wollte, müßte schon an dem Widerstand und der Reibung der Erdatmosphäre in Feuer aufgehen, ähnlich einem Sternschnuppen, der auch ein kleiner Weltkörper ist, welcher durch Reibung an der Erdatmosphäre erglüht.

Uebrigens hat sich Jesus selbst wohl das Fahren der übermenschlichen Wesen als eine ähnliche Erscheinung gedacht, wenn er (Luc. 10, 18) sagt: „Ich sah wohl den Satanas vom Himmel fallen als einen Blitz", und der gleichen Vorstellung entsprechend wird noch an der heiligen Stätte in Bethlehem durch einen Stein die Stelle bezeichnet, wo der Stern herabgefallen sei, welcher die Weisen des Morgenlandes gleich einem Engel begleitet habe. Sowie auch bei den Arabern zu Muhammeds Zeiten die Sternschnuppen für Engel gehalten wurden. Vielleicht daß auch die ersten Christen sich die Auffahrt Jesu als eine ähnliche Erscheinung vorstellten. Freilich lauter sehr kindlicher Aberglaube, der bei weitem nicht mehr in unsre heutige Erkenntniß hereinpaßt. — Ei wie! geht mir doch hinweg mit allen euren Berechnungen der Astronomen und euren Naturgesetzen, ruft uns da der Gläubige entgegen; mein Gott ist allmächtig, und er kann in einer einzigen Sekunde, wenn er will, und trotz Atmosphäre und Widerstand und Reibung und Schwerkraft und was ihr sonst noch alles ausdenken möget, in die unendlichsten Fernen zum Himmelsthrone auffahren. Schon recht, aber soll denn und will denn nicht jeder Glaube und das Chistenthum zumal, auch vernünftig sein, und verliert er nicht in dem Maaße an Ueberzeugungskraft, als er dem vernünftigen Denken und Erkennen widerstreitet? Und wie kann ein widervernünftiger Glaube bei dem heutigen, Verstand und Vernunft gebrauchenden Menschen noch Anspruch auf Anerkennung machen? Wir müssen demnach folgern: was uns von Jahrhunderten her berichtet wird, kann nicht wahr sein, wenn es unsrer heutigen vernünftigen Erkenntniß widerspricht. Aber müßte denn da nicht die Erkenntniß des Menschen vollständig sicher, vollendet und fertig, vollständig unfehlbar sein? Und da sie doch das nicht ist, da ihr vielmehr noch so manches, ja noch so vieles in der Gegenwart wie aus der Vergangenheit her unbegreiflich bleibt, so

könnte ja gerade die Erzählung von der Auferstehung und Himmelfahrt eine Nachricht sein, die sie jetzt noch nicht begreift, die sich aber später vielleicht dem menschlichen Forschergeiste aufhellen und als wahr erweisen mag. Derartiges ist in der Weltgeschichte schon vorgekommen. Nehmen wir ein Beispiel. Es war um das Jahr 600 vor der christlichen Zeitrechnung, da lebte in Egypten ein berühmter König Namens Necho. Dieser ließ von phönizischen Seefahrern eine Umschiffung Afrikas vornehmen, wie man in unserer Zeit Expeditionen nach dem Nordpol unternimmt. Die Reise ging wahrscheinlich vom Nil aus durch den von Necho erbauten Suezkanal, der den Nil mit dem rothen Meere verband, in dieses, dann an der Ostküste Afrikas nach Süden, dort um das Kap der guten Hoffnung, hierauf an der Westküste nach Norden, endlich durch die Meerenge von Gibraltar herein ins Mittelmeer und wieder nach Egypten. Sie soll 3 Jahre gedauert haben. Ungefähr 200 Jahre später kam der griechische Geschichtsschreiber Herodot in jenes Land. Er ließ sich die Merkwürdigkeiten desselben zeigen, dessen Geschichte berichten und vernahm auch von der erwähnten Expedition. Jene Seefahrer, theilt er mit, hätten die Nachricht mit nach Hause gebracht, daß sie bei der Umsegelung der Südspitze Afrikas die Sonne zur Rechten, d. h. im Norden gesehen hätten. Herodot glaubte das nicht, weil es der Erfahrung und dem Wissen der damaligen Zeit und der Völker ums Mittelmeer widersprach und aus dem gleichen Grunde wurde jene Expedition überhaupt Jahrhunderte lang für fabelhaft gehalten. Als jedoch im 15. Jahrhundert die Portugiesen und Spanier und Italiener ihre großen Entdeckungsfahrten unternahmen, als sie an der Westküste Afrikas nach Süden vordrangen, das grüne Vorgebirge und das Südkap umschifften, siehe, da stellte sich heraus, daß in der That, wenn man bis zu einem gewissen Grade südlich gelangt, die Sonne im Norden erscheint, und heutzutage lernt jedes Kind in der Schule, daß der Aequator die Linie bildet, über welcher die Sonne senkrecht gesehen wird, während sie nördlich von da für den Beschauer im Süden erscheint, hingegen von Süden aus betrachtet, sich am nördlichen Himmel emporhebt. Als man nun sich auch wieder der alten Erzählung Herodots erinnerte, da mußte gerade jene Nachricht vom Sonnenstande zur Bestätigung derselben dienen, und jetzt, wo wir die Wahrhaftigkeit Herodots kennen, und wo auch die bessere Kenntniß des ganzen Alterthums dem Forscher das Urtheil abnöthigt, daß die alten Phönizier „an Matrosengeschicklichkeit nicht hinter den europäischen Seefahrern des 15. und 16. Jahr-

hunderts zurückblieben," haben wir keinen Grund mehr, jene Umschiffung Afrikas für unmöglich zu halten oder in das Reich der Märchen zu verweisen, wenn auch manche Gelehrte noch Bedenken dagegen äußern.

Könnte es sich nun mit Auferstehung und Himmelfahrt nicht ähnlich verhalten? Könnte eine weiter vordringende Forschung nicht die Möglichkeit, ja die Wirklichkeit derselben klarstellen und zugeben müssen? Gerade umgekehrt war seit einem Jahrhundert der immer gründlichere und zuverlässigere Gang aufrichtig nach Wahrheit suchender Forschung. Anfänglich und in den früheren Jahrhunderten des Mittelalters glaubte man fest daran. Je mehr aber die menschliche Erkenntniß erwachte, je mehr sie sich erweiterte und vertiefte, je mehr sie die Natur und ihre Gesetze und je mehr sie die Menschheitsgeschichte aufklärte und durchschaute, desto mehr kam sie und kam selbst die freisinnige, muthigere Kirchenwissenschaft, die sich durch frühere Glaubensbekenntnisse nicht gänzlich mehr knechten ließ, zu der Ueberzeugung und zu dem Zugeständniß, daß jene angeblich grundlegende Heilsthatsache nur ein Erzeugniß der Sage in den ersten Gemeinden, der religiösen Fantasie, der frommen Dichtung sei, wie die Himmelfahrt des Herakles und des Romulus und der Maria und so vieler Anderen, und wir müßten geradezu unsere ganze heutige menschliche Erkenntniß und Wissenschaft, das Werk so langer und gründlicher, so aufrichtiger und mühsamer Arbeit, wir müßten unsre Menschenwürde, unser Menschenrecht und unsre Menschenpflicht freier Forschung verleugnen und der Unvernunft uns ergeben, wenn wir jene Märchendichtung der Religion für Wahrheit nehmen wollten.

Aber wird sie denn nicht ebenfalls von wahrheitsgetreuen und redlich denkenden Menschen als Thatsache berichtet, die Auferstehung und die Erscheinungen des Auferstandenen von allen 4 Evangelisten wie von der Apostelgeschichte, die Himmelfahrt am ausführlichsten in der letzteren (Kap. 1), und außerdem von Markus und Lukas? Und vor Thatsachen beugt sich doch der wahre Forscher, auch wo er sie nicht verstehen kann, und ändert vielmehr seine vorgefaßten Meinungen danach um. Wahrheitsgetreue Berichte und Thatsachen sollen wir in den neutestamentlichen Schriften vor uns haben? Ganz im Gegentheil, antwortet auch hier wieder die heutige wissenschaftliche Erkenntniß. Von geschichtlicher Treue und Zuverlässigkeit kann bei Evangelisten und Apostelgeschichtschreiber, und gerade in solchen Dingen wie die Auferstehung, nicht die Rede sein. Doch wir müssen, um uns dies vor Augen zu führen, etwas weiter ausholen.

Entstehung der Evangelien.

Es kann hier nicht meine Aufgabe sein, die Frage nach den Verfassern und der Entstehung der Evangelien, welchen die Apostelgeschichte noch später nachfolgte (Kap. 1,1), eingehend zu behandeln. Nur die Grundgedanken und hauptsächlichen Ergebnisse unparteiischer, aufrichtiger Forschung gilt es zusammenzufassen.

Es war gegen den Anfang der christlichen Zeitrechnung, als in die alte griechisch römische Welt eine furchtbare Korruption hereinzubrechen begann, eine Sittenlosigkeit, wie sie seitdem nicht wieder in der Geschichte aufgetreten ist. Dabei lasteie die eiserne Wucht des mächtigen Römerstaates, der die ganze damalige zivilisirte Welt ums Mittelmeer in sich faßte, und die Hand seiner despotischen Herrscher erdrückend auf den Einzelnen, wie auf den ganzen Völkerstämmen, und jeder Versuch zur Abschüttelung des gemeinsamen Joches oder zur Reform wurde blutig daniedergeschmettert. Ein Amerika aber, wohin man hätte auswandern können, um ein neues Reich der Freiheit und Sittlichkeit zu gründen, gab es noch nicht. Dafür suchte umsomehr die innere Geistesarbeit sich Wege zur Heilung. Schon früher hatte der griechische Weise Sokrates, (†399 v. Chr.) dessen Lehren, Leben und Sterben soviel Aehnlichkeit mit dem Jesubild hat, die Menschen darauf hingewiesen, daß ihr wahres Glück in ihrem Innern, in der Erkenntniß ihrer selbst und der Wahrheit ruhe, in der Reinheit der Seele, und in der Vollbringung des Guten. Sein großer Schüler Plato hatte das Reich der Ideen und der Ideale, der Urbilder des Guten geschaffen, und Aristoteles den Begriff eines außerweltlichen, geistigen, persönlichen, ewig seligen Gottes hinzugefügt. Der jüdische Philosoph Philo aber im egyptischen Alexandrien, ein Zeitgenosse Jesu und der Apostel, verband die griechische Philosophie mit dem Judenthum, welches seinerseits früher schon persische Religionsideen aufgenommen hatte, und ebenso auch mit der bis nach Egypten vorgedrungenen buddhistischen Weisheit. Er schuf die Vorstellung von einem höchsten Idealwesen, einem Mittelwesen zwischen Gott und Menschen, die Idee von einem Statthalter Gottes, dem eingeborenen Gottessohn, durch welchen Gott das All erschaffen habe und regiere. Er nannte ihn logos, eine Bezeichnung, die bekannlich auch in der Einleitung des vierten Evangeliums vorkommt und dort von Luther mit „das Wort" übersetzt wurde („Im Anfang war das Wort u. s. w."). Dazu kam dann von römischer Seite die Vorstellung von dem gleichfalls als Gott verehrten Beherrscher und Richter des Erdkreises, dem

Kaiser in Rom, und wieder von Seiten der gläubigen Juden die Hoffnung auf die Ankunft des Messias, des gottgesandten Befreiers und Erlösers. Alle diese Ideen durchdrangen so sehr die Köpfe und Herzen aller Denkenden und selbst der Masse des Volkes, daß z. B. sogar die jüdische Volksmenge, welcher doch sonst die Vergötterung von Menschen ganz fremd war, bei einem öffentlichen Aufzuge ihren Fürsten Agrippa als Gott ausrief (Apostelgesch. 12,22 u. 23). Auf der einen Seite waren mithin die Gemüther gedrückt und unterjocht durch die staatliche Knechtschaft, und alle Bessern von der sittlichen Fäulniß zurückgestoßen, auf der andern Seite trat ihnen der Aufblick zu einem himmlischen Vorbild und Retter als letzter Trost vor die Seele. Er muß kommen, der himmlische Retter und Gottgesandte, so wurden sie fester und fester überzeugt, er muß diese elende, verrottete Welt zerschmettern und ein neues Reich errichten, und er muß in diese Verderbtheit hinein das Beispiel der reinen Tugend leuchten lassen. Die Gottheit, die Tugend selbst muß den Menschen in ihrer ganzen Herrlichkeit und edlen Erhabenheit erscheinen, um ihre eigene Verderbtheit ihnen vor Augen zu halten. Sie werden sie zwar sicherlich verfolgen und morden, aber eine bessere Zukunft wird dennoch beginnen. Und nun waren alle zum Guten strebenden Geister erregt und arbeiteten an diesem Gedanken. Gewiß, der Gottessohn kommt; nein, er ist schon gekommen, hieß es, wir haben die Kunde. Wir selbst haben ihn zwar nicht gesehen oder gehört, denn er ist schon längst wieder von der Erde aufgefahren, aber einem angesehenen und glaubwürdigen Manne ist er erschienen vor Damaskus, und vielen Andern da und dort. Auch sind hier Männer, welche die Predigt seiner Jünger vernahmen, die Predigt der Apostel Jesu von Nazareth Der war es, sein Leben und seine Lehre, seine Zeichen und seine Wunder zeugen für ihn. Und nun ging es an ein Erzählen, an ein Erdenken und Erdichten, an ein Verkünden, Aufzeichnen und Berichten von Gotteserscheinungen und Reden, ganz ähnlich wie heutigen Tags bei dem spiritualistischen Geisterspuk oder bei den Marienerscheinungen im Elsaß, nur daß wir etwa noch die religiöse Erregtheit methodistischer Bekehrungsversammlungen hinzuzudenken haben. Was alles die Herzen so heiß ersehnten, es mußte geschehen sein. So und nicht anders mußte der Gottessohn, mußte die siegreiche aber gemordete Tugend gelebt haben, so gestorben sein, das wurde nun beschrieben. Und jeder schöne und edle Gedanke, der in den Gemüthern auftauchte, oder den die hervorragendsten Weisen und Schriftsteller der Zeit ausgesprochen hatten, so namentlich der römi-

sche Philosoph Seneca († 65 n. Chr.), dessen Worte und Gedanken oft so sehr mit denen des Neuen Testamentes übereinstimmen, das alles mußte auch schon von dem Heilande verkündet worden sein. Denn natürlich, wer konnte vor ihm etwas voraus haben wollen? Und was in den heiligen Urkunden auf den Messias bezogen sein konnte, das mußte eingetroffen sein, und sein Wunderbild mußte alle Wunder der Propheten wie der heidnischen Götter überstrahlen. So wuchsen denn, aus der Sehnsucht der Gemüther nach innerer Harmonie und Befriedigung und aus der Begeisterung für die Tugend erzeugt; aus philosophischem Nachdenken, wie aus dichtender Fantasie geboren; aus wirklich geschichtlichen Nachrichten wie aus geschäftig ausschmückender Sage des Volkes gesammelt; aus heilig gehaltenen Schriften, Lehren und Gebräuchen damaliger Religionen wie auch aus Einschaltungen herrschsüchtigen Priestergeistes zusammengetragen und überarbeitet und verbessert und wieder verbessert, zahlreiche Evangelienschriften hervor, von denen z. B. auch dasjenige der Hebräer, der Egypter, des Petrus, des Bartholomäus, des Thomas und andre bei den Kirchenvätern in Ansehen standen, unter denen aber die 4 heutigen mehr und mehr alleinige Geltung erlangten. Sie sind die vollkommenste Blüthe und reife Frucht des religiösen und sittlichen Denkens und innerlichen Arbeitens damaliger Zeit, von allen damaligen Hauptreligionen, etwa mit Ausnahme der chinesischen, das Erhabenste schöpfend und darum alle überragend. Denn, wie ein neuzeitiger Religionsforscher sagt, „vom geistigen Gebiete gilt dasselbe wie vom körperlichen, daß die Produkte der Kreuzungen die Einzelfaktoren derselben übertreffen," oder richtiger gefaßt: wie bei Pflanzen, Thieren und Menschen, so bei den Religionen der Menschen, gehen aus der Kreugung oder Verschmelzung der bestehenden Arten neue, zum Theil schlechtere, zum Theil aber auch bessere hervor, welche die Vorzüge der früheren einzelnen in sich vereinigen und darum den Sieg davontragen.

Diese Neuschöpfung des religiösen Geistes der Menschheit, die Evangelien, sind dann sämmtlich in der Gestalt wie wir sie jetzt besitzen, erst etwa in der Mitte des zweiten Jahrhunderts, also über hundert Jahre nach Jesu Tode zum Vorschein gekommen. Kein Augenzeuge des Lebens Jesu hat sie fertig gemacht, das sagt das dritte, und auch die Apostelgeschichte selbst (Luc. 1,1—3, und Apostelgesch. 1,1); aber auch in Beziehung auf das erste und vierte ist es ein Ergebniß der Forschung Das wäre also gerade so, wie wenn wir heutigen Tages eine Geschichte von

den Thaten und Aussprüchen Napoleons I. oder Friedrichs II. von Preußen schreiben wollten, aber wir müßten alle Werke der gleichzeitigen Geschichtschreiber über ihn und alle Zeitungen hinwegdenken, die es zu Jesu Zeit nicht gab, sondern blos zusammenstellen, was in der Volkssage, namentlich unter seinen Soldaten, von Vater auf Sohn und Enkel sich vererbte. Was würde das für eine Geschichtschreibung geben? Wir würden eine Sammlung von Anekdoten erhalten, wie sie in der That vom „Alten Fritz" und vom „Mann im kleinen Hütchen" im Volke sich bildeten, und denen sogar die Auferstehung sowohl im Glauben des französischen Volkes wie in der deutschen Dichtuug (vgl. „die nächtliche Heerschau" von Zedlitz) nicht fehlte, unter denen aber selbst das bekannte Wort: „Die Garde stirbt, aber sie ergiebt sich nicht," — nach eingehender Forschung als unwahre Sage verworfen werden mußte. Und gleichwohl waren Friedrich II. und Napoleon I. Männer, auf welche fast alle Völker der Erde hinblickten, während Jesus zu seinen Lebzeiten so unbekannt blieb, daß nicht einmal die damaligen Römer, welche das jüdische Land beherrschten, etwas über ihn zu berichten wissen, und auch die Stelle, welche der gleichzeitige jüdische Geschichtschreiber Josephus über ihn enthält, allgemein als später von christlicher Seite eingeschrieben erklärt werden mußte.

Kein Wunder also, daß die evangelischen Erzählungen keine wahrheitsgetreuen Berichte sind von dem was über 100 Jahre früher geschehen war; kein Wunder, daß sie Unmögliches enthalten; und kein Wunder, daß sie in so Vielem, so auch in Beziehung auf Auferstehung und Himmelfahrt, einander widersprechen. Läßt doch Matthäus durch den Engel und gleich darauf durch Jesus selbst den Weibern am Grabe sagen, die Jünger sollten nach Galiläa gehen, wo sie denn auch auf einem Berge ihn zum letzten Mal sahen (Mtth. 28, 16); während bei Markus die Erscheinungen des Auferstandenen in Jerusalem geschahen, von wo aus auch Jesus sofort am Tage der Auferstehung vom Tische der elf Jünger hinweg „gen Himmel aufgehoben" wird (Mrk. 16, 14 u. 19). Bei Lukas findet dann wieder das gerade Gegentheil von dem bei Matthäus Gesagten statt: Der Auferstandene verbietet den Jüngern Jerusalem zu verlassen (Luc. 24, 49); und nun führt er sie zur Auffahrt nach Bethanien; während Johannes beide Oertlichkeiten zusammen, Jerusalem und Galiläa zum Schauplatz der Erscheinungen des Auferstandenen macht. Nach der Apostelgeschichte endlich geht die Himmelfahrt wieder an einem andern Orte, auf dem

Oelberg (1, 12), vor sich, und zwar erst nach 40 Tagen (1, 3). — Was würde ein heutiger Richter sagen, wenn ihm ein Angeklagter vorgeführt würde, von dem die Anklageschrift bald behauptete, er habe das Verbrechen an diesem, bald er habe es an jenem Ort begangen; bald es sei an diesem Tage, bald es sei über einen Monat später geschehen? Er würde sofort Angeklagten sammt Ankläger entlassen, wenn überhaupt ein Ankläger die Thorheit begehen wollte, auf solche widersprechende Behauptungen hin den Thatbestand für erwiesen auszugeben.

So steht es mit der Erweisung der sogenannten Heilsthatsache der Auferstehung und Himmelfahrt.

Recht gerne ändern wir unumstößlichen Thatsachen und Beweisen gemäß unsre Meinung, aber erdichteten Fabeln und Sagen zu Lieb die mühsam erworbene und jederzeit beweisbare Erkenntniß der Wissenschaft daran geben, das wäre sträfliche Feigheit und thörichter Aberglaube, es wäre Selbstmord der freidenkenden Vernunft der heutigen Zeit, es hieße und heißt den Weg des Bösen betreten, der die Völker zum Untergang führt.

Verachte nur Vernunft und Wissenschaft,
Des Menschen allerhöchste Kraft,
Laß nur in Blend- und Zauberwerken
Dich von dem Lügengeist bestärken,
So hab' ich dich schon unbedingt —

Mephistopheles.

Religion und religiöse Erdichtung.

Doch wie? Hat denn nicht gerade der Einblick in die Entstehung des Christenthums und der Evangelien uns gezeigt, daß auch die christliche Sage und Fabel aus der menschlichen Vernunft hervorging, zum Theil sogar aus der philosophischen Wissenschaft damaliger und früherer Zeit? Und was damals tiefstes Denken und festeste Ueberzeugung war, müssen wir es heute als Aberglaube und Zauberwerk verwerfen? Das eben ist der Gang der menschlichen Forschung und Bildung. Ein fester Stamm zwar der Wahrheit wächst durch die Jahrtausende empor und erstarkt mit jedem Geistesfrühling, mit jeder neuen Völkerkultur, aber zugleich wirft er auch seine alten, verdorrten Blätter und Zweige ab in den Herbststürmen der Zeiten und treibt dafür neue, lebenskräftige und höher anstrebende Schosse. So ist es mit allen Wissenschaften und so mit der

Religion ergangen. Aus der zauberhaften Alchymie hat sich die heutige scharfsinnige und ergebnißreiche Chemie entfaltet. Aus dem priesterlichen Wunderdoktorenthum alter Zeit ist die wissenschaftliche Heilkunde geworden. Die Geschichtsforschung hat die alten Sagen der Völker aufgelöst und sucht auch die Völkerschicksale aus der Erkenntniß des Menschen und seiner Entwicklung, aus den wirklich vorhandenen Denkmalen und Beweisen, und aus den Einwirkungen der Außenwelt auf den Menschen zu begreifen. Und sogar die älteste und sicherste der Wissenschaften, die Sternkunde, hat nicht blos die frühere Sterndeuterei, sondern auch die ganze Ansicht vom Weltbau, welche so lange und bis an die Neuzeit heran herrschte, vom Throne gestürzt. Bei der Religion aber sind, ihrer ganzen Natur entsprechend, die Gebilde der Fantasie und des zauberhaften Aberglaubens noch vielmehr eingebürgert und haben viel festere Wurzeln geschlagen. Machen wir auch dies in der Kürze uns klar.

Die Religion schließt in sich das allumfassendste Denken. Sie beschäftigt sich nicht mit einem einzelnen Zweig des Wissens und Forschens, sie will bis zu dem Unendlichen und Ewigen, bis zu dem Allwaltenden vordringen. Wird sie da mit dem klaren, erfahrungsmäßigen Wissen allein fertig werden? Nimmermehr. Denn das Erfahrungswissen ist und bleibt ja stets beschränkt und endlich und kann mit der Prüfung und Erforschung des Unendlichen niemals zu Ende kommen. So wird sie Erfahrung und Wissen überschreiten und zu einem Fürwahrhalten übergehn müssen, das sich aus der Erfahrung nicht mehr vollständig beweisen kann, zu dem Glauben. In dem gleichen Maße aber betritt sie damit auch das Gebiet des schwankenden Irrens und selbstschöpferischen Dichtens.

Dann will auch die Religion dem Menschen inneren Frieden, inneren Einklang des Denkens und damit auch des Fühlens und Handelns geben, sie will ihm ein vollendetes Gedankengebäude hinstellen von der Wahrheit in Betreff des allmächtigen, ewigen und unendlichen Wesens, und von dem Verhältniß des Menschen zu demselben, eine ganze Weltanschauung oder Allanschauung. Wird sie da nicht die Lücken des Wissens mit Glauben ausfüllen müssen, um ein Ganzes zu gewinnen, mit Glauben, der dann durch den Fortschritt des Wissens zum Theil auch als Irrthum und Aberglaube sich ausweisen wird?

Und gleichwohl soll das Religionsgebäude fest und sicher und unerschütterlich stehn, nicht blos um des inneren Friedens und friedlichen Einklangs willen, sondern auch weil ja die Religion auf ihren Glauben die

ganze menschliche Sittlichkeit gründen will. Aus dem Wesen und Willen des Ewigen und Allmächtigen leitet sie die Vorschriften für des Menschen Gedeihen oder Unheil ab, die Gebote für sein Thun, die Sittengebote, und überhaupt die Unterscheidung des Guten und Bösen, und ordnet darnach das ganze sittliche Leben. Die Ziele der menschlichen Bestimmung und die Sittengesetze jedoch dürfen nicht wanken, nicht unsicher, zweideutig und zweifelhaft sein, wenn der sittliche Mensch nicht innerlich zerrüttet, unglücklich, elend, wenn er nicht energielos, karakterlos und korrupt werden soll; wenn im Gegentheil der Einzelne wie das ganze Volk in fröhlich vertrauender Kulturarbeit aufblühen soll. Daher treibt das religiöse Bedürfniß, an dessen Befriedigung innerer Friede, sittliche Klarheit und Festigkeit und somit das edelste Glück des Menschen geknüpft ist, diesen mit allen besten Kräften seiner Natur dazu an, dasjenige was er nicht voll erkennen kann, was aber doch aus seiner ganzen sonstigen Erkenntniß und Weltanschauung folgen würde, um sie zum großartigen Abschluß zu bringen, auch fest und sicher und trotz aller Versuchung zu glauben, so wahr er eine in sich vollendete sittliche Person und gut und wahrhaft glücklich sein will. Die Religion macht es daher bei ihrem geistigen Baue, wenn sie den weiten Bogen der religiösen Ideen aneinanderreiht, gerade wie der Baumeister der die körperlichen wohlbehauenen Bausteine oder die richtig geformten Eisentheile zusammenfügt zum tragfähigen Gewölbe, zur kühn und schwindelnd in die Lüfte ragenden und doch sich'ren Brücke. Die Endpunkte werden fest gerammt und gemauert, dann Stein an Stein, Stück auf Stück an einandergepaßt mit stützender Unterlage, mit haltbarem helfendem Gerüste, bis endlich das Schlußstück eingefügt und der ganze Bogen vollendet ist. Nun mit einem Male, durch die Vollendung, hat er auch volle eigene Stärke und Tragkraft erlangt, jetzt bedarf er keiner Beihülfe mehr, keiner stützenden Unterlage, keines haltenden Beiwerks und keines Gerüstes. So geht die Religion von der Erfahrung des alltäglichen Lebens aus, von den äußeren Lebensschicksalen, von den Naturereignissen und von den inneren Gemüthsbedürfnissen, sie läßt sich dann vom Wissen und Forschen die einzelnen Bausteine mühsam bereiten und paßt sie auf Grundlage und Stütze der Erkenntniß mit ihren Schlußfolgerungen an einander; aber je mehr sie den Bogen emporwölbt, desto weniger reicht ihr die sichere Erkenntniß aus. Da greift sie denn kühn zum abschließenden Glauben und setzt mit diesem voll Vertrauen und Hoffnung die fehlenden Schlußstücke ein, um auf der so geschlagenen Brücke sicher

und jetzt nicht mehr ängstlich um Erkenntnißbeweise bekümmert, hinauf und hinüber zum ersehnten Glücke zu gelangen, mag auch der Schlußstein eine Auferstehnng und Himmelfahrt sein, sofern er nur zum Ganzen harmonisch sich einfügt und folgerichtig verbindet.

Und dies ist in der That mit der Auferstehung und Himmelfahrt der Fall. Nehmen wir einmal an, daß ein jenseitiger, rein geistiger, persönlicher Gott existire, wie das die griechische Philosophie schon gefolgert hatte, daß er dann als Gottessohn und Gottmensch erscheine, wie das die alexandrinische Weisheit ausgedacht, und das Griechen- und Römerthum mit seinen Gotteserscheinungen sowie das Judenthum mit seinen gotterfüllten Propheten vorbereitet hatte; nehmen wir ferner hinzu, daß der persönliche Gott als der Gute und Selige auch seine Menschenkinder durch sein Vorbild auf Erden zu gleicher Güte und Seligkeit in sein außerweltliches Dasein führen will; und setzen wir schließlich die gleiche Unkenntniß der Naturgesetze und des Weltenbaues voraus, wie sie bei der Entstehung des Christenthums herrschte, so ergiebt sich als Schlußstein ganz folgerichtig das Hereintreten des Gottmenschen in die Welt, als Sohn einer menschlichen Mutter, die man kannte, während man als Vater den heiligen Geist ihm zuschreiben konnte, und ebenso wieder das Hinausscheiden aus der Welt und die Rückkehr in sein Reich mit Auferstehung und himmlischer Auffahrt.

Aber freilich die Bausteine des Wissens und Erkennens, auf welche der Glaube sich stützt, welche er verbindet und dichterisch kühn überspannt, verändern sich mit dem Fortschritt der Zeit. Der eine und andere bleibt vielleicht noch fest, aber andere zerbröckeln, und zuletzt ragt noch eine morsche Ruine in das frische Leben eines neuen Weltalters hinein. Zwar suchen die Bewohner des alternden Baues ihn noch lange mit allerlei Klammern und Flickwerk zusammenzuhalten, der süßen Gewohnheit des herkömmlichen Daseins sich ergebend, doch eben darum versinken sie auch mehr und mehr in geistigen Schlaf, und ihre Kräfte versiegen, bis das Weltgericht der Geschichte sie zu völliger Ohnmacht verurtheilt und am Lebensbaume der Menschheit verdorren läßt, wie auch allen Völkern geschah, die ihren alten Religionen getreu blieben. Während die kraftvolleren und unternehmenderen Geister aus dem moderigen Altbau ausziehen und, ihrer Eigenkraft vertrauend, rüstig und fröhlich den Neubau beginnen, an dessen Errichtung zu arbeiten sie allein schon erquickt, selbst ehe er vollendet.

Wird aber nicht auch der Neubau wieder den Schlußstein des Glaubens und Aberglaubens bedürfen? Davon später, wann wir von der alten Religion auf den Standpunkt der heutigen Erkenntniß getreten sind.

Der Unsterblichkeitsglaube Jesu.

Um die Prüfung der christlichen Beweisgründe für den Unsterblichkeitsglauben vorzunehmen, sind wir sofort auf die Hauptvorstellung der Auferstehung und Himmelfahrt eingegangen. Wir haben die Begründung derselben, die man von dem Erfolg der christlichen Religion hernimmt, geprüft. Wir haben dann die Glaubensvorstellung in ihrem Widerspruch gegen die heutige Erkenntniß betrachtet, und hierauf nach der geschichtlichen Bezeugung derselben gefragt. Dies führte uns zu einem Einblick in die Entstehung der Evangelien und zugleich in das christliche Glaubensgebäude sowie in die Art der Religionsdichtung. Nachdem wir auf diese Weise sowohl die sogenannten heiligen Schriften der Religion, wie das Glaubensgebäude und auch den geschichtlichen Erfolg ihre Gründe zu Gunsten des Unsterblichkeitsglaubens haben abgeben lassen, dürfen wir der Hauptquelle alles christlichen Glaubens und Thuns, wofür wenigstens der Gläubige sie hält, der Person Jesu selbst, dem Munde des Gottgesandten, nicht Schweigen gebieten.

Was hat Jesus selbst von dem Fortleben nach dem Tode gedacht, wie hat er etwa diesen Glauben durch Wort oder That begründet, wie vielleicht jenen Zustand sich ausgemalt? Je nun, da erhalten wir eben wieder die schlimme Antwort, die sich aus der Evangelienprüfung ergab. Wer kann sagen, was Jesus wirklich gedacht und gesagt und gethan hat? Die Berichte von allen seinen Reden und Handlungen sind ja ein unzuverlässiges Gemenge von Sage und Dichtung und späterer Sammlung und Ueberarbeitung, in welchem wahrscheinlich auch manch Körnlein geschichtlicher Wahrheit enthalten ist, doch wer vermag mit Sicherheit zu bestimmen, worin es jeweils liegt? Gleichwohl, wenn irgend eine der erzählten Begebenheiten auf Wahrheit beruht, so ist es der Kreuzestod Jesu, der auch bei andern seiner Volksgenossen damals oft genug vorkam, und der sich aus Jesu gewaltthätigem Vorgehn bei der Tempelreinigung hinreichend erklären läßt. Nehmen wir mithin die Kreuzigung als Thatsache. Welches war nun Jesu Verhalten in der Sterbestunde, insbesondre seine Worte? Aus diesen werden wir dann am besten seinen Unsterblichkeitsglauben erkennen. Auch da eben wieder Sage und Dichtung und Aber-

glaube. Von allen sogenannten Kreuzesworten steht keines ganz sicher. Am sichersten wenigstens das eine: „Mein, Gott mein Gott, warum hast du mich verlassen!" — Auch gegen die Aechtheit dieses Sterbeausrufs erheben sich zwar Zweifel, besonders weil er etwas zu sehr auf das Alte Testament zurückweist. Jene Worte bilden nämlich den Anfang eines der Leidenspsalme (Ps. 22). Diese aber sahen die ersten Christengemeinden und die Evangelienschreiber unter ihnen als eine Prophezeihung auf Jesus an, wie überhaupt ja das ganze Alte Testament, und meinten nun, alles was in jenen Psalmen, besonders in Psalm 22 stehe und sich irgendwie auf die Hinrichtung Jesu anwenden lasse, das müsse auch wirklich geschehen sein.

So heißt es im Psalm, V. 19: „Sie theilen meine Kleider unter sich, und über mein Gewand werfen sie das Loos." Dem entsprechend erzählten denn auch die zwei ersten Evangelien (Matth. 27,35; Mrk. 15,24): „Da sie ihn aber gekreuzigt hatten, theilten sie seine Kleider und warfen das Loos darum." Und das erste Evangelium fügt auch noch ausdrücklich hinzu, warum das so geschehen sein mußte: „auf daß erfüllet würde, das gesagt ist durch den Propheten: Sie haben meine Kleider" u. s. w., wie vorhin aus Ps. 22 angeführt; und ähnlich Joh. 19,23 u. 24. Ferner wird in V. 8 u. 9 desselben Psalmes gesagt: „Wer mich siehet, der spottet mein, verziehet die Lippen, schüttelt das Haupt. Er hat auf Gott gehofft, der rette ihn nun, wenn er Lust an ihm hat" (nach der griechischen Uebersetzung). Demgemäß wurde denn auch die Verspottung Jesu erzählt: „die aber vorübergingen, lästerten ihn und schüttelten ihre Köpfe — Er hat auf Gott gehofft, der rette ihn nun, da er Lust an ihm hat" (Mtth. 27,39 u. 43.; Mrk. 15,29 u. ff.; Luk. 23,35), wobei die Verspottung noch etwas weiter ausgemalt wird.

Gerade so, wenn es im Psalm, V. 16 heißt: „Meine Zunge klebt am Gaumen", und in Psalm 69,22 „Sie thun in meine Speise Galle und für meinen Durst tränken sie mich mit Essig", wird demgemäß der Trank von Essig und Galle berichtet, schon zu Anfang der Kreuzigung bei Matthäus (27,34), oder von Wein mit Myrrhen bei Markus (15,23), oder blos von Essig bei Lukas (23,36), oder das Darreichen eines in Essig getauchten Schwammes bei Johannes (19,30), und zwar erst unmittelbar vor dem Verscheiden. In der That kam es auch vor, daß den Gekreuzigten ein Mischtrank zur Betäubung gereicht wurde.

Wie die andern Psalmstellen den Evangelisten als Richtschnur dien-

ten, so könnte also auch der obige Sterbeausruf dem Psalm entnommen und vielleicht gerade nur deßhalb Jesus in den Mund gelegt worden sein, weil man glaubte, er müsse das auch wirklich gesagt haben, was aus dem Psalm auf seine Lage anwendbar war. Jedoch spricht für die Richtigkeit jenes Kreuzeswortes doch andrerseits der Umstand, daß es das einzige ist, welches von zwei Evangelisten zugleich erzählt wird, vom ersten und zweiten, während der dritte wieder drei andre Kreuzesworte hat, die von keinem andern Evangelisten berichtet werden, und der vierte wieder drei andre. Ferner stimmt dieses Kreuzeswort nicht zu dem Glauben an die Göttlichkeit Jesu, und darum ist es nicht sehr wahrscheinlich, daß es später, wo man Jesus für den Gottessohn hielt, ihm zugedichtet wurde, vielmehr erklärlich, daß man es dann, wie in Lukas und Johannes, wegließ, wenn man auch davon gehört oder gelesen hatte. Daher nehmen selbst viele freisinnige Theologen, welche die andern Worte bezweifeln, dieses wenigstens als unzweifelhaft an. Sicherlich müssen jedenfalls die Evangelienschreiber, welche es als einzigen Ausspruch Jesu in den Mund legten, der Meinung gewesen sein, daß er so ausgerufen haben könne, daß seine Todesstimmung jenen Worten entsprochen habe.

Nehmen auch wir deren Aechtheit an, und fragen wir uns, was alles in dem Sterbeausruf liegt: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen"? — So konnte Jesus jedenfalls nicht ausgerufen haben, wenn er das was die Kirche von ihm glaubt, selbst von sich geglaubt hätte. Wenn er ganz fest und sicher überzeugt gewesen wäre: ich werde jetzt dem Leibe nach sterben, aber mein Geist wird in die Hölle hinabfahren, — wie das Glaubensbekenntniß sagt — dann werde ich nach drei Tagen wieder auferstehn und zur Rechten Gottes sitzen, zu richten die Todten und die Lebendigen. Wem das unerschütterlich fest stand, der konnte nicht an Gottes Hilfe verzweifelnd jammern, und wenn er gar der allmächtige und allwissende Gott selber war, so ziemen solche Worte noch weniger seinem Munde. Sind doch nach Jesus so viele christliche Märtyrer, sogar trotz ihrer Menschlichkeit und ihres Sündenbewußtseins, froh und freudig gestorben; und nicht blos religiös Festgläubige, die sofort in Jesu Herrlichkeit zu gelangen hofften, sondern selbst politische und sozialistische Märtyrer, welchen der Himmel zum Mindesten Nebensache war, starben gefaßter und zuversichtlicher. Denken wir uns doch nur in eine ähnliche Lage eines politisch Verurtheilten hinein. Seine Hinrichtung soll vor sich gehn, er wäre aber dabei fest überzeugt, zwar nicht daß er wie

Jesus auf Gottes Thron als Mitregent erhoben, aber doch daß er, jetzt in Europa erschossen oder gehenkt, alsbald nach drei Tagen z. B. in Amerika als Präsident der Ver. Staaten erwachen würde — wer wollte da verzweifeln und klagen? Wäre dies doch wahrhaftig fast noch eine leichte Art Präsident zu werden, und hat schon manche amerikanische Präsidentschaftskampagne mit ihrem moralischen Spießruthenlaufen und Kreuzigen dem Kandidaten schlimmere Qualen bereitet als die körperlichen, und ihn nicht blos leiblich sondern auch geistig zu Tode gemartert, ohne ihn an das ersehnte Ziel zu führen. Ueberhaupt was soll das heißen: „warum hast du mich verlassen"? Ist es denn nicht die Meinung der Evangelien, daß es Gottes Rathschluß war, daß Jesus gekreuzigt werden sollte zur Erlösung der Menschheit, und war somit der Allwissende und Allmächtige nicht stets mit seinem Rathschluß und Willen bei ihm und bei seinem Geschick, als es sich erfüllte? Nein, wenn jene Worte wirklich gesprochen wurden, so können sie nur etwa folgendermaßen ausgelegt werden:

Jesus war in der That der fanatische Schwärmer, als welchen die Tempelreinigung ihn uns zeigt, wo er an der Spitze eines aufständischen Volkshaufens, trotzdem das Lehren und geistige Agitiren ihm frei stund, seine Gegner mit Gewalt aus dem Tempel hinaustreibt (Mtth. 21; Mrk. 11; Luk. 19; Joh. 2). Auch die Legionen der Engelschaaren, von denen er in Gethsemane spricht (Mtth. 26, 53), waren sein ernstlicher Glaube. Nun war ihm der Aufstand mißlungen, er war, wie es scheint, nach kurzem bewaffnetem Widerstand (Luk. 22, 36, 38, 50; Mtth. 26, 51; Mrk. 14, 47; Joh. 18, 10), gefangen genommen und verurtheilt worden, wie es heutzutage, wenn auch zu geringerer Strafe, einem jeden widerfahren würde, der das Gleiche thut. Jetzt hing er da am Kreuze. Feige habt ihr mich alle verlassen, die ihr noch vor Kurzem mir Hosianna riefet, dachte er für sich, und vor der Gewalt seid ihr schmählich geflohen. Aber einer wird mich nicht verlassen, mein himmlischer Vater, auf den ich vertraut habe. Wartet nur, ihr Verbündeten der Macht, die ihr jetzt über mich triumfirt, nicht lange mehr wird es währen, da wird der Himmel sich öffnen, und die himmlischen Heerschaaren werden herabkommen und werden mich trotz eurer bewaffneten Schergen und eurer Martern dennoch im Triumfe in Jerusalem einführen; aus allen Nöthen wird der Herr mich zuletzt noch erlösen, wie er einst Hiob erlöst hat. Doch siehe da, Stunde um Stunde zerrann, und der Himmel öffnete sich nicht, und kein rettender Engel kam herab, und der Allmächtige griff nicht

in sein Geschick ein. Wie, habe ich nicht mein Volk und die Menschheit erlösen wollen von der Priesterknechtschaft, und habe ich nicht ein Reich der Liebe und der Brüderlichkeit und des brüderlichen Besitzes gründen wollen, darin alle glücklich sein sollten, wie es die Profeten schon ahnten (Sacharja 14, 9; Zephania 3, 9)? Und soll ich nun darum sterben, soll enttäuscht und erfolglos dahinsterben als ein ausgestoßener, verachteter Verbrecher? Und die Lebenskräfte schwanden mehr und mehr, und der Muth sank herab. Ha, kommst du, Tod! Ich fühle dein Nahen, und kein Retter befreit mich! Wehe! — Und mit dem düstern Aufschrei der Verzweiflung: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?" bäumte sein Innerstes sich noch einmal auf, und die Fäden seines Daseins zerrissen.

Wenn dieses die Kreuzesworte Jesu waren, so hat er nicht blos nicht geglaubt was die Kirche von ihm lehrt, daß er der im Fleisch erschienene Gott gewesen sei, der wußte, daß er leiden und sterben und auf Gottes Thron zurückkehren werde, nein, dann hat er nicht einmal geglaubt, daß des Menschen höchste und letzte Bestimmung im Jenseits liege, da er ja wegen seines Mißgeschicks im Diesseits schon an Gottes Hilfe und Rettung verzweifelte; und dann kann er nicht geglaubt haben, daß dort ewige und unendliche Seligkeit ihn erwarte und für alle Erdennoth tröste, wie die Christen nach ihm thun. Dann war vielmehr seine Weltanschauung diejenige der alttestamentlichen Propheten, die auch von einem persönlichen seligen Fortleben nach dem Tode nichts wußten, und gleich ihnen und gleich Hiob und gleich den Psalmisten war sein Glaube, daß dem Freunde Gottes schon hier auf Erden sein Lohn und sein Sieg zu Theil werde. Wie auch der Psalm 22, dem jene Worte entnommen sind, in seinem ganzen Verlaufe nur die Erhörung des Gebetes und den Sieg des Herrn im Diesseits, aber kein Jenseits kennt.

Doch mag dem sein, wie ihm wolle. Mag Jesus wie die alten Propheten, oder wie die Sadduzäer seiner Zeit (Mtth. 22,23) nicht an die Unsterblichkeit geglaubt haben, oder mag er daran geglaubt haben, soviel ist jedenfalls sicher, daß er die Evangelien und das Neue Testament noch nicht vor sich hatte und dieser sogenannten heiligen Schriften zur Gewinnung seiner eignen Meinung in Betreff der Unsterblichkeit nicht bedurfte, und so wollen wir es jetzt auch machen. Hinweg mit den heiligen Schriften und der Geistessklaverei, die sie uns auferlegen wollen. Und wir können sogar Jesu Beispiel noch

weiter folgen. Durch sein ganzes Lebensbild, wie es die Evangelien darstellen, freilich auch immer mit vielen Widersprüchen durchflochten, geht ein Grundzug religiöser Befreiung und Selbständigkeit.

Jesus war aufgewachsen als ein Judenkind, gläubig der Väter Satzungen ergeben. Aber er fing frühe an über religiöse Dinge zu denken und zu reden, wohl auch gegen Lehrer und Priester seine Meinung zu behaupten, wie der Vorgang im Tempel während seines Knabenalters andeutet(Luk. 2)und ebenso seine späteren häufigenStreitreden mitPharisäern, Sadduzäern und Schriftgelehrten. Als er aber in den Jünglingsjahren und ersten Mannesjahren mehr und mehr an Erkenntniß zunahm und in eigner Ueberzeugung erstarkte, da begann er sich muthig von der Religion der Väter, von den alten heiligen Satzungen loszureißen, und als er, zur Reife gekommen, die religiöse Reformation begann und eine Jüngerschaar um sich sammelte, da gestattete er ihnen frei das mosaische Gesetz zu übertreten, die Fastengesetze (Mtth. 9,14; Mrk. 2,18; Luk. 5,33) und das religiös vorgeschriebene Händewaschen (Mtth. 15,1 u. ff.), und selbst die hochheiligen Sabbathgesetze (Mtth. 12,1; Luk. 13,14; 14,3), und setzte sich sogar über die Ehescheidungsgesetze hinweg (Mtth. 19,3), sowie er überhaupt sich auch niemals am Opfer und Tempeldienst betheiligte. Seine Berechtigung aber dazu leitete er ab aus dem Werthe und Rechte seiner eignen Person und des Menschen: „der Mensch ist nicht um des Sabbaths willen da, sondern der Sabbath um des Menschen willen (Mrk. 2,27); und „hier ist ein Größerer als der Tempel" (Mtth. 12,6). Wo ist ein Größerer, wo ist ein höherer Richter über Wahrheit und Recht als die alte Religion und das Tempelpriesterthum? Hier, hier in meiner eignen Brust und Ueberzeugung, hier in meinem Menschenherzen und in meiner menschlichen Erkenntniß. Auf diesen eignen inneren Richter gestellt, glaubte Jesus sich berechtigt, sich über die Religion der früheren Jahrhunderte und seines Volkes zu erheben.

Achtzehnhundert Jahre sind seitdem vergangen. In unendlich mühsamer und kämpfereicher Arbeit hat das Menschengeschlecht und haben die von der christlichen Religion einst ausgehenden Völker die menschliche Erkenntniß wunderbar erweitert und vertieft, das menschliche Herz und Gefühl veredelt, die Organisation der menschlichen Gesellschaft vervollkommnet, die ganze menschliche Kultur und die Menschheit auf eine höhere Stufe emporgehoben, — und sollte nun heutiger Zeit, wer die Erkenntniß und Bildung der Gegenwart in sich aufgenommen, wer

nach bester Kraft für Wahrheit und Recht und wahres Menschenwohl strebt, nicht ebenfalls sprechen dürfen: hier, in meiner eignen Vernunft, in meiner eigren Erkenntniß, in meinem eignen menschlichen Gefühl und Streben ist mehr als alle alte Ueberlieferung, mehr als Moses, mehr als Papst und Konzilien, und mehr als Luther und Calvin, und mehr als die Schrift, und mehr als Apostel und Evangelisten, und ingleichen mehr als Jesus selbst, so gewiß es einen Fortschritt der Menschheit giebt.

Es geht seit geraumer Zeit eine Fabel unter den Menschen, so hat einmal der berühmte protestantische Kirchenvater des 19. Jahrhunderts, der fromme und scharfsinnige Schleiermacher († 1834) gepredigt, daß eine Zeit kommen werde, wo auch über Jesus von Nazareth ergehn werde, was recht ist. Viel habe das menschliche Geschlecht ihm zu verdanken, aber er sei doch nur unser einer gewesen. Wenn es sein Ernst gewesen sei, daß er die Welt frei machen wolle, so müsse es auch sein Wille gewesen sein, sie frei zu machen von ihm selbst, damit Gott sei Alles in Allem.

Diese Zeit ist erfüllt: Jesus von Nazareth ist wie ein andrer Mann, vielleicht wie manch andrer Held, und die ewige Allnatur die ihn und uns hervorbrachte, ist Alles in Allem; und die Erkenntniß ihres Lebens in und außer dem Menschen und ihrer Gesetze ist höher denn Jesu Wort, und das freie, sich selbst erforschende und erlösende und beglückende Menschenthum steht höher denn das Jesu an' etende Evangelium.

Erforschung durch die freie Erkenntniß.

Nicht blos die Religion, auch die freie, an keine religiöse Ueberlieferung und an kein Glaubensbekenntniß sich bindende Forschung hat sich schon seit alten Zeiten mit der Frage nach dem Fortleben beschäftigt. Sokrates lehrte ein solches, und sein großer Schüler Plato hat bald nach dessen Tode in seinem Gepräche „Phädon" die Beweisgründe des damaligen philosophischen Denkens zu Gunsten der Unsterblichkeit in künstlerisch vollendeter Form dargelegt und entwickelt. Aber sonderbar, diese nun allerdings schon über 2000 Jahre alten Beweisgründe sind für das neuzeitige Denken gänzlich unkräftig und bedeutungslos geworden, während doch so manches andre Erzeugniß der Wissenschaft und Kunst der Alten heute noch Geltung und Bedeutung hat. Daher unternahm es denn auch in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts der philosophische Schriftsteller Moses Mendelssohn (†1786) die Gründe für den Unsterblichkeitsglauben von neuem darzulegen, indem er das Schriftwerk Plato's gänzlich umarbeitete und durch seine eignen Ideen wie durch diejenigen seiner Zeitgenossen verbesserte. Er hielt dies für nöthig, damit es „die Ueberzeugungskraft erlange, die ein neurer Leser in dem Gespräche des Plato vermisset." — „Seine Beweise für die Immaterialitat (Unkörperlichkeit) der Seele scheinen, uns wenigstens, so seicht und grillenhaft, daß sie kaum eine ernste Widerlegung verdienen." So urtheilte Mendelssohn über das wissenschaftliche Kunstwerk des „göttlichen" Plato, wie er genannt zu werden pflegte. Er selbst, der sogenannte „dritte Moses" der Juden, verfertigte nun ebenfalls in seinem umgearbeiteten Gespräche ein trefflich zusammengefügtes Kunstwerk; aber noch sonderbarer, dasselbe ist heute schon, nach kaum 100 Jahren, so beweisunkräftig geworden wie dasjenige Platos. Sehr begreiflich übrigens, denn er beginnt wie sein Vorgänger damit, daß er den Tod als die Trennung von Leib und Seele festsetzt, wodurch gerade dasjenige zum voraus und unbewiesen als wahr angenommen wird, was erst bewiesen werden soll, daß nämlich Leib und Seele wirklich zwei verschiedene trennbare Wesen ausmachen. Seitdem hat kein hervorragender Philosoph oder Schriftsteller mehr den Beweis des Fortlebens einer abtrennbaren Seele zum Gegenstande eines besonderen Werkes gemacht, wenn

wir nicht etwa einige Spiritualisten der neuesten Zeit hierher rechnen wollen, von denen weiter unten die Rede sein wird. Welche Gründe können nun heute noch für und wider die Ansicht aufgestellt werden, daß der Mensch in einen Leib und eine Seele zu zerlegen sei, von denen letztere nach dem Tode fortlebe? Und welche Erkenntniß kann uns in dieser Beziehung überhaupt die heutige freie wissenschaftliche Forschung schließlich gewähren?

Die dunkle Lebensursache.

Gestern roth, heute todt. Soeben noch voll frischer Lebenskraft und voll Geist, und nun ein lebloser Leichnam. Stoffe, Glieder, Gefäße, Gestalt, offenbar noch alles dasselbe, aber kein Bewußtsein und kein Leben mehr darin. Da muß eine besondere Lebenskraft, eine Ursache, die alles bewegte und belebte und durchgeistigte, hinweggeschieden, herausgeflohen sein, wenn es auch etwas unsichtbares, geistiges, geisterhaftes war. Diesen Eindruck hat der Tod, besonders der jähe, plötzliche, der Tod mitten aus der Blüthe des Lebens, wie er zumal den Krieger auf dem Schlachtfelde trifft, von jeher auf den Menschen gemacht, besonders in den Zeiten niedrigstehender Erkenntniß. Und er hat auch heute noch diese Wirkung nicht gänzlich verloren, er ruft auch heute noch in der Einbildungskraft Vieler den Glauben an ein vom Leichnam geschiedenes fortlebendes Geisteswesen wach, und dieser Glaube stützt sich dabei ebenfalls noch auf die Unzulänglichkeit der menschlichen Erkenntniß, indem er erklärt, daß sie in diesem Punkte niemals zureichend sein werde, daß sie nie und nimmer das Geheimniß des menschlichen Geistes enträthseln könne.

Oder vermögt ihr Männer der Wissenschaft, ruft der Unsterblichkeitsgläubige ihnen zu, vermögt ihr Naturforscher und Forscher aller Art, die ihr schon sprechet, als ob ihr alle Kräfte und Gesetze der Natur gleichsam an den Fingern herzählen und die Erschaffung und das Leben ihrer Gebilde bis auf jede Regung und Bewegung ausrechnen könntet, vermögt ihr in der That die menschliche Seele mit ihrem Denken, Fühlen und Wollen zu erklären, vermögt ihr uns zu sagen, was das denn eigentlich heißt: denken und fühlen und selbstbewußt wollen, und wie es zu Stande kommt, und wie es erzeugt werden mußte, und gerade aus diesem Menschenleib, mit dem es auch wieder absterben soll? — Es ist wahr, auch die heutige Erkenntniß muß offen gestehn, daß ihr in Beziehung auf das Geistesleben des Menschen und dessen körperlichen Zusammenhang und Verursachung

noch unlösbare Räthsel vorliegen. Zwar ist gerade in den letzten Jahrzehnten außerordentlich vieles aufgehellt worden in Beziehung auf die inneren Vorgänge des Empfindens und Wahrnehmens, des Erinnerns, Schlußfolgerns und Wollens, und in Betreff der dazu dienenden Sinnes-, Nerven- und Gehirnapparate; aber wie denn dieses Nerven- und Kräftespiel zugleich ein selbstbewußt denkendes Wesen sein kann, wie dieses äußerlich angeschaute zugleich ein geistiges Innenleben ist, wie diese Lichtwellen, die mein Auge treffen, zugleich in meinem Innern eine geistige Vorstellung bewirken, das zu verstehn, bleiben uns noch gar manche Fragen zu beantworten, und wir haben sogar das Gefühl, als ob wir das alles ohne Rest überhaupt nie zu begreifen und zu beweisen vermöchten. Sind wir jedoch nun deshalb berechtigt zu sagen: in dem Menschen wirkt eine dunkle, eine unerklärliche und unkörperliche Lebensursache, darum haben wir uns dieselbe als ein für sich bestehendes Wesen zu denken, das nach dem Tode weiter fortlebt? Dann hat nicht blos der Mensch eine unsterbliche Seele, sondern ebenso die höheren Thiere. Denken sie nicht ebenfalls? Haben sie nicht Gedächtniß, ziehen ihre Schlußfolgerungen, machen oft sehr kluge Pläne und führen sie aus, einzeln oder gemeinsam, hegen die Gefühle der Liebe und des Hasses, der Eifersucht, der Freundschaft, der Treue und Hingebung und andre, ähnlich dem Menschen? Und vermögen wir dieses ganze bewegte Innenleben vollständig zu erklären? Ebenso wenig oder ebenso unvollständig wie beim Menschen. In der That haben auch aus diesen und andren Gründen schon christliche und nichtchristliche Forscher den Thieren unsterbliche Seelen zugesprochen. Der oben erwähnte Moses Mendelssohn meint z. B. von ihnen: „ob diese thierischen blos sinnlich empfindenden Naturen mit der Zeit ihre niedrige Stufe verlassen, und von einem Winke des Allmächtigen gelockt, sich in die Sphäre der Geister emporschwingen werden, läßt sich mit keiner Gewißheit ausmachen, wiewohl ich sehr geneigt bin es zu glauben.“ Und der englische Bischof Butler († 1752) schloß frank und frei „die ganze Thierwelt in seine Forderung der Unsterblichkeit“ ein. Würde jedoch das Jenseits nicht sehr viel von seinem Reize einbüßen, wenn seine Bekenner es mit den Seelen der Oechslein und Kühlein und Eselein zu theilen hätten? Oder wollen wir an die irdische Seelenwanderung glauben, und uns selber in Verdacht bekommen, daß unsre Seele früher einmal so einem Viehlein zugehört habe? — Doch wir müssen noch weiter gehn. Verstehn wir denn das Leben der Pflanze vollständig, bis auf den letzten Rest? Bleibt

nicht auch da noch manche dunkle, unbegriffene Ursache? Wir wissen, daß die Pflanze aus Zellen besteht, daß sie je nach ihrer höheren Entwicklung Gefäße und manche andre Organe besitzt, daß ein Säfteumlauf, ein Austausch mit der Luft in ihr vorgeht, aber derjenige Naturforscher, der beweisen könnte, warum aus diesem Samenkorn gerade dieser Baum mit diesem Holz und dieser Rinde, mit solchen Blättern und Blüthen hervorgehn muß, der müßte erst noch geboren werden. Sind wir darum berechtigt zu sagen: in der Pflanze ist ein unbegreifliches Lebewesen, und es muß von der Pflanze sich trennen können, wenn sie stirbt? Und sollen wir mithin zu dem Glauben unsrer Vorväter zurückkehren, der alten Deutschen oder der alten Griechen und Römer, und sollen annehmen, daß in dem Baume eine Nixe oder Baumnymphe existire, die ächzend herausflieht, wann der Baum von der Axt des Menschen gefällt wird? Ja, noch mehr. Was ist uns denn überhaupt vollständig begreiflich in der ganzen Natur? Ich erhebe den Stein, ich öffne meine Hand, er fällt wieder herab. Kann ich das begreifen? Oh ja! Das ist ja die Schwerkraft, die Anziehungskraft der Erde. Allerdings, so nenne ich die Ursache, die ich mir als unsichtbare für die Bewegung des Steines denke. Aber was ist das, die Anziehungskraft, und warum ist sie? Das weiß ich eben einfach nicht mehr. Und kann ich darum jetzt die Schwerkraft mir vom Steine abtrennen und sagen: hier ist der Stein, und hier ist die Schwerkraft daneben? Oder kann ich irgend eine andre Kraft so für sich vom Stoffe abtrennen, die magnetische Kraft, die Elektrizität oder sonst eine? Und sollen wir etwa auch beim Minerale uns vorstellen, daß das in ihm Bewegende, Thätige, daß die in Bergen und Felsen, in Gewässern und Lüften schaffenden Kräfte besondre unsichtbare Lebewesen seien, wie ebenfalls frühere Zeitalter thaten, indem sie Erde und Luft und Gewässer mit Berggeistern, Luftgeistern und Wassergeistern, mit Zwergen und Gnomen und Göttern und Göttinnen bevölkerten, und wie die heutigen Fetischdiener und Schamanen noch thun? Nein, so wenig beim Mineral wie bei der Pflanze oder beim Thier, und ebenso wenig beim Menschen können wir die schaffende, bewegende und belebende Kraft, sei sie niederer oder höherer Art, und sei sie uns auch noch so unerklärlich, vom Stoffe trennen, mag dieser nun unorganisch oder mag er organisirt sein.

Ueberhaupt bleibt uns ja unbegreiflich in seinem letzten Grunde alles was da ist, nicht blos die Kraft, sondern ebenso der Stoff. Denn wer sagt

uns, woher der Stoff dieses Steines kommt? Er ist ein Theil der Erde. Und die Erde? Sie bildet einen Theil des Sonnensystems, wurde wohl selbst aus der Sonne einst abgeschleudert. Das Sonnensystem aber ist ein Theil des Weltalls. Und woher kommt nun dieses? Hier ist wieder unser Antworten am Ende. Es ist eben einmal da, und wir sehen sogar keine Grenze ab, wo es nicht sein sollte, und nach all unserm Erfahren und Verstehen kann auch kein Stäubchen von ihm vernichtet werden, es ist von Ewigkeit zu Ewigkeit. Oder bist du andrer Meinung, gläubiger Christ? Auch das Weltall hat eine Ursache, dein allmächtiger Gott hat es geschaffen? Und wer deinen Gott? Nun, der ist ja selbstverständlich ohne Ursache von Ewigkeit zu Ewigkeit. So kommt der Mensch, sei es daß er das wirkliche, zugleich körperliche und zugleich kraft- und geistlebendige All auch wirklich als das höchste, allwirkende Wesen anschaut, oder daß er sich noch einen jenseitigen Gott hinzudenkt, zuletzt auf ein Ewiges, nicht mehr vollständig Erklärbares, von dem er keine weitere Ursache und keinen Beweisgrund mehr anführen kann, weil es eben keine Ursache, keinen Grund mehr hat, aus dem es abgeleitet und bewiesen werden könnte. Und auf diesem ewigen, in seinem Dasein nicht weiter erklärbaren Grunde ruht unser Forschen urd unser Geist gleichsam aus. Aber er findet das Ewige und Unerklärbare zugleich überall, in allen Dingen als Stoff und als Kraft in untrennbarem Verein, und bald zu höheren, bald zu niederen Wesen entfaltet. Auch der Stein ist seinem Stoffe nach unzerstörbar, ewig, und die Kräfte seiner Theile sind unvernichtbar. Je mehr es uns dann gelingt, die endlichen Dinge zu zergliedern und in ihren Eigenschaften, in ihrem Wirken zu erkennen, desto tiefer und richtiger erfassen wir zugleich deren ewiges Wesen und das Wesen des ewigen Daseins und Lebens und lernen seine Kräfte und Gesetze kennen und zu unserm innern wie äußern Heile verwenden.

Für die Unsterblichkeit ergiebt sich uns daraus, daß wenn auch des Menschen Geistesleben noch viel des Unerklärbaren enthält, wenn es auch noch lange nicht etwa ohne Rest als ein Erzeugniß, eine Eigenschaft des leiblichen Organismns bewiesen werden kann, wir darum nicht folgern dürfen, es wohne im Leibe eine abtrennbare, beim Tode fortlebende Seele, die es bewirke. Denn dunkel und unerklärbar ist alles bis zu gewissem Grade und in seinem letzten Grunde, wie der Mensch, so das Thier, die Pflanze, das Mineral, was wir doch darum nicht auch mit einer abtrennbaren Seele behaftet erklären wollen.

Zeigt aber nicht ausnahmsweise von den andren Dingen und den anderen Wesen der Mensch durch sein inneres Selbstbewußtsein, daß die noch so dunkle Quelle des geistigen Lebens in ihm ein von den Außendingen wie selbst von dem eignen Leibe unterschiedenes Geisteswesen sei? Darüber im nächsten Abschnitte.

Das einheitliche, bleibende Ich.

Gerade die Naturwissenschaft hat uns bewiesen, daß unser Leib in fortwährendem Wechsel der Stoffe begriffen ist. Wir nehmen die Nahrung zu uns, die feste und flüssige, wie die geathmete Luft, wir führen sie in unser Blut über, und alle Muskeln, Gefäße und Nerven ernähren sich daraus und geben dafür die verbrauchten Theile wieder ab. Daher denn im Verlaufe weniger Monate und höchstens weniger Jahre kein Theilchen mehr an uns und in uns geblieben ist von dem was früher unsern Körperbau ausmachte. Aber bei allem ununterbrochenen Kommen und Gehen der Stoffe meines Leibes bleibe ich, das denkende, geistige Wesen, doch immer die nämliche Person, die ich war vor 10 und 20 und 30 Jahren. Und was ich auch alles im längeren oder kürzeren Verlauf meiner Lebenszeit erfahren und erlebt habe, ich bin immer dieses selbe denkende Ich geblieben. Der Faden meines Lebens hat sich in meinem Bewußtsein fortgesponnen, von den frühesten Tagen an, wo mein Geist zum Selbstbewußtsein erwachte, bis heute. Ist dies nicht ein deutlicher Beweis, eine unumstößliche innere Selbsterfahrung, daß mein denkender Geist als Beharrendes gegenübersteht dem stetigen Wechsel der Stoffe wie den mannigfachen Eindrücken und Erfahrungen des Außenlebens, daß er mithin kein wandelbares sondern ein bleibendes Wesen und ein von dem wandelbaren Körperdasein ganz verschiedenes sein muß; daß er darum auch von dem völligen Auflösen des Körpers im Tode nicht ergriffen werden kann?

Prüfen wir diese scheinbar so selbstverständliche, so leicht überzeugende Gedankenreihe.

Die Theilchen des Körpers wechseln fortwährend, sie kommen und gehen in endloser Zahl und von allen Organen außen und innen zu, das ist wahr. Aber bleibt denn trotz alles dieses Wechsels nicht der Leib fortwährend ein einheitliches Ganzes, das ununterbrochen in sich arbeitet und thätig ist und sich ausbildet? Die Stoffe wechseln, aber ist nicht trotzdem meine Hand immer noch die gleiche, die sie auch schon vor 20 und 30 Jahren war und trägt ebenfalls die Erlebnisse, die sie in diesem Zeitraume

erfuhr, die Spuren der Arbeit, die sie leistete, der Krankheit vielleicht, die sie erlitt, die Narben der Wunden, die sie empfing, die Geschicklichkeit selbst, die sie sich aneignete, trägt sie nicht alles dies an sich als das bleibende Wesen im Wechsel der Stoffe und der Lebenserfahrungen? Und ebenso jedes andre Organ meines Leibes, und der ganze Leib selbst. Alle Stoffe haben gewechselt und von dem Herzen, das ich einst aus dem Mutterschooß brachte, ist sicherlich nicht das geringste Theilchen mehr in mir. Gleichwohl hat es ununterbrochen seither geschlagen, unausgesetzt bis zur jetzigen Minute. Und mein Gehirn ist im Wechsel der Stoffe wie der äußern und innern Erlebnisse ein fortdauernd beharrendes, in sich einheitliches Organ geblieben und hat in seiner Weise gearbeitet. Und wenn nun seine Arbeit, die Arbeit der in ihm thäthigen Kräfte, das Denken, das Fühlen und Wollen wäre, und wenn dieses Denken auch ein fortlaufend zusammenhängendes wäre durch das ganze Menschenleben hindurch, könnte es darum etwas Bleibenderes als das Leibesorgan, und als alle Organe, und als der ganze Leib selbst genannt werden? Sicherlich nicht. Wie unser Geisteswesen eine bis zu einem gewissen Grade in sich abgeschlossene Person bildet, die auch durch den Verlauf der Zeit sich als dieselbe weiß, so auch unser Leib ein in sich abgeschlossener Organismus, der als der nämliche durch das Leben hin währt. Auch läßt sich recht leicht einsehen, wie trotz des steten Wechsels der Stoffe die Lebensthäthigkeit des Organs ununterbrochen fortdauern kann. Wenn auf einmal plötzlich alle Theile meines Beines hinwegschwinden würden, dann wäre es natürlich gerade so, als ob das Bein mir abgenommen würde, dann hörte es auf zu existiren. Und schon wenn es an Stoffen fortwährend mehr verliert, als durch die Ernährung wieder aufnimmt, muß es schwächer und schwächer werden. So lange hingegen ihm ebenso viel und noch mehr neue Nahrung zugeführt wird, als es alte, verbrauchte Theilchen abgiebt, muß es wachsen und zunehmen oder zum mindesten in gleichem Stande bleiben, indem jedes neu ankommende Theilchen die Arbeit seines unbrauchbar gewordenen Vorgängers übernimmt. Ist dies nicht gerade so wie mit den Bewohnern einer Stadt, die heute eine Gesammtzahl von 50,000 und in 100 Jahren vielleicht ebensoviele oder mehr oder weniger bilden, und während der Zeit auch eine in sich geordnete organisirte Stadtgemeinde waren, trotzdem nach 100 Jahren vielleicht kein einziger Bewohner von den ersten 50,000 mehr übrig ist? Die Bewohner haben gewechselt wie die Theilchen des Körpers, aber das Ganze, die Stadt ist geblieben, und hat

sich fortwährend lebendig selbst regiert. Und sollen wir vielleicht deshalb der Stadt neben ihren wechselnden Bürgern, noch einen gemeinsamen, sie in alle Ewigkeit überdauernden unsterblichen Stadtgeist zuschreiben, wie eine Stadtgöttin der Alten, oder einen heiligen Schutzpatron des Mittelalters?

Im Wechsel der Theile kann doch das Ganze bleiben, das trifft zu bei den körperlichen Dingen, aber paßt das denn auch auf den Geist? Hat der Geist denn ebenfalls einzelne Theile, setzt er sich zusammen und baut sich auf aus unzähligen einzelnen kleinsten Bestandtheilen, die fortwährend wechseln, und ist er nicht vielmehr das in sich einheitliche, einfache selbstbewußte Ich, gerade das Gegentheil von allem körperlichen theilbaren Wesen?

Das selbstbewußte Ich! Was heißt das? Ich bin meiner bewußt, was weiß ich denn da? Nun, ich weiß, daß dieser Leib zu mir gehört. Woher weiß ich denn das? Das fühle ich schon, wenn ich ihn berühre, denn da fühle ich die Berührung doppelt, einmal in dem betastenden Finger und dann auch an der betasteten Stelle, was nicht der Fall ist, wenn ich ein andres Ding berühre, wo ich blos an meiner Fingerspitze, aber nicht inwendig in dem Dinge die Berührung fühle, weil es eben nicht zu mir gehört. Auch kann ich ja meinen eignen Leib von innen heraus bewegen, alle andern Dinge muß ich von außen anfassen und zwingen. Das habe ich alles gelernt nach und nach von den ersten Monaten meines Lebens an und habe Tausende von Wahrnehmungen gemacht, äußerlich mit den Sinnen, innerlich mit dem Gefühle, und da ist mir allmälig immer klarer geworden, daß alles das was ich an mir sehe und in mir fühle und schon erfahren habe, zusammen einen Jungen, oder ein Mädchen, ausmacht, den die andern Menschen so und so benennen, und den ich zuerst auch so benannte, wann ich sagte: Karlchen will dies oder Karlchen will das, bis mein Inneres immer inhaltreicher und selbstgewisser wurde und anfing eigne Gedanken zu erzeugen, und auch zugleich inne wurde, daß das Fühlen und das Sehen und das Hören und das Schmecken und Riechen in mir zusammentrifft und zusammenschmilzt zu einem einigen Innenleben und Denken, und das Wollen und Bewegen auch wieder von diesem Innern ausgeht, daß ich demnach ein einheitliches Wesen in mir bin, da nannte ich mich „ich“ und sagte nicht mehr Karlchen will, sondern ich will.

Aber wie viele Hunderte und Tausende von Wahrnehmungen und

von Erfahrungen, angenehmen und unangenehmen, und Versuche mußten gemacht werden, bis dieses erste, kindliche Ich zu Stande kam? Und wo sind sie alle hingekommen, diese Wahrnehmungen und Erfahrungen des kindlichen Geistes? Weiß ich noch etwas von ihnen? Sind sie nicht vielmehr alle aus meinem jetzigen Geiste verschwunden, wie die Atome dahin sind, die meinen Kinderleib, mein Kindesherz und mein kindliches Gehirn zusammensetzten?

Und war es im späteren Leben anders? Was habe ich alles gesehen und gehört und gewollt und erlebt bis ich Jüngling und Mann, Jungfrau und Weib, oder Greis wurde? Wer diese Frage sich beantwortet, der wird sich gestehen müssen, daß wahrlich unzählige Wahrnehmungen der Sinne und innern Gefühle und Willensregungen, und Handlungen und Ereignisse während der Dauer seines Lebens in sein Bewußtsein gekommen und auch wieder entschwunden sind, indem sie während dieses Wechsels den Inhalt seines Denkens, Fühlens und Wollens, den Inhalt und das Wesen seines Ich, ausgemacht haben, gerade wie die kommenden und gehenden Atome den Körperbau bilden.

Ein Unterschied ist allerdings dabei zu bemerken, jedoch nicht zu Gunsten der ununterbrochenen Dauer des selbstbewußten Ich. Mein Herz hat unaufhörlich geschlagen, seitdem es gebildet, und keine Minute ausgesetzt. So auch hat meine Lunge ohne Unterlaß geathmet. Aber hat auch mein Geist ohne Nachlaß und Aufhören selbstbewußt gedacht, so lange ich lebe? Schon die ersten 2—3 Jahre nahm es, bis er nur zum rechten Selbstbewußtsein gedieh. Dann fiel er jeden Abend wieder in die Arme des selbstbewußtlosen Schlafes zurück, und vergaß auch manches Stündlein des Tages hindurch schlafend oder halb träumend oder arbeitend sich selber, so daß der klare und bestimmte und sichere Zustand des selbstbewußten Ich durchaus nicht als unausgesetzt fortdauernder Vorgang, sondern vielmehr als die höchste Kraftleistung des menschlichen Organismus erscheint, die zu erzeugen er anfänglich schon mehrere Jahre gebrauchte, und die er auch später immer nur von Zeit zu Zeit in kürzeren Abschnitten und oft nicht auf die ununterbrochene Dauer eines Tages zu Wege bringt. Das sieht nicht aus wie ein in allem Wechsel bleibendes, der Art des Körperlebens geradezu entgegengesetztes selbstbewußtes Ich. Das läßt ja vielmehr das Ich wie ein Aufleuchten und Aufblitzen der höchsten Kräfte der Natur betrachten, dem sachgemäß dann ein Verglimmen und Erlöschen und auch ein Wiederaufflammen folgen müßte, je nachdem die natürli-

chen Bedingungen aufhörten oder sich wieder erneuerten, also der eine menschliche Organismus abstürbe, der andere anfinge aufzukeimen.

Diese Annahme wäre wohl sicherlich die zutreffendste, wenn nicht der bereits erwähnte Umstand sich zeigte, daß doch dieses Ich sich in dem ganzen Zeitverlaufe seines Lebens als das nämliche weiß. Wie wäre das möglich bei einer zeitweise aufflackernden und dann wieder zeitweise zur Ruhe herabsinkenden Kraft? Das bedarf noch einiger Aufklärung.

Woher weiß ich, daß ich heute noch die gleiche Person bin, die ich gestern und vorgestern war, die vor Jahren und Tagen dieses und jenes erlebte, ein und dasselbe fortlaufende Leben und Wesen? Nun, ich sehe meinen Leib, den ich oft genug gesehen und als den meinigen kennen gelernt habe, und ich erfahre auch die mir bekannten Empfindungen in ihm und an ihm; und ich kenne mein Geistesleben, meine Gefühle, meine Kenntnisse und Absichten. Auch sehe und höre ich ja wieder dieselbe Umgebung. Das ist mein Zimmer, meine Wohnung, meine Familie, mein Wohnort, und hier in dieses Bett habe ich mich gestern Abend zur Ruhe begeben, und eben darin bin ich heute Morgen wieder erwacht. All mein Wissen von mir reiht sich trefflich zusammen als von ein und derselben fortlebenden Person, wie ich ja auch von meinen Kindern es weiß, daß jedes von ihnen von der Geburt an das gleiche Wesen ist. Was mir demnach nöthig wäre, den Faden meines Lebens nicht zu verlieren, das wäre vor Allem das Gedächtniß meiner fortlaufenden Erlebnisse und die Fähigkeit und Möglichkeit diese sozusagen zu einem zusammenhängenden Lebensfaden aneinander zu reihen. Wenn mich aber mein Gedächtniß verließe, wenn ich über meine Person gar nichts mehr wüßte, oder alles durcheinander wirrte? Dann wüßte ich auch nicht mehr sicher, wer ich wäre, wie das in der That zuweilen bei altersschwachen Leuten, auch bei Berauschten und Schlaftrunkenen, ganz besonders aber bei Irrsinnigen oder Gehirnkranken vorkommt, die sich sogar häufig für einen ganz andern, den Kaiser, den Papst, Jesus Christus oder den dreieinigen Gott selber halten. — Oder wenn mein Gedächtniß noch zwar ganz gut wäre, aber das was ich von meiner Vergangenheit im Gedächtniß habe, und das was ich jetzt erfahre, das könnte ich um keinen Preis zusammenreihen zu einem fortlaufenden Lebensfaden. Dann könnte ich auch nicht mehr wissen, ob ich jetzt dieselbe Person bin, als welche ich nach meinem Gedächtniß war, dann müßte ich mir verwandelt, verzaubert vorkommen, ich wüßte nicht mehr, ob es Wahrheit oder Einbildung und Traum ist, was ich jetzt erlebe, und was doch gar

nicht zu allem demjenigen stimmt, was ich seither erlebt habe; oder aber ob dasjenige, was ich nach meinem Gedächtniß in der Vergangenheit erlebt zu haben glaube, ob das vielleicht nur Einbildung und Traum war. Ich wäre über meine eigne Person in Zweifel und Verwirrung, ich wäre am Rande des Irrsinns. Nehmen wir ein Beispiel. Ich würde am Morgen erwachen. Aber ich erkenne mein Bett und mein Zimmer nicht, und die Personen sind andre, die mich begrüßen, und was noch das Verwirrendste wäre, sie halten mich selbst für einen andern, als ich die ganze Zeit doch war, und sind auch fest überzeugt, daß ich ein andrer bin, als ich meine. Wer hat Recht, ich oder sie? Hilf mir, gleichbleibendes, unsterbliches Ich, in meinem Innern, kennst du dich denn nicht selber am besten, oder mußt du an Bett und Wänden und deiner eignen gewohnten Umgebung dich erst erkennen? Solche Fälle sind, der Sage oder wahrscheinlich den Chroniken nach, schon vorgekommen, und die Dichter haben sich dieses interessanten, verblüffenden und komisch wirkenden Stoffes bemächtigt und haben die Gedanken und Gefühle eines in einer solchen Lage Erwachenden trefflich ausgemalt. Ich erinnere an das bekannte Gedicht von Pocci „Der Schneider von Burgund." Ein Schneiderlein hatte einige Gläslein über den Durst getrunken und war auf dem Marktplatz recht gediegen eingeschlafen. Der Herzog von Burgund ritt mit seinem Gefolge vorüber und machte sich nun den Spaß, den schlafenden Schneidermeister in sein Schloß tragen, in seine Kleider stecken und auf seinen Sessel setzen zu lassen und gab allen Dienern strengen Befehl den Schlaftrunkenen beim Erwachen als den Herzog zu begrüßen und zu behandeln. Wie wird sich der Erwachende benommen haben, da ihm sein ganzes Gedächtniß sozusagen verwechselt wurde, und er die Vergangenheit unmöglich mehr mit der Gegenwart zusammenknüpfen konnte? Wird er nicht an seiner eignen Person irre geworden sein? Wird er das angeblich in seinem Innern gleichbleibende, von Leib und Außenwelt unabhängige, selbstbewußte Ich, oder wird er die Sinne und die Außenwelt um Rath gefragt haben? Der Dichter fährt in seiner Darstellung folgendermaßen fort:

„Und als er drauf erwachte, da rief ein jeder Mund:
Heil dir, du hoher Philipp, du Herzog von Burgund!
Der Schneider *rieb die Augen* und traute nicht dem *Ohr*,
Er horchte stets und horchte; sie riefen wie zuvor.
Er *sah* voll froher Zweifel so Gold wie Edelstein,
Den Hut mit reichen Perlen, den Stuhl von Elfenbein.

Er hört sich Herzog grüßen und sieht den Saal voll Licht;
Und was er sieht und höret, mißfällt ihm eben nicht
Der Titel und die Ehren, die leuchten ihm bald ein;
Er denkt: Wie kann ich zweifeln? Ich muß der Herzog sein!
Und schüchtern erst, dann kräft'ger, erläßt er sein Gebot,
Verspricht erst seine Gnade, dann mit dem Zorn er droht.
Die Diener müssen laufen und springen hin und her,
Bald wird der Schneider strenger, als ob's der Herzog wär'.
Zuletzt dann ruft er zornig: „Wie mögt so träg' ihr sein?
Ihr laßt mich ja verdürsten; bringt mir von meinem Wein!
Doch bringt mir ja vom rothen, bei meinem Herzogshut!
Der schlechte Wein, der weiße, bekam mir niemals gut."
Den großen gold'nen Becher, er trinkt ihn aus zum Grund,
Drob neuer Schlaf ergreifet den Herzog von Burgund.
Wohl schlief er ein im Schlosse als Herzog von Burgund,
Doch wacht er auf als Schneider auf harten Marktes Grund.

— — — — — — — — — — — — —

Den gleichen Stoff hat auch der große Shakspeare behandelt in „Der Widerspenstigen Zähmung". Nur daß der Betroffene dort ein Kesselflicker ist, Namens Schlau, und ein Lord ihn in sein Schloß und sein Bett bringen läßt. Beim Erwachen versichern ihm die Diener und seine ganze Umgebung, daß er 14 Jahre lang im Irrsinn gelegen und sich für einen Bettler gehalten habe, daß seine Gemahlin so lange um ihn getrauert habe, und alle sich jetzt freuen, wenn er endlich zur Vernunft komme und einzusehen beginne, daß er ein Lord sei. Er beharrt dann zwar anfangs dabei, daß er der Kesselflicker Schlau sei, doch allmälig zweifelt er, und schließlich läßt er sich durch alles was er sieht und hört überzeugen, daß er ein Andrer sei, als er ist, indem er ausruft:

„Bin ich ein Lord? Und hab' ich solche Frau?
Träum ich? sagt, oder träumte mir bis jetzt?
Ich schlafe nicht, ich seh', ich hör', ich spreche,
Ich rieche Duft, ich fühle weiches Lager:
Bei meiner Seel' ich bin ein Lord, wahrhaftig,
Kein Kesselflicker, noch Christoffer Schlau.
Wohlan, so bringt mir meine Frau vor Augen,
Und nochmals einen Krug vom dünnsten Bier:"

Die Wahrnehmung durch die Sinne und die ganze Erfahrung in der Gegenwart ist es einerseits, und andrerseits die Erinnerung an die Erlebnisse der Vergangenheit, welche uns die Vorstellung von unsrer eignen Person, von unserm Ich als einem bleibenden geben. Wenn diese beiden Stücke, das was ich von der Vergangenheit her in meinem Gedächtniß trage, und das was ich jetzt erlebe, sich nicht mehr an einander knüpfen lassen, sei es durch eine unverstehbare Umwandlung der Gegenwart, sei es durch Schwäche und krankhafte Störung meines Gedächtnisses von der Vergangenheit, dann geht auch das sogenannte einheitliche, bleibende Ich verloren. Es tritt entweder Irrsinn ein, oder durch die veränderte Umgebung hält sich auch das Ich für ein andres, zumal wenn zu erhoffende Freuden es dazu geneigt machen, die uns ja jede Ueberzeugung erleichtern.

Ein für sich selbst seiendes und denkendes Geisteswesen, das vom Körper und dessen Sinnen unabhängig und abgetrennt sich selbst wüßte und kennte, wohnt mithin jedenfalls nicht in uns, sondern wenn wir unser Inneres kennen lernen wollen, müssen wir auf die Außenwelt schauen, die ihm seinen Inhalt giebt und seine Kräfte hervorlockt. Daher ertheilt auch Göthe in seinem Tasso die Lehre:

„Inwendig lernt kein Mensch sein Innerstes
Erkennen; denn er mißt nach eignem Maß
Sich bald zu klein und leider oft zu groß.
Der Mensch erkennt sich nur im Menschen, nur
Das Leben lehret jedem was er sei."

Und daß demgemäß auch kein für sich fortbestehendes Ich den Tod überlebe, das können uns hinreichend diejenigen bezeugen, welche schon einmal gestorben waren und wieder zum Leben kamen, ich meine die Ertrunkenen und künstlich Wiederbelebten. Ich habe deren schon mehrere kennen gelernt und über ihre Erlebnisse befragt.

Wenn in dem Ertrinkenden eine unsterbliche denkende Seele fortlebte, so müßte diese doch nun, auf dem Grunde des Wassers im Leibe angekommen und dort weilend sich sagen: „Dein Leib ist jetzt unbrauchbar geworden, nun mache dich auf, in die Wohnungen des Jenseits zu fahren, der ersehnte Augenblick wo du von den Fesseln des Körpers befreit wirst, ist jetzt gekommen." Oder etwas Aehnliches. Oder sie müßte zum mindesten einstweilen irgend etwas träumen. Nichts von allem dem. Ein letzter Gedanke an die Seinigen, oder sonst ein andrer, manchmal noch ein

recht sonderbarer Einfall wie dieser, der mir von einem ehemaligen Schüler einer höheren Schule erzählt wurde: „was werden deine Mitschüler sagen, wenn sie morgen in die Klasse kommen und hören, daß du ertrunken bist?" — dann erlischt mit dem leiblichen auch das geistige Leben sammt allem seinem Empfinden, Wahrnehmen, Vorstellen, Schlußfolgern, Fühlen und Wollen. Bei der Wiederbelebung und bei der Wiedererregung der Geisteskraft wird dann die Erinnerung an die Vergangenheit und an das Todesereigniß wieder aufgefrischt und mit Hilfe der Mittheilungen der Umgebung an die Wahrnehmungen angeknüpft, welche das Bewußtsein bei seinem Erwachen macht, und so der Lebensfaden weiter geführt. —

Ziehen wir nun auch hier uns das Ergebniß. Der Geist des Menschen ist nicht ein besondres, vom Körper verschiedenes, abtrennbares Wesen, das dem Leib gegenüber gestellt werden könnte als ein unkörperliches, in sich einfaches, bleibendes, während der Leib das Vielfache, Wechselnde, Vergängliche wäre. Der Geist sowohl wie der Leib bauen sich auf aus unendlich zahlreichen Bestandtheilen, jener aus körperlichen Theilchen, dieser in erster Linie aus Sinneswahrnehmungen und Erfahrungen. Diese Bestandtheile beider verändern sich fortwährend, die einen kommen neu hinzu, die andern verschwinden, manche verweilen nur kurze, manche auch längere Zeit, und zwar bleiben die Grundbestandtheile des Geistes als aufgesammelte Erinnerungen, als Gedächtniß haften. Trotz dieses fortwährenden Wechsels bildet aber der Leib sowohl wie der Geist ein bis zu gewissem Grade fertiges, in sich abgeschlossenes Ganze, und beide zusammen stehen in einem solchen Verhältniß, daß der Geist eine Kraft darstellt, die als Bewußtsein und Selbstbewußtsein aufleuchtet und dabei ein ganzes Gebiet von Wahrnehmungen, Erkenntnissen und Erinnerungen überstrahlt. Diese Geisteskraft erlangt jedoch solche Spannung und Stärke nur in wiederkehrenden Zeitabschnitten, worauf sie jeweils wieder nachläßt und ruht, bis sie mit dem übrigen Kräfteleben des Menschen im Tode völlig erlischt.

Dabei bleibt jedoch offenbar noch ein wesentlicher Punkt aufzuklären. Wenn die Geisteskraft im Menschen bald völlig unthätig sein, bald wieder erwachen kann, und wenn sie dann beim Erwachen den Inhalt ihrer früheren Wahrnehmungen und Erfahrungen wiedergewinnt, sozusagen wieder vorfindet, so müßten diese Wahrnehmungen und Erfahrungen auch beim erloschenen Bewußtsein irgendwo im Körper, jeden-

falls im Gehirne, aufgespeichert liegen. Dann müßten sie wirkliche körperliche Gebilde sein, die durch die Kraft des Bewußtwerdens zeitweise als Vorstellungen und Gedanken aufstrahlen. In der That auch über diese Körperlichkeit des Gedächtnisses und somit des Geistes wird uns die Wissenschaft Auskunft ertheilen, wenn wir weiter unten deren Ergebnisse im Zusammenhang vernehmen werden. Jetzt zunächst noch eine andre Ansicht vom Wesen des Geistes.

Der geistliche Unsterblichkeitsleib der freisinnigen Theologie.

Um dem selbstbewußten Ich als einem für sich bestehenden eine feste Grundlage zu geben, war es lange Zeit unter den Philosophen und auch unter den denkenden Theologen Brauch, die Seele oder den Geist für eine sogenannte Substanz zu erklären und von der „Seelensubstanz" zu sprechen. Dieselbe sollte das gerade Gegentheil der Körperwelt, der Materie sein, einfach und untheilbar, unkörperlich oder immateriell, daher auch unveränderlich und unvernichtbar, und ihr Wesen das Denken. Die Unsterblichkeit lag daher schon in dem Begriffe dieser Seelensubstanz. Heutzutage hat man diese Anschauungsweise allgemein aufgegeben, sogar bei allen nur einigermaßen denkenden Kirchenmännern. Kein Mensch wußte sich unter dieser Seelensubstanz was Verständliches zu denken, und man konnte damit auch nichts erklären. Etwas durchaus Einfaches ist der menschliche Geist eben nicht, denn er hat sehr verschiedene und verschieden ausgebildete, zum Theil sogar einander widerstreitende Fähigkeiten, Anlagen und Kräfte. Und dann ist gar nicht zu verstehen, wie eine solche unkörperliche Substanz auf den Körper und der Körper auf sie soll wirken können; wie sie Wahrnehmungen und Erfahrungen vermittelst des Körpers soll machen, den Körper fühlen und bewegen können; wie sie mit dem alternden Körper eine andre wird; wie sie sogar durch Krankheit des Körpers selbst erkranken kann. Denn es verhält sich ja mit der Seele oder dem Geist und mit dem Leibe nicht etwa wie mit einem Pianospieler und seinem Piano, was man sich so gerne einreden wollte. Das Piano ist verstimmt und zerbrochen, also kann der Spieler auch keine wohltönenden Melodien mehr darauf spielen, so kann die Seele keine vernünftigen Gedanken mehr äußern, wenn ihr Instrument, das Gehirn verstimmt, d. h. erkrankt ist. Gut, sie mag ihre Gedanken bei sich behalten, aber sie

muß doch immer noch in sich lauter vernünftige haben, sie muß nicht selber auch krank und wirr und verrückt in ihrem eignen Wesen und Denken geworden sein. — Der Pianospieler selbst ist ja immer noch derselbe vernünftige und geschickte Künstler, ob er auch ein verstimmtes Instrument vor sich hat oder nicht. Die durch Gehirnkrankheit irrsinnig gewordene Seele hirgegen ist selber in eigner Person und in ihrem eignen Wesen irr und krank sogut wie das Gehirn und mit ihm und durch es. Freilich auch hier hat sich der fromme Glaube, damit er seine Unsterblichkeit um jeden Preis rette, zu dem schauerlichen Gedanken verstiegen, daß in dem Irr- und Blödsinnigen doch noch im Allerinnersten ein gesunder Geist stecke, wahrscheinlich sogar ein vollkommenerer als in andern Menschen! Ein gewisser Dr. J. Schallberg — der Herr hab' ihn unsterblich, für uns Menschenkinder ist er zu weise und tiefblickend — hat vor einem Jahrzehnt draußen in einer Schrift über Unsterblichkeit, die sogar mehrere Auflagen erlebte, sich zu folgender erhabenen Idee verstiegen:

„Je weniger der Körper die Seele festhält, desto freier ist sie, und rohe Naturvölker, deren Blick freier und sichrer das All durchdringt, fühlen daher heilige Ehrfurcht vor den Irr- und Blödsinnigen, denn sie wissen, daß deren Seelen, je weniger sie durch den Körper genöthigt werden, sich durch ihn zu äußern, um desto vollkommner in sich, in ihrem eignthümlichen Sein sind." — Möge auch dir, o tiefsinniger Seelenforscher, eine solche Extra-Binnenseele beschieden sein, die „um desto vollkommner in sich" ist, je mehr ihre Aeußerungen dem Ehrfurcht gebietenden Blödsinne gleichen. —

Vergessen wir übrigens darüber nicht auch noch einige andre Hauptbedenken. Wann? und wie? sollte denn diese denkende Seelensubstanz in den Körper hinein und heraus sich bewegen, und warum so still und gedankenlos im traumlosen Schlaf und noch unbewußteren Zuständen sich verhalten, wie wir dies theilweise schon vorhin beim sogenannten bleibenden selbstbewußten Ich beachtet haben?

Schon alle diese und ähnliche Einwände zwangen die Vertheidiger der Unsterblichkeit, die Annahme einer besonderen Seelensubstanz aufzugeben. Aber andrerseits drang auch die Naturforschung, insbesondere die Physiologie oder die Wissenschaft von den Lebenserscheinungen der organischen Wesen, immer tiefer in das Innere des Menschen ein und lehrte auch das seeliche Leben desselben immer mehr aus der Beschaffenheit des mensch-

lichen Organismus erklären, indem sie dabei ebenfalls die veraltete Seelensubstanz Schritt für Schritt wie den Fuchs aus dem Baue ausräucherte.

Nun galt es eine andre Vorstellung von dem Wesen der Seele zu fassen, und dazu gab auch schon das Neue Testament einen Gedanken an die Hand, denjenigen des „geistlichen" (1. Cor. 15,44. 46) oder des „verklärten" Leibes (Phil. 3,21), der an die Stelle des natürlichen treten soll, wann die Todten auferstehn, und wann zugleich auch die „zur Zeit der letzten Posaune" noch Lebenden plötzlich werden „verwandelt" werden (1. Cor. 15,51 u. 52), d. h. statt ihres noch lebenden natürlichen Leibes gleichfalls einen geistlichen anziehen werden.

Im Anschlusse an diese Ideen hat der seit Schleiermacher bedeutendste und einflußreichste freisinnige Theologe der neueren protestantischen Kirche, R. Rothe, in seiner Ethik eine eigenthümliche Lehre vom Geiste aufgestellt, welche die Forderungen der Naturwissenschaft mit denjenigen des christlichen Glaubens vereinigen soll.

Zunächst giebt er vollständig und entschieden die Folgerungen der Naturwissenschaft zu, sogar noch weiter gehend, als diese, wenigstens bis jetzt, ihre Beweise führen kann, indem er sagt: „Nein, daß der Mensch ein Ich ist, daß er Verstandesbewußtsein hat und Willensthäthigkeit, Selbstbewußtsein und Selbstthätigkeit, daß er denkt und will, und die Macht hat, sich selbst zu bestimmen, während kein andres irdisch-animalisches (thierisches) Geschöpf solches besitzt und kann: dies hat seinen Grund lediglich darin, daß die Organisation seines materiellen Leibes auf diese eigenthümliche Weise beschaffen ist, darin, daß sein materieller Leib in der aufs Höchste vervollkommneten Weise organisirt ist. Die Physiologie wird ohne Zweifel seiner Zeit in die Lage kommen, davon den exactesten Nachweis zu geben."

Unser wirklicher Leib erzeugt das selbstbewußte Denken, das giebt selbst der Vertreter der christlichen Kirche zu. Aber wozu brauchen wir denn da noch einen geistlichen Leib? — Wozu? Zum Auferstehn! Von der Auferstehung werden wir doch nicht lassen wollen. Wir sind ja im Glauben daran auferzogen, an diesen tröstlichen Gedanken gewöhnt, und zudem steht er auch in Bibel und Bekenntnißschriften, und wir könnten nicht mehr länger Christen und Kirchenmitglieder sein, wenn wir ihn leugnen. — Das ist richtig. Aber wie nun zu einem geistlichen Auferstehungsleib kommen, wenn doch unser jetziger materieller schon alles geistige Leben

besorgt? Das wäre ja dann nur ein willkürlich untergeschobener oder etwa in unsern jetzigen Leib hineingeschobener. — O nein, sagt R., im Gegentheil, der geistliche Unsterblichkeitsleib oder der „beseelte" oder „feinmaterielle" Leib, wie er ihn nennt, bildet sich gerade aus unserm höheren Geistesleben heraus, er wird durch dasselbe als ein höherer neuer Organismus in unserm groben alten geschaffen, und schält sich beim Tode vollständig aus demselben heraus, um nun für sich ewig zu leben. „Aber nachdem jene eigenthümlichen seelischen Vermögen nun da sind (als Wirkung einer materiellen Verursachung) im Menschen," ruft er dem Naturforscher zu, „so gehen von ihnen nothwendig wieder Wirkungen aus in ihm, die entsprechender Weise eigenthümliche werden sein müssen." — „Und wenn du dies überlegtest, hast du dir da nicht sagen müssen, dasjenige animalische Geschöpf, in welchem solche Dinge vor sich gehn, von denen in allen übrigen animalischen Wesen nichts vorkommt und vorkommen kann, werde ja freilich wohl aus sich selbst etwas machen, wovon in jenen nichts zu finden sein könne?" — Also der Leib des Menschen bringt vermöge seines eigenthümlichen, höchst vollkommnen inneren Baues das selbstbewußte Denken hervor. Vermittelst dieses selbstbewußten Denkens macht aber jetzt der Mensch etwas aus sich, was das Thier nicht kann. Ganz gut. — Und was wird er aus sich machen?! — hält uns jetzt der Theologe siegesgewiß entgegen. — Was er aus sich machen wird? Nun, einen vernünftigen, gebildeten, sittlich guten Menschen, oder auch einen Verbrecher macht er aus sich, und einen Farmer oder Handwerker oder Kaufmann oder Staatsmann oder Künstler oder Forscher der Wissenschaft macht er aus sich, was alles das Thier nicht kann. — Ei was, das führt uns ja alles nicht zum Ziele. — Zum Ziele? Zu welchem Ziele? — Zum Ziele der christlichen Kirchenwissenschaft, zur Unsterblichkeit. — Ja, das ist wieder wahr. Aber wie kommen wir denn endlich zu diesem Ziele? — Nun, was der Mensch, der durch seinen materiellen Leib mit Selbstbewußtsein begabt ist und mit der Fähigkeit moralisch zu handeln, was er vermittelst dieser Geistesthätigkeiten aus sich macht, das ist eben, daß er einen neuen beseelten Leib für sich macht innerhalb des alten materiellen, mit dessen Hilfe er dann den Tod überleben kann. „Nun ist aber der sittliche Prozeß als der Vergeistigungsprozeß in concreto der Prozeß der Erzeugung eines geistigen Naturorganismus oder näher beseelten Leibes

für die Persönlichkeit — an der Stelle des ursprünglichen materiellen, der sich seinem Begriff zufolge durch seinen organischen Lebensprozeß allmälig verbraucht." Daher denn die menschliche Persönlichkeit beim Tode sich „bereits mit einer neuen Natur, nämlich einer geistigen, angethan findet." — Da haben wir endlich was wir zur Auferstehung und Unsterblichkeit brauchen, einen neuen Leib, der das Sterben aushalten kann. Nebenbei gesagt, findet diese Erschaffung eines neuen sogenannten „feinmateriellen" oder „feinsinnlichen" Leibes, weil sie nur durch sittliches Denken und Handeln bewirkt wird, natürlich nicht bei ganz kleinen Kindern statt, die noch nicht sittlich denken und handeln können. Diese werden daher von der Unsterblichkeit ausgeschlossen. Ferner soll das „Umgebären" des alten in den neuen Leib, wie bei einem christlichen Kirchenlehrer leicht zu vermuthen, nur unter wunderbarer Mitwirkung Gottes und des Erlösers vor sich gehn, und den Erfolg haben, daß die guten Menschen zu Engeln, die bösen zu Dämonen oder Teufeln werden, welche beide mit der Menschenwelt in Verbindung stehn und auf sie einwirken. — Und die Beweise für alles das? Ja, Beweise sind eigentlich keine da. Aber der Verfasser der fünfbändigen Ethik, zugleich Kirchenrath, Lehrer der studirenden Jugend und Führer der freisinnigen Partei, versichert uns, daß er zu dieser Fabrikationsmethode eines Unsterblichkeitsleibes „unbedingte Zuversicht" hege. Um so ehrenwerther für ihn, aber um so schlimmer für die Sache, die er uns glauben machen will. — Nein, legt uns die Naturwissenschaft die eingehendsten Beweise vor, um darzuthun, daß das selbstbewußte Denken ein Erzeugniß unsres leiblichen Organismus sei, und müht sie noch fortwährend sich ab, dieses leiblich geistige Leben weiter aufzuhellen, so zwar, daß sogar der Theologe ihre Ergebnisse anerkennen muß, so wollen wir auch von der Theologie die eingehendsten Beweise dafür haben, daß vor allem ein solches Ding wie ihr angeblicher beseelter, vom Menschen für sich neu zu schaffender, das Sterben überdauernder Leib überhaupt auch wirklich existirt, und lassen uns durch die wohlgemeinte Versicherung eines recht würdigen Mannes und seiner Schüler keinen Aberglauben aufbinden.

Die seelische Materie und der Geisteskörper der Spiritisten.

Wenn wir die Lehre der freisinnigen Theologie von dem feinmateriellen Unsterblichkeitsleibe noch etwas konsequenter durchführen und in ein

mehr naturwissenschaftliches Gewand stecken, so gelangen wir zum heutigen Spiritualismus oder Spiritismus. Demselben wurde von dem englischen Gelehrten A. R. Wallace in seiner Schrift: „Eine Vertheidigung des modernen Spiritualismus" vor 8 Jahren eine Anzahl von 8—11 Millionen Bekenner zugeschrieben, was jedoch schon für heute bedeutend zu hoch gegriffen sein dürfte, da es in den letzten Jahren, in Amerika wenigstens, immer stiller mit dem Geisterspuk geworden ist, und man daraus wohl auf eine Abnahme des Geisterglaubens schließen darf. Immerhin ist dieser Glaube noch verbreitet genug und wird auch noch von wissenschaftlich gebildeten Männern vertheidigt, so daß er bei unsrer Untersuchung eine Beachtung beanspruchen kann, wiewohl die Deutschen im Allgemeinen keine Verehrer desselben sind. In meiner Darstellung der spiritistischen Lehren stütze ich mich auf die erwähnte Schrift von Wallace, von welcher der Herausgeber sagt, daß bis dahin noch keine bessere Antwort an die Gegner gegeben wurde, ferner auf die des bekannten Englisch-Amerikaners Hudson Tuttle und des Deutsch-Amerikaners Dr. Cyriax, der sogar von den hierländischen Spiritisten als Missionär nach Deutschland gesandt wurde und dort auch in der Oeffentlichkeit von sich reden machte.

Wollen die Kirchenmänner, in möglichstem Anschluß an einige Stellen des Neuen Testamentes, wenn auch unter voller Anerkennung der freien Wissenschaft, eine neue feinere vergeistigte Materie erst im sittlichen Menschen geschaffen werden lassen, so gehn die Spiritisten hierin mehr streng naturwissenschaftlich voran und erklären, daß es überhaupt zweierlei Stoff oder Materie im Weltall giebt, die gewöhnliche grobe physische oder natürliche Materie und die feinere psychische oder seelische Materie. Die natürliche Materie bildet den sinnlich wahrnehmbaren Leib oder Lebenskörper des Menschen, und mit diesem ist schon vom ersten Lebenskeime und von den Eltern her verbunden der Geisteskörper des Menschen, welcher aus der unsichtbaren seelischen Materie besteht. Die seelische Materie ist wie jede Materie unendlich theilbar, ewig, unerschaffen und unzerstörbar. Sie bildet im Menschen einen geisteskörperlichen Organismus, der einer unendlichen Entwicklung fähig ist. Diese kann er jedoch im irdischen Leben, in seiner Vereinigung mit dem niedriger organisirten Lebenskörper nicht erlangen, daher wird er nach seiner Trennung vom Lebenskörper, welche durch den Tod geschieht, fortbestehn, um frei von körperlichen Banden als freier Geist eine freie unabsehbare Entwicklung anzutreten.

Fragen wir auch hier nach den Beweisen, so gehn wir nicht wie bei den kirchlich christlichen Fantasien leer aus, sondern dieselben sollen uns in ächt naturwissenschaftlicher Weise gegeben werden durch das Experiment, durch die thatsächlichen, mit den Sinnen wahrnehmbaren Kundgebungen der abgeschiedenen Geister in unserm irdischen Leben, wo dieselben sich bethätigen durch Klopfen, Stoßen, Musiziren und andere Kunststücke, durch die Klopfsprache, auch durch Schreiben, schließlich sogar durch körperliches Erscheinen, welches durch Berührung gefühlt, mit Augen gesehen und photographirt werden kann. Mehr kann man gewiß nicht verlangen. Diese sinnlich wahrnehmbare Bethätigung ist der Hauptlehrsatz der Spiritisten, und sie soll dadurch zu Stande kommen, daß die Geister sich durch manche Menschen, sogenannte Medien, besonders angezogen fühlen, mit denen sie denn in Verbindung treten und deren Körper sie zuweilen in Besitz nehmen um vermittelst desselben ihre Geisteraussprüche durch Wort oder Schrift und Gebehrden zu offenbaren. Wie dann der Geist selbst sogar eine volle körperhafte Form annehmen kann, nach der Meinung der Spiritisten, davon finde ich keine Erklärung bei ihnen.

Die Spiritisten sagen also: wir können thatsächlich beweisen, daß es gewisse sinnlich wahrnehmbare Erscheinungen giebt, welche nicht durch Menschen oder andre irdische Wesen bewirkt werden, welche überhaupt auch nicht durch natürliche Ursachen erklärt werden können, sondern welche sich erweisen als die Kundgebungen von Geistern, die manchmal den Körper der noch lebenden Menschen verlassen, hauptsächlich aber von solchen welche die Körper der Gestorbenen auf immer verlassen haben.

Nehmen wir einmal zunächst an, es gäbe wirklich solche sinnlich wahrnehmbare Erscheinungen, welche nur erklärt werden können, wenn wir uns vorstellen, daß sie von Geistern bewirkt werden, d. h. von selbstbewußten Wesen, die aber wenigstens für gewöhnlich nur einen Geisteskörper besitzen. Hätten wir dann ein Recht dafürzuhalten, daß es wirklich solche Wesen gäbe? In der That, wenn sich die betreffenden Erscheinungen auf keine andre Weise, wenn sie sich dagegen auf diese Weise hinreichend erklären ließen, so hätten wir, auch wenn wir uns auf den Standpunkt der beweisenden Naturforschung stellen, ganz wohl ein solches Recht. Denn dies ist auch die Art wie die Naturforscher ihre Lehren oder sogenannte Hypothesen bilden, die dann im Verlaufe der Zeit, je mehr sie sich durch die Erfahrung bestätigen, in allgemein angenommene Wahrheiten übergehn. Der Naturforscher sieht z. B. den Stein fallen oder den Himmels-

körper sich bewegen. Er nimmt als Ursache der Bewegung etwas unsichtbares an, die Anziehungskraft, und muß ferner in Folge der thatsächlichen Erscheinungen annehmen, daß sie wirkt im Verhältniß der Masse der Körper und im Verhältniß der Entfernung der Körper, je näher um so viel stärker. Mit dieser Annahme, und dabei ausgerüstet mit seinen sonstigen Kenntnissen, geht er nun wieder an die Beobachtung der wirklichen Welt, und siehe da, seine Annahme der Anziehungskraft stimmt zu den Erscheinungen, er kann jetzt die Schnelligkeit des fallenden Körpers wie der sich bewegenden Gestirne und daher den Zeitpunkt wann sie an einem bestimmten Orte eintreffen oder z. B. vor einander vorübergehen werden, genau vorausberechnen. Das Ding aber, das er als wirkende Ursache annimmt, die Anziehungskraft, kann er nicht für sich nachweisen und beschreiben, wie wir oben schon erkannt haben.

Oder der Naturforscher pflegt anzunehmen, daß alle Körper aus kleinsten Theilen und Körperchen, den sogenannten Atomen und Molekülen zusammengesetzt sind. Er kann dieselben nicht einzeln sehen oder überhaupt sinnlich wahrnehmen, weil sie für seine Sinne und Wahrnehmungsinstrumente viel zu klein sind, aber er ist durch alle übrigen Wahrnehmungen und Schlußfolgerungen genöthigt, sich die Materie aus solchen Atomen zusammengesetzt vorzustellen, daher lehrt er das Dasein der Atome.

Oder eine ganz ähnliche Annahme wie die einer spiritistischen Geistmaterie ist die des sogenannten Aethers.

Was ist der Aether? Er soll der Träger der Lichtwellen sein. Das Licht bewegt sich, wie wir schon früher erwähnten, mit so ungeheurer Schnelligkeit und auf solche Entfernungen, daß es aus diesen und andern Gründen kein wirklich vom einen Orte zum andern sich bewegender Stoff sein kann, sondern es muß eine Wellenbewegung eines überall wo Lichterscheinungen auftreten schon vorhandenen Stoffes sein. Was bewegt sich aber nun wellenartig, wenn der Lichtstrahl von der Sonne zur Erde fällt? Etwa die Luft? Diese kann es nicht sein; denn wenn das Licht z. B. durch eine Glasscheibe scheint, so ist doch im Glase selbst keine Luft. Oder wenn wir die Luft unter einer Glasglocke auspumpen und einen luftleeren oder möglichst luftverdünnten Raum herstellen, so wird das durchfallende Licht nicht im Mindesten dadurch geschwächt. Ebenso fällt es durch andre luftförmige, flüssige und feste Körper, wenn sie auch oft nur bei gehöriger Dünne durchscheinend sind, wie unsre Augenlieder. Was ist es also, das

in allen Körpern durch die Bewegung des Lichtes wellenförmig zittert? Das ist der Aether, sagt der Naturforscher. Was ist das der Aether? Das ist ein unendlich feiner luftartiger Stoff, der alles durchsetzt, feste, flüssige und luftförmige Körper. Ein jeder Körper ist außer seinem eigentlichen Stoffe auch noch aus diesem Aether zusammengesetzt, der jedes Atom umgiebt, sowie er den unendlichen Weltraum durchdringt und erfüllt. Jedoch kann man ihn selbst nicht sehen, man kann ihn auch nicht hören oder schmecken, riechen und fühlen. Ja, weil er alles durchdringt, kann man ihn nicht einmal wägen. Und gleichwohl nimmt der Naturforscher an, daß er da ist? Kann denn nicht ebensogut auch der Spiritist annehmen, daß die feine seelische oder Geistmaterie da sei, wenn wir sie auch nicht sinnlich wahrnehmen können? Kann er dies nicht mit dem gleichen Rechte thun wie der Naturforscher, und ihr dann die weiteren Eigenschaften zuschreiben, daß sie sich im Menschen zu einem Geistkörper organisire innerhalb des sinnlich wahrnehmbaren Körpers, den sie gleich dem Aether durchsetzt? Haben Naturforscher und Spiritist nicht gleichen Anspruch auf Glaubwürdigkeit ihrer Annahme?

Das wollen wir noch näher prüfen.

Warum gelangt der Naturforscher zur Ueberzeugung vom Dasein des Aethers? Erstlich steht die Thatsache, welche erklärt werden soll, das Licht, unerschütterlich fest. Daß das Licht da ist, kann Niemand bezweifeln. Zweitens aber kann er auch durch die Annahme des Aethers und dessen wellenförmige Lichtbewegung alle oft so merkwürdigen und verwickelten Lichterscheinungen mit wunderbarer Klarheit und Bestimmtheit erklären und berechnen, bis auf die Zahl und Richtung der Wellenschwingen und vieles andre, sowie überhaupt dann die Lehre vom Lichte mit der übrigen Erkenntniß der Natur auf das Herrlichste zusammenstimmt.

Ist dies alles auch beim Spiritismus der Fall? Stehen die Thatsachen, auf welche er sich stützt, unerschütterlich fest, und kann er, deren Richtigkeit angenommen, sie mit seiner Lehre von der seelischen Materie und dem Geisteskörper erklären? Stimmt diese Lehre auch mit der übrigen wissenschaftlichen Erkenntniß zusammen, natürlich sofern sie dieselbe nicht etwa verbessern kann?

Wenn wir diese Fragen uns stellen, und zunächst an die Beantwortung der ersten gehn, so muß uns ein Gefühl der Verwunderung und zugleich der Trauer darüber ergreifen, daß wissenschaftlich gebildete Männer, zu denen z. B. die drei obengenannten zählen, und solche die

sonst sogar schon Hervorragendes in der Wissenschaft geleistet haben, so namentlich Wallace und ebenso auch der englische Naturforscher Crookes, daß solche Männer die höchst läppischen und kindischen Vorgänge, wo meistens ein gut eingeübter Schnellfinger und Geheimkünstler oder ein keckes, muthwilliges Fräulein oder Frauchen sein Spiel treibt, zu streng wissenschaftlichen Experimenten aufputzen wollen. Ein Gefühl der Trauer und Wehmuth, wie es den Physiker Tyndall beschlich, als er einer Geistersitzung beiwohnte und unter anderm handgreiflichem Schwindel die Geisterstöße nur eintreten sah, wenn er sich scheinbar unachtsam abwandte, sie auch verhinderte, indem er den Tisch unbemerkt mit den Beinen festhielt, und das Klopfen unter dem Tische her sofort veranlaßte zu verstummen, als er unter den Tisch kroch um nach der Ursache zu forschen. Er kam nach einer Viertelstunde vergeblichen Wartens wieder hervor mit einem Gefühle der Verzweiflung an der Menschheit, wie er sagt, das er vorher nie so empfunden. Die Geister klopften alsdann natürlich wieder munter weiter. Ist es denn möglich, daß sonst ganz ehrenwerthe Männer und Frauen sich dazu hergeben die andern und oft ihre besten Freunde zu hintergehn, um den Geisterglauben aufrechtzuerhalten und zu verbreiten? Ja, das ist möglich und wirklich. Vor allem weil es so sehr leicht ist. Denn es ist ja dem betrügenden Medium keine Aufgabe zu verrichten vorgeschrieben. Es kann sich irgend eine List aussinnen. Ist Ort oder Zeit oder die Gesellschaft nicht dazu geeignet, so unterläßt es die Ausführung, denn die Geister brauchen ja nicht zu kommen, wenn sie nicht wollen, sie sind Wesen die mit freiem Belieben handeln und bekanntlich oft sehr launisch. Ebendeßhalb kann auch der Unternehmer oder die Unternehmerin jederzeit innehalten, wenn sie Gefahr wittert und ein Mißlingen fürchten muß. Vor öffentlicher Blosstellung ist sie überdies in hohem Grade gesichert, weil die Frechheit des Betrugs gewöhnlich zu groß ist, als daß in anständiger Gesellschaft diejenigen welche sie durchschauen, sie auch offen bloszustellen und zu brandmarken wagten. Dann ist auch für viele Menschen und namentlich für Frauen und Fräulein die ja vorwiegend bei der Geisterseherei betheiligt sind, die Versuchung zu groß, Andre, und namentlich angesehene Männer und gar noch gelehrte Häuser an der Nase herumführen zu können. Es hängt dies jedenfalls mit der Natur des weiblichen Wesens zusammen, das durch jahrhundertelange Vererbung als das schwächere, vom Manne beherrschte Geschlecht sich daran gewöhnte hauptsächlich durch kluge Berechnung und List, mitunter

auch Täuschung zum Ziele zu gelangen. Dazu ist das Weib auch die Vertreterin der schönen äußeren Erscheinung und daher auch des äußeren Scheins, und die Beeinflussung und Lenkung Anderer gehört wesentlich ebenfalls zu ihrer Lebensaufgabe, sei es als umworbene Jungfrau, sei es als Gattin und Hausmutter. Nach allen diesen Seiten hin muß eine empfindsame zartbesaitete weibliche Seele, zugleich ein wenig schalkhaft und herrschaftliebend und nicht abgeneigt den andern Menschen, insbesondre der Männerwelt, ein Schnippchen zu schlagen, sich als Priesterin des Geisterreichs, mit dessen Beistand sie überirdische Orakel ertheilt und Wunder verrichtet und den Rundkreis in heiliges Staunen versetzt, ganz an ihrem Platze fühlen. Zudem ist ja die Heuchelei der Wissenden in den spiritistischen Zirkeln nicht größer als die Heuchelei welche fortwährend und hauptsächlich von den Männern geübt wird, wann sie blos um des Geldes, des lieben Geschäftes, der Politik oder des häuslichen Friedens willen die angeblich heiligsten Handlungen in der Kirche mitmachen und einen Glauben und eine Andacht erheucheln, die sie nicht besitzen.

Uebrigens sollte man doch denken, daß einer Anschauungsweise, welche so viele und geistig hochstehende Bekenner zählt, auch tiefere und berechtigtere Bestrebungen und Gefühle zu Grunde liegen müßten, und daß an der ganzen Lehre doch irgend etwas Wahres zu finden sein sollte. Das wollen wir später noch entscheiden. Jetzt gilt es vor Allem einmal auch die Experimente noch etwas näher zu beaugenscheinigen auf welche der Spiritismus fortwährend verweist. Wir wollen die Geister an der Arbeit beobachten, denn der Wahlspruch des Spiritismus ist nicht derjenige des Christenthums: Nicht sehen und doch glauben—, sondern er verlangt zuerst zu prüfen, und wenn dies überstanden, dann freilich auch umsomehr zu glauben und im rechten Glauben zu sehen und zu hören.

Also treten wir in eine Geistersitzung ein, die Herr Wallace selbst mitmachte und erzählt. Schon mehrere Monate lang hatte er beständig Sitzungen mit Fräulein N. gehabt. Sie hatte dabei ihre „mediumistischen" Kräfte immer besser entwickelt. „Eines Abends sitzen wir (im Dunkeln) im Hause eines Freundes um einen runden Tisch unter einem gläsernen Kronleuchter. Ein Freund von mir, der aber allen Andern gänzlich unbekannt war, saß neben Frl. N. und hielt ihre beiden Hände. Jemand anders hatte Streichhölzchen bereit um Licht zu machen, wenn es verlangt wurde. Was sich nun ereignete, war Folgendes. Zuerst wurde Frl. N's Stuhl unter ihr weggezogen, und sie

war genöthigt aufrecht zu stehn, indeß mein Freund immer noch ihre beiden Hände hielt. In einer oder zwei Minuten hörte ich ein leichtes Geräusch, wie wenn Jemand ein Weinglas auf den Tisch stellen würde und zugleich ein sehr leises Rauschen von Kleidern und Klingeln der gläsernen Gehänge des Kronleuchters. Unmittelbar darauf sagte mein Freund: „Sie ist mir entschlüpft.“ Sogleich wurde Licht gemacht, und wir fanden Frl. N. ruhig in ihrem Stuhl sitzend mitten auf dem Tisch, indem ihr Kopf gerade den Kronleuchter berührte. Mein Freund erklärte, daß Frl. N. geräuschlos aus seinen Händen zu gleiten schien. Sie war sehr stämmig und schwer, und ihren Stuhl auf den Tisch zu stellen, selbst hinaufzusteigen, im Dunkeln, geräuschlos, und beinahe augenblicklich, während fünf oder sechs Personen nahe um sie herum saßen, schien mir, und scheint mir noch, der ich sie genau kenne, physisch unmöglich.“

Lieber Herr Professor, da fällt einem unwillkürlich das deutsche Sprüchwort ein: je gelehrter, desto verkehrter. Meinen Sie wirklich, dieses stämmige und kräftige Fräulein wird so einfältig gewesen sein, zuerst ihren Stuhl auf den Tisch zu stellen, um dann etwa hinaufzuklettern, was ihr jedenfalls, wenn der Stuhl schon oben gestanden und den Raum ausgefüllt hätte, sehr schwer geworden wäre. Sie hatte es ja viel leichter. Der Stuhl wurde, natürlich von den Geistern, weggezogen und sie mußte aufrecht stehn. Das heißt in vernünftige Sprache übersetzt: zuerst stand sie auf und schob mit dem Fuße den Stuhl etwas bei Seite und zugleich nahe genug an den Tisch. Das hätte sie wohl nicht so leicht thun können, wenn ihre Hände rechts und links je von einer Person gehalten worden wären. Daher hatte sie es einzurichten gewußt, daß der Herr auf der einen Seite ihr beide Hände zugleich hielt, was diesem Gaste jedenfalls noch als besondre Gunst erschien. Hatte sie einmal den Stuhl in der Dunkelheit neben sich, natürlich auf der dem händehaltenden Nachbar entgegengesetzten Seite; dann brauchte sie nur einfach den Fuß auf den Stuhl zu setzen, dann wie mit einer Treppe auf den Tisch zu steigen, und als sie droben stand, den Stuhl an der Lehne hinaufzunehmen und sich darauf zu setzen. Das nimmt für einen erwachsenen Menschen bei Tag keine fünf Sekunden. Sie nahm sich aber Zeit, blieb 1—2 Minuten aufrecht stehen, während dessen sie bereits den Fuß auf den Stuhl setzte; vielleicht war sie auch so schlau die beiden Hände, welche ihr Nachbar in Obhut hatte, unter einander zu legen, so daß er nur die obere, und

jedenfalls als Fremdling diese nur zart berührte, indessen sie die untere unvermerkt wegziehen und frei bekommen konnte, um sich etwa beim Hinaufsteigen mit derselben auf die Stuhllene zu stützen, und zugleich ihm die andre desto länger in Berührung zu lassen. Und als sie so zum Hinauftritte bereit war, that sie den kühnen Schritt, der über die Unsterblichkeit der Menschenseele entscheiden sollte, und es gelang ihr auch ganz ordentlich. Sie stieß zwar mit dem Kopf etwas an den Kronleuchter, und sie vermochte auch nicht den Stuhl ganz geräuschlos aufzustellen, aber das macht ja bei solcher Geisterarbeit nichts, das beweist im Gegentheil noch, mit welcher mächtigen Kraft die Geister ihre Manifestationen ausführen. — Gesetzt aber auch, das Experiment wäre ihr mißlungen, sie hätte, als sie auf dem Tisch stand, den Stuhl nicht hinaufgebracht, oder der betreffende Herr hätte zu frühe Licht gemacht, so daß der Stuhl noch unten stand. Nun, dann hätten eben die Geister sie einfach in der Luft schwebend auf den Tisch gestellt gehabt, was wahrhaftig, insbesondre bei ihrer Beleibtheit, auch schon eine ganz hübsche Geisterleistung gewesen wäre. Oder es wäre ihr gar in der Dunkelheit irgend ein Unglück passirt, daß sie auf dem Boden oder auf dem Tisch gefallen wäre, so hätte das um so klarer bewiesen, daß es die Geister gethan hatten; denn sie wird sich doch nicht absichtlich ein Leid zufügen. So war sie also jedenfalls hinsichtlich der Geister gesichert, und als ihr alles nach Wunsch gelungen war, und sie glücklich auf dem Stuhle saß, ist nur zu verwundern, daß sie nicht auch noch mit den Händchen oder Füßchen den andächtigen Herren in der Runde ein wenig um die Nasen herumstrich, damit sie die Geister auch wirklich spüren und fühlen konnten.

Und solche nasführende Mägdelein sollen die Beweise für das Geisterreich und die Unsterblichkeit abgeben! Ihre Kunststücke sollen unmöglich anders als mit Hilfe der seelischen Materie und des Geisteskörpers erklärt werden können, und diesen zu Liebe soll eine ganz neue Art von Materie, und eine neue Weltanschauung und eine von keinem Forscher noch gefundene Organisation des Menschen in die Wissenschaft eingeführt werden, und was die Naturwissenschaft bis jetzt über die Beschaffenheit des Menschen mühsam ausfand, soll in seinen Grundgedanken über den Haufen gestoßen werden?

So sind aber diese spiritistischen sogenannten Experimente alle, wenigstens mit wenigen Ausnahmen, und insbesondre alle welche wirkliche Geistererscheinungen betreffen. So auch die andern welche Wallace an-

führt, oder von denen er angeführt wird oder wurde, denn er soll sich ja, wie gesagt wird, vom Spiritismus wieder abgewandt haben. Besonders kindisch ist auch ein Spuk, den ein Fräulein mit dem andern bedeutenden englischen Naturforscher, Herrn Professor Crookes, trieb, wie W. nach dessen Bericht erzählt. Dieselbe kam im weißen Geistergewande und baarfuß als körperlicher Geist in die Gesellschaft aus einem dunkeln Nebenzimmer, wo ihr Lebenskörper im schwarzen Sammtgewande und in Verzückung schlafend lag. Statt nun einfach den Geist nicht mehr aus dem Zimmer zu lassen, und wenn es Tag darüber wurde, was ja eine so wichtige Sache schon werth gewesen wäre, oder auch nur ihn auf Händchen oder Füßchen oder Wängelein mit einigen nicht leicht auszutilgenden Tüpfchen oder Hautritzlein zu zeichnen, was ja für den Geist nicht schlimm sein konnte, wagte es nicht einmal Jemand, und auch der Herr Professor nicht, zu gleicher Zeit das Verzückungszimmer zu betreten und nach dem dort angeblich schlafenden Fräulein zu sehen, selbst dann nicht, als ein anwesender Spiritist den Geist fest umfaßte und zum Nachsehen aufforderte, weil er überzeugt war das wirkliche Fräulein und keinen Geist zu halten. Statt dessen konstruirte der Herr Professor allerlei künstliche Apparate, die natürlich auch jeweils von dem Geist im Nebenzimmer für sich allein oder mit Hilfe einer Eingeweihten außer Thätigkeit gesetzt werden konnten. Doch durfte er auch einmal mit einer im Dunkeln leuchtenden Phosphorlampe, d. h. mit dem möglichst matten und möglichst geisterhaften Lichte, den schlafenden Lebenskörper im finstern Nebenzimmer und in schwarzen Sammt gehüllt, wahrscheinlich eine Maske, und daneben den weißen Geist zugleich sehen und sogar anfühlen, wahrscheinlich mit der Spitze seines kleinen Fingers.

Welch traurige Vergeudung und Entwürdigung der Wissenschaft, wo der gesunde Menschenverstand mit den einfachsten Mitteln schon hingereicht hätte, den Betrug zu enthüllen, oder wenn es denn Wahrheit war, die Wahrheit unzweifelhaft festzustellen. — Uebrigens wurde dieses oder ein andres Fräulein, durch welches Crookes bekehrt wurde, seitdem, wie berichtet wird, als Betrügerin entlarvt.

Am vorsichtigsten verfuhr Oberrichter Edmonds von New York bei seinen spiritistischen Sitzungen, wie er in seinen Briefen über Spiritismus schildert. Aber auch hier ist von einem Fräulein, seiner Tochter, die Rede, welche in der Geisterbesessenheit verschiedene fremde Sprachen, darunter solche sprach, die „keiner anwesenden Person be-

kannt waren". Sprachen der letzteren Art zu sprechen, ist nicht schwer. Das Medium darf ja nur irgend etwas welschen, was weder sie selbst noch sonst Jemand versteht.

Doch genug mit diesen Geistersitzungen und Geisterkundgebungen, welche drei hervorragende Naturforscher und ein hervorragender Richter, Tyndall, Wallace, Crookes und Edmonds berichten, von denen der erstere mit einfachem gesundem Verstande den Schwindel sofort festnagelte, die beiden andern wie Kinder mit sich spielen ließen, und der vierte ebenfalls sich nicht frei hielt von unzuverlässiger Berichterstattung. Nur eines muß ich noch hinzufügen, da die Spiritisten allen die an ihre Lehre nicht glauben, den Vorwurf machen, daß sie ohne alle eigne Erfahrung und Prüfung in diesen Dingen als völlig Unwissende abzuurtheilen pflegen. Ich habe mir selbst die mögliche Mühe gegeben die spiritistischen Erscheinungen kennen zu lernen. Ich habe mehreren Sitzungen in verschiedenen Städten mit hervorragenden Spiritisten und Medien angewohnt, und es haben sich bedeutende Geisterthaten ereignet, sogar die Schreibkunststücke des Herrn Slade in New York, der auch in Rußland und Deutschland Aufsehen machte, habe ich gesehen und gehört. Aber ich habe sie jedesmal sofort als ganz natürliche Vorgänge und Kunststücke enthüllt, und zwar die Betrügereien des Hrn. Slade genau so wie sie nachher Hr. Prof. Lankester in London enthüllte, und ich sie seiner Zeit auf der öffentlichen Disputation mit Hrn. Heinsohn in Cleveland erläuterte.

Fassen wir jetzt auch hier uns das Ergebniß zusammen. Wir stellten oben drei Anforderungen auf, welche an eine ächt wissenschaftliche Theorie oder Lehre gemacht werden müssen. Es war erstlich die Forderung, daß die Thatsachen auf welche die Lehre sich stützt, unerschütterlich feststehen. Das ist beim Spiritismus nicht der Fall. Angenommen selbst, daß sich unter den spiritistischen Erscheinungen auch solche befinden, bei denen keine Täuschung mit unterläuft, so ist doch jedenfalls Wahrheit und Irrthum so sehr durcheinander gemengt, daß auf ein solches Fundament keine neue Lehre, die überdies der sonstigen Erkenntniß widerstreitet, gegründet werden kann. Diese Erzählungen der Spiritisten, aus deren Reihen bald da bald dort ein gepriesenes Medium auch öffentlich vor Gericht als Betrüger enthüllt wird, sind zum mindesten ebenso unzuverlässig wie die Auferstehungs- und Himmelfahrtsberichte der Evangelisten.

Es war zweitens die Forderung, daß die aufgestellte Lehre auch

wirklich die angegebenen Thatsachen erkläre, abgesehen davon, ob diese richtig oder irrthümlich seien. Auch dies trifft beim Spiritismus nicht zu. Nehmen wir an, es existire eine solche feinere seelische Materie und, aus derselben gebildet, ein besondrer Geisteskörper, ein aus Seelenmaterie bestehender besondrer Organismus im Menschen, den gröberen Körper durchsetzend; warum soll diese feinere Materie, die sich im Menschen mit der gröberen aufbaut, nicht auch mit derselben wieder zerfallen und sich vertheilen? Sie ist ja ewig! Gut, das ist ja alle Materie, die gröbere auch, und deßhalb bildet diese, wenn der eine Leib verwest und in den Kreislauf der Natur zurückkehrt, wieder den Baustoff für andre Leiber, die an Stelle der gestorbenen geboren werden, und so müßte es folgerichtig mit der seelischen Materie und den Geisteskörpern die sie bilden soll, auch sein. Wenn der Mensch stirbt, so zerfällt der Organismus der seelischen Materie wie derjenige der aus Atomen und Aether bestehenden gröberen Materie um wieder neue körperlich-seelische Organismen zu bilden, das wäre verständlich und folgerichtig gedacht; wie ja auch die Naturforscher annehmen, daß ihr Aether die Atome umgebe und mit denselben sich vertheile. Das abgetrennte Fortleben des Geisteskörpers aber ist eine rein willkürliche Annahme.

Ferner ist aber auch gar nicht zu verstehn, wie denn dieser Geisteskörper, der doch mit dem Lebenskörper auf das Innigste verflochten und verwachsen sein müßte, beim Sterben auch nur unversehrt aus diesem herauskommen soll. Und mit welchen Organen soll er sich dann durch den Raum bewegen, und wie kann er gar die bedeutenden Kunststücke verrichten, die oft den Geistern zugeschrieben werden, und wie vollends einen sichtbaren und fühlbaren Körper wieder annehmen, und warum endlich, wenn er doch ein materieller Organismus ist, soll er von dem Schicksal aller materiellen Organismen verschont sein, daß er gleichartige Materie in sich aufnimmt, sich, von seelischer Materie natürlich, ernährt, und die verbrauchte auch wieder ausscheidet, und in diesem Wechsel seelischer Materie sich schließlich doch wie jeder Organismus eben auch wieder auslebt? Alle diese Fragen und Einwände, die vollständig in der Sache selbst liegen, kann der Spiritismus nicht beantworten. Seine Lehre hat es mithin nicht blos mit trügerischen Erscheinungen zu thun, sie erklärt auch nicht einmal, was sie erklären will, sie gehört darum in das Gebiet der Fantasterei, Träumerei und Schwärmerei, welche den Boden der Wirklichkeit verläßt und sich beliebige Hirngespinnste ausmalt. Sie ist

deßhalb natürlich auch unfähig, die übrige Naturforschung, welche mit strengen thatsächlichen Beweisen voranschreitet, irgendwie zu widerlegen oder zu verbessern.

Je mehr wir jedoch nun dem Spiritismus seine thatsächliche Grundlage rauben, desto schwerer wird er selbst zu erklären. Aus nichts kann nichts werden, und aus nichts kann auch kein Spiritismus werden. Es müssen doch irgend welche Ursachen vorhanden sein. Gewiß. Wir haben ja solche gleich anfangs erkannt: der Reiz die andern Menschen zu hintergehn und dabei selbst eine bedeutende Rolle zu spielen, sowie die Leichtigkeit derartige täuschende Kunststücke auszuführen. Soll das alles sein? Also eine Erscheinung sittlicher Korruption der Zeit? Und diese Erklärung soll hinreichen die Bekehrung von Millionen von Menschen, darunter sicherlich viele wohlmeinende, für Wahrheit, Recht und Menschenwohl begeisterte verständlich zu machen? Sicherlich nicht. Es sind ja in der That unbestreitbar noch andre Ursachen vorhanden. Der Reiz der Täuschung bezieht sich nur auf die Täuschenden. Diese könnten aber so leicht und so häufig nicht täuschen, wenn die Andern nicht ebenso gern getäuscht sein wollten. Und aus welchen Gründen? Es sind deren, wie mir scheint, hauptsächlich drei. Vor allem der Glaube an das persönliche Fortleben, der durch den Geisterspuck bewiesen werden soll. Dieser Glaube ist schon seit Jahrhunderten durch die ganze christliche Kultur eingeimpft und auf das Innigste mit derselben verwachsen und wird ja noch fortwährend in Millionen von Schulen gelehrt, durch Literatur und Kunst verbreitet. Er ist zudem auch so sehr erwünscht und einschmeichelnd für den Trieb nach Lebenserhaltung und Lebensgenuß, welcher ja ins Ewige und in immer höherem Maße fortwähren soll, während die Ueberzeugung von der endlichen Dauer des persönlichen Lebens viel mehr sittliche Kraft und Hingebung verlangt, um mit dem Ewigen, d. h. mit dem Guten und Wahren und dem Wohle des Ganzen jetzt schon, jeden Augenblick durch rechtes Thun vereinigt zu sein. Namentlich sind auch solche Gemüther für den Geisterglauben sehr empfänglich, welche durch den Verlust lieber Angehörigen tief verletzt und krankhaft erregt wurden, und nun wie ein Ertrinkender nach dem Strohhalm, so nach allem Aberglauben greifeu um ihren Schmerz sich hinwegzutäuschen, statt ihn durch innere Vertiefung und Weihe wahrhaft zu überwinden. Von den hervorragenden Spiritisten, die ich persönlich kennen lernte, waren alle, ich glaube, mit einer

einzigen Ausnahme, von solchen herben Schicksalsschlägen betroffen und zum Geisterglauben verleitet worden.

Vornehmlich ist auch nicht zu übersehen, daß der Spiritismus in Amerika, wo ja seine hauptsächliche Heimath, eine ganz eigenthümliche Richtung angenommen hat. Er ist so zu sagen nur eine freiere Fortsetzung des Quäkerthums geworden, wie ich dasselbe in meinem zweiten Theile des „Heil der Völker" schilderte. Wie dem Quäker die innere geistige Offenbarung, das sogenannte Innere Licht, zum Mittel wird, um religiöse und sittliche Wahrheit aus seinem eignen Innern zu schöpfen, und sich dadurch über Bibel, Glaubensbekenntnisse, Priester und Zeremonien hinauszusetzen, so sagt sich der heutige Spiritist auf Grund der Offenbarungen seines Geisteskörpers von allen religiösen Banden der Ueberlieferung los, kämpft zum Theil auf das Schärfste und Schroffste gegen die alten Religionen, und stellt mitunter Bekenntnisse auf, die, wenn man von Geisterspuck und was damit zusammenhängt, absieht, durchaus auf dem Standpunkte des freien Menschenthums stehen. Ich führe als Beleg z. B. das Bekenntniß der „Ersten Gesellschaft von Spiritisten von Philadelphia" an.

Erstens: Eine wohlthätige und weise geistige Macht (intelligence) durchdringt und kontrolirt das Weltall und unterhält die Beziehungen eines Vaters zu allen menschlichen Wesen. Ihre Offenbarung ist die Natur, ihr Dollmetscher ist die Wissenschaft, und ihr bester Kultus ist: Wohlthun für Alle. (Das ist genau auch das Glaubensbekenntniß Thomas Paine's gewesen. In der Hauptsache auch der folgende zweite Punkt.)

Zweitens: Alle Wahrheit ist heilig und ihre Autorität der Person gegenüber, welche sie begreift, ist absolut. Während Einer den Andern in der Erkenntniß der Wahrheit helfen kann, kann doch Keiner für den Andern bestimmen, was Wahrheit und Pflicht ist. Jeder muß also auf eigne Verantwortlichkeit hin glauben und handeln.

Drittens: Alle Handlungen führen zu Leiden oder Freuden zufolge der natürlichen und geistigen Gesetze.

Die weiteren Grundsätze bekennen die Unsterblichkeit des Geistes, den Zusammenhang der Lebenden mit der Geisterwelt und die Ansicht, daß die menschliche Gesellschaft eine große Familie bildet, deren Mitglieder unter einander durch Liebe verbunden sein sollen, und daß dies am Besten durch Gemeinsamkeit und nicht durch Einzelarbeit zu erzielen ist. —

Man sieht, auch die sozialistischen Ideen haben bei ihnen Eingang gefunden, und ebenso wurden in den Zeitungen auch schon Ehebündnisse zwischen Spiritisten berichtet, deren Dauer blos auf die Dauer wahrer Liebe gegründet sein sollte, mithin auch die freie Ehe thatsächlich ausgeführt.

Wer nun an Unsterblichkeit glaubt oder zu glauben geneigt ist, und andrerseits auf möglichste Befreiung der menschlichen Person hinausstrebt, sollte der sich nicht leicht bewegen lassen einer Lehre beizutreten, die ihm einerseits den erwünschten Unsterblichkeitsglauben bestätigen will, und andrerseits soviele geistige und persönliche Freiheit in Aussicht stellt, sowie den edelsten Regungen seines Herzens Nahrung giebt?

Trotzdem aber scheint es mir, daß der Spiritismus noch eine andre Quelle hat, welche besonders das Interesse forschender Geister erregte. Es ist das geheimnißvolle Verkehren mit bisher unbekannten Mächten und Kräften, in das sich der auf die Geisterkundgebungen Lauschende versetzt, und die bedeutende Anregung welche die forschende Fantasie dadurch erhält. Vergessen wir nicht, woran wir uns früher erinnerten, daß alle Wissenschaften einst aus solchem fantastischen Glauben und geheimnißvollen Thun hervorgegangen sind oder doch bedeutende Anregung und Nahrung durch dasselbe erhalten haben. Wie aus der geheimnißvollen und zauberhaften Astrologie und Alchymie die Astronomie und Chemie sich enthüllte, so war ja auch die Erfindung der Buchdruckerkunst und des Schießpulvers mit einem zauberhaften Schleier umhüllt, und selbst in der neueren Zeit zählen solche Forscher, welche zugleich eine fantastische Seite an sich tragen, mit zu den fruchtbarsten. Man denke z. B. an Reichenbach, der sich mehrere Jahrzehnte mit den trügerischen Experimenten in Betreff des „sensitiven Menschen" und des „Od" beschäftigte, dabei aber doch auch das Kreosot, das Paraffin, das Eupion, Kapnomor, Assamar u. a. entdeckte. Und den eben genannten Spiritisten Crookes scheint gerade die spiritistische Anschauungsweise zu der merkwürdigen Entdeckung der sogenannten strahlenden Materie geführt zu haben. Demnach läßt sich vermuthen, daß einerseits in dem ganzen Geisterspuckwesen zugleich ein erneuter Trieb nach Aufklärung über das Geistesleben des Menschen liegt, und andrerseits doch wohl manche Vorgänge sich dabei ereignen, welche nicht auf bloßer Täuschung beruhen, sondern die vielleicht dazu beitragen können, uns neue Aufklärung über die Wirksamkeit der Kräfte in dem wunderbaren menschlichen Organismus zu verschaffen.

In der That scheint es mir, wenn ich manche Vorgänge bei den Spiritisten mit sonstigen ähnlichen Vorfällen im Leben sowie mit den fortgeschrittensten Ergebnissen der heutigen Naturforschung zusammenhalte, daß wir im Begriffe stehn, weitere Ausblicke über das Wesen der menschlichen Denkkraft zu gewinnen und neue Aufschlüsse über bisher unerklärte Erscheinungen zu erhalten. Im Anschluß an den folgenden Abschnitt werde ich meine Vermuthung hierüber darlegen.

Der Mensch die Werkstätte der höchsten Naturkraft.

Wir haben nun die hauptsächlichsten Gründe und Ansichten geprüft, welche seit einer Kulturentwicklung von mehr als 2000 Jahren zu Gunsten der Unsterblichkeit aufgestellt wurden. Wir sind von dem unbestimmten Gefühle ausgegangen, daß mit dem Tode ein persönliches geisterartiges Wesen entflohen sei, und daß überhaupt in dem unerklärten Hintergrunde der Lebensäußerungen des Menschen ein solches weile. Dann haben wir die Thatsache betrachtet, die noch heute Vielen als der sicherste Beweis einer unsterblichen Seele gilt, daß nämlich das menschliche Ich sich als ein einheitliches weiß im Verlaufe seines Lebens. Hierauf haben wir die verschiedenen Ansichten von der Beschaffenheit der für unsterblich gehaltenen Seele näher betrachtet. So zuerst die Annahme einer besonderen unkörperlichen „Seelensubstanz" welche zwar heutzutage selbst von freisinnigen Kirchen-Schriftstellern so sehr bei Seite gesetzt wird, daß z. B. der ziemlich bekannte Schweizer Pfarrer Lang in seiner „Religion im Zeitalter Darwins" ausruft: „wer nimmt noch eine besondre Seelensubstanz im menschlichen Leibe an"? — obwohl diese Annahme Jahrhunderte hindurch geherrscht hatte. Zum Ersatz dafür läßt sich die freisinnige protestantische Theologie von der Richtung Schleiermacher-Rothe einen Unsterblichkeitsleib in jedem Menschen fabriziren durch den sogenannten sittlichen Prozeß. Dabei nimmt die kirchliche Scheinwissenschaft zuerst die Ergebnisse der freien wirklichen Wissenschaft vollständig an. Dann aber tritt sie hinter ihren Wundervorhang und macht sich dort zurecht was sie braucht. In ähnlicher Weise lassen auch die Spiritisten in jedem Menschen einen zum Fortleben tauglichen geistigen Organismus oder „Geisteskörper" sich bauen, nur gehen sie dabei etwas naturwissenschaftlicher zu Werke, indem sie die Natur in zweierlei Materie zerspalten, in gewöhnliche und in seelische, und sich auf angebliche Experimente stützen.

Alle diese Annahmen mußten wir als nichtige erkennen, und was sich uns für das Wesen der selbstbewußten menschlichen Seele bis jetzt ergab, war nur dies, daß sie wie eine Kraft in regelmäßigen Zeitabschnitten aufblitzt und dann wieder unthätig ruht, daß sie aber gleich wohl dabei einen Vorrath von Erinnerungen und Gedanken bereitet, welcher stetiger bleibend ist, und den sie beim Erwachen jeweils wieder vorfindet.

Dieser Ansicht, daß die Seele eine innerlich wirkende Kraft im Körper sei, stimmt auch die heutige frei und selbstständig forschende Wissenschaft der körperlichen und geistigen Natur bei. Und zwar haben wir im Lichte derselben den Menschen nicht als ein aus dem übrigen Naturzusammenhang gleichsam herausgehobenes oder von demselben ausgenommenes Wesen zu betrachten, sondern er ist ein Gebilde, ein Erzeugniß aller Stoffe und Kräfte der Natur. In seinem Leibe finden sich alle Stoffe der Erde wieder wie diejenigen, aus denen die fernsten Weltenkörper bestehen. Und alle Kräfte, die irgendwo und rings in der Allnatur thätig sind, treffen auch in seinem wunderbaren Innenleben zusammen. Nur daß sie hier zu der höchsten Stufe des Lebens sich emporgearbeitet haben, die wir kennen, zum selbstbewußten Wahrnehmen, Fühlen und Wollen. Wie mithin aus dem tosenden Schwingen und Arbeiten der Magnete und Metalle heraus in der Lichtwerkstätte der Großstadt sich der elektrische Strom emporhebt und auf der luftigen Leiter des Drahtes hinaneilt zur Spitze des Thurmes oder Mastes um als elektrisches Licht weithin die Straßen und der Menschen Treiben zu bestrahlen, so ist, im Verlaufe unendlicher Zeiträume freilich, das Menschenwesen aus der Werkstätte der Natur herangewachsen, durch niedere und immer höhere Stufen, bis aus seinem stolz und freudig und liebend umblickenden Auge das Licht der Erkenntniß, der Liebe und der sittlichen That ausstrahlte auf das ganze Dasein und es verklärte. Sicherlich ist daher auch in der Brust des Menschen ein Zug zu dem Ewigen, zum ewig Wahren und Rechten, zum ewigen Gesetz, zum ewig Guten und Schönen, denn die ewige Allnatur nennt er seine Mutter und seine Amme, wie sein eigenes Leben ja ein Theil ist ihres ewigen Lebens, und in ihren Schooß auch kehrt er wieder heim, wann das Leuchten und Leben ihn aufgebraucht, während sie selber stets neue Schaaren ihrer Kinder zur Lebensarbeit entsendet. Aber daß er, der Endliche, und den das Endliche und Einzelne nicht minder erfreut wie das Ewige, ewig sein solle als Endlicher, gleich der unendlichen Allnatur selber, welche thörichte Schlußfolgerung. Das Ewige ist er seinem Stoffe und

seiner Kraft und seiner Herkunft nach, und weil auch die Leuchte der Erkenntniß, die höchste Stufe der Kraft, sicherlich nie erlöschen wird auf den zahllosen Welten, welche die Himmelsräume durchschweben, wie viele oder wie wenige von ihnen auch gerade auf der Stufe der Erzeugung bewußter Wesen angelangt sein mögen. Das Leben der Natur zeigt er uns in seiner höchsten, aber zugleich rasch verleuchtenden endlichen Form. Ja, in des Menschen Haupte, von dessen Stirne gar viele Jahrtausende uns anblicken, die sich abmühten um sie zu bilden, wollen wir nun die Kraft und ihre wunderbare Werkstätte kennen lernen, die den Funken des Selbstbewußtseins erzeugt, der ohne Unterlaß und in mannigfachster Gestalt an dem unaufhörlich rollenden Rade der Erde aufsprüht, und den der Mensch die menschliche Seele oder wie er am hellsten leuchtet, den Menschengeist nennt.

Der Mensch ist die Naturkraft, wie sie zum Selbstbewußtsein sich erhöht, und sein körperlicher Bau ist die Werkstätte, wo diese Kraft sich erzeugt, mit welcher sie dann natürlich auch wieder erlischt um in andern sich zu bethätigen. Und was wir sonst Leib und Seele nennen, das wäre ein in sich einheitliches Gebilde, und die Seelenkraft nicht von ihrem Stoffe, von ihrem Leibe zu trennen, nicht abgesondert als ein für sich bestehendes Wesen zu denken.

Das bleibt uns nun zu beweisen, der innige Zusammenhang von Leib und Seele oder Geist, in der Weise wie Kraft und Stoff in der ganzen Natur zusammenhängt und sich gegenseitig bedingt und beeinflußt und verändert.

Wenn die menschliche Geisteskraft von dem menschlichen Organismus, dem höchsten Gebilde der Natur, erzeugt wird, oder durch ihn aus den niedreren Kräften umgesetzt wird, so müßte der menschliche Geist von der Beschaffenheit des Leibes abhängig sein. Das ist er auch unbestreitbar. Ja, die Art der menschlichen Geistesthätigkeit müßte in hinreichendem Maße aus der Thätigkeit der leiblichen Organe zu erklären und zu verstehen sein. Das ist ebenso der Fall.

Die menschliche Geistesthätigkeit wird zwar mehr oder weniger von dem ganzen leiblichen Leben beeinflußt, aber ihr eigentliches Organ, ihre eigentliche Arbeitsstätte ist doch das Nervensystem mit den Sinnen, den leitenden Nerven und dem Haupttheile, dem Gehirne. Aus der Beschaffenheit des Hirnes zumeist geht die Beschaffenheit des Geistes hervor.

Schon die äußere Größe und Schwere ist von Bedeutung. Der

Mensch besitzt im Verhältniß zu seinem Körper das größte Gehirn von allen hirnbegabten Wesen. Es wiegt durchschnittlich 3—3½ Pfund, also den 60. bis 35. Theil seines Körpergewichts. Dasjenige eines Pferdes oder Stieres noch nicht 2 Pfund. Einige kleine Affenarten, einige Singvögel und eine Mausart haben zwar im Verhältniß zu dem geringen Gewicht ihres Körpers noch ein etwas größeres Hirngewicht, aber durch seinen unvollkommnen Bau kann es keinen Vergleich mit dem menschlichen aushalten. Auch wiegt das Hirn des Wallfisches 5½ Pfund und dasjenige des Elefanten 9, aber im Vergleich zum ganzen Leibe macht es bei diesem nur den 400., bei jenem gar nur den 3000. Theil aus, so daß also der Mensch noch keine Unze Hirn hätte, wenn er nur so viel besäße, wie der Wallfisch im Verhältniß zu seinem Leibe. Der gleiche Unterschied tritt unter den Menschen selbst hervor. „In allen bis jetzt geprüften Fällen", sagt der Naturforscher Broca, „hat man nachgewiesen, daß das Gewicht des Gehirns bei Männern von Geist beträchtlich über das mittlere Gewicht hervorragte. Sowie unterhalb eines gewissen Gewichtes nur die Gehirne von Idioten liegen, so findet man über der Grenze der gewöhnlichen Intelligenz nur große Gehirne." Schiller, Byron, Cromwell, Cüvier, Napoleon I. hatten Gehirne von nahezu 4 Pfund. Bei den niedersten Menschenrassen dagegen sinkt das Hirngewicht herab bis auf 2 Pf., bei den menschenähnlichen Affen auf 1 Pf., und bei Idioten oder Blödsinnigen gar nur manchmal bis zu einem halben. Damit übereinstimmend die Größe der Masse, welche bei den vorgeschritteneren Völkern 90—100 Kubikzoll beträgt, bei den niedrigen Australnegern nur 70. Im hohen Alter tritt Abnahme ein an Größe und Gewicht.

Doch wie ein Mensch mit großer Nase darum noch nicht besser braucht riechen zu können wie andre, so kommt es auch bei dem Gehirne nicht blos auf die Größe sondern auch auf die Form und sogar auf die stoffliche Zusammensetzung an. Es ist der Schauplatz eines sehr großen und raschen Stoffwechsels, von äußerst zahlreichen Blutgefäßen fortwährend gespeist, und von ihnen auch wieder, besonders im Schlafe, seiner verbrauchten Stoffe entledigt. Durch sein Denken, Fühlen und Wollen wird es erhitzt und dann abgebraucht gleich dem Muskel, der von der Arbeit ermüdet. Was ich nicht weiß, macht mir nicht heiß, sagt ja schon das Sprüchwort, und was man denkt und fühlt und thut, kann ja einem bisweilen recht heiß machen. Der Zündstoff Phosphor ist es, der hauptsächlich in dem Gehirne der höheren Thiere und der Menschen in größerer

Masse auftritt. Dabei wird die Masse zugleich fester und dichter bei den geistig gebildeten Menschen und Völkern.

Hinsichtlich der äußeren Form giebt die Zahl der Windungen, welche die Oberfläche wolkenartig überkräuseln, und welche ebensoviele Heerde der Geisteskräfte bedeuten, einen Maßstab für die geistigen Fähigkeiten. Beim stumpfsinnigen Hottentotten kommen sie denen des Affen nahe.

Die eigentliche Brutstätte der bewußten Gedanken ist das Großhirn. Es überragt und überdeckt die andern Theile des vielgliedrigen Baus, beim Menschen in achtfacher Größe zu dem kleinen Hirne, das hauptsächlich zur Ordnung des Gleichgewichtes und Gleichmaßes der Bewegungen dient. Bei den höheren Thieren erreicht es nur die fünffache Größe und zu dieser sinkt es bei Blödsinnigen herab. Trägt man bei lebenden Thieren das Großgehirn ab, so tritt der Tod noch nicht ein, aber der Geist oder die Seele wird gleichsam schichtweise mit abgetragen, denn die Geistesthätigkeiten schwinden nacheinander, bis das Thier nichts mehr denkt, nichts mehr sieht noch hört, noch will, und selbst das Futter nur eingestopft schlingt. Gerade so bei Menschen, denen in der Schlacht die beiden Hälften oder Halbkugeln des Großhirns stark beschädigt wurden, wie namentlich durch ungarische Säbelhiebe geschah; oder wo dieselben durch Krankheit sich zersetzt haben. Vermögen ja doch auch schon besondre Stoffe, die mit dem Blute eingeführt werden, Gedanken und Gefühle zu verändern und zu verwirren, wie bekanntlich der Alkohol in den sogenannten geistigen Getränken, und noch mehr das Chloroform, das nicht blos Bewußtsein, sondern auch alle Empfindung aufhebt.

Führt nicht schon alles dies uns mehr und mehr zu der Ueberzeugung, daß des Menschen Geisteskraft ein Erzeugniß ist der Werkstätte seines Gehirns aus der Allnatur zwar hervorkommend wie der Mensch selber, und aus ihr mit seinem ganzen Leben und Wesen sich speisend, aber durch die Thätigkeit seiner edelsten Organe erst bereitet und hervorgerufen, und mit ihr wieder verlöschend? Freilich nicht spurlos, denn wie alle Eigenschaften seiner Natur, so wird auch die Beschaffenheit seines Gehirnes und dadurch seines Geistes und Charakters auf seine Nachkommen vererbt, und durch die Thaten und Werke und die ganze Arbeit seines Lebens hat er mitgewirkt für die Zivilisation der Menschheit auf die Jahrhunderte hin. Aber was an ihm persönlich selbstbewußt war, entschläft. — Also Größe, Schwere, stoffliche Zusammensetzung, Form bedingen die Geisteskraft,

ie sie die Kraft des Armes, und wie sie die Kraftleistung jedes andern
Wesens, selbst der Maschine bedingen.

Doch wir haben bis jetzt das wunderbare Organ des Menschengehir-
s nur überflächlich und äußerlich betrachtet. Auch in seinen inneren
au und in sein inneres Getriebe ist die heutige und gerade die neueste
ablässige und so kunstreiche Forschung schon wider Vermuthen weit ein-
drungen. Was wird sie uns alles enthüllen? Wird sie da nicht an ihre
renze gelangen?

Stellen wir uns auch dies an einem Beispiele oder vielmehr Gleich-
sse klar.

Nehmen wir an, wir hätten eine Anzahl Taschenuhren vor uns von
rschiedener Größe und Form und Alter, die kleinsten und die größten,
ıd die heutigen runden und platten wie die ehemalichen eiförmigen und
oßen aus den ersten Zeiten der Erfindung. Auch wären alle im Gange.
in Kind, das noch keine gesehen, oder ein sogenannter Wilder, der gleich
m Freitag Robinsons im kochenden Wasser einen bewegenden Geist er-
ickt, würde nun vielleicht urtheilen, daß in diesen Dingern ein Geist sitzen
üsse, der tickt und bewegt, und der vielleicht auch herauskommen könne,
e ja heute noch der afrikanische Fetischdiener nicht blos Thiere und
flanzen sondern selbst Steine und allerlei leblose Dinge von solchen zau-
rhaften Geistern besessen glaubt. Gerade so thun auch wir, wenn wir
s Meschengehirn von einem wandernden Geiste bewohnt halten.

Nun kommt die einfache und uranfängliche Forschung. Bleiben wir
i unsern Uhren. Sie prüft dieselben und urtheilt, daß eine gewisse
röße erforderlich ist, damit sie richtig gehen. Die kleinsten verlieren an
enauigkeit. Sie entscheidet auch weiter, daß die runden und flachen
rzüglicher sind als die dicken und eiförmigen. Sie untersucht sogar den
toff und schließt, daß Holz oder Stein kein Stoff für die Wohnung des
hrengeistes sei. Ja sie findet schließlich aus, daß wenn man die Uhr
ickweise absägt, sie aufhört zu leben, d. h. sich wie vorher zu bewegen.
oweit erst sind auch wir, wenn wir die menschliche Geistesthätigkeit nur
ch den ganz äußerlichen Merkmalen des Gehirnes beurtheilen wollen.
ir haben die Idee von der darin sitzenden Seele noch nicht völlig ver-
eucht.

Nun kommt aber ein Entdecker, der die Uhr zu öffnen vermag. Ver-
undert beschaut er das Räderwerk und Getriebe, und sieht wie alle Be-
gungen vor sich gehen, eine durch die andre verursacht, und wie die

Kraft der Federn alle treibt und regulirt. Jetzt glaubt er die Uhr verstanden zu haben, sowie sie eben ein jeder Mensch verstehn kann. Den Glauben an einen besonderen gelegentlich heraus und hineinfahrenden Geist, legt er jetzt ab und lächelt über die kindliche Vorstellungsweise. Aber hat er darum auch wirklich alles ohne Rest verstanden? Hat er verstanden, wie das Metall aus dem die Rädchen gemacht sind, in der Natur sich b ldet, aus der es der Mensch gewinnt? Das wird er nie zu Ende begreifen, er müßte denn die ganze Natur begreifen wollen. Und hat er verstanden, warum die Uhrfeder und warum ihre Theilchen die Kraft besitzen, sich immer aus und einzudehnen? Das ebenfalls nicht. Er nimmt eben diese Kraft als eine gegebene Eigenschaft der Feder an, und mit dieser Voraussetzung versteht er das Getriebe der Uhr und giebt die Vorstellung des Uhrengeistes auf. Wollten wir mithin das Menschenwesen ebenso weit verstehn, wie wir eine Uhr verstehn, und damit auch den Glauben an einen besonderen, abtrennbaren Menschengeist für immer aufgeben, so müßte das Getriebe des menschlichen Nervensystems und Geisteslebens in ähnlicher Weise wie bei der Uhr nach seinem Zusammenhang und Verlaufe uns vorliegen.

Oder nehmen wir noch ein anderes Beispiel, das der geistigen Thätigkeit des Menschen ähnlicher ist, die elektrische Kraft, wie sie im Telegraphenapparate wirkt. Dies ist ja zugleich die Kraft, welche, wie heute sicher erwiesen, alle Nerven- und Denkvorgänge begleitet.

Der halbzivilisirte Mensch betrachtet die Experimente, welche vermittelst der elektrischen Kraft ausgeführt werden können, als zauberhaften Geisterspuck, wie z. B. von den Eingeborenen in Algier thatsächlich berichtet wurde. Auch die heutigen Spiritisten wurden ja durch elektrische Vorrichtungen schon manchmal genarrt. Wer sich jedoch eine hinreichende Kenntniß verschafft hat, der glaubt z. B. den Telegraphenapparat genügend zu verstehen um ganz sicher und völlig überzeugt zu entscheiden, daß hier kein besonderer Geist innesitze und im Spiele sei, sondern daß überall Naturkraft wirke und wieder zu wirken aufhöre. Was versteht er aber nun, richtig betrachtet, von der Thätigkeit des Telegraphenapparates und was nicht?

Er sieht die sogenannte Batterie, z. B. zusammengesetzt aus Säure, Zink und Kohle, und vom Zinkende oder Zinkpol einen Draht ablaufen wie vom Kohlenpol, und wenn die beiden Drähte sich berühren, so wird die elektrische Kraft thätig, der Funke sprüht über, und schließt man die

›en Drähte mit den Händen, so fühlt man in sich selbst den Durchgang
Elektrizität. Verstehen wir nun die elektrische Kraft in ihrem eignen
sen, was sie ist, warum sie thätig wird? Nein, und wir brauchen sie
) nicht weiter zu verstehen um zu beurtheilen, daß sie eine Naturkraft
und von dem Telegraphenapparat die Einsicht zu gewinnen, daß er
ıen abtrennbaren Geist enthält sondern auf Naturkräften beruht.
h diese Kraft und dieser Apparat wirken noch wunderbarer. Wenn
elektrische Strom im Drahte um ein Stück weiches Eisen geleitet
d, so gewinnt dieses plötzlich die Kraft des Magneten und zieht andres
:n an. Wird der elektrische Strom wieder aufhören lassen, so hört
e Anziehung auch wieder auf, und dadurch wird die einförmige Bewe-
g im Apparate hervorgebracht, und durch diese sowie durch das Oeff-
und Schließen der Drähte entsteht das Ticktack, das wir hören. Ver-
en wir diese Verwandlung der elektrischen Kraft in magnetische? Nein.
h können wir beurtheilen, daß es eine Naturkraft ist. Nun noch das
rwunderbarste am Telegraphenapparate. Der eine der beiden Drähte
d in die Erde gesenkt, so daß die elektrische Kraft durch die Erde, den
›en, den Fels, das Wasser, Flüsse und Meer ohne besonderen Draht
Tausende von Meilen weit wirkt, nur wird am Endpunkte, wohin sie
. jenseits des Meeres wirken soll, wieder ein Draht in die Erde gesenkt,
den Kraftstrom aufzufangen und in den dortigen Apparat zu leiten.
ht man nun den andern Draht des Apparates durch die Luft, oder in
hließender Umhüllung ebenfalls durch Erde und Meer nach dem glei-
Endpunkte, in den gleichen Apparat, so beginnt auch jetzt wieder,
ıld die Drähte sich vereinigen, die elektrische Kraft zu arbeiten, Funken
hen zu lassen, die Eisenstücke magnetisch zu machen, Bewegung her-
ızubringen und dadurch mit dem Stifte Zeichen abzudrücken und so
:e Worte und Gedanken zu überliefern. Verstehen wir solche, noch
ı fast augenblickliche Fernwirkung durch den Draht? Oder gar durch
Erde mit allen ihren Hindernissen, und trotzdem sie von Hunderten
Tausenden von elektrischen Kraftströmen fortwährend durchkreuzt
)? Ich nicht, und wohl keiner meiner Leser, wenn wir auch auf die
oder andre Art es uns möglichst verständlich zu machen suchen. Den-
ı, wie wunderbar sie auch sei, es ist die Kraft der Natur, die auch mit
Veränderung des Apparates sofort zu wirken wieder aufhört. Und
werden nicht denken wollen, daß eine für sich abtrennbare Elektrizi-
seele, die fortlebt, wenn auch Draht und Apparat zerstört, die Erschei-

nungen bewirke. Aber bei einer andern Naturkraft, dem Denken, wollen wir eine besondre Denkseele annehmen? Allerdings lebt die elektrische Kraft ewig, und die Kraft des Denkens lebt ewig wie die Natur, aber nur wo überall die Bedingungen sich erfüllen, daß sie in Thätigkeit trete, sei es im künstlichen Apparate, sei es in der unabsichtlich wirkenden Körperwelt, sei es im Thiere und im wunderbaren Baue des Menschenleibes und Menschengehirnes.

So treten wir denn von der elektrischen Kraft zu ihrer Genossin, der Denkkraft, heran. Betrachten wir das Getriebe des Nerven- und Denkapparates im Menschen, von seiner einfachsten Form bis zu seiner höchsten, und soweit die heutige bewundernswerthe und so erfolgreiche Forschung es dargelegt hat, hier mit Sicherheit beweisend, dort erst mit Wahrscheinlichkeit vermuthend. Natürlich nur die für unsern Zweck hinreichenden Grundzüge.

Der Mensch, dieser sogenannte sündige Erdenwurm, ist in der That nach dem Grundriß seines Nerven- und Denkapparates beschaffen wie der Wurm. Ein Nervenknoten, das ist das Gehirn des Wurmes, von diesem aus gehen die Nervenfäden, die einen zur Oberfläche des Körpers als Empfindungsnerven um die Eindrücke von außen aufzunehmen und nach dem Zentralknoten zu leiten; die andern in die Muskelschichte um sie zur Zusammenziehung und Streckung, d. h. zur Bewegung zu reizen. Wird nun die Haut des Wurmes berührt, so pflanzt sich dieser Reiz zum Nervenknoten fort, von dort strahlt er auf den Bewegungsnerven über, und der Wurm krümmt sich bekanntlich, wenn er in den Staub getreten wird. Das ist gerade so wie auch beim Telegraphenapparate: wenn ich am einen Ende tippe, tippt es auch am andern; oder wie beim Menschen: wenn ich ihn mit der Nadel steche, schreit er au! Aber der Wurm weiß nichts davon. Sicherlich hat er schon ein, wenn auch dunkles, Gefühl von seiner Verletzung, ein Schmerzgefühl und ebenso ein Gefühl von seiner Bewegung. Andrerseits weiß aber auch der Mensch von seinem Fühlen und Bewegen noch nichts, so lange er dem Wurme gleich seine Zeit noch im Verborgenen verbringt, und wann er schon das Tageslicht erblickt hat, greift er sich noch manchmal in seiner Ungeschicklichkeit mit dem Fingerchen ins Auge nud schreit, und weiß nicht was oder wo es ihm weh thut, oder wer es gethan hat. Von ganz dunklem Anfang herauf, und sogar

schon von der einfachen Zelle beginnend, entfaltet sich im Thier- und Menschenreich das Bewußtsein.

Hier tritt uns mithin eine neue Kraft der Natur entgegen, die Kraft des Bewußtwerdens oder die Denkkraft. Wie die Wärme an dem gleichen Körper in verschiedenen Graden auftreten kann, bis sie ihn zuletzt glühend und flüssig macht oder verbrennt, oder wie der elektrische Strom durch den gleichen Apparat bald fast unmerklich schwach, bald vielfach verstärkt eilen kann, so daß er ebenfalls selbst das Metall zum Glühen und Verbrennen bringt, und auch Thiere und Menschen erschlägt, in ähnlicher Art die Kraft des Bewußtwerdens. Von ganz schwachem Anfang beginnt sie, wo das Thier oder Menschenwesen kaum des leisesten Gefühls von Veränderung an sich inne wird, schreitet zur bestimmten Sinnesempfindung vor, zur deutlich bewußten Vorstellung, zum Selbstbewußtsein und gelangt endlich beim Bilden einer gesammten Weltanschauung und sittlicher Ueberzeugungen und Grundsätze an. Diese Kraft ist wunderbar, unverständlich im höchsten Grade. Aber sie ist im Grunde nicht unverständlicher als eine andre Kraft, z. B. die Schwerkraft, oder die Kraft der chemischen Verwandschaft, oder die Elektrizität, und erscheint uns nicht wunderbarer als es mit der letzteren der Fall war, solange sie noch ebenso wenig erforscht war, wie es heute die Denkkraft im menschlichen Gehirn und Nervenbau ist. Auch wirken beide auf den unteren Stufen ganz ähnlich. Ich berühre den elektrischen Apparat, nun fängt die elektrische Kraft an zu arbeiten, und sie setzt sich um in Feuerblitz und in magnetische Kraft, welche die Dinge bewegt. Ich berühre den Nerv oder übe durch Berührung einen Reiz auf ihn aus, nun arbeitet die Nervenkraft, welche zugleich ebenfalls sich als elektrischer Nervenstrom anzeigt, sie blitzt sozusagen im Zentralpunkte auf, im Nervenknoten beim Wurme, im Gehirne beim Menschen, als Gefühl oder Empfindung und strömt nun weiter zum Muskel, wo sie sich in bewegende Kraft umsetzt, ganz wie die elektrische beim Telegraphiren schließlich in bewegende magnetische. Nur daß die Kraft des Bewußtwerdens unendlich viel langsamer arbeitet. Die Erregung einer Empfindung in Hand oder Fuß eilt z. B. durchschnittlich nur mit einer Schnelligkeit von 90 Fuß in der Sekunde durch den Nerv zum Gehirne, während ein Adler im Fluge schon 100 Fuß, eine Kanonenkugel 1500 Fuß, und die Elektrizität gar 1300 Millionen Fuß in derselben Zeit zurücklegt. Im Gehirne selbst aber braucht die Bildung einer Vorstellung mindestens sechs hundertstel Sekunden.

Freilich der Mensch erhebt sich höher als zu solchem halb oder fast ganz unbewußtem Thun, das er auch im Schlafe zeigt, wenn er, um einen Druck oder Schmerz zu vermeiden, seine Lage verändert. Sucht doch selbst der Frosch, dieser lange noch nicht hinreichend anerkannte Märtyrer der Wissenschaft, wann ihm der wissenschaftliche Forscher behutsam und nach allen Regeln der Kunst sein würdiges Haupt abgenommen, noch mit dem Fuße den Tropfen ätzender Säure abzuwischen, den ihm sein Bedränger, der forschende Mensch, auf die Haut geträufelt. Statt der veralteten Eule wird er dafür auch künftig im Wappen der Weisheit prangen in stolz erhobener menschenähnlicher Stellung, denn nicht gleich dem gemeinen andern Gethiere mußte er bluten oder ist er gar lebendig gekocht oder verschlungen oder abgeschlachtet worden wie Auster, Krebs oder Huhn, nur um die Gelüste des Gaumens und Magens zu sättigen.

Der Mensch erhebt sich zu höherer Stufe. Dafür ist auch sein Denkapparat höher aufgebaut, so zu sagen zwei- und gar dreistöckig. Solche halb oder ganz unbewußte Reizbewegungen wie das Zucken und Aufschreien können schon im untersten Gemache, in den Nervengängen und Zellen des Rückenmarks vor sich gehen. Es kommt jedoch das Bewußtwerden hinzu. Das Kind von 2—3 Jahren greift in die Flamme. Es spürt den Schmerz und zieht eiligst das Händchen zurück. Das ist einerseits wieder wie eine rasche fast unbewußte Bewegung. Der Nervenreiz der Empfindung ist in den untern Bau des Gehirns fortgeeilt, hat sich dort von Hirnzelle zu Hirnzelle verbreitet, bis er an die Anfangszellen des Bewegungsnerves kam, hat dann diesen gereizt, und dieser die Muskeln des Armes und der Hand zur Bewegung. Warum nicht die Muskeln z. B. des Fußes? Weil Empfindungszellen und Bewegunszellen des gleichen Gliedes im Hirne am nächsten beisammen liegen oder überhaupt in engster Verbindung miteinander stehen. Und woher dies? Nun, weil sie eben fortwährend gemeinsam gebraucht werden. Doch war vielleicht auch der Schmerzreiz groß genug um im Gehirne weiterhin auf andre Bewegungsnerven überzustrahlen, und nicht blos Arm und Hand, sondern auch die Muskeln des Schreiapparates in Bewegung zu setzen, ja sogar beide Arme und Beine und die Züge des Gesichts noch dazu und alles beinahe was nur beweglich ist; so daß der arme Kleine jetzt daliegt und schreit und zappelt und zittert vielleicht am ganzen Leibe von dem Schmerz und Schreck, wie wenigstens schon vorkam, wann Papa oder Mama um ihre Erziehungsfehler oder des Kleinen Geburtsanlagen zu verbessern ihm die

hintern Wängelein mit Hand oder Ruthe unsanft bearbeitet, da sie durch innere Gefühle und Gedanken und Gewöhnung sein junges Hirn nicht richtig zu ordnen verstanden.

Doch kehren wir zu dem ersten Falle zurück. Das Kind greift in die Flamme, empfindet den Schmerz und zieht die Hand wieder an sich. Das ist einerseits wie eine rasche halb unbewußte Reizbewegung, doch andrerseits noch mehr. Warum zieht es die Hand zurück? Warum zuckt es nicht blos und stößt vielleicht die Hand noch weiter in die Flamme hinein und vermehrt so das Uebel? Auch das kann ja vorkommen. Das Kind, dem etwas ins Auge geflogen, oder das von dem Insekte gestochen wurde, fängt vielleicht nun an recht tüchtig zu reiben und das Schlimme noch ärger zu machen. Vermeidet es jedoch den Schmerz auf die rechte Weise, so muß es schon etwas erfahren und gelernt haben.

Um das thun zu können, um Erfahrungen zu machen, muß die Denkkraft in ihm eine größere Stärke und Deutlichkeit gewinnen. Die Bewegung, Reizung, Empfindung, die von außen das Sinnesorgan trifft, muß nicht blos dunkel gefühlt werden wie beim Wurme oder sonstigen niederen Thiere oder beim noch ungebornen oder kurz erst gebornen Kinde, sie muß nach dem Innern vollständig übertragen, wiedergespiegelt, wiederholt werden, und dabei das dunkle Gefühl aufleuchten zum hellen Bewußtsein, zur klaren Vorstellung. Das 2—3jährige Kind, das die Flamme sieht, hat eine klare Vorstellung, ein bestimmtes Bild von derselben in sich, und es weiß auch schon, daß die Flamme nicht zu ihm gehört, wie seine Hand oder sein Fuß, es weiß, daß sie ein Gegenstand außer ihm ist, es hat von ihr eine deutliche bewußte Vorstellung, und ebenso trägt es eine Vorstellung des Schmerzes in sich, den es erlitt und der Bewegung, die es machte um ihm zu entrinnen. Das ist der zweite Grad des Bewußtwerdens, die klare Vorstellung von den Dingen die auf uns wirken, ihre Wiederspiegelung, ihre Nachbildung in unserm Innern. Dieser Vorgang beginnt, wie es scheint, im zweiten Stockwerke unsres Gehirnes, in den unteren und inneren Theilen der Halbkugeln, aber er findet seinen Abschluß erst in der obersten Schichte, wohin zahlreiche Verbindungsfäden verlaufen.

Würde die Vorstellung der Flamme, des Schmerzes und der Bewegung seiner Hand nur einmal im Gehirne des Kindes aufleuchten und dann wieder verlöschen, so besäße es keine Erinnerung, kein Gedächtniß, es könnte sich den Fall nicht für ein nächstes Mal merken, es könnte keine Erfahrung machen, wie dies auch wohl wirklich bei den niedersten Thieren

stattfindet, und ebenso bei Blödsinnigen und bei ganz altersschwachen Menschen oder bei solchen die durch Unfall oder Krankheit das Gedächtniß verloren.

Aber die Denkkraft wirkt eben wie alle Kräfte zugleich körperlich. Sie prägt alles mit den Sinnen äußerlich oder auch mit dem Gefühl innerlich im Körper Wahrgenommene wieder im Gehirne ein, sie bildet es bleibend und körperlich nach in den Gehirnzellen, so daß wenn die Flamme von außen zum zweiten Mal gesehen wird, sie auch im Innern wieder in die Erinnerung tritt, wieder erscheint, wie das Bild auf der photographischen Platte, oder wie wenn ein Gefäß, ein Glas, eine Glocke mitklingt, sobald ich den Ton in seiner Nähe hervorbringe, auf den es gestimmt ist. Der Ort, wo im Gehirn die Erinerungsbilder aufbewahrt werden, der Theil welcher aus den Erinnerungszellen und Nerven besteht, in welchem mithin das mit Gedächtniß verbundene klare Denken und Nachdenken vor sich geht, und von welchem dann auch wieder das bewußte, mit bestimmten Vorstellungen vereinte Handeln entspringt, das ist die sogenannte graue Gehirnsubstanz, die Gehirnrinde der beiden großen Gehirnhalbkugeln. Sie sind in ihrer Oberfläche der höchst entwickelte Denkapparat.

Wir gerathen immer mehr in das schwer und schwerer Verständliche. Freilich bringt es der schwierige, aber für unsern Zweck nothwendig zu behandelnde Gegenstand mit sich. Denn wollen wir erweisen, daß das Denken eine Naturkraft sei, wie andre, nur die höchste, so müssen wir, soweit es wenigstens heutzutage schon thunlich, auch nachweisen, daß diese Kraft wie andre Naturkräfte wirkt, daß sie stets im Stoffe und in stofflichen Gebilden sich entfaltet, und wieder andrerseits den Stoff umbildet, wie alle Naturkräfte thun, daß sie mit einem Worte vom Stoffe so wenig zu trennen wie diese. Doch scheint es, als ob wir uns nicht blos in ein schwieriges, ja in ein sehr schwieriges Gebiet begeben haben, was bei dieser höchsten und erst in der jüngsten Zeit eingehender erforschten Kraft selbstverständlich wäre, sondern als ob wir uns immer mehr in Träumerei und Fantasterei verlieren. Wo sind für alles dies die Beweise? Wer beweist uns, daß diese Gehirnzellen mit ihren Nervenfäden wirklich die Vorstellungen, die Erinnerungsbilder, die Gedächtnißeindrücke enthalten, daß sie die sichtbaren, körperlichen Apparate bilden, in denen die Gedanken aufbewahrt sind und wieder erregt werden, sobald die Denkkraft erregt wird, gerade wie der elektrische Apparat arbeitet und schreibt, sobald die elektrische Kraft in Thätigkeit gesetzt wird? Dann müßte ja das

Erinnern und Denken von dem Vorhandensein dieser Zellen abhängen, und wenn man z. B. diese Zellen vielleicht auf geschickte Weise entfernen oder ertödten könnte, oder wenn sie etwa durch Krankheit erlahmten oder sich zersetzten, dann müßten ja dem Menschen, und so auch dem höheren, bereits denkenden Thiere, die Gedanken, die Erinnerungsbilder aus dem Gedächtniß verloren gehen, wie wenn er das Geld aus der Tasche verliert. Ja, ja, ganz recht, so ist es auch! Und wenn wir bei den Vorgängen im mittleren und untern Theile des Gehirns noch mehr auf Vermuthung und Wahrscheinlichkeit angewiesen waren, hier, was die Gehirnrinde betrifft, die uns am leichtesten zugänglich ist, kann das bestimmte äußere Experiment entscheiden. Und zwar hat dies schon Folgendes zu Tage gefördert.

Auf der Rinde der beiden Gehirnhalbkugeln finden sich ganz bestimmte Bezirke, welche die aufgespeicherten Vorstellungen oder Erinnerungsbilder enthalten. Zum thatsächlichen Erweis braucht nun nicht mehr der Frosch allein auf die Versuchsbühne der Wissenschaft zu treten, da er noch zu klein und sein Gehirn noch unentwickelt ist. Kaninchen und Katze und namentlich Hund und Affe theilen mit ihm die Ehre, des Menschen Lehrmeister zu werden und zum Wohle ihrer Mitgeschöpfe, d. h. der Menschheit, sich der Operation, und wenn es sein muß, dem Tode zu unterziehen. Jedoch weiß ihnen der Forscher durch betäubende Mittel den Schmerz zu lindern oder ganz fern zu halten.

Schneidet man nun z. B. an der Gehirnrinde auf beiden Halbkugeln einen gewissen Bezirk aus, nach welchem der Sehnerv hinmündet, oder entfernt diese Nervenzellen und Fäden auf andre Weise oder ertödtet sie, so wird das Thier vollständig blind, wiewohl die Augen sonst noch gesund sind. Es ist, wie wenn bei einem elektrischen Apparate die Drähte unterbrochen werden, die Sehkraft, die Kraft Gesichtseindrücke und Gesichtsvorstellungen zu bilden, arbeitet nicht mehr. Noch sonderbarer jedoch, wenn man nur den mittleren Theil dieses Sehfeldes entfernt. Nun sieht zwar das Thier noch, aber es hat keine Gesichtsbilder, kein Sehgedächtniß, keine Erinnerung mehr von den Dingen, die es früher schon öfter gesehen und gekannt hat. Der Hund kennt seinen Herrn und seine Bekannten und andere Hunde und sein Futtergefäß nicht mehr. Er muß alles dieses durch wiederholtes Sehen wieder neu kennen lernen, was auch im Verlauf einiger Wochen allmälig geschieht, indem neue Gesichtsbilderzellen an Stelle der verschwundenen treten. Ebenso mit den Gehörserinnerungen, die gleichfalls in einem bestimmten Bezirke der Rindenschicht verkörpert

oder aufgespeichert sind als Gedächtniß der gehörten Geräusche und Töne und Worte. Und dazu kommen auch Bezirke für die andern Sinne, für die Geruchs-, Geschmacks- und Gefühlseindrücke und Vorstellungen. Von der gleichen Gehirnsubstanz gehen dann auch wieder Bewegungsnerven aus zur bewußten Bewegung der Muskeln, Organe und Glieder; und zwar kann man auch von diesen Stellen aus durch einen schwachen elektrischen Strom nach Belieben die Glieder und Muskeln sich bewegen lassen. Der elektrische Strom in den Gehirnzellen tritt mithin bei dem Thiere an die Stelle des Willens, er ist nicht nur der Kraft des Bewußtwerdens, der Denkkraft ähnlich und geht ihr stets zur Seite, er kann sie auch bis zu gewissem Grade, wie es scheint, ersetzen. Und wie bei den höheren Thieren so auch beim Menschen, wo sich z. B. nach Verlust des Sprachvermögens oder nach Verlust des Vemögens das Gesprochene zu verstehn, den Sinn desselben zu begreifen, eine Krankheit, die ebenfalls vorkommt, auch an der Leiche der betreffende Gehirnbezirk erkrankt zeigt.

Wie merkwürdig! Alles was der Mensch sieht und hört und riecht und schmeckt und äußerlich oder innerlich fühlt, das wird demnach in den Zellen seines Gehirnes und dem Fasernetze derselben für längere oder kürzere Zeit nachgebildet und aufbewahrt! Für längere Zeit natürlich wenn es durch einen starken Eindruck abgebildet wurde, oder durch öftere Wiederholung aufgefrischt und gestärkt wird, für kürzere Zeit, wenn es nur einen schwachen Eindruck hinterließ und auch nicht wieder zur Erinnerung kam. Und da kann man es sogar herausschneiden? Na, da könnte man sich am Ende noch verschiedene unangenehme Erinnerungen seines Lebens einfach aus dem Schädel nehmen lassen, wie man sich schlechte Zähne aus dem Kiefer nehmen läßt, und jedenfalls auch „schmerzlos"? Und wer recht lustige und freudige Erinnerungen in seiner Rindensubstanz im Ueberfluß hätte, von dem ließen wir uns dann eine Partie Erinnerungszellen dafür einsetzen, wie man die Zellen der Pockenlymphe von Einem auf den Andern impft und sogar das Blut aus einem lebenden Körper in den andern überführt? Und gelähmte Glieder würde man vom Hirn aus wieder beweglich machen, durch Einimpfung besserer Bewegungszellen? Nun, Scherz bei Seite! Der Ernst ist schon merkwürdig genug.

In der That, alles was der Mensch in sich und an sich und um sich in der weiten Welt wahrnimmt, soll in seinen Hirnzellen innerlich gleichsam nachgeprägt und abgebildet und aufgesammelt werden, vielleicht gar

in jeder Zelle ein besondrer Gegenstand oder eine besondre Art desselben? Bedenken wir doch, wieviele dieser Erinnerungs- und Denkzellen müßte er denn da in seiner Gehirnrinde besitzen? Nun, er besitzt deren auch eine ganz hübsche Anzahl Auf etwa 1000 Millionen wird die Zahl der eigentlichen Zellen geschätzt und sogar auf 5000 Millionen die der netzartig mit ihnen verwachsenen und jedenfalls beim Denken und Erinnern mitwirkenden Fäden. Wer besitzt aber Hunderte und gar Tausende von Millionen von Vorstellungen in seinem Denken und Gedächtniß? Das ist jedenfalls genug urd aller Wahrscheinlichkeit nach mehr als die meisten Menschen im Gebrauch haben. Ueberdies aber können, wie wir am Hunde sahen, deren neue gebildet werden, wo sie in irgend einem Bezirke nöthig sein sollten, und andre werden aus Mangel an Gebrauch verkümmern, wie denn auch die verschiedenen Menschen eine verschiedene Masse derselben besitzen. Werden diese Denk- und Gedächtnißzellen durch Krankheit nach und nach zersetzt, so geht schrittweise alles Erinnern und Denken verloren, und das Ende ist völliger Blödsinn, der sich dann bei der Untersuchung der Leiche als Zerstörung der Gehirnrinde ausweist.

Wie weit ab liegt hier der Gedanke einer vom Körper ganz verschiedenen, abtrennbaren, nach dem Tode des Leibes fortlebenden Seele? Fortleben, ja, und stets wieder von neuem aufleben werden die Gehirnzellen, die wir in unsern Nachkommen schaffen durch direkte Abstammung, und die Gehirnzellen, welche unsre Nachwelt sich wird selbst schaffen oder in Thätigkeit setzen müssen um unsre Gefühle nachzufühlen, unsre Werke zu verstehn und fortzusetzen, und um die ganze Zivilisation in sich aufzunehmen, welche aufzubauen und weiter zu führen wir ebenfalls mitgeholfen haben, jeder an seinem Theil, soweit er seine Stelle in der menschlichen Gesellschaft ausfüllte, an welcher er auch nur eine Arbeits- und hoffentlich brauchbare Gehirnzelle ist.

Bestätigt sich uns hier nicht auch die oben im Abschnitte vom einheitlichen bleibenden Ich geäußerte Ansicht, daß die Denkkraft oder Kraft des Bewußtwerdens, da sie im festen Schlafe und in todesähnlichen Zuständen ganz erlischt, dann aber beim Erwachen sich wieder der früheren Vorstellungen und Erfahrungen erinnert, diese Vorstellungen und Gedanken irgendwo im Körper, im Gehirne wieder vorfinden müsse? Sie sind in dem Apparate der Gehirnzellen und Fäden bereitet und aufgehoben und leuchten als bewußte wieder auf, wenn die Denkkraft von neuem rege wird und sie ebenfalls wieder anregt und aufleuchten läßt.

Aber immer noch etwas weiter müssen wir in den Denkapparat und seine Thätigkeit eindringen, um namentlich auch einem Einwand begegnen zu können, der auch von wissenschaftlichen Männern zu Gunsten der Unsterblichkeit oder wenigstens zu Gunsten einer vom Leibe verschiedenen Seele gemacht wird. Des Menschen Geist ist etwas anders als sein Leib, ein andres, verschiedenes Wesen, denn er kann seinen Leib beherrschen, sich unterthan machen, ja Leib und Leben für die Grundsätze seines Geistes, für den Glauben seiner Seele dahingeben, sagt man. Das kann er. Viele können es auch nicht, und manche werden sogar völlig zu Sklaven leiblicher Gewohnheiten und Bedürfnisse, aber der geistig wohl gebildete, sittlich gesunde Mensch kann und soll diese Kraft besitzen. Er soll sich heutzutage durch seine eigne menschliche Erziehung und Bildung etwas mehr beherrschen können, als Stammmutter Evchen und Adam vermochten, die der Herr selber einst aus Lehm gekünstelt und ins Paradies gesetzt hatte. Muß er jedoch darum eine abtrennbare, fortlebende Seele besitzen?

Kehren wir zunächst wieder zu unserm kindlichen Beispiele zurück und lassen wir dabei aus dem Kinde auch einen Mann werden. Das Kind trägt die Vorstellung von der Flamme, von seinem Schmerze und die Vorstellung von der Bewegung seiner Hand in die Flamme hinein und heraus in seinem Hirne, in seinem Gedächtniß. Doch es denkt nicht daran, denkt nicht an diesem Theile seines Gehirnes, die Vorstellung ruht. Jetzt tritt ihm aber wieder eine ähnliche Flamme vor Augen. Was geschieht? Der Reiz der Sehnerven pflanzt sich fort ins Gehirn, bildet die Flamme dort ab, findet aber auch das frühere Bild dort vor, es geräth gleichfalls in Thätigkeit und wird ebenfalls wieder zur bewußten Vorstellung und Erinnerung. Das Kind erinnert sich der früheren Flamme, und wie das erste Mal der Schmerz und das Wegziehen der Hand damit verbunden war, so werden auch diese Erinnerungen jetzt wieder wach. Das Kind greift nicht mehr in die Flamme. Warum nicht? Die Vorstellung des Schmerzes hält es ab und die Erinnerung an das Hineinstrecken der Hand in die Flamme. Wenn es hineingreifen will, fühlt es den Schmerz schon voraus und führt die Bewegung nicht aus. Diese Verbindung der Vorstellungen wird höchst wahrscheinlich durch die Millionen von Nervenfäden hergestellt, welche die Rindenzellen mit einander und sogar die Zellen der einen Halbkugel mit denen der andern verbinden. Der elektrische Nervenstrom und mit ihm die Kraft des Bewußtwerdens ist schon das erste Mal durch die Verbindungsfäden von einer Zelle zur andern geeilt,

um das Erinnerungsbild von der Flamme, von der Handbewegung und von dem Schmerze gemeinsam einzuprägen, er legt jetzt rasch wieder denselben Weg zurück und die drei Erinnerungen treten ins Bewußtsein. Das zeigt sich im Denken zugleich als Schlußfolgerung. Das Kind zieht beim Anblick der Flamme den Schluß, daß es Schmerz empfinden würde, wenn es hineingreift. Es beherrscht jetzt die etwa von neuem auftauchende Lust die Flamme zu befühlen. So will es z. B. ein ander Mal von der Süßigkeit naschen. Aber es tritt ihm die Mahnung seiner Mutter wieder ins Gedächtniß, die schon das erste Mal mit seinem Naschen verbunden war; und diese ist jetzt stärker, sei es durch die Bande der Liebe, sei es durch die Furcht vor Strafe, als die Naschlust, und das Naschen unterbleibt. Vielleicht kann auch die Erinnerung an den Wohlgeschmack der Süßigkeit stärker sein als die Erinnerung an das ernst liebevolle Wort der Mutter, oder an die zu erwartende Strafe, dann wird das Gebot übertreten. Das kommt auf die Natur des Kindes und das Verhältniß zur Mutter an.

Das Gleiche thut übrigens auch schon das höher entwickelte Thier, z B. der Jagdhund, wann er das erlegte Wild nicht zerreißt, sondern dem Jäger zuträgt, weil er sich recht wohl erinnert, was ihn erwarten würde; oder die Henne die ihre Küchlein vertheidigt, weil sie das Leid, das ihnen angethan werden soll, stärker mit und vorausfühlt als ihre eigne Gefahr und Verletzung; oder das Raubthier das auf die Beute lauert und seine Lust bezähmt, bis ihm jene in sichere Nähe gekommen, weil ihm die Vorstellung, daß sie sonst wieder entrinnen könnte, Halt und Selbstbeherrschung gebietet.

Wenn aber nun das Kind sich selbst beherrscht und das Verbotene nicht thut, wie ist das also gekommen? Die eine Vorstellung und Erinnerung ist stärker in ihm gewesen als die andre. Wenn wir mithin uns selbst besiegen, so heißt das nicht ein abtrennbarer Geist in uns besiegt den Leib, oder der Gott besiegt den Satanas, sondern es heißt die eine Vorstellung, der eine Gedanke, oder auch der eine Grundsatz besiegt den andern Gedanken. Denn natürlich gerade so bei Erwachsenen. Der Römer, der nach der Sage, die Hand in das Feuer hielt und verbrennen ließ, um den Feinden seines Vaterlandes zu zeigen, daß sie mit Androhung des Feuertodes ihn nicht zwingen könnten seine Volksgenossen zu verrathen, er war von der Liebe zum Vaterlande und von dem Selbstgefühle des römischen Bürgers so sehr entflammt, daß diese Gedanken und Gefühle stärker und mächtiger in ihm waren, wie die Vorstellung vom Schmerze und das

Schmerzgefühl selbst. Gerade wie andrerseits der Räuber der Begierde zu rauben oder der Trinker der Gier zu trinken nicht widerstehen kann, weil alle entgegenstehenden Gedanken und Erinnerungen und Gefühle zu schwach in ihm sind. Sich als sittlicher Mensch selbst beherrschen können bedeutet mithin, daß wir durch Naturgabe, Erziehung und eignes Nachdenken und Uebung die Vorstellungen, welche zum sittlich Guten führen, so sehr in uns gestärkt haben, daß die entgegenstehenden Vorstellungen schwächer geworden und verkümmert sind, oder überhaupt keine andern entgegentretenden Vorstellungen sie mehr überwinden können. Alle Gehirnzellen und Fäden, welche den Sitz oder den Apparat der zum sittlichen Handeln gehörenden Vorstellungen, Gedanken, Schlußfolgerungen und Grundsätze bilden, werden dann so sehr in sich fest verbunden und kraftvoll sein, daß sie von keinem andern das Gehirn durchkreuzenden Nervenstrome mehr beeinflußt oder überwunden werden können, sobald sie einmal in Erregung versetzt sind. Sie mögen dann vielleicht alle Kraft des Organismus auf sich und in sich konzentriren und aufsammeln, ähnlich wie man die elektrische Kraft in gewissen Apparaten aufsammelt und aufspeichert, die ja, wie bereits erwähnt, die Nervenvorgänge stets auch begleitet, sogar die Bewegungsnerven in Thätigkeit setzt.

Das können wir freilich noch nicht alles und vieles andre noch nicht beweisen. Aber werden wir es nicht einst können, werden wir jedenfalls nicht immer weiter auf dieser Bahn schreiten? Oder sollte hier vielleicht der menschlichen Erkenntniß eine Grenze gezogen sein? Manche sind dieser Ansicht und würden eine Lösung der Räthsel nur dann für möglich halten, wenn wir das lebende Gehirn des denkenden Menschen zu untersuchen vermöchten. So sagt z. B. Dr. Caspari, der Verfasser eines in der neuesten Zeit erschienenen interessanten Werkes über den „Zusammenhang der Dinge“: „Was wir aber thatsächlich nicht wissen und beobachten können, ist dies: wie sich hier (in den Nerven) der äußere Prozeß als elektro-chemischer Vorgang in den inneren der Vorstellung und Gefühle u. s. w. verwandelt. Hier ist uns eine Grenzscheide gezogen, die von der Natur angelegt ist und die wir nicht überspringen können; denn um dies zu vermögen, müßte erstens jeder sein eignes Gehirn gleichzeitig mit seinen Gefühlen, Vorstellungen und Willensimpulsen wahrnehmen können, oder wir müßten das innere Gehirn unsres Nebenmenschen so durchschauen, daß wir seine Nervenprozesse und gleichzeitig seine Vorstellungen und deren Rückver-

wandlung als unmittelbar sich deckende Objekte wahrnehmen". — Wenn wir das Gehirn des lebenden Menschen betrachten könnten, der uns natürlich zugleich mittheilt, was er gerade zur Zeit der Untersuchung und Beobachtung denkt, dann könnten wir sogar beobachten wie die elektrische und chemische Kraft in den Nerven und im Gehirne in die Kraft des Vorstellens und Fühlens übergeht, meint der obige Forscher, und mit ihm wohl noch manche andre, und weil jene Untersuchung nicht möglich, sei unserm Wissen eine Grenze gesteckt. Das Erste ist jedenfalls ein Irrthum, und das Zweite, denke ich, auch. Das obige Räthsel der Denkkraft, wie sie etwa aus elektrischer und chemischer Kraft entsteht, werden wir nicht lösen können, und wenn wir unser eignes lebendes Hirn in alle seine Organe zerlegen und doch dabei zugleich denken und es denkend beobachten könnten. Wir würden auch dann immer nur Zellen und Nervenfäden und überhaupt körperliche Vorgänge beobachten, und die Denkkraft selbst und die Gedanken und Gefühle und das innere Vorstellen und Empfinden könnten wir nicht sehen, so wenig wir die Schwerkraft oder die elektrische, chemische und magnetische Kraft oder so wenig wir den Schmerz im entzündeten Finger und so wenig wir die Federkraft in der Uhr sehen können. Wie die einzelne Kraft, so werden wir aber auch die etwaige Verwandlung der einen in die andre nicht beobachten können, nicht die Verwandlung der elektrischen Kraft in die Kraft des Vorstellens im Gehirne und nicht die Verwandlung der elektrischen Kraft in magnetische im Telegraphenapparate. Denn was wir beobachten, ist nur ein Draht, ein Stück Eisen u. s. w. und deren Veränderungen und Bewegungen, und daß diese die Folge von Kräften sind, das schließen wir. Das Wesen der Kraft selber wie das des Stoffes wird uns immer räthselhaft bleiben, wie wir oben sahen, da sie das Letzte sind, auf welches unser Denken zurückgehn kann. Und beide, Kraft und Stoff, werden sich immer wie ein Aeußeres und Inneres verhalten. Wir werden den Stoff immer nur äußerlich beobachten, die Kraft, auch diejenige des Denkens und Empfindens, nur innerlich in uns selber spüren und fühlen, und auf ihr Dasein in den andern Dingen werden wir nur aus ihren Wirkungen schließen können. Die ganze Natur, wo sie und wie sie auch sein mag, äußerlich angeschaut und beobachtet, ist eben Stoff, und innerlich gefühlt und wahrgenommen, ist sie Kraft, Empfindung, Gedanke, Wille. Wenn daher der obengenannte Forscher meint, daß dies durch Beobachtung des lebenden Menschengehirns anders würde, so ist er im Irrthum. Es wird sich, was die Unerklärbarkeit der Kraft

betrifft, gleichbleiben, ob wir den ganzen denkenden Menschen, oder ob wir einen Theil desselben, die denkende Hirnzelle, vor uns haben. Aber wenn wir das Organ des Denkens zugleich äußerlich beobachten könnten durch den untersuchenden Forscher und zugleich von innen durch die inneren Gedanken und Wahrnehmungen desjenigen dessen Gehirn der Forscher untersucht und beobachtet, so wäre der höchste Grad der Einsicht erreicht, der uns überhaupt möglich. Wir könnten dann Schritt vor Schritt beobachten, wie der wundervolle Bau des Gehirnes arbeitet, welche Veränänderungen die Gefühle, Empfindungen und Gedanken in demselben hervorbringen, und durch welche körperlichen Vorgänge und welche Kraftströmungen sie ihrerseits wieder bedingt werden. Wir würden immer klarer und deutlicher erkennen, wie auch hier Kraft und Stoff, Denkkraft und Gebilde des Gehirnes unmöglich zu trennen, wie beide zusammen sich bilden, entstehn und vergehn, und wie eben mit einem Worte auch hier die Natur nur Eines, Kraft und Stoff, Geist und Körper, Seele und Leib zugleich ist.

Gar merkwürdige Ergebnisse möchte freilich auch solche Forschung zu Tage liefern. Wer könnte das voraussagen? Wie wichtig für die ganze Erkenntniß der lebenden Wesen, wie wichtig insbesondre für die Heilkunde, für die Erziehung, und für die eigne Selbstbildung und Vervollkommnung des Menschen? Nehmen wir daher an, daß die wissenschaftliche Forschung überzeugt wäre die wichtigsten Aufschlüsse zu erhalten durch Beobachtung am lebenden, denkenden Menschengehirne. Sollte dann diese Beobachtung nicht auch möglich sein und sich darbieten wollen und dürfen? Ich denke, wir müssen auch hier andrer Meinung wie der obige Forscher sein. Wieso? Es stände ja das Leben des zu Untersuchenden, es stände ein Menschenleben in Frage. Und solches Opfer wäre nicht zu bringen, wäre nicht des Gewinnstes der Wahrheit werth? Seit 18 Jahrhunderten verehrt die Christenheit einen Menschen, der sich nach ihrem Glauben freiwillig und mit der ausgesprochenen Absicht für das Wohl der Menschheit zu sterben, dem Kreuzestode unterzog. Hunderte und Hunderttausende von Menschen haben seit Jahrhunderten und Jahrtausenden das Gleiche gethan, indem sie für die Religion, für das Vaterland, für die Freiheit das Leben opferten, oft unter den schrecklichsten Martern, bis herab zu den Nihilisten: und wie mancher sogar läßt sich für Geld zum Soldaten anwerben um in irgend einem Kriege zu verbluten, der vielleicht weit entfernt ist ein gerechter zu sein. Sollte es in künftigen

Zeiten nicht möglich sein, daß Menschen ihr Leben opfern für Wissenschaft und Forschung und damit für den Fortschritt und das Wohl der Menschheit, nicht gleich dem verurtheilten Verbrecher, auch nicht gleich dem Krieger, und nicht indem sie gleich einem Livingston und Andern im mörderischen Klima Afrikas dahin siechen, sondern indem sie sich den Forschungsversuchen der Wissenschaft an ihrem lebenden Gehirn überlassen, auf die Gefahr hin, ja selbst mit der Gewißheit das Leben darüber zu verlieren? Und wird nicht eine Zeit kommen, wo man ein solches Selbstopfer für ebenso edel und erhaben halten wird als dasjenige am Kreuze oder als irgend ein andres und für sittlich viel erhabener und für heilbringender als das Opfer des Lebens aus Kriegslust? Ich habe nun gelebt und geforscht, mein Leben war und ist der Wahrheit gewidmet, so soll es auch mein Tod sein. Und nicht wie ein siegreicher Eroberer will ich Menschentod und Menschenelend um mich her streuen, ob mich auch selber die Kugel ereilt, sondern Niemand zum Schaden und der Menschheit zum Heile soll mein Leben und meine Lebenskraft und Denkkraft unter dem Messer und den Versuchen der Forscher versiegen. Wer so sprechen und thun würde, und ohne Hoffnung auf dereinstige Belohnung, blos im eignen Bewußtsein und Gefühle, daß er der Wahrheit und Menschheit diene, seinen Lohn und seine Befriedigung findend, der würde wahrlich eine der erhabensten und edelsten sittlichen Thaten thun die es geben kann, und die es je gegeben.

Doch mag auf dem einen oder andern Wege, je weniger mit Schaden und Leiden verknüpft, desto besser, die Wahrheit immer tiefer und heller erforscht werden, wie sicherlich der Fall, soviel haben wir immer deutlicher erkannt, daß das Bewußtwerden und Denken eine Naturkraft ist, kein für sich ohne Körper bestehendes Wesen. Dabei sind wir mit der wissenschaftlichen Forschung bis an die Grenzen ihres Gebietes gegangen und haben ihre Fortschritte bis in den schwer zugänglichen Urwald verfolgt, wo erst da und dort einzelne kühne Forscher sich mit ihren Versuchen und Ackerbau- oder vielmehr Hirnbauinstrumenten angesiedelt haben. Gleichwohl können wir auch damit uns noch nicht ganz begnügen, und ich muß den Leser einladen auf der neuen Bahn noch einige Meilen weiter mit mir zu fahren und ebenfalls an einer noch spärlich bebauten Stelle mit mir auszusteigen, um selbst einige erste Besiedelungsversuche zu machen.

Es handelt sich um eine eigenthümliche Art von Erscheinungen, die bei Vielen eine wesentliche und feste Grundlage für den Glauben an die Unsterblichkeit bilden, und die es gilt, nicht auf dem Geisterwege, sondern auf dem Weg der Naturkraft zu erklären. Nachdem wir von den naturwissenschaftlichen Erkenntnissen auf diesem Gebiete Einsicht genommen, dürfen wir wohl einen Versuch dazu wagen. Dabei werden wir auch den früher angekündigten letzten Blick auf die Spiritisterei werfen.

Das Denken ist jedenfalls zugleich eine Bewegung, ein Schwingen kleinster Theilchen, das nimmt die wissenschaftliche Forschung allgemein an. Es ist auch eine Erregung ganz ähnlich der elektrischen, von welcher es stets in den Nerven begleitet wird, durch welche es sogar, wie wir gesehen haben, bei den Bewegungsnerven ersetzt werden kann. Das Denken ist also eine Naturkraft, die zugleich als Bewegung und Erregung sich äußert, ähnlich der Elektrizität. Hieraus lassen sich zwei sehr wichtige Folgerungen ziehen, nicht mit Gewißheit, aber mit sehr großer Wahrscheinlichkeit.

Wenn das Denken eine Bewegung und Naturkraft ähnlich der elektrischen ist, so wird es sich höchst wahrscheinlich auch ähnlich den anderen Naturbewegungen und Naturkräften und namentlich ähnlich der elektrischen von einem Körper auf den andern übertragen; fortpflanzen, überleiten lassen. Derartige Uebertragung findet natürlich immer nur unter gewissen Bedingungen, aber oft auf sonderbare Weise statt. So hat man schon vermittelst einer ganz kleinen Stimmgabel eine ganz große von 7 Pfund Schwere in Bewegung gesetzt, indem man beide durch einen feinen ungezwirnten Seidefaden verband und die kleine regelmäßig anschlug. Die Tonschwingungen derselben pflanzten sich dann nach einiger Zeit auf die große über, die ebenfalls zu tönen anfing. Jedoch mußten beide auf den gleichen Ton gestimmt sein. So hat der berühmte Galilei blos durch seinen Hauch, in den richtigen Zwischenräumen gegen einen schweren Pendel ausgestoßen, denselben schließlich in Gang gebracht; und der Physiker Ellicott brachte eine Glocke zum Tönen durch die Schläge einer andern, selbst wenn beide durch eine Mauer getrennt waren. Denken wir uns nun, daß zwei Personnen beisammen sind, deren Gehirne sich durch irgend welche Eigenschaften harmonisch, gleichgestimmt verhalten, ähnlich den gleichtönenden Glocken. Nehmen wir auch hinzu, daß das Gehirn der einen kraftvoller und zu stärkerer Denkens- oder Willensbewegung fähig sei als das der andern, das Gehirn der letzteren hingegen schwächer, nach-

iebiger, auch zugleich empfänglich und fähig, die Gedanken- oder Willensschwingungen des andern Gehirns sozusagen nachklingen zu lassen. Die nachgiebigere Person ist auch vielleicht durch sogenanntes Magnetisiren in einen halbschlafenden Zustand versetzt, in welchem der selbstbewußte Wille auf einen möglichst niedrigen Grad herabgebracht wurde. Nun erregt das mächtigere Gehirn den Willen in sich, daß die andre Person z. B. nicht vom Stuhl soll aufstehen können. Diese Willensbewegung trägt sich von dem einen auf das andre Gehirn über, sie überwältigt in dem schwächeren die eigne Willenskraft und bringt sie in den gleichen Gang mit dem maßgebenden Gehirne. Die beeinflußte Person ist unfähig sich von dem Stuhle zu erheben, so lange die andre ihren festen Willen darauf richtet, daß sie sitzen bleibe. Oder die maßgebende Person nimmt stark schmeckende Dinge wie Pfeffer oder Salz in den Mund. Die Erregung dieser Geschmacksempfindung geht von ihren Gehirnzellen auf die entsprechenden Gehirnzellen der beeinflußten Personen über, sie bringt dort die Erinnerungsbilder an diese Dinge in Bewegung, gerade wie ein Ton in der Nähe eines Saiteninstrumentes angeschlagen nur die gleichen und verwandten Töne mitklingen läßt, und die beeinflußte Person glaubt ene Gegenstände selbst im Munde zu haben. Solche Fälle habe ich selbst noch nicht erlebt, sie werden aber von den glaubhaftesten Personen, die sie erlebt haben, berichtet. Dahin würden auch die Experimente des sogenannten Mindreaders (Geistlesers) gehören, der durch Handauflegen die Gedanken einer andern Person auf sich übergehn lassen will, und dabei mit verbundenen Augen den Ort findet, wohin die andre etwas versteckt, welche auf diesen Ort stets ihre Gedanken gerichtet hat; oder der auch ein Gesicht im Puplikum aufzeigt, welches die andre Person sich gedacht hat; oder der sogar schon durch eine Drahtverbindung den betreffenden festen Gedanken einer andern Person, die er nicht sah, errathen haben soll. Derartige Experimente habe ich selbst schon beobachtet, hatte aber noch keine Gelegenheit sie hinreichend zu prüfen, um zu entscheiden, ob nicht doch irgend ein Kunstgriff mit unterlaufe, wie ich bei einem Falle wenigstens vermuthe. Die Verbindung zwischen beiden Personen um die Denk- und Willenskraft oder Bewegung überzuleiten, könnte hergestellt sein durch die Luft, durch andre Körper, durch Berührung und überhaupt durch die alles durchdringenden, überall gegenwärtigen Aetherteilchen und deren Schwingungen, welche ja auch als der Träger des Lichts und der Elektricität betrachtet werden.

Dahin könnten vielleicht auch manche spiritistische Erscheinungen zu rechnen sein. Wenn mehrere Personen einen Abend lang zusammen sitzen und auf eine Erscheinung warten, und vielleicht nicht blos einen Abend, sondern, wie es vorkommt, 30 oder 40 Abende, so mögen ihre Gedanken und ihre ganze Stimmung mehr und mehr gleichartig werden, Denken und Verstand überhaupt bis auf einen gewissen Grad stille stehn. Wenn dann eine der Personen den Gedanken faßt, daß Tisch oder Stuhl in ihrer Mitte sich erhebe, und sich fort und fort in diesen Gedanken hinein denkt, so mag diese anhaltende gleichartige Denkschwingung im einen Gehirne auf die andern umsitzenden Gehirne übergehn und auch sie wie die aufgehängten Glocken mehr und mehr zu den gleichen Gedankenschwingungen bringen, bis endlich die Idee: der Stuhl bewegt sich — in allen 3 oder 4 Köpfen schwingt, wodurch die Erregung dieses Gedankens in jedem einzelnen gesteigert würde, ähnlich wie der Ton verstärkt wird, wenn er in einem Resonanzboden mitklingt, oder wie es überhaupt für ein Naturgesetz gilt, daß wenn eine Nervenzelle in Erregung geräth und die Erregung auch auf andre Zellen übergeht, dieselbe dadurch verstärkt wird. Indem also die gleiche Gedankenbewegung die verschiedenen Gehirne und Gehirnzellen durchzieht, könnte sie dermaßen verstärkt werden, daß das Bild des bewegenden Stuhles aus den Gehirnbilderzellen bis in den Augennerv und in die Augennetzhaut schwingt, und hier die Erscheinung des bewegten Stuhles erzeugt, gerade als wenn ein solcher wirklich vor dem Auge wäre. Eine solche Erscheinung nennt man bekanntlich eine Halluzination, sie kommt bei einzelnen Personen sonst im Leben öfter vor, besonders als Krankheitszustand, zumal als Begleiterin des Säuferwahnsinns. Das merkwürdige in derartigen von Spiritisten berichteten Fällen bestände nur darin, daß mehrere Personen zu gleicher Zeit die gleiche Sinnestäuschung erleben, was also durch eine Uebertragung der Denkbewegung von einem Gehirn auf das andre, ähnlich der Tonbewegung oder der Wärme oder der magnetischen oder elektrischen Kraft, und durch Erregung des gleichen Gesichtsbildes in den verschiedenen Gehirnzellen zu erklären wäre.

Gehen wir jedoch einen Schritt, und zwar einen ziemlich großen, weiter um zu unserm eigentlichen Ziele zu gelangen. Erinnern wir uns, daß die elektrische Kraft, natürlich bei hinreichend starken Strömen, auf Tausende von Meilen durch Erde und Meer, und z. B. beim übersprühenden Funken oder beim Blitz auch durch Luft und zwar außerordentlich schnell,

wie augenblicklich wirkt. Wenn nun die Denkkraft eine ähnliche Kraft ist wie die elektrische, was wir als wahrscheinlich annehmen, so könnte sie ebenfalls auf die größten Entfernungen ohne Hindernisse wirken, und wie augenblicklich. Natürlich unter den ihr entsprechenden Bedingungen. Statt der telegrafischen Apparate hätten wir die beiden krafterfüllten, in Gedankenbewegung arbeitenden und der Denkerregung fähigen Menschengehirne. Sie ständen nicht in vollständiger Wechselwirkung mit Hin- und Rückleitung durch Erde und Draht, wie die Telegrafenapparate, aber gleichwohl könnte das eine auf das andre wirken, wie auch sonst elektrische Körper thun, und wie selbst bei den weit abstehenden Himmelskörpern hinsichtlich ihrer elektrischen Zustände angenommen wird. Die Denkerregung und Gedankenbewegung in dem einen Gehirne könnte somit auf ein andres weit entferntes sich fortpflanzen, sofern dieses nur sonst für diesen Einfluß empfänglich, ihm sozusagen gleichgestimmt wäre. Das entfernte Gehirn würde die von fern herkommende Nerven- und Denkerregung gleichsam auffangen, wie beim elektrischen Telegraf der in den Boden gehende Draht die durch Erde und Meer kommende elektrische Erregung auffängt und in den Apparat leitet.

Dies könnte dann zunächst den Erfolg haben, daß das ganze beeinflußte Nervensystem in Aufregung und Unruhe geräth. Wenn aber in diesem von ferneher beeinflußten und aufgeregten Nervensystem sich noch Erinnerungszellen befänden an die Person von welcher die neue Aufregung kommt, Erinnerungszellen welche also früher durch die Einwirkung der gleichen Person gebildet wurden, und die jetzt noch nachschwingen — so müßte in diesen Erinnerungszellen die neue Erregung ihren stärksten Wiederhall finden, das heißt: in dem von ferneher beeinflußten und erregten Gehirne würden die Erinnerungsbilder an diejenige Person wach, von welcher die Erregung ausgeht. Der Vorgang, der unter Annahme, daß die Denkkraft gleich der elektrischen in die Ferne zu wirken vermag, stattfindet, wäre demnach folgender. Die eine Person denkt, und zwar etwa mit besonderer Stärke und Kraftaufwand an die andre. Diese Denkerregung pflanzt sich auf das in besondrer Weise verwandte Gehirn über, findet dort gleichartige Denkbewegungen in den Erinnerungs- oder Gedächtnißzellen, bringt diese zu stärkerer Anregung, so daß sie ins Bewußtsein treten, das heißt daß, die beeinflußte Person sich derjenigen Person mehr oder weniger lebhaft erinnert, von welcher die Denkerregung aus der Ferne herkommt. Nehmen wir einige Beispiele aus der Wirklichkeit. Ein junger Mann

fühlt einige Tage lang eine peinliche Unruhe. Er weiß nicht was eigentlich die Ursache ist, aber er hat das Gefühl und den Drang, als müsse er nach Hause reisen. Er verschafft sich Geld und Urlaub und kommt endlich in seiner anderthabtausend Meilen weit entfernten Vaterstadt an, um gerade noch die Theilnehmer an dem Leichenbegängnisse seiner Schwester nach Hause kehren zu sehen. Diese Schwester hatte noch fortwährend ihn zu sehen gewünscht, demnach ihre Gedankenbewegung, die Erregung ihrer Denkkraft auf ihn gerichtet. Hier wäre also anzunehmen, daß das Nervensystem des Bruders und der Schwester in einem ähnlichen Verhältnisse ständen wie zwei Telegraphenapparate, die an den Aufenthaltsorten beider aufgestellt waren, und von denen der eine sofort auch zu arbeiten anfängt, wenn der andre, 1500 Meilen davon entfernte, in Thätigkeit gesetzt wird. Nur daß keine Gegenseitigkeit, keine Hin- und Rückströmung stattfindet. Der Erfolg war hier, vielleicht wegen der großen Entfernung, nur eine allgemeine Aufregung des Betroffenen, und ein Gefühl, woher die Erregung kam, daß sie nämlich die Erinnerungsbilder aus dem Kreise der Heimath betraf. Diese wurden auch wach, ohne daß es zu einer Gesichts- oder Gehörserscheinung, zu einer Sinnestäuschung kam. Dies geschah hingegen z. B. in einem andern Falle, wo ein junger Mann träumte, daß seine Mutter ihm fort und fort aus der Ferne zuwinke, ohne zu ihm gelangen zu können. Nach zwei Tagen erhielt er ein Schreiben, daß sie im Sterben liege und ihn noch zu sehen wünsche. Die Erregung ihrer Denkkraft war mit der Geschwindigkeit der Elektrizität dem Briefe vorausgeeilt, war von dem Nervenapparate des Sohnes aufgenommen worden und brachte die ihr verwandten Erinnerungszellen in eine derartige Erregung, daß sie das Bild der Mutter wenigstens im Traume erscheinen ließen. Eine derartige Anregung der Gehirnzellen wird wahrscheinlich im Schlafe leichter vor sich gehn können als beim Wachen, wo die fortwährenden Wahrnehmungen der Sinne und das ganze Geräusch des Tages dieselbe nicht zur Wirkung kommen läßt. Wird die Anregung der Erinnerungsbilder im Schlafe noch lebhafter, so kann daraus wie bei den oben erwähnten Spiritisten eine Halluzination oder Sinnestäuschung sich gestalten, die in den wachen Zustand überführt und in demselben vielleicht eine Zeit lang fortdauert. So wurden mir mehrere Fälle erzählt, daß Mutter oder Großmutter starb, und zu der selben Zeit Sohn oder Enkel in der Ferne aus dem Schlafe erwachte und ein Geräusch oder die Stimme der Verscheidenden zu hören glaubte.

Und wie zu Lande, so kann sich auch Aehnliches zur See ereignen, gerade wie auch die elektrische Kraft durch das Wasser, und durch dieses sogar besser als durch das Festland, geleitet wird. Ein Lehrer erzählte mir, daß er während der Reise nach Deutschland, auf dem Meere sehr lebhaft geträumt habe, sein Vater nehme von ihm Abschied. Am Lande angekommen, erhielt er dann die Nachricht, daß in derselben Nacht sein Vater gestorben sei. — Den höchsten Grad von Erregung der Erinnerungsbilder stellt endlich die Halluzination oder Vision im wachen Zustande dar. Auch von einer solchen ein sehr merkwürdiges Beispiel, das mir jedoch nicht von einem der Betheiligten, sondern von dem Sohne eines derselben erzählt wurde, wodurch es in Beziehung auf Zuverlässigkeit der Einzelheiten einige Einbuße erleidet. Ein Familienvater, ein Förster, saß eines Abends mit seiner Frau auf dem Sofa. Plötzlich wird er so blaß, daß diese ihn frägt, ob er sich unwohl fühle, worauf er ihr mittheilt, daß er soeben ganz deutlich seinen Vater habe vor sich stehn sehen. Aehnlich erging es aber zu gleicher Zeit auch dem jüngeren Bruder. Derselbe war Bäckerlehrling und hörte plötzlich, vor dem Backofen stehend, sich von seinem Vater bei Namen gerufen. Er verschafft sich Urlaub und kehrt nach Hause. An dem gleichen Ab nd war in der Thxt der Vater gestorben, und sterbend waren mithin in seinem Gehirne die Erinnerungsbilder an seine fernen Kinder in heftige Erregung gekommen und hatten die ihnen verwandten Erinnerungsbilderzellen in dem Gehirne der Kinder wie einen fernen elektrischen Apparat ebenfalls in Aufregung gebracht, oder wie gleichgestimmte Saiten mitklingen lassen; und zwar so sehr, daß diese Aufregung sich in den Gesichts- und Gehörnerven wie eine äußere Erscheinung kundgab, die natürlich auch nur von den Betheiligten, nicht von deren Umgebung wahrgenommen wurde. Die Stärke der Wirkung könnte vielleicht dadurch bedingt gewesen sein, daß Vater und Söhne nur wenige Meilen von einander entfernt lebten.

Diese Beispiele stammen alle von glaubhaften Leuten her und von solchen, die nicht kirchlich gesinnt sind, die wahrscheinlich auch alle nicht an Unsterblichkeit glauben, mithin kein inneres Interesse haben, derartige Erscheinungen für Wahrheit zu halten oder auszugeben. Im Gegentheil. Freigesinnte empfinden meistens eine Art von Beschämung, sie zu erzählen, weil sie sich dieselben nicht zu erklären vermögen und fürchten müssen, in den Verdacht des Geisterglaubens zu kommen. Wer aber aufrichtig die Wahrheit sucht, kümmert sich weder um die Vorurtheile der einen noch der

andern Art. Uebrigens sind auch unter Freidenkenden derartige Vorkommnisse nicht so selten, als es den Anschein hat. Von Kirchlichen und überhaupt von Solchen, die an Unsterblichkeit glauben, auch von Spiritisten werden sie in Schriften zahlreich angeführt, offenbar oft übertrieben ausgeschmückt und scheinen auch im wirklichen Leben ein bedeutendes Gewicht zu besitzen zu Gunsten des Geisterglaubens und Fortlebens. Wiewohl man nicht einsehen kann, wie sogenannte Geister derartige Dinge fertig bringen sollen. Dabei gewährt insbesondere der Umstand dem Aberglauben eine Stütze, daß namentlich bei Sterbenden solche geistige Fernwirkungen stattfinden. Doch liegt auch g rade dies in der Natur der Sache.

Der Kranke ist oft nervös aufgeregter als der Gesunde, zumal wenn er den Todesgedanken in sich trägt. Ergreift ihn eine Sehnsucht nach einem fernen geliebten Wesen, so wird er auch auf seinem Krankenlager weniger durch die Zerstreuung des Lebens abgehalten, ihr nachzuhängen, sie vermag dadurch sein ganzes Gehirn- und Nervensystem in Bewegung zu setzen. Oder wenn er vielleicht durch einen Unfall mitten aus dem Leben hinweggerafft wird, so mag der letzte Gedanke an die fernen Lieben ebenfalls rasch sein ganzes Denken erfüllen. Es findet mithin wahrscheinlich in allen solchen Fällen der Sterbenden eine höchste Kraftерregung statt. Schon dies ist für eine Fernwirkung der Kraft selbstverständlich der günstigste Umstand. Folgt sodann ein plötzliches Aufhören der Kraftwirkung durch den Tod, so ist auch gerade dieser Umstand wiederum der günstigste, um die Einwirkung der Kraft bemerklich zu machen. Denn jede Einwirkung wird am meisten gefühlt, wenn sie plötzlich beginnt, oder plötzlich innehält. Treten wir ungewohnt in das lärmende Geräusch der Fabrik, so vermag unser Gehör es vielleicht kaum zu ertragen. Die dort weilende Arbeiterin hingegen wird sich desselben kaum mehr bewußt. Steht jedoch Rad und Lärm plötzlich still, so erwacht selbst der Müller, dem das Klappern der Mühle den Schlaf des Gerechten längst nicht mehr störte. Dieses Gesetz trifft aber namentlich auch bei der elektrischen Kraft zu. Bringen wir einen elektrischen Strom im Drahte einem andern Drahte in genügende Nähe, so entsteht auch in diesem ein Gegenstrom. Lassen wir den Draht bei dem andern verweilen, so hört der Gegenstrom wieder auf. Entfernen wir jedoch den ersten Strom wieder rasch, oder lassen wir ihn rasch verlöschen, so wird im Nebendrahte von neuem ein Kraftstrom hervorgerufen. Gerade so entstehen im weichen Eisen elektrische Ströme.

wenn wir den genäherten Magneten rasch von ihm entfernen, bekanntlich eines der Mittel, um das elektrische Licht zu erzeugen. Ist demnach die Denkkraft oder Geisteskraft der elektrischen in ihrer Wirkungsweise ähnlich, so wird von zwei Gehirnen oder Nervensystemen, die in einem der elektrischen oder magnetischen Kraftwirkung ähnlichen Verhältnisse stehen, das eine Gehirn die Kraftwirkung des andern dann am meisten fühlen, wenn sie, eben noch höchst erregt, plötzlich stille steht, wenn also das fernher wirkende Gehirn im Tode plötzlich erlischt.

Wie wunderbar stimmen auch hier die Gesetze der Natur zusammen, und welche bedeutende Bestätigung erhält gerade hierdurch wieder unsre Annahme, daß die Geisteskraft des Menschen ähnlich der elektrischen Kraft in die Ferne zu wirken vermöge. Das Erscheinen der Sterbenden im Traume oder in wachen Halluzinationen und Visionen wäre demnach den Gesetzen der Natur entsprechend, kein Beweis ihres Weiterlebens, sondern gerade im Gegentheil ihres wirklichen Verlöschens.

Freilich ist diese Erklärungsweise immerhin nur erst eine Annahme, und kann auf Zuverlässigkeit noch lange keinen Anspruch machen. Hält es doch in den meisten Fällen sehr schwer und ist oft nicht mehr möglich auch nur sicher auszufinden, was denn eigentlich thatsächlich und bestimmt bis ins Einzelne geschah, denn selbst im Gedächtniß der unparteiischsten und glaubwürdigsten Menschen ändern sich ja die Bilder der Vergangenheit wie die Atome des Leibes sich ändern. Gleichwohl erfüllt unsre Annahme, soweit bis jetzt auf diesem Gebiete möglich, alle Erfordernisse der Wissenschaft. Sie gründet sich erstlich auf Erscheinungen, welche von Zeugen berichtet werden, die durch ihre geistige Verfassung keine Vorurtheile dafür, eher dagegen hegen, wenn auch gleich deren Zeugnisse, um möglichste Sicherheit zu besitzen, zur Zeit des Geschehens sollten niedergeschrieben sein, und womöglich jeweils von mehreren verschiedenen Personen. Unsere Annahme widerspricht auch zweitens keinem bisher bekannten Gesetze der Natur, steht vielmehr mit denselben in bestätigender Harmonie. Und drittens würde sie die Erscheinungen vollständig erklären, so vollständig als überhaupt die Natur erklärt werden kann. Wenn daher auch nur in der Hauptsache manche jener Vorkommnisse richtig, woran kaum zu zweifeln, wie erfreulich wäre es dann für den wahren geistigen und namentlich den religiösen Fortschritt, endlich einmal mit der Leuchte der Naturwissenschaft auch diese Brutstätte des Aberglaubens sowie der priesterlichen und geistigen Knechtung ausgestöbert und auf die wahren Geschehnisse, die

überall in der Natur merkwürdig und wunderbar genug sind, zurückgeführt und naturwissenschaftlich durch Wirkungen von Kräften und Stoffen und Fortpflanzung von Bewegungen und Erregungen erklärt zu sehen.

Dazu ist allerdings noch eine andre Folgerung heranzuziehen. Wenn das Denken eine Naturkraft ist wie andre, wenn auch die höchste, so müßte es sogar noch andre Wirkungen hervorbringen können, es müßte auch dem Gesetz der andern Kräfte unterterthan sein, daß sie sich verwandeln, eine in die andre. Wie die Wärme übergeht in Spannkraft des Dampfes und Bewegung und in zerschmetternde Explosion; wie die Elektrizität Städte beleuchtet und Bahnzüge treibt, so müßte die Denkkraft, vorausgesetzt immer, daß sie von einem Organismus gleich der Elektrizität in die Ferne wirken könnte, nicht blos fähig sein den eignen Leib zu bewegen, wie sie bei jeder Muskelbewegung thut, sondern sie müßte unter Umständen auch auf andre, äußere Gegenstände, seien es Tische oder Stühle oder sonst welche bewegend zu wirken vermögen. Fälle wie der von einem meiner allerradikalsten Freunde wiederholt erzählte, daß die Mutter mit den Kindern um den Ofen saß, und plötzlich im Ofenrohre ein Geräusch sich vernehmen lies, und die Mutter voll Schreck ausrief: der Vater ist verunglückt—wie auch geschehen—solche Fälle könnten auf zweierlei Weise erklärt werden. Erstlich nach der obigen Art. Der letzte, alle Lebenskraft in sich fassende und dann verlöschende Gedanke des Vaters an die Seinen traf gleich einem elektrischen Strome das Nervensystem der Gattin und Kinder, welches überdies vielleicht durch den Gedanken an den ausbleibenden Vater erregt war und dadurch der von außen her kommenden Erregung entgegenkam. Um so mehr wurde nun in den Gehirnen die Erinnrungszelle mit dem Bilde des Vaters bewegt und wachgerufen, und zugleich eine Gehörserscheinung bei allen bewirkt, die vielleicht der Wiederklang von demselben Geräusche war, das bei dem Unglücksfalle stattfand, und das daher auch das Gehirn des Vaters im Sterben durchzittert und durch dieses sich auf die Gehirne der harrenden Familienglieder übertragen hatte. Oder es könnte wirklich ein und derselbe Kraftstrom in der Metallröhre die Bewegung des Geräusches, im Gehirne die Bewegung des Schreckensgedankens erzeugt haben, gerade wie ja auch die Elektrizität blitzt und donnert in Wolken und Luft, dagegen ins Gehirn eingeleitet, den Nerven zum Bewegen des Muskels reizt.

Kommen wir aber mit dieser zweiten Folgerung nicht schon wieder und am ärgsten in die Spiritisterei und Geisterspukerei und in allen from-

men Aberglauben hinein, welcher ja so gern und so vieles derartiges berichtet? Ja freilich kommen wir hinein, und wir fürchten uns auch gar nicht darin, und was Humbug ist und Selbsttäuschung, das wollen wir entlarven, und wo etwas Wahres und Merkwürdiges zu finden, da wollen wir es bestimmt und unparteiisch feststellen und aus der Natur und ihren Kräften innerhalb und außerhalb des Menschen zu erklären suchen, so gut wir es vermögen, das wird die rechte Art sein, dem thörichten Wahn seine Nahrung zu nehmen, und wird die unaufhaltsame Forschung selbst zugleich anspornen, neue Kräfte und Gesetze zu entdecken, und wird das Fantasiegebilde einer übernatürlichen Welt am besten und dauernd zerstören.

Doch genug jetzt des Urwaldes in den wir vorgedrungen, und der ungewohnten Kost darin und der neuen Besiedlungsversuche. Kehren wir zur lieben Heimath zurück, wo uns lauter gewohnte und von der Schule her bekannte Kräfte und Gesetze umgeben. Nur vergessen wir nicht den Reisebericht.

Die Kraft der Natur ist eine einheitliche, allumfassende und ewige, und ewiglebendig erzeugt sie neue Gebilde. Ihr höchstes der Mensch. In dessen Nervensystem und Gehirn entfaltet sich die Kraft des Denkens die schon bei den Thieren begonnen, zur höchsten Leistung. Der Nervenreiz von den Sinnesorganen zum Gehirn, von da zum Bewegungsnerven und zum bewegenden Muskel, das ist der Grundriß des Nervensystems. Dabei beginnt die Denkkraft oder Geisteskraft mit dunklem Gefühle nach innen und dunkler Empfindung nach außen und mit bewußtlosem Bewegen. Sie macht dann aus der Empfindung die klare Vorstellung und speichert sie auf als Erinnerungs- oder Gedächtnißbild in den Zellen und Fäden der Gehirnrinde der großen Halbkugeln. Indem sie durch die Erinnerungszellen strahlt, ruft sie an dem Gehirnfaden der einen Erinnerungszelle die andre wach und reiht die Ideen an einander; indem sie dann so sich der Vorstellungen erinnert, welche zusammenzugehören pflegen, schließt sie auch, daß wenn die eine eintritt, wahrscheinlich die andre kommen wird; indem sie ferner unter den auftauchenden Vorstellungen der stärksten den Sieg über die andern verleiht, lehrt sie den Menschen und schon das Thier sich beherrschen.—In dem ganzen lebhaften Getriebe der Geisteskraft unterscheidet das denkende Wesen zugleich zweierlei Vorstellungen, solche die es selbst und solche die andre Dinge betreffen. Daraus geht ihm das Bewußtsein und die Erkenntniß seiner selbst, das Selbstbewußtsein hervor. Dieses bildet sich aus den zusammenhängenden Fäden aller Lebenserfah-

rungen, und die oft wiederholten Gefühle, Gedanken, Schlußfolgerungen, Ueberzeugungen bilden seinen Kern, den Kern und Karakter des geistigen Einzelwesens.

Dieses ganze geistige Leben entfaltet und vervollkommet sich mit und durch das immer vollkommere Nervensystem vom niedersten Thierkeime herauf, bis es im Gehirne der hochstehendsten Menschen seine Blüthenknospe erreicht. Je ausgebildeter dessen Bau, desto höher dessen Leistung, und je mannigfaltiger und großartiger dessen Arbeit, desto vollkommener ausgebaut wieder alle seine Theile und Organe. Sogar die äußre Größe, die Schwere und stoffliche Beschaffenheit des Gehirnes geht mit der geistigen Leistungsfähigkeit und Uebung Hand in Hand. Wie aber vom Thiere herauf zum Menschen, deßgleichen entfaltet Denken und Hirn vom ersten Keime des Menschen sich herauf zum erwachsenen Manne und Weibe, um mit dem höchsten Alter wieder gleich jedem andern Organe und Vermögen abzunehmen und oft wieder gänzlich schwach und unfähig zu werden. Noch mehr und schneller durch Verletzung und Krankheit. — Immer ist daher die Naturkraft des Bewußtwerdens und Denkens mit dem Stoffe und dessen stufenweise zusammengesetzterem Baue gerade so innig vereint, wie überall in der Natur und selbst in der künstlichen Maschine die Kraft mit dem Stoffe vereint ist, untrennbar, dabei immer besser, wenn auch nie zu Ende, erkennbar in ihrem Wirken und Walten, aber immer wunderbar und unbegreiflich in dem Grunde ihres Daseins. Als kindlich thörichter Wahn dagegen zerfällt durch diese Erkenntniß das Gebilde der Fantasie, die außer dem leiblichen Organismus fortlebende Seele, sowie auch alle Hirngespinnste die zu ihrer Rettung erdacht, in sich selber zerfallen. Dafür wirft das Licht der Naturerkenntniß bereits den sicheren Beweisen voraus auch schon die erfreulichsten Strahlen in die dunkelsten und geheimnißvollsten Vorgänge des geistigen Zusammenhangs der denkenden Wesen, in die verborgensten, festesten und mit Aberglaube am dichtesten bewachsenen Wohnsitze des Geisterglaubens und eröffnet uns Aussicht und Wege auch sie in fruchtbares Ackerland der natürlichen Forschung zu verwandeln.

Was hast du doch, o Menschenwesen, nicht alles schon für den Wohnsitz aus- und einwandelnder Geister gehalten! Felsen und Flüsse und Berge, Steine und leblose Dinge aller Art, Bäume und Thiere und am längsten dich selbst. Doch wie die Nebel vor der Sonne, so schwinden vor dem Lichte kühn und mühsam forschender Erkenntniß alle diese geistigen

Nebelgebilde und hervorleuchtet in immer erhabenerer Wahrheit und Majestät die ewig lebendige Natur, die immer und überall nur Eines: Kraft und Stoff, Geist und Leib zugleich ist. Selber niemals erlischst du, allmächtige Natur, wenn auch aus deinem ewigen Leben deine Kinder, die Menschenwesen, zum Einzelleben emportauchen, um dich und sich selber zu verstehen, zu verschönern, zu vervollkommnen, zu beglücken, und dann wieder in den Schooß des ewigen Lebens zurückzukehren, zum Heile der nachfolgenden Geschlechter, deren jungkräftigen, weiterschreitenden Händen sie die Leuchte des Bewußtseins und die Früchte ihrer Arbeit voll Vertrauen und Hoffnung und Liebe übergeben. Oder willst du dir damit nicht genügen lassen, menschliches Herz, glaubst du, öde und leer sei dein Dasein, des Trostes und der sittlichen Ziele und hohen Ideale und edelsten Befriedigung entbehrend? Vertraue doch der Wahrheit, die Wahrheit, wenn nur voll und ganz erfaßt, ist immer Einklang, ist immer Harmonie und wahrer Trost und Friede im Kampfe und der beste Führer auch in das wahre Glück des Gemüthes. Doch das bleibt uns noch im nächsten Abschnitte nachzuweisen, wenigstens soweit es in die Aufgabe dieser Schrift fällt, deren Hauptzweck es ist, das Alte zu prüfen und das Neue nur berichtigend zur Seite zu stellen, ohne es noch in seiner eigenen Ganzheit und Schönheit auszubauen, wie oben schon im Vorwort gesagt wurde.

Bedürfnisse des Gemüthes.

Die frei forschende Erkenntniß hat uns nicht zu dem Glauben an Unsterblichkeit geführt, und es ist überhaupt diesem Glauben noch niemals gelungen sich durch Erkenntnißgründe zu beweisen, wie auch die Unsterblichkeitsgläubigen aller Zeiten zuzugeben pflegen. Desgleichen fördert die Annahme einer abtrennbaren, unsterblichen Seele die Einsicht in die Entstehung und Entwicklung des Menschenwesens nicht im Geringsten, macht im Gegentheil dieses in jeder Hinsicht nur unverständlicher. Woher kommt aber dann dieser Glaube, und warum hält er noch immer sich aufrecht, wenn er doch seine Begründung nicht durch die Erkenntniß findet, sie nicht einmal fördert, ja ihr sogar widerstreitet? „Was wir wünschen, glauben wir gerne"—hat schon im Alterthum der Römer Zäsar gesagt.— Also nicht blos dasjenige was wir einsehen, was wir verstehen und mit Beweisen begründen können, halten wir für wahr oder glauben wir, sondern auch dasjenige was wir wünschen. Und was wünschen wir stets? Was uns in irgend einer Weise förderlich, angenehm ist, was uns beglückt. So könnte denn der Glaube an Unsterblichkeit, wenn nicht auf Erkenntniß, desto mehr auf den Wunsch nach Glück gegründet sein, in dem Glücksbedürfnisse des menschlichen Gemüthes seine wahre Wurzel haben? In der That bestätigt uns, wenigstens was das Christenthum betrifft, dessen hauptsächlicher Begründer, der Apostel Paulus, dies ausdrücklich, wenn er ausruft: „Hoffen wir allein in diesem Leben auf Christum, so sind wir die elendsten unter allen Menschen" (1. Cor. 15,19). Warum hofft er also auf Christum auch noch in einem andern Leben? Weil er etwa dieses zweite, unsterbliche Leben klar und deutlich beweisen kann? Nein, vielmehr weil er ohne die Hoffnung, ohne den Glauben an dasselbe elend, unglücklich wäre. Glücklich wollen wir sein, das ist sein Beweis, zu unserm Glücke aber bedürfen wir des Glaubens an das Jenseits, folglich ergreifen wir diesen Glauben, folglich muß er wahr sein, das ist sein durchschlagender Grundgedanke, wo er die Korinther ermahnt, am Glauben an Auferstehung und Unsterblichkeit festzuhalten; wenn er gleich auch nebenher die Christuserscheinungen zum Beweise herbeizieht. Das Gleiche können wir in der That auch überall im Leben beobachten.

Tasten wir dem Gläubigen sein Jenseits an, so werden wir vielmehr sein Gemüth verletzen, ihn in seinem innersten Glücke stören, als daß wir es mit seinem Verstande und seiner Erkenntniß zu thun bekommen. Auch hat die Hoffnung auf Glückseligkeit im Jenseits schon oft den festesten Glauben erzeugt, der weder Tod noch Martern scheute, wie die Geschichte des religiösen Märtyrerthums beweist. Zwei Quellen des Fürwahrhaltens sprudeln daher, so scheint es, im Menschenwesen, die eine kommt aus der Erkenntniß und Einsicht des Verstandes her, die andere aus dem Sehnen nach Glück, aus dem Bedürfniß des Gemüthes, und der Glaube an Unsterblichkeit zieht, zumal heutzutage wo ihm die Erkenntniß so sehr widerstreitet, aus der Quelle des Gemüthes hauptsächlich seine Nahrung. Aber ist denn der Wunsch, ist das Streben glücklich zu sein, ist das Bedürfniß des Gemüthes berechtigt gegenüber der Wahrheit? Bleibt die Wahrheit nicht giltig für sich, ob sie erfreue und beglücke, oder ob sie tief und bitter einschneide in das morsche Fleisch alter Vorurtheile und vererbter Gefühle und Gewohnheiten? Allerdings ringt nach Glück des Menschen Wesen, so lange es strebt, mag es seine körperlichen, mag es seine geistigen Bedürfnisse befriedigen, mag es ein Leben der Arbeit oder des Genusses führen, mag es in engherziger Selbstsucht nur für sich selber sorgen, oder in Liebe sich dem Andern weihen, oder auch in Begeisterung für Freiheit und Menschenwohl seine Kraft und sein Leben opfern, oder endlich für seinen heiligen Kirchenglauben sterben; ja sogar mag es aus Verzweiflung Hand an sich selber legen, so schneidet es den Lebensfaden nur ab, um unerträglichem Elende, Kummer oder Schande, mit einem Worte, um dem Unglück zu entrinnen, folglich immer wieder um des Glückes willen. Sollte nun Wahrheit und Glück nicht Hand in Hand gehn, wie unselig bliebe das Menschengeschlecht, das vom Glücke nicht lassen kann, und doch durch die Wahrheit es immer zerstören müßte? Oder muß Wahrheit und Glück in ihrem Endziele dennoch sich treffen, dann läge uns hinsichtlich des Glaubens an Unsterblichkeit ob zu zeigen, daß wenn er auch fällt und an seine Stelle die Wahrheit tritt, darum das Glück noch nicht fällt, vielmehr wahrer und reiner ersteht.

Wahrheit und Glück.

Beschauen wir daher das Verhältniß dieser beiden etwas näher, lassen wir die eine und andre sich entfalten, und sehen wir dann zu, ob sie sich wirklich unversöhnlich meiden oder schließlich liebend vermählen.

Es prüft der Arzt den Kranken. Schon der Anblick sagt ihm vieles und läßt ihn vielleicht auf ein bestimmtes Uebel schließen. Doch die Wahrnehmung des einen Sinnes ist noch trügerisch. Er belauscht auch mit dem Gehöre das Rauschen des Athems und befühlt mit der Hand den schlagenden Puls, ja vielleicht wird der Geruchsinn zu Rathe gezogen, sowie der Geschmack und das innere Gefühl des Patienten befragt. Aber siehe da, diese Wahrnehmungen der verschiedenen Sinne stimmen nicht zusammen, sie geben kein einheitliches Krankheitsbild, die eine widerstreitet der andern. Das quält den wahrheitssuchenden Prüfer, ist ihm peinlich, macht ihn je nach der Schwere des Falles mehr oder weniger unglücklich. Doch reifliches inneres Nachdenken, d. h. Erregen, Prüfen und Vergleichen aller dahingehörigen in seinem Gehirne vorhandenen Gedankenbilder und Denkbewegungen, läßt ihn schließlich die richtige Weise finden, in der die Erscheinungen zusammenzuordnen, sowie deren gemeinsame Ursache, und die wiederholte Untersuchung bestätigt das Ergebniß seiner geistigen Arbeit. Nun versteht er die Krankheit, nun ist er überzeugt die Wahrheit in der Sache gefunden zu haben, und an Stelle der peinlichen Unruhe und des inneren Widerstreites tritt jetzt innerer Einklang des Denkens, Klarheit, Bestimmtheit und Glück.

Wodurch kam nun die Erkenntniß der Wahrheit zu Stande? Durch den Einklang des Denkens. Die Sinneswahrnehmungen mußten in Uebereinstimmung unter sich gebracht werden, die inneren Gedanken mußten sich harmonisch ordnen, und inneres Denken mußte an der Wahrnehmung nach außen seine Bestätigung finden. Wahrheit bedeutet daher Einklang, Harmonie, und nach der Seite des Gefühles bedeutet sie Glück. Dieses ist aber selbstverständlich um so größer, je größer die Aufgabe war, die zu lösen, und je größer auch der vorausgegangene Widerstreit und dessen innere Qual war. Wahrheit und Glück sind darum auf das innigste verknüpft. Glück heißen wir das Gefühl, das wir bei der Gewinnung der Wahrheit empfinden, es ist nur sozusagen eine Seite der Wahrheit, die mit dem Gefühl empfundene Wahrheit. Desgleichen auf allen Gebieten. Wie bei der Erforschung des einzelnen menschlichen Leibes und seiner Leiden, so bei der Erkenntniß der in den endlosen Himmelsräumen kreisenden Weltenkörper. „Durch keine andre Anordnung", sagte Kopernikus († 1543)), der große und begeisterte Gründer des jetzigen Welt-Systems, „habe ich eine so bewunderungswürdige Symmetrie des Universums, eine so harmonische Verbindung der Bahnen finden können, als

da ich die Weltleuchte, die Sonne, die ganze Familie kreisender Gestirne lenkend, wie in die Mitte des schönen Naturtempels auf einen königlichen Thron gesetzt." Die harmonische Verbindung der Bahnen, die Harmonie, die Uebereinstimmung ist immer ein Zeichen der Wahrheit, und sie füllt das Herz oft mit unaussprechlicher Freude, wie sie namentlich Keppler († 1630) empfand, der zweite große Entdecker im Reiche der Sternenwelt, als nach jahrelangem mühsamen Beobachten und Rechnen endlich in der denkwürdigen Nacht des 15. Mai 1618 seine Rechnungen stimmten, und das abschließende Gesetz der Planetenbewegung gefunden war. Achtzehnmal hatte er irrthümlich vermuthet und jahrelang gerechnet, bis er den Einklang und damit die Wahrheit erforscht hatte, die ihn nicht blos für alle aufgewandte Mühe reichlich entschädigte, nein, die ihm auch in seinem an Mühsal und Noth reichen Leben inneren Einklang und Frieden, die ihm inneres Glück bescheerte.

Freilich, hat nicht auch die gleiche Erforschung der Himmelsräume, die mit Kopernikus, Keppler und Newton († 1727) begann, so manchem gläubigen Herzen den über den Wolken geträumten Himmel geraubt? Hatte nicht der Glaube die höchste Weisheit, die höchste Güte und Liebe dorthin verlegt, und sein Hoffen dort die höchste Vollendung und Seligkeit troſtreich erwartet? Und das alles sollte nun hinweggenommen und dem Menschenleben sein edelster Kern geraubt sein? Wie inhaltslos mußte das Dasein werden, wenn es mit dem Himmel über den Sternen auch die vorsehende Vaterliebe und dereinstige Verklärung einbüßen würde? Sicherlich, wenn alles Hohe und Gute und Beglückende in den jenseitigen Himmel aus dem Diesseits hinweggeträumt war, konnte für das wirkliche Erdenleben wenig Glück und Hoffnung mehr übrig bleiben, nachdem vollends jener Himmel überm Sternenzelt durch die forschende Wissenschaft in den Raum des unendlichen Alls verwandelt wurde. So kann die Wahrheit ohne Zweifel auch zerstörend und verödend wirken, kann zur Bringerin tiefen Wehs und Unglücks werden. Aber doch nur so lange, bis die neue Erkenntniß nicht mehr blos da und dort in einzelne Gebiete alten Wahns hineinleuchtet und darin wilden Aufruhr und Gährung erregt, sondern bis sie alle Gebiete des Denkens, Fühlens und Wollens in ihren beglückenden Einklang gebracht hat, Himmelswelt und Erde und das eigne Menschenwesen sammt den Pflichtenkreisen der menschlichen Gesellschaft. Vor Allem aber auch nur so lange, bis das menschliche Herz sich ihr muthig und vertrauensvoll ergeben, dem alten Adam vererbten

Aberglaubens auf immer Lebewohl gesagt und aus dem Geiste der neuen Erkenntniß sich völlig wiedergeboren hat. Eine solche Zeit aber, wo die seit Jahrhunderten anwachsende neue Erkenntniß das ganze All der leiblichen und geistigen Dinge, das Reich der Natur wie die Welt der sittlichen Verhältnisse zu durchdringen und harmonisch zu verbinden beginnt, ist gerade die heutige, das Morgenroth der großartigsten und erhabensten Kultur, die je in der Menschheit emporstieg. Als ein in sich harmonisches, gleichartiges ist bereits das Leben der Allnatur erkannt, nach seinen Stoffen, Kräften und Gesetzen, und in einheitlich verlaufendem Entwicklungsgange entfalten sich die eigenlebigen Geschöpfe vom niedersten bis herauf zum Menschen, wie die Forschung wenigstens in den Grundzügen klar gelegt hat, und wie wir in Beziehung auf das geistige Leben ebenfalls theilweise oben erkannten. Als ein großartiges zusammenhängendes Ganze wird auch immer eifriger und erfolgreicher von den Männern der Wissenschaft die Kultur der Menschheit dargestellt, die in Gewerben, Künsten und Wissenschaften, in Religion, Sitten, Gebräuchen und Staatseinrichtungen sich ausprägt, von den ersten niedersten Anfängen bis heute. Im Einklang damit sind endlich schon zum mindesten die großen Hauptgrundsätze für das sittliche Leben abgeleitet und verkündet worden, die aus der neuen Naturanschauung hervorgehen. Denn wenn das All der Natur das selbstmächtige, selbstlebendige Wesen ist und dessen höchstes Gebilde, dessen Haupt der Mensch, so ist auch des Menschen Bestimmung nicht mehr alte Unterwürfigkeit und Erlösung und Seligmachung durch einen Andern, sondern die freie Selbstentfaltung und Selbstbeglückung seines Wesens; so wohnt ihm das Recht und die Pflicht der freien Selbstbestimmung, der Selbstregierung und Gleichberechtigung und die Kraft der eignen Erlösung inne, sei er Mann, sei er Weib, und selbst dem Kinde das Recht und die Pflicht der freien harmonischen Entfaltung seines Wesens gemäß den Anlagen und Trieben seiner eignen vernünftigen Natur, nicht gemäß den Geboten alter Ueberlieferung. Je mehr aber nun die Erkenntniß der Neuzeit sich harmonisch über das ganze Bereich des menschlichen Denkens und Thuns verbreitet, und je mehr sie von den Geistern und Gemüthern muthig ergriffen und dargelebt wird, desto mehr muß sie auch alles Weh wieder tilgen, das sie in ihrem Fortgange bereitet hat, und es durch ein höheres Glück ersetzen, denn Harmonie des Denkens ist Wahrheit und ist Glück, wie wir bereits erkannt, und um soviel vollkommener die heutige

Erkenntniß als die frühere, um so vollkommener muß auch das Glück sein, das sie uns spendet.

Doch will es uns fast scheinen, als ob wir von der heutigen Erkenntniß etwas gar groß gesprochen. Hat denn die heutige Forschung wirklich erkannt, daß durch das unendliche All ein gleichartiger Stoff lebe und nach den gleichen Gesetzen sich bethätige? Welcher von den Forschern hat denn wohl das unendliche All durchforscht? Oder haben es alle zusammen gethan, so daß sie nun sprechen könnten: wir haben das unendliche All, die Weltenkörper ohne Zahl und den unendlich sich br itenden Stoff und alles Kräfteleben darin geprüft und sind fertig damit, es ist überall einheitlich und gleichartig? Mit dem unendlichen All kann ja Niemand, kein Einzelner und keine Menschh it und nicht die endlos nachfolgenden Geschlechter der Menschen je zu Ende kommen. Und mit der ewigen Zeit, mit der Ewigkeit, können wir auch nie zu Ende kommen. Dennoch sprechen wir und spricht die Forschung von ewigen Naturgesetzen und meint, daß das unendliche All auch insofern nur Eines sei, daß es nicht von heute auf morgen seine Kräfte und Gesetze ändere, sondern daß unter denselben Bedingungen oder aus denselben Ursachen auch stets wieder für alle Zeiten dasselbe erfolge. Wer aber beweist uns das? Wenn heute die Naturgesetze solche sind, warum können sie morgen nicht andre sein? Und wenn hier auf Erden die Schwerkraft wirkt, warum muß sie auf jedem der unendlichen Weltkörper ebenfalls wirken? Wahrhaftig, wenn wir es genau überlegen, so gehen wir und geht unser Wissen und Fürwahrhalt n weit über die Erfahrung und über das Beweisbare hinaus, wir glauben an ein unendliches und ewiges All und an die Gleichartigkeit und Dauer des Stoffes und der Kräfte und Gesetze desselben und können es doch nicht beweisen! Das sieht ja, bei meiner Treue, gerade so aus, als wie es die Religion mit ihrer religiösen Erdichtung machte, die wir oben betrachteten, wo sie auch von der Erkenntniß ihrer Zeit ausging, aber dann nach Bedarf sich Glaubensideen erfand, wie die Auferstehung und Himmelfahrt. Betrachten wir das doch etwas näher, die Sache ist wichtig genug. Die Dauer des Stoffes und der Kräfte und Gesetze können wir nicht beweisen, — und in der That, ich möchte den sehen, der mir *beweisen* kann, daß morgen die Sonne aufgehn wird, wenn ich denken wollte, daß in der nächsten Nacht die ganze Natur stille stehe —, aber können wir doch wenigstens das Dasein von Stoff und Kraft und Gesetz und deren *Wesen* erklären und beweisen? Woher kommt der Stoff und die Kraft? Hier ist, wie wir

schon oben in dem Abschnitt über die dunkle Lebensursache gefunden, unsere Weisheit am Ende. Und das Wesen des Stoffes und der Kraft? Ja, daß es auch damit schlimm aussieht, haben wir ebenfalls erfahren. Was ist Stoff, was ist Kraft? Den Stoff kann man theilen und immer wieder theilen, und die Theile werden immer kleiner und kleiner, und zuletzt kann man wohl gar nichts mehr davon wahrnehmen, dann ist der Stoff verschwunden? Nein, die Atome, die einzelnen kleinsten, nicht mehr theilbaren Theilchen bleiben immer. Die Atome? Ich habe noch keine gesehen oder irgend wie beobachtet. Schon richtig, aber wenn du die Natur durchforschest, so wirst du nothwendig dahin geführt anzunehmen, daß der Stoff aus Atomen und Molekülen bestehe,—wie schon in dem Abschnitt über Spiritismus erwähnt wurde—und wenn du dieses annimmst, dann kannst du vieles erklären und berechnen was dir sonst unverständlich und ohne Nutzen bleiben würde. Also annehmen soll ich das Dasein der Atome, d. h. etwas deutlicher oder deutscher gesprochen, ich soll daran glauben? Das ist ja wieder wie mit dem Aether der Naturforscher, an dessen Dasein mußte ich auch glauben. Und an das Dasein der Kräfte mußte ich auch glauben, wenn ich mir's recht bei Lichte besah, wenigstens an die Kräfte in den Dingen außer mir, denn in mir selber, da kann ich mich von der Kraft oder auch von der Schwachheit schon überzeugen, da fühle ich sie. Bei Stoff und Kraft gehen wir mithin allerdings über das Erfahren und Beweisen hinaus und fangen gar das Erdichten an. Wie ist es jedoch mit den Gesetzen? Nehmen wir einmal sogleich ein recht bekanntes, das Fallgesetz. Es sagt uns, daß der fallende Stein in der ersten Sekunde 4.905 Meter zurücklegt und in jeder folgenden immer mehr im sogenannten Quadrat der Zeiten, nämlich in der zweiten Sekunde 4 mal 4 Meter u. s. w. Ist das wirklich zutreffend? Ja, wenn die Luft nicht wäre, die den fallenden Stein hemmt, und deren Widerstand wieder verschieden ist, je nachdem sie stille steht oder sich im Sturmwind bewegt, je nachdem sie wärmer und dünner oder kälter und dichter, klar oder nebelig ist. Aber nicht blos die Hemmung der Luft wirkt ein, auch eine andre Hauptkraft steht der Fallkraft entgegen, es ist die Flugkraft oder Schleuderkraft der sich so ungeheuer rasch umdrehenden Erde. Am Aequator ist diese am stärksten, je näher den Polen desto schwächer, und je weiter von der Erde weg, wieder desto stärker.

Ob mithin der fallende Stein näher dem Aequator oder den Polen, näher oder ferner der Erde sich befindet, das alles verändert seine Schnel-

ligkeit. Ja, wenn er so weit weg von der Erde wäre, daß deren Schleuderkraft ihrer Anziehung die Wage hält, so würde er überhaupt nicht mehr zur Erde fallen, sondern sie etwa umschweben wie der Mond. Endlich kommt auch der Einfluß der andern Weltkörper. Nicht blos die Erde zieht den fallenden Stein an, auch Sonne und Mond, die in Fluth und Ebbe das Meer heben und senken, müssen wie auf das Wasser und die ganze Erde so auf den Stein wirken, und seinen Fall beschleunigen, wenn sie bei Nacht und Neumond unter ihm, das heißt auf der andern Seite der Erde stehn, oder durch ihre Anziehungskräfte ihn verlangsamen, wenn sie bei Tage über ihm schweben. In der That ist es auch bereits meinem Freunde M. Meinhard gelungen den Unterschied der Schwerkraft bei Tag und bei Nacht durch Experiment nachzuweisen. Wie aber Sonne und Mond auf die Erde und auf jeden fallenden Stein der zu ihr gehört, so müssen alle Planeten und alle Himmelskörper überhaupt auf sie und auf einander wirken, wie sie ja in Wirklichkeit nach den Ergebnissen der Forschung gegenseitig „Störungen" ihrer Bahnen verursachen. Mit einem Worte, da das All ein zusammenhängendes Wesen ist, da unendlich zahlreiche Einflüsse auf jeden einzelnen Theil desselben, auf jeden einzelnen Körper und jedes einzelne Gebilde wirken, so müßte man das ganze All verstehn und berechnen, was unmöglich ist, wenn man vollständig und ohne Rest irgend ein einzelnes Ding das zu ihm gehört, in seinem Dasein und Bewegen und Leben verstehn und berechnen wollte, sei dies nun ein sich bewegendes Gestirn oder ein fallender Stein, oder gar eine lebende, von hundert und tausend verschiedenen Einwirkungen in ihrem Wachsthum und Gedeihen abhängige Pflanze, oder endlich das Thier und der Mensch, das am meisten zusammengesetzte, am meisten von wechselnden Stoffen und Kräften bewegte und beeinflußte, und darum am meisten veränderliche Wesen. Daher wird aber auch überall das einzelne Naturgesetz in seiner reinen Wirkung stets wieder beeinträchtigt und verändert durch andre Kräfte und Gesetze im unendlichen Kräftespiel der Natur, und absolut genau zutreffend existirt es nur in unserm Denken; wenn wir auch die sinnreichsten Apparate erfinden um es durch das Experiment möglichst unbeirrt von fremden Einwirkungen darzustellen. Nun begreifen wir auch noch besser als bisher, warum in allem Dasein und Geschehen für unsre Erkenntniß stets ein dunkler Rest, ein stets ergiebiges Feld für die Forschung kommender Geschlechter, aber auch eine stete Zufluchtsstätte des Aberglaubens bleiben wird. Nicht blos weil Stoff und Kraft in ihrem

Dasein unerklärlich und in ihrem Wesen nie zu Ende zu erforschen, sondern auch weil überhaupt der Zusammenhang aller Dinge unendlich, und so lange dieser nicht zu Ende zu begreifen, auch das Wesen und Leben keines einzelnen vollständig zu durchschauen ist. Alle wirken auf das Eine und haben es seit Ewigkeit bewirkt, und so lange ich darum das ewige Wirken aller nicht verstehe, kann ich auch das Eine nicht fertig verstehn. Daher ist schließlich selbst „das was wir mit dem Namen der Naturgesetze belegen", wie der berühmte Naturforscher Virchow sagt, „ein veränderliches Werk, veränderlich, weil diese Naturgesetze eben von Menschen aufgestellt, und insofern menschliche Satzungen sind; wir formuliren unsre Erfahrungen in jedem Augenblicke nach unserm besten Wissen, möglicherweise nur nach der größten Wahrscheinlichkeit. Eine neue Erfahrung kann uns zeigen, daß diese Formulirung nicht richtig, daß was wir bisher als Gesetz betrachteten, ungiltig ist." — „Die großen Fortschritte der Wissenschaft bestehen ja nur darin, daß, was bisher als Gesetz anerkannt wurde, als Gesetz vernichtet wird."

Zu welchem Ergebniß gelangen wir mithin durch unsern Einblick in das Wesen des menschlichen Erkennens und der menschlichen Wahrheitsforschung? Die Wahrheit hat zum Merkmal den Einklang unsres Denkens, oder auch die Uebereinstimmung der äußeren Wahrnehmung und Erfahrung mit dem inneren Nachdenken darüber. Doch damit begnügt sich das menschliche Erkennen und Fürwahrhalten noch nicht. Es geht kühn und zuversichtlich über die Wahrnehmung und Erfahrung hinaus und erschafft sich den Glauben an ein unendliches und ewiges, doch in seinem Wesen in sich einheitliches, gleichartiges All der Körper- und Kräftewelt, und wiewohl es mit der Erkenntniß desselben doch nie zu Ende kommen kann, verkündet es trotzdem bestimmte fertige Ergebnisse und Gesetze und greift sogar, um die niemals völlig begreifliche Natur zu erklären, zu förmlicher Erdichtung wie die des Aethers und der Atome und mancher andern. Hat nicht ebenso es einst die Religion gemacht, da sie aus der Erkenntniß und Philosophie der damaligen Zeit das Christenthum schuf und mit Erdichtungen abschloß? Nun, nun, da ist denn doch ein gewaltiger Unterschied, wie wir ja oben schon recht wohl erkannt haben. Die Annahmen und Erdichtungen, wenn wir sie so nennen wollen, der heutigen Wissenschaft sind nur das Ergebniß aller übrigen Forschung, sie dienen zur genauesten Erklärung und Berechnung der Erscheinungen, sie stimmen mit einem Worte mit dem Wissen vollständig überein. Jener alte Glaube aber ist Aber-

glaube, widerstreitet unsrer Erkenntniß, ist widervernünftig. Gewiß, das ist er heutigen Tages. Er war es aber einst nicht. Er stimmte einst recht wohl zu dem höchsten Denken und Erkennen der Jahrhunderte in denen er entstand. Das läßt sich nich leugnen.

Es muß also doch wohl eine naturgemäße, durch alle Zeiten bleibende Art des menschlichen Denkens und Erkennens sein, die uns hier entgegentritt. Aus dem ewigen, unendlichen Dasein und Leben kommt der Mensch hervor. Sein Leib ist ja ein Theil des unendlichen und allgegenwärtigen Stoffes und Leibes, und seine Kraft ist ewige Allkraft, die sich dann erst wahrhaft ihrer selbst bewußt und in sich harmonisch geeint und glücklich fühlen kann, wenn sie sich selber, wenn sie somit das Ewige und Unendliche denkt. Darum erzeugt und erfaßt er den Gedanken des ewigen, unendlichen Wesens und glaubt ihn. Aber das Wissen und Erkennen, das überall und immer das Einzelne prüft und durchforscht, kann ihm das Allumfassende, Ewige, Unendliche niemals völlig erweisen, das Verstehen des Einzelnen dient seinem Geiste nur als Führer und Richtschnur um daraus sich eine Vorstellung vom Ganzen, eine Weltanschauung oder besser Allanschauung zu bilden. Das geht ohne Irrthum und Dichtung und Wahn, und jedenfalls ohne Glauben nicht ab, weßhalb z. B. auch David Strauß im „Nachwort" zu seiner so viel besprochenen Schrift „Der alte und der neue Glaube" sagt: „Wohlbedacht habe ich übrigens im Titel meiner Schrift dem alten Glauben nicht ein neues Wissen, sondern einen neuen Glauben gegenübergestellt. Zur Gestaltung einer umfassenden „Weltanschauung" die an die Stelle des ebenso umfassenden Kirchenglaubens treten soll, können wir uns nicht mit demjenigen begnügen, was streng induktiv zu erweisen ist, sondern müssen noch mancherlei hinzufügen, was von dieser Grundlage aus sich für unser Denken theils als Voraussetzung, theils als Folgerung ergiebt." Ohne Glauben und Dichten geht es nicht ab, aber es geht auch ohne Wahrheit nicht ab. Denn „es irrt der Mensch zwar so lange er strebt", aber er findet auch Wahrheit, so lange er strebt, und die Wahrheit strahlt mit jeder neuen Weltperiode wieder reiner und herrlicher hervor und hat an der wachsenden Erkenntniß eine immer zuverlässigere Richtschnur, die sie vor Aberglaube und Irrwahn behütet, heutigen Tags viel sicherer als vor 1800 Jahren. Und was er an Wahrheit zu gewinnen vermag, das reicht auch hin sein endliches Herz zu beseligen, wenn gleich

der Fortschritt der Wahrheit, indem er den Wahn abstreift, auch Wehe mit sich führt.

Leitet aber so einerseits ein innerer Drang den Menschen dahin das Ganze der Natur und des Alls mit seinem Geiste zu umfassen, so bringt es andrerseits das Wesen der Wahrheit mit sich, daß sie alles Denken vereinige, denn dann erst kann sie sich endgiltig überzeugen, ob in demselben Harmonie und nirgends mehr Zwiespalt herrsche. Durch den Einklang des ganzen Gebäudes der Erkenntniß wird aber auch umgekehrt wieder die Richtigkeit des stückweisen einzelnen Wissens um so kräftiger bezeugt, und erlangt erst seine volle Festigkeit. So gewinnt z. B. die Annahme, daß das Licht eine Wellenbewegung des Aethers sei, eine außerordentliche Bekräftigung dadurch, daß auch Wärme, Elektrizität, Magnetismus, ja die Thätigkeit des Nervensystems sich als solche Bewegungen mehr und mehr ausweisen, und schließlich die ganze Natur bis in alle ihre kleinsten Theilchen ein niemals und nirgends stille stehendes Wesen ist. Aus dem Einzelnen bildet das Denken ein Ganzes und durch den Zusammenhang mit dem Ganzen erhält auch wieder das Einzelne seine Bestätigung. Daher hat auch schon einer der größten Naturforscher des Alterthums, Plinius († 70 n. Chr.), den Ausspruch gethan: „Die Kraft und Erhabenheit in den Dingen der Natur entbehrt in jeder Beziehung der Zuverlässigkeit, wenn man nur die Theile derselben, nicht das Ganze mit dem Geiste erfaßt", und A. v. Humboldt († 1859), der große Darsteller des Weltalls, hat auch in unserm Jahrhundert diesen Ausspruch seinem Werke vorangestellt. Wie daher unser Auge das unendliche All als eine abgeschlossene Himmelskugel anschaut und sich ihres prächtigen Anblicks freut, obwohl es niemals alle einzelnen Gestirne kennen lernen oder auch nur unterscheiden und zählen kann, so will auch unser Geist das unendliche Dasein und Leben als ein einheitliches schauen, er will eine Allanschauung sich bilden und bildet sie, wie in allen Religionen und philosophischen Systemen geschieht, obwohl er niemals alles wissen und begreifen oder auch nur wahrnehmen kann, und obwohl zur Wahrheit mit ihrer Wonne auch der Wahn und sein Wehe sich mischt.

Die menschliche Natur selbst, die ihren Ursprung erkennen will, und die Natur der Wahrheit, die alles Wahrnehmen und Denken in Einklang bringen will, erregen und nähren das Streben nach einer Allanschauung der Dinge. Aber auch Freude und Wonne, auch das unaustilgbare Streben nach Glück gesellt sich dazu, das uns immer wieder entgegentritt.

Es begleitet die Gewinnung der Wahrheit, aber es ist besonders auch bei dem Ausbau derselben zu einer Allanschauung betheiligt. Das wird uns eine Prüfung seines Wesens lehren, die der Prüfung des Wesens der Wahrheit nun folge.

Worin liegt das menschliche Glück? Wenn es der Erkenntniß der Wahrheit zur Seite geht, wird es natürlich bei der höchsten Vollendung derselben zur Allanschauung auch um so höher sich steigern. Aber auch das sonstige Gebiet des Glückes, wohin erstreckt es sich, und muß es überall mit der Erkenntniß der Wahrheit gepaart sein?

Zum Wahrnehmen und Erkennen des Wahren gesellt sich das Wahrnehmen, Empfinden und Erkennen des Schönen. Ist wahre Schönheit zu denken ohne wahre, getreue Wiedergabe der Idee oder des Gefühls, das in der schönen Form seinen Ausdruck finden soll? Und giebt es eine höhere Schönheit als den von der höchsten Wahrheit erfüllten, in sich harmonischen, sittlich schönen Geist in der ihn völlig ausprägenden äußeren Gestalt, Geberde, Wort, Musik und That; sei es ein Künstler, der die Idee eines Andern darstellt, oder noch vollendeter, ein Mensch, der sich und sein eigenes Leben zum sittlichen Kunstwerk macht, zum Ausdruck seiner eignen Ueberzeugung und der Wahrheitserkenntniß seiner Zeit? Auch dem Schönen und dem Glücke, das aus ihm uns erfließt, muß das Wahre inne wohnen.

Hohes und höchstes Glück vermag ferner die Liebe zu spenden. Sicherlich aber nur, wenn die Herzen sich treu und aufrichtig und wahr einander geben und ihr innerstes geistiges Leben, ihr sittliches zumal, durchaus mit einander theilen, zu einem völlig gemeinsamen machen. Abschließung, Heuchelei, Unwahrhaftigkeit kann die Liebe nicht ertragen. Will sie aber das sittliche Leben theilen, so muß auch die Erkenntniß der Wahrheit, die gleichartige Allanschauung die Liebenden vereinen, da ja aus dieser die sittlichen Lebensgrundsätze sich ergeben, wie wir oben gesehen. Das Glück der Liebe kann mithin ebenfalls seine wahrhaft menschenwürdige Stufe in der heutigen Kultur nur im Bunde mit der Wahrhaftigkeit und Wahrheit erreichen.

Bleibt neben dem Glücke, das im Wahrnehmen und Erkennen und im Lieben wohnt, noch das Glück, das aus dem Handeln erwächst, aus dem Verwirklichen bestimmter Zwecke und Ziele, dem Erfüllen bestimmter Aufgaben.

Da ist das Glück, das aus der Befriedigung der leiblichen und geisti-

gen Bedürfnisse, aus der Pflege und Erhaltung der Gesundheit des Leibes und Geistes uns quillt. Es kann ohne Erkenntn ß der Kräfte und Gesetze und der Benürfnisse unserer Natur, ohne Erkenntniß der Wahrheit nicht erlan„t werden. Ebenso wenig kann ohne diese die Erfüllung irgend eines Berufs uns gelingen und beglücken, denn der beste Wille ist ohnmächtig, wenn ihm die Einsicht und Kenntniß abgeht. Hauptsächlich aber ist die Erkenntniß der Wahrheit im weitesten Sinne, die Bildung einer Allanschauung von nöthen zur Führung unseres ganzen, eigentlich sittlichen Lebens. Welches ist unsre Bestimmung, liegt sie im Diesseits oder im Jenseits? Bin ich ein selbständiges Wesen und habe das Recht und die Pflicht, mein ganzes Leben nach meiner eignen menschlichen Vernunft zu ordner, oder habe ich meine Einsicht und Vernunft einer sogenannten heiligen Offenbarung und Kirche oder gar den Aussprüchen eines Oberpriesters zu unterwerfen? Habe ich Vergebung meiner Sünden von Gott oder Gottessohn oder Priester zu erflehen, oder muß ich meine sittlichen Schwächen naturgemäß selbst und mit dem Beistand meiner Nebenmenschen heilen, wie die Krankheiten meines Leibes? Sind meine Mitmenschen gleichen Ursprungs und gleicher Natur und Bestimmung mit mir, oder scheiden wir uns in Auserwählte und in Verdammte, die auszuscheiden und auszutilgen, oder zum mindesten doch zu unterdrücken Gottes Wille ist? Ist ferner mein Weib ein mir gleichberechtigtes Wesen, oder soll sie meine Unterthane sein, wie die heilig gehaltene Schrift sagt? Soll ich meine Kinder ebenfalls nach den Geboten jener Schrift und der Kirche oder soll ich sie zu freier, sich selbst bestimmenden Menschen erziehen? Muß ich endlich danach trachten, den Staat, in welchem ich lebe, mehr und mehr zu einem Gemeinwesen sich selbst regierender Bürger und Bürgerinnen auszugestalten, oder müßte ich es folgerichtig lieber sehen, wenn ein Gesalbter des Herrn in dessen Namen und Auftrag das Regiment führte? Alle diese und ähnliche Fragen lassen sich nur aus einer Gesammtanschauung der Dinge, aus einer Allanschauung entscheiden, und sie müssen nach der Richtung der Unterwürfigkeit und Knechtung entschieden werden, wenn wir an einen Herrn Himmels und der Erde, und an seine endgiltige Offenbarung in Bibel, Christus und Priesterthum glauben, hingegen nach der Richtung der Freiheit, wenn wir das All, die Natur und ihren Sohn, den Menschen als das höchste Wesen selber anschauen.

Wer aber wollte leugnen, daß gerade das höchste und edelste Glück

des Menschen in der Verwirklichung der Ideen und Grundsätze liegt, welche mit allen jenen Fragen zusammen hängen? Die ganze Lebensführung als Gatte und Gattin, als Vater und Mutter, welche so viel Glück, und wenn ohne sittlichen Halt geführt, so viel Schmerzen bringen kann, sowie die ehrenvolle und karakterfeste Stellung in der menschlichen Gesellschaft wird durch die klare Beantwortung derselben bedingt.

Auf diesen sittlichen Grundsätzen erhebt sich auch erst, wie auf einem Fundamente von festem Granit, der Mensch zu seiner wahren Größe und Selbständigkeit, indem die Erkenntniß von seiner und der Menschheit Bestimmung ihn erleuchtet, die Liebe und Gerechtigkeit zu seinen Mitmenschen ihn erwärmt und begeistert, und die karaktervolle That, welche aus beiden hervorquillt, ihn zum vollen Ausdruck des Guten und Rechten macht und ihm dabei zugleich die Gewißheit giebt, daß sein Thun mit dem Erfolge des allmächtigen Waltens, aus dem er seine Grundsätze abgeleitet hat, mit dem Erfolge des allmächtigen Entwicklungsganges der Menschheit gethan sei. Dadurch vollzieht sich zugleich in seinem Innern der höchste Einklang, das Merkmal der sichersten Wahrheit wie des höchsten Glückes, der Einklang der allumfassenden Erkenntniß, der Einklang der Liebe im engsten und der Gerechtigkeit im weitesten Kreise, und der Einklang des gewissenhaften nach den höchsten menschlichen Zielen strebenden Handelns. Dadurch vollzieht sich überhaupt endlich des Menschen höchste Bestimmung, daß das All in ihm seiner selbst bewußt werde, und daß es durch ihn zur höchsten Form des Lebens sich verkläre.

Ueberdies sind solche sittliche Grundsätze so sehr nothwendig für ein gesittetes Menschenleben, daß sie unbedingt eine Entscheidung nach der einen oder andern Seite verlangen, wenn nicht an Stelle der innern Befriedigung, des inneren Haltes und sittlicher Selbständigkeit die Trübung, Verwirrung und Unbefriedigheit des Gewissens, die Halttosigkeit und innere Korruption, und die Abhängkeit des Urtheilens und Strebens von jedem äußeren Zufall und von jeder Meinung Andrer treten soll; Geisteszustände die alle mit Erniedrigung und Unseligkeit, mit Unglück gleichbedeutend sind. Daher nöthigt gerade auch das sittliche Leben und sittliche Glück am meisten dazu die Erkenntniß der Wahrheit bis zu einer Allanschauung auszubauen, und wo nicht anders möglich, selbst Glauben und Dichten hinzuzunehmen.

Wie mit der Wahrheit das Glück, so ist mithin mit dem wahren Glücke auch wieder die Erkenntniß der Wahrheit und namentlich deren

Ausdehnung auf den gesammten Kreis des Daseins unzertrennlich verbunden. Sie liegt in der Natur des Menschen, sie liegt in der Aufgabe des allumfassenden Einklangs, den die Erkenntniß darbieten will, und sie wird gebieterisch verlangt von dem unbezwinglichen Streben nach Glück, das auch heute noch ähnlich wie vor 1800 Jahren, nur in einer der fortgeschrittenen Bildung entsprechenden Weise, ausrufen müßte: wollten wir allein bei dem stehen bleiben, was wir mit dem Experimente vollständig beweisen können, so wären wir die elendesten unter allen Menschen, die keine einzige allgemeingiltige Wahrheit aussprechen, keinen Tag über die Gegenwart hinaus hoffen, nicht einmal an Treue und Liebe glauben, und keine sittlichen Grundsätze sich bilden dürften und könnten. Wir thun dies alles aber dennoch, indem wir das Stückwerk des Wissens mit den Schlußfolgerungen des Glaubens ergänzen, ähnlich wie auch vor 1800 Jahren geschah, und wie zu allen Zeiten von den Menschen wird geschehen müssen, aber zugleich mit der Leuchte der heutigen Erkenntniß die Irrlichter und Zaubergeister achtzehnhundert jährigen Wahnes oerscheuchend.

Das menschliche Herz hat daher richtig geahnt. Wo die volle Wahrheit ist, da muß auch Glück sein, und wo daher wahres Glück erblüht, da kann auch die Wahrheit nicht ferne sein. Wenn darum der Unsterblichkeitsglaube ein unbedingtes Erforderniß der Menschennatur wäre, damit sie zum Glücke gelange, so wäre dies ein gewichtiges Zeugniß zu Gunsten der Wahrheit desselben. Oder aber, wenn er andrerseits, wie wir erkannt haben, sich als Irrthum erweist, so muß mit der Verneinung desselben auch für die Menschheit höheres Glück erblühen.

Was wir darum jetzt zu untersuchen haben, bleibt die Frage, ob das Gemüth des Menschen wirklich so beschaffen ist, daß es zu seinem Glücke des Glaubens an das Jenseits bedarf, und wenn dies etwa nicht der Fall, welche Wege des Glückes wir ihm statt des früheren Aberglaubens aufzuweisen haben.

Das Kindesgemüth.

Das Gemüth des Menschen haben wir zu prüfen. Wie vermögen wir das? Können wir es zetrennen wie man den Leib zerlegt, um dann zu entscheiden, ob das Bedürfniß nach Unsterblichkeit darin sei oder nicht? Nun, ich denke, wir haben bei dieser Untersuchung der geistigen Natur des Menschen voranzugehen, wie die heutige Erforschung der Natur überhaupt vorangeht. Sie prüft die gegenwärtige Beschaffenheit eines

Dinges, sie frägt, zumal bei lebenden Wesen, nach dessen heutiger Entstehung, und sie blickt soweit als möglich nach dessen Geschichte in der Vergangenheit zurück. So hätten auch wir das heutige Gemüth zu befragen, mit welchen Wurzeln der Glaube an Unsterblichkeit in ihm haftet; wir würden ebenso das Gemüth des Kindes prüfen, ob vielleicht dieser Glaube naturgemäß aus ihm erwächst; und wir würden zu dem gleichen Zwecke einen Blick auf die Geschichte der Menschheit werfen. Zuerst das Kindesgemüth.

„Wahrlich, ich sage euch, es sei denn daß ihr euch umkehrt und werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen" (Matth. 18,3; vgl. 19,14; Luc. 18,16; Mrk. 10,15), das ist der Grundton der Evangelien in Betreff der Schätzung der Kindesalters und Kindergemüthes. Es wird geradezu als das Vorbild hingestellt, dem der Gläubige nachstreben soll. Und worin besteht nun dessen eigenthümliche Natur? In dem kindlich unbefangenen Zutrauen, das es gerne jedermann entgegenbringt, und mit dem es leicht den Worten eines jeden Glauben schenkt; in der heitren Vollbefriedigung, die ihm das Unbedeutendste und die es ihm jeden Augenblick zur Quelle des Glückes machen kann; in der Leichtigkeit womit es über den Freuden des Augenblicks alsbald wieder jeden Schmerz und jede Sorge vergißt, und überhaupt in der ungeknikten und unschuldigen Lebenslust, die noch frisch aus seinem Kindesherzen quillt. Und der Glaube an Unsterblichkeit, bildet der sich nicht auch etwa darin und trägt wesentlich zu diesem kindlichen Glücke bei? Ganz im Gegentheil. Gerade weil das Kind nur in dem ungetrübtem Genusse der Gegenwart lebt und um die ferne Zukunft, am wenigsten um die jenseits des Grabes zu erwartende, sich noch keine Sorge macht, wohnt seinem Gemüthe diese aus dem Innersten herausklingende liebe Kinderfreude inne. Kommt hingegen die Kultur mit ihrem Unsterblichkeitsglauben sammt Himmel und Hölle, jüngstem Gericht, ewigem Lohn und ewiger Strafe, und mit den dazu gehörigen Sünden- und Bußmahnungen, und fassen diese Ideen das Kindergemüth wirklich recht ernst und tief, so ist es um die ungetrübte Lebensfreude desselben geschehen, an deren Stelle tritt Sorge und Angst um das ewige Seelenheil, das zerknirschte und zerschlagene Herz an die Stelle des naturwüchsig fröhlichen. Das haben unter anderm auch in höchster Steigerung die großen Kindererweckungen gezeigt, die in Deutschland wie hier in den Ver. Staaten vor einem und zwei Jahrzehnten stattfanden und ganze Schulen in allgemeines Sündengejammer versetzten. Bietet dann auch

die Religion wieder Glaubensideen dar, um aus der Buße und Zerschlagenheit die Freudigkeit zurückkehren zu lassen, so ist dies eben doch nicht mehr die des sorglosen Kindergemüthes, und die aus dem Diesseits sich hinaus in das bessere Jenseits sehnende Seelenstimmung, welche dem Unsterblichkeitsglauben zu Grunde liegt, ist jedenfalls der Stimmung des Kindes, das gerade in diesem jetzigen Leben und jeden Tag sich glücklich fühlen kann, völlig entgegengesetzt. Gleichwohl findet sich auch für das Gemüth des Kindes Gelegenheit an Sterben und Fortleben zu denken, wenn ihm Eltern oder Geschwister oder Gespielen durch den Tod entrissen werden. Was beobachten wir da? Das liebe Kleine kann noch nicht verstehen, daß Brüderchen oder Schwesterchen wirklich todt, wirklich leblos und fühllos ist, es meint, es müsse im Grabe draußen frieren, und es denkt auch in der nächsten Zeit noch immer, es müsse wieder herbei kommen und da sein, wir könnten hinaus gehen und es wieder holen. Und sind das nicht Gedanken und Gefühle, die auch in der Brust der Erwachsenen noch wiederklingen, denen es auch oft kaum möglich scheint, daß die traute Stimme und das süße Gesichtchen des Lieblings auf immer verschwunden sein sollen, und dabei sein Geräthe, sein Spielzeug, seine Kleidchen, alles noch da, aber das lebende Wesen und unsere Freude, unsere Hoffnung, unser Stolz, alles fort. Doch das Kind hat den Tod der Seinen bald wieder vergessen, bälder vielleicht, als es uns lieb ist, denn seine Natur schaut eben in das kommende Leben hinaus und nicht rückwärts, und will in der Gegenwart wieder glücklich sein. Im Erwachsenen hingegen haftet die Sehnsucht stärker, sei es nach Kind oder Gatte oder Eltern oder Freund, zu fest sind schon die Erinnerungen in den reiferen Geist eingeprägt, zu viel und zu deutlich blickt er in die Vergangenheit, die aus seinem Bewußtsein nicht weichen will, und zu viele und zu beglückende Hoffnungen waren schon an das erloschene Leben geknüpft worden; zu viel sonstiger Kummer hat auch den Muth und die Kraft der Ueberwindung des Schmerzes schon niedergedrückt. So schafft sich das Herz den Trost des Wiedersehens nnd lebt sich und denkt sich mehr und mehr in denselben hinein, und er wird ihm zur zweiten Natur, worin wir ja auch schon eine Quelle des Geisterglaubens im Spiritismus erblickten.

In dem Kindergemüth und seinem Glücke bemerken wir mithin nichts von einen Bedürfniß nach dem Unsterblichkeitsglanben. Es bietet uns nur die leicht erklärliche Erscheinung dar, daß es den Tod noch nicht versteht. Gerade wie es auch die Geburt noch nicht versteht. Und wie es von dieser

leicht glaubt, daß das Schwesterchen aus dem Brunnen geholt worden sei, so natürlich auch von jenem ebenso leicht, daß es jetzt oben bei den Sternen wohne. Beide kindliche Märchen können natürlich für die reifere Erkenntniß des Erwachsenen nicht mehr maßgebend sein. Gleichwohl haben wir bei der obigen Betrachtung bemerkt, wie ein vorübergehendes Gefühl des Kindesgemüthes, die Sehnsucht nach dem Gestorbenen, der Wunsch des Wiedersehens sich auch bei dem Erwachsenen weiter und tiefer ausbilden und zu einer festen Stütze des Glaubens an ein persönliches Fortleben werden kann. Wir werden dieses Gemüthsbedürfniß später zu besprechen haben.

Ein Blick in die Geschichte der Menschheit.

Nachdem wir die Entwicklung des einzelnen Menschen in der Natur des Kindergemüthes betrachtet haben, sofern dasselbe noch nicht von einer bestimmten Religion und deren Lehren erfüllt ist, und darin noch wenig Nahrung und Bedürfniß für den Unsterblichkeitsglauben finden konnten, wollen wir zur Entwicklung der ganzen Menschheit in der Geschichte derselben übergehen, welche uns reicheren Stoff bieten wird.

Auf den niedersten Kulturstufen der Völker und Stämme findet sich der Glaube an ein Fortleben jenseits des Grabes ebenso wenig wie beim Kinde. Dahin gehören die Pescheräh in Feuerland, die Buschmänner in Südafrika, sowie andere Negerstämme, ebenso die Ureinwohner Californiens und Australiens. Schon diese Thatsache zeigt uns, daß jener Glaube nicht etwa auf einem angebornen oder ursprünglichen Triebe der Menschennatur beruht, sondern daß er durch die Kultur erst entstanden ist. Das wäre kein Vorwurf, denn die Kultur hat uns ja auch sovieles, fast alles Gute gebracht. Es könnte nur ein Beweis sein, daß der Gedanke des Fortlebens zwar ein Gemüths- und Glücksbedürfniß des Menschen, aber nur des kultivirten wäre, woraus andrerseits freilich auch folgt, daß eine Meinung die von der Kultur geschaffen, durch den Fortschritt dieser Kultur auch wieder verworfen werden kann.

Schreitet nun die Entwicklung von den niedersten Anfängen, die wir heute noch kennen, weiter fort, so sprießt der Seelen- und Geisterglaube und mit ihm der Glaube an ein geisterhaftes Fortleben allerdings üppig hervor, indem er mit dem Fetischdienste beginnt, im Schamanenthum oder der Religion der Geisterverehrung sich kräftiger entfaltet und endlich in

den großen alten Religionen der Egypter, Assyrer, Perser, Inder und Chinesen eine mehr oder weniger bedeutende Rolle spielt.

Anfänglich waren die Vorstellungen dabei gerade noch wie bei dem Kinde, das nicht begreifen kann, daß Bruder oder Schwester fühllos und wirklich todt sei, und nicht wieder kommen werden. Man dachte sich den Todten noch eine Zeit lang als Gespenst fortlebend in einem freudlosen Dasein. Dann allmälig verschwand er von selbst oder wurde wie eine schmerzliche oder beunruhigende Erinnerung gewaltsam verscheucht. Dem entsprechend stellen die Bewohner der Mariannen-Inseln den Seelen der Gestorbenen einen leeren Topf zum Aufenthalt hin, aus dem dieselben, wohl wie aus dem Andenken der Angehörigen, sich nach und nach verlieren werden. Oder wie wir zivilisirten Menschen uns unter Umständen den Gedanken an einen Gestorbenen mit aller Willenskraft aus dem Kopfe zu schlagen und zu vertreiben suchen, um unsere Pflichten für das Leben wieder erfüllen zu können, so sind die Naturkinder in Polynesien und der Umgegend, kindlich genug, die Gestorbenen selber, d. h. ihre noch übrig gebliebenen Geister, die sich in der Nähe ihrer früheren Wohnungen umhertreiben, mit Lärm und Geschrei, in Siam sogar mit Kanonenschüssen, über die Stadtmauern in die Wälder, oder über die Landesgrenze, oder ins Meer zu treiben um sie zu ertränken. Während wieder Andere, insbesondre die Mongolen, den Seelen der Ahnen in Gebeten und Opfern ihre Verehrung widmen.

Wie wir aber nun sahen, daß bei dem heutigen Erwachsenen zu dem Mangel an Verständniß des Todes, der beim Kinde obwaltet, noch das Glücksbedürfniß hinzukommt und sich ein seliges Wiedersehen ausmalt, so nehmen auch in der Weltgeschichte die Vorstellungen vom Jenseits immer mehr die Richtung nach dem Glauben eines seligen Zustandes an.

Zunächst noch ganz sinnlich und dem diesseitigen Leben nachgebildet, wie der vorherrschende Glaube der Indianer, daß herrliche Jagdgründe den Tapfern im Jenseits erwarten, wobei jedoch von den Nichttapfern und Frauen keine Rede ist, die aber wohl als nothwendige Begleiterinnen und Lastträgerinnen auch dort erwartet werden. Aehnlich gehen nach der nordeuropäischen Sage die Seelen der jungen Helden, die auf dem Schlachtfelde fielen, in den Freudensaal, die Walhalla ein, während die der abgelebten Greise so dahin welken. Zu der Bevorzugung der Krieger kommt also hier der früher erwähnte Gedanke hinzu, daß das plötzliche Aufhören des Lebens in der Blüthe der Kraft am meisten den Glauben an eine be-

sondre abscheidende Seele und deren Weiterleben hervorruft. Die Seelen der Frauen werden indeß nicht immer von den früheren Religionen vergessen, sondern diejenige der Azteken im alten Mexiko läßt wenigstens die Seelen der über der Geburt gestorbenen Mütter zu den Helden im Paradies beim Sonnen- und Kriegsgott Huitzilopochtli gelangen. Ein schöner Gedanke, der auch von Luther im Anschluß an seinen christlich protestantischen Glauben, welcher ihm die Gebote der Menschennatur hierin als Gottes Gebot erscheinen lies, man kann sagen, in rührender Weise weiter ausgeführt wird, wenn er sagt: „Also soll man auch ein Weib trösten und stärken in Kindesnöthen, nicht mit St. Margarethen-Legenden und anderem närrischem Weiberwerk umgehen, sondern also sagen: Gedenk, liebe Greta, daß du ein Weib bist, und dies Werk Gott an dir gefällt, tröste dich seines Willens fröhlich, und laß ihm sein Recht an dir. Gieb das Kind her, und thu dazu mit aller Macht; stirbst du drüber, so fahr hin; wohl dir! denn du stirbst eigentlich in edlem Werk und Gehorsam Gottes. Ja, wenn du nicht ein Weib wärest, so solltest du jetzt allein um dieses Werkes willen wünschen, daß du ein Weib wärest, und so köstlich in Gottes Werk und Willen Noth leiden und sterben."

War übrigens das diesseitige Leben ein sehr sorgloses wie bei den Angehörigen des alten Inkareiches in Peru, die durch ihre kommunistischen Einrichtungen von Nahrungssorgen verschont waren, so dachte man sich geradezu, daß die Seelen der Verstorbenen nach unbestimmtem Zeitraume wieder in ihre Leiber und in das Erdenleben zurückkehren würden, weßhalb man auch womöglich die Leiber als Mumien aufbewahrte. Die Herrscher dagegen, die Inkas selber, fuhren als Söhne des Sonnengottes zu diesem auf.

Indeß erscheint dabei vielen Stämmen das Wesen der Seele noch sehr hinfällig, und es werden auch häufig Ausnahmen, vornehmlich zu Gunsten der Herrscher, gemacht, also die Unsterblichkeit nicht als allgemeine Eigenschaft der Menschenseele angenommen.

Die Grönländerseele muß, ehe sie sich am jenseitigen Seehundsthrane ohne Aufhören laben kann, eine lange und gefahrvolle Reise antreten, und wenn ihr dabei ein Unfall passirt, so stirbt sie zum zweiten Mal, und dann endgiltig. Bei den Guinea-Negern wird ein Theil der Seelen im schrecklichen Todesstrom ertränkt. Auf den Tonga-Inseln gelangen nur die Seelen der Fürsten und der herrschenden Kaste zum fernen Göttersitz ins Paradies, die dienende Menge hat überhaupt keine Seele,

oder wenistens keine fortlebende, sondern was davon vorhanden ist, wird beim Tode von der Weltseele verspeist. Jedoch findet bei dem Stamme der Fijians auch wieder eine den Frauen günstige Ausnahme statt. Dort werden nämlich die Seelen derjenigen welche im Leben unbeweibt waren, von einem bösen Geiste in Stücke zerschlagen, eine Mähre die wahrscheinlich von dortigen Großmüttern und solchen die es werden wollen, eifrig erzählt wird.

Doch genug von diesem Gesträuch und Gestrüppe meist kleiner Religiönchen, die, wie Einige behaupten, zu Hunderten in der Geschichte der Erdenbewohner zählen. Wenden wir uns zu den großen Hauptreligionen, die das Religionsgebäude der Menschheit hauptsächlich aufgeführt und ihren Kulturgang bestimmt haben. Was im Bisherigen den Glauben an ein Fortleben erzeugte, war zunächst wie beim Kinde der Mangel an Verständniß für das Verlöschen des persönlichen Lebens, und zwar insbesondre des vollen, frischen, kräftigen Lebens, zumal eines so mächtigen Lebens wie dasjenige des Helden, des Herrschers und Häuptlings. Dazu kam dann noch das Glücksbedürfniß und malte den jenseitigen Zustand immer freudenvoller und vollendeter aus, noch bestärkt durch die Idee der Rückkehr zu der Gottheit. Der nächste Schritt liegt nun darin, daß auch der Sinn für Gerechtigkeit sich entwickelt und dafür entscheidet, daß solches göttliche selige Loos nur den Guten, den Götterfreunden bestimmt sein könne. Nach dieser sittlichen Seite hin wird der Unsterblichkeitsglaube von den größeren und vollendeteren Religionen ausgebaut.

Am frühesten vielleicht und sozusagen am umständlichsten von der Religion des alten Egyptens mit ihrer Aufbewahrung der Leichname, ihren Abbildungen der Seelen und ihren Todtengerichten. Sie hat auch die später christlich gewordene Idee erzeugt, daß das irdische Leben nur eine Buß- und Prüfungszeit, ein „Jammerthal“ sei, denn nach der Meinung der Egypter waren die Menschenseelen nur gefallene Dämonen oder Engel, die durch das Leben in Menschen-, Thier- und Pflanzenleibern gereinigt werden mußten, um endlich in der Region des Urgottes ein ewiges Dasein der Seligkeit zu führen. Die Zeitdauer dieser Wanderung konnte bis zu 3000 Jahren gehn, jedoch durch ein tugendhaftes Leben abgekürzt werden.

Am kräftigsten tritt die sittliche Seite hervor in der persischen Lehre des Zarathustra oder Zoroaster (starb nach Einigen 522 v. Chr., nach Andern im 9. Jahrhundert v. Chr.) Die Urgottheit Zaruana

akarana d. h. das unerschaffene Allumfassende schuf durch das Schöpferwort „Honover“ die Urkräfte und Urstoffe sowie die Götter- und Geisterwelt. Der Gott des Lichts und des Guten, Ormuzd, schafft in sechs Schöpfungsperioden die Welt und Menschen. Der Gott der Finsterniß und des Bösen, Ahriman, kommt in Schlangengestalt auf die Erde und bekämpft ihn. Des Menschen Lebensaufgabe ist es, mit aller Entschiedenheit auf Seiten des guten Gottes zu treten und sich von Ahriman nicht umstricken zu lassen. Es geschieht dies durch steten Kampf gegen alles Unreine und Böse auf der Erde, namentlich auch durch Vernichtung der bösen Triebe im eignen Herzen und durch ein der Wahrheit und Gerechtigkeit ergebenes Leben, das ihn zu dem Himmel des Ormuzd, dem Aufenthaltsort der Seligen führt, während der Böse in den klaffenden Abgrund der Hölle fährt. Nachdem jedoch der Heiland Sosiosch die Todten auferweckt und das Weltgericht gehalten, sollen auch die Seelen der Bösen sammt Ahriman und der ganzen vom Bösen verunreinigten Erde während dreier Tage im Feuer wieder gereinigt werden, „allen Sündern soll vergeben und die Hölle nicht mehr sein,“ und dann führen alle zusammen auf der neuen Erde ein neues, vollkommenes, seliges Leben. Der schreckliche Zwiespalt der ewigen Seligkeit und der ewigen Pein, in welchen die christliche Welt schließlich auseinanderbricht, ist hier durch den vollständigen Sieg des Guten nnd die endliche Seligkeit Aller aufgehoben. Aehnlich wie auch die heutigen christlichen Universalisten an eine am Ende der Dinge eintretende Selichmachung Aller glauben.

Neben der sittlichen Seite wird nun der Gedanke der Rückkehr des Menschengeistes zu seinem Ursprung hauptsächlich ausgebildet in den beiden indischen Religionen, dem Brahmanismus (entstand um 1000—700 v. Chr.) und dem Buddhismus. Und haben wir bisher das Fortleben des Menschen auf die verschiedenste Weise sich gestalten sehen, so tritt jetzt ein Rückschlag ein, des Menschenlebens Ziel wird das bewußtlose völlige Aufgehn oder Untergehn im Ursein oder gar im Nichts, das gerade Gegentheil der persönlichen Unsterblichkeit.

Das indische Brahma ist das unpersönliche All-Eins, die Weltseele, zugleich Natur und Schöpfer der Natur, aus welchem auch Götter und Menschen nnd die ganze Welt hervorgegangen. Aber diese Welt ist ein Abfall vom reinen göttlichen Ursein, und daß sie und alle menschlichen Einzelwesen wieder zur göttlichen Allheit zurückkehre, das ist ihre Aufgabe. Die Gottheit zeigt den Menschen den Weg zu ihrer Wiedervereinigung

mit ihr, indem sie von Zeit zu Zeit als Erlöser und Retter auf Erden im Fleisch erscheint. „Von Zeit zu Zeit, so oft die Tugend in Verfall geräth und Laster und Ungerechtigkeit in der Welt sich erheben, werde ich (der Gott Vischnu) sichtbar und erscheine, um den Gerechten zu erhalten, den Bösen zu vernichten und die Tugend von neuem zu gründen," heißt es in der indischen heiligen Schrift. Die Wiedervereinigung mit der Gottheit, das Einswerden mit Brahma, wird erlangt durch Gebete und Opfer, durch gottselige Beschaulichkeit, durch Bußübungen oft der schrecklichsten und merkwürdigsten Art um alle Sinnlichkeit zu ertödten und alle Sünden abzubüßen, durch Erwählung des Einsiedlerthums und des Bettlerstandes und zuletzt durch freiwilligen Tod vor Hunger, auf dem Scheiterhaufen, bei Religionsfesten oder in den heiligen Fluthen des Ganges. Reicht das einmalige Leben nicht aus, die Menschenseele reif zu machen, daß sie ins Brahma zurück fließe, aus dem sie gekommen, so tritt zu ihrer Reinigung auch hier die Seelenwanderung ein. Daneben denkt sich aber die Masse der Bekenner doch auch noch Himmel und Hölle, aber Erde, Himmel und Hölle werden zuletzt wieder durch den Weltbrand in die ewige Todes-Ruhe des Brahma zurückgeführt.

Noch weiter auf die Spitze getrieben ist der Gedanke und die Sehnsucht, nicht ewig persönlich fortzuleben, sondern im Gegentheil des persönlichen Einzellebens und seiner Qual los zu werden, in der weitverbreitetsten Religion Asiens wie der Erde überhaupt, im B u d d h i s m u s, dessen Stifter, der von der Jungfrau geborene Buddha, d. h. der Erleuchtete, wahrscheinlich im 6. Jahrhundert vor der christlichen Zeitrechnung lebte, und dessen Bekenner auf mehr als 400 Millionen anwuchsen, und zwar ohne je das Schwert für ihre Religion zu ergreifen. Diese Religion kennt keine Gottheit, also auch keine Rückkehr zu ihr, nur eine treibende Kraft im All und einen Rückgang in das N i r v a n a, in das Nichts, ein Verlöschen, das zugleich als höchstes Heil gepriesen wird, weil es die Erlösung von allem Elend und allen Schmerzen der Welt in sich birgt. Diesen Zustand des geistigen Hinsterbens und zugleich der höchsten, über Raum und Zeit und Stoff erhabenen Weisheit und Befreiung von allem Schmerz der Welt hatte Buddha erreicht, und ein jeder kann ihm gleich werden. Die heiligen zehn Verbote zeigen ihm den Weg: Du sollst nicht tödten, nicht stehlen, nicht Unkeuschheit begehen, nicht lügen, kein falsch Zeugniß geben, nicht schwören, nicht boshaft reden, nicht habsüchtig sein, nicht Rache nehmen und nicht abergläubisch sein, d. h. an keine Götter glauben.

Und indem der Fromme sich dann zum Bettler, zum Ehelosen und Büßer macht, gelangt er zu jenem Höhepunkt der geistigen Geduld und Weltentsagung, auf welchem er nichts mehr fürchtet, noch hofft, noch liebt, noch haßt und nur voll Mitleid mit allen lebenden Wesen und ihrer Qual und dadurch zugleich voll höchster Erkenntniß, der Auflösung ins Nirvana entgegenharrt. Zur Reinigung und Läuterung kommt auch hier wieder die Seelenwanderung hinzu Ebenso hat sich im Volksglauben die Vorstellung von Höllen und Paradiesen eingeschlichen, und da es keinen Gott zu verehren gibt, so wird Buddha und dessen Stellvertreter verehrt in einem Halbgötzendienst, der in Tübet dem christlich katholischen merkwürdig ähnlich ist. Da giebt es einen Papst, den wieder verkörperten Buddha, Dalai Lama genannt, mit Kardinälen und einer wohlgegliederten zahlreichen Schaar eheloser Priester, welche Gewand und Tonsur von den Laien unterscheidet, Weltgeistliche und Ordensgeistliche, Mönchsklöster und Nonnenklöster, Synoden und Kirchenversammlungen, sogar Missionsanstalten, auf dem Altar ein Tabernakel mit einer Reliquie, und zum Anbeten die ausgiebigste Anzahl Schutzgeister und Heilige nebst Rosenkränzen, sowie zur Erlangung der Sündenvergebung die Beichte, jedoch die laute vor der Gemeinde wie bei den Methodisten, und schließlich nicht zu vergessen die einträglichen wie oft so unterhaltsamen Wallfahrten, die Prozessionen, Musik, Fahnen, Weihrauch, Weihwasser, Knabenchöre, Glöckchengeklingel, geweihte Amulette und andres. Ueberhaupt ist die überschwenglichste fantastischste Ausbildung der Religion in Tempeln und Bildern sowie in Legenden und Priesterhokuspokus bei diesen beiden indischen Religionen so recht zu Hause.

Ein ganz anderes Ziel steckt dem Menschenleben dagegen die griechisch-römische Religion auf, wie überhaupt deren ganze Denkrichtung der indischen entgegensteht. Nicht der Mensch soll in der unendlichen Gottheit, im Allsein oder gar im Nichts untergehn, sondern ganz im Gegentheil die das All durchwebende und durchlebende Götterwelt nimmt Menschengestalt an und tritt in das Menschenleben herein, um es überall in allen Vorgängen und Verhältnissen zu vergöttlichen, zu einem göttergleichen zu machen. Und wie der Gott und die Göttin das mit Geist und Herz begabte übermenschliche und doch menschengleiche Wesen darstellt in der Form der höchsten äußeren zugleich göttlichen und zugleich menschlichen Schönheit, so war auch der Gottesdienst und die gottesdienstliche Feier eine durch alle Künste verherrlichte und in veredelter Lust sich beglückende

Festzeit des Menschenlebens. In den herrlichsten Tempeln, den Meisterwerken der Baukunst, der Bildhauerkunst und Malerei, deren Ueberreste heute noch das Ziel der Wanderung der Künstlerwelt bilden, bewegte sich der daseinsfrohe Kult, in Aufzügen bekränzter Jünglinge und Jungfrauen, mit Musik und Tanz, in Festspielen, in Hymnen und Chorliedern der größten Dichter. Zu Preis und Ehren des gefeierten Gottes, der Göttin oder des göttergleichen Helden jauchzten die Herzen auf, der gottgewollten Lebensfreude voll:

> „O wie beglückt, wer frommen Gemüths,
> der Gebot' Unsterblicher kund,
> die verlieh'nen Tage ihm (dem Gotte Dionysos) weiht,"

ließ der Dichter Euripides den Chor der Bacchantinnen singen. Oder sie erbebten im Innersten über die That des Frevlers und den Chor der Rachegöttinnen, wie uns Schiller in seinen Kranichen des Ibikus mitfühlen läßt. Denn in der Menschenbrust, da wohnte ja eigentlich der Geist und das fühlende Herz, das in allen diesen Göttergestalten zu schlagen schien. Alle Gefühle des Menschen, Liebe, Haß, Schmerz und Freude, alle seine Bestrebungen, Gerechtigkeit, Kampf oder Friede, bis zum Gelderwerb, sie waren alle als göttliche Kräfte gedacht und auch in göttlichen Wesen verkörpert, welche wieder gleichen Ursprungs mit dem Menschen sind, nach dem Worte des Dichters Pindar: „Von e i n e m Stamm kommen Menschen und Götter, e i n e Mutter (die Erdgöttin) gab beiden das Leben." Der Mensch selbst und die Menschenwelt mit allen ihren Freuden und Leiden von der Geburt bis zum Grabe und mit ihren Sitten und Gesetzen von der Familie bis zum Staate waren mithin der eigentliche Schauplatz des Wirkens und Handelns der Götter, und dadurch wurde das Menschenleben geweiht, sei es zu schönem Lebensgenusse wie bei den Griechen, sei es zu siegreicher Macht und Herrschaft wie bei den Römern. Der Mensch aber erhob das Haupt voll menschlicher und göttlicher Würde, „des Gottes voll", wie Schiller sagt, und der große Sophokles konnte in seiner Antigone von ihm singen:

> „Vieles Gewaltige lebt, doch nichts
> Ist gewaltiger als der Mensch."

Leicht ist es daher erklärlich, daß in solch eine vergöttlichte Menschenwelt keine Sehnsucht nach einem Jenseits hinein paßt. Wo die Götter

auf Erden wandeln und mit Menschen menschlich fühlen und handeln, da kann es keinen Himmel mehr geben, der viel himmlischer wäre als die Erde. Die Vorstellungen von einem Leben nach dem Tode sind daher im Griechen- und Römerthum zwar, theilweise durch den Einfluß der egyptischen und asiatischen Religionen, ebenfalls vorhanden, aber gänzlich abgeblaßt. Die Seelen der Verstorbenen erscheinen im Schattenreich der Unterwelt wohl auch in gute und böse geschieden, aber alle führen ein halb bewußtloses, freudeleeres Dasein, das mit demjenigen der Oberwelt keinen Vergleich aushält, und von dem der Schatten des Helden Achilleus, nachdem er von Odysseus erweckt war, ausruft:

„Nicht mir rede vom Tod ein Trostwort, edler Odysseus!
Lieber ja wollt' ich das Feld als Tagelöhner bestellen
Einem dürftigen Mann, ohn' Erb' und eigenen Wohlstand,
Als die sämmtliche Schaar der geschwundenen Todten beherrschen."

Mit dem 4. Jahrhundert vor der christlichen Zeitrechnung allerdings, mit Sokrates und Plato und dem Verfall der alten Götterwelt bildet sich die Vorstellung vom Jenseits mit Strafe und Lohn fester und bestimmter und sittlich vollkommener aus, welche auch in das spätere Christenthum übergegangen ist. Während Andre wieder sie gänzlich aufgaben, wie der erwähnte Naturforscher Plinius, der sagt: „Für Alle tritt mit der letzten Stunde dasselbe ein, was vor der ersten war: Gefühl und Bewußtsein giebt es für Seele und Körper nach dem Tode so wenig wie vor der Geburt."

Wie der Mensch und das Menschenleben und die ganze Menschenwelt sich zu ihren gedachten Göttern stellt, ob beide streng geschieden, oder fortwährend in lebendigem Verkehr, davon hängt mithin auch sehr wesentlich der Glaube an das Jenseits ab. Wird die Welt des göttlichen Lebens voll gedacht, so bleibt dem Glauben und Dichten natürlich keine Veranlassung und kein Raum mehr, eine bessere, göttlichere auszumalen, das Jenseits fällt.

Dies zeigt uns am deutlichsten die andre der beiden Hauptreligionen, welche sich das Diesseits zum Ziele setzen, um es zu vergöttlichen, es zum Schauplatz des göttlichen Willens und Wohlgefallens zu machen, die altisraelitische. Der Grundgedanke dieser Religion ist, daß sich der allmächtige Jehova in seinem auserwählten Volke Israel eine heilige Gottesgemeinde so recht nach seinem Herzen zugerichtet habe und zurichten wolle,

daß er selbst in ihr gegenwärtig sei, ihr seine Gebote und alle gesellschaftlichen Gesetze für ein gottwohlgefälliges Leben gegeben habe, und daß jeder gerechte Israelite, der sie befolge, jederzeit schon auf Erden das glückliche Loos genieße, welches der Herr den Seinen verheißen hat, und welches andre Religionen in ein Jenseits verlegen. Da ist nichts von dem fantastischen ganzen oder halben Götzendienst der egyptischen und asiatischen Religionen, nichts von Seelenwanderung und tausendjähriger Büßung, nichts oder fast nichts von dem Zwiespalt des guten und bösen Gottes, nichts von Weltschmerz und von Himmelsseligkeit und Höllenpein, auch nichts von den Götter- und Halbgöttersagen der Griechen und Römer, sondern Alles geht im Menschenleben und im Leben des Volkes hier auf Erden vor sich, Lohn und Strafe und Erfüllung des Glückes. Auch kann dieses Ziel jederzeit erreicht werden durch Verehrung Jehovas und Befolgung seines Willens, und wo dieser übertreten wurde, durch Bekehrung, Buße und Opfer, worauf als Ergebniß innerlich ein fröhliches Herz und äußerlich ein an Glücksgütern gesegnetes Dasein von dem Allmächtigen verliehen wird. Freilich ist dieses Dasein nicht das lebensfrohe, von allen Künsten verherrlichte und verschönerte des Griechenthums, sondern wie eine harte Zuchtruthe liegt auf dem Nacken dieses Volkes seine Religion und deren Gesetz. Daher macht auch in der That das ganze eigenthümliche Wesen desselben den Eindruck, als ob es einst von einem geistig hochstehenden Manne und seinen Anhängern organisirt und sozusagen gegründen worden sei, um nach damaligen, hauptsächlich der egyptischen Weisheit entstammenden Begriffen, eine Mustergesellschaft nach Glaube und Sitte, ein Mustervolk darzustellen, in welchem das Ideal von einem sittlich und sozial besten Zustande verwirklicht sein sollte. Dabei ist, wie ich schon in meinem „Heil der Völker" weiter ausführte, auch die Seite des äußeren Wohlstandes nicht vergessen, ganz ähnlich wie im alten Inkareiche, wo der Mensch ebenfalls im Diesseits keine Noth litt, und dafür auch kein Jenseits, sondern nur eine Wiederkehr ins glückliche Diesseits kannte. Ein Umstand, der uns wieder anzeigt, daß, je mehr des Menschen Wünsche im Diesseits befriedigt werden, je glücklicher er sich hier fühlt, desto schwächer wird sein Sehnen nach einem Jenseits und sein Glaube an ein solches.

Was nun den Glauben an Unsterblichkeit bei den alten Israeliten noch im Besonderen betrifft, so ist es eine in der Gelehrtenwelt, soweit sie der unparteiischen freien Wissenschaft angehört, bekannte, schon von Reimarus, Lessing, Mendelssohn im vorigen Jahrhundert ausgesprochene,

aber der Masse der Christenheit allerdings bis heute gewöhnlich nicht klar gewordene Thatsache, daß in den mosaischen Büchern, wie in den kanonischen des Alten Testamentes überhaupt, der Gedanke des persönlichen selbstbewußten Fortlebens nicht vorkommt. Selbst das Wort Unsterblichkeit oder unsterblich findet sich im Alten Testamente nur zweimal und nur in den späteren sogenannten apokryphischen Büchern der Weisheit (1,15): „Denn die Gerechtigkeit ist unsterblich," wo die „Weisheit" wie in den „Sprüchen Salomos" (8,22) mit ihrer Eigenschaft der Gerechtigkeit als eine Art Göttin gedacht ist, und Sir. 17,29, „Was kann doch ein Mensch sein, sintemal er nicht unsterblich ist." Wer alt wird und stirbt, fährt in die Grube hinab (1. Mos. 37.35; 42,38; Ps. 49,10 u. a.), und es ist wie ein schattenartiges Huschen in die Unterwelt, wie ein Zurückkehren der Einzelkraft zur Allkraft, ohne daß von einem persönlichen Fort eben je die Rede wäre. Es kommt zwar auch zweimal vor, daß besonders fromme Gotteshelden nicht in die Grube und in die Unterwelt, sondern geradezu aus dem Leben in die Oberwelt fahren, Henoch und Elias, aber auch da ist von einem weiteren Fortlebeu nicht die Rede. Von dem ersteren heißt es nur (1. Mos. 5,24): „Und weil er ein göttliches Leben führte, nahm ihn Gott hinweg, und ward nicht mehr gesehen"; und vom Profeten Elias (2. Kön. 2,11): „Und da sie (Elias und Elisa) mit einander gingen, und er redete, siehe, da kam ein feuriger Wagen mit feurigen Rossen und scheideten die beiden von einander und Elias fuhr also im Wetter gen Himmel." Das ist alles was darüber gesagt wird, ein hinweggenommen Werden aus dem Leben, dem das gewöhnliche Sterben erspart ist, gerade wie der Apostel Paulus dachte nicht sterben zu müssen (oben S. 53), jedoch hier keine Spur von irgend welchem selbstbewußten Fortleben. Will man endlich auf die Geisterbeschwörerin von Endor (1. Sam. 28) verweisen, die den Samuel aus der Unterwelt herauf zitirt, obwohl es im Hiob (7,9) heißt: „Wer in die Unterwelt hinunter fährt, kommt nicht wieder herauf," so ist dies allerdings ein Ueberrest des Geister- und Götzendienstes, wie letzterer auch sonst noch da und dort im Alten Testamente vorkommt (z. B. 1. Mos. 31,13.19.30), wie er jedoch, auch was den Geisterglauben betrifft, von der späteren Jehovareligion ausdrücklich und scharf verworfen und verboten wird (z. B. 2. Mos. 22,18; 3. Mos. 19,31), und gerade auch Saul zur Sünde angerechnet wurde (1. Chron. 10; 11, 13). Oder wenn Luther im Hiob (19, 25—27) übersetzt: „Aber ich weiß, daß mein Erlöser lebt, und er wird mich hernach aus der Erde auferwecken;" so

war dies eben ein Irrthum und eine irrige Uebersetzung Luthers, die wörtlich ungefähr heißen muß: „und als letzter wird er überm Staub sich erheben." Auch ist ja der Ausgang der Begebenheit, daß Hiob noch im Diesseits vor seinem Tode Gott zu schauen bekommt, und noch im Diesseits das Zeugniß seiner Rechtfertigung erhält, von einem Jenseits zum Auferwecktwerden also keine Rede.

Welch' merkwürdige Thatsache haben wir hier vor uns! Also alle jene Frömmigkeitshelden, ein Abraham, Isaak, Jakob und wie sie alle heißen, alle jene Männer nach dem Herzen Gottes, bis herab zu dem Gotteslíebling David, welche nicht blos vom Judenthum, sondern auch vom Christenthum gepriesen werden, haben nicht an Unsterblichkeit geglaubt, haben von Unsterblichkeit nichts gewußt, und sollen doch gute und glückliche Menschen, sogar Musterbilder der Frömmigkeit und Tugend gewesen sein? Dann kann doch sicherlich dieser Glaube kein unabweisbares Bedürfniß des menschlichen Gemüthes bilden, wie so oft versichert wird, weder bei ganz rohen noch bei zivilisirten Stämmen, und er kann ebensowenig die Bedingung für ein glückliches und tugendhaftes Leben ausmachen. Außerdem ist aber gerade diese Eigenschaft der altisraelitischen Religion noch besonders wichtig und belehrend für uns. Denn nachdem der Gedanke des seligen Fortlebens im Perserthum seinen Höhepunkt erreicht hatte, nachdem er in den indischen Religionen umgeschlagen war in ein Sehnen nach völligem Untergang der Einzelperson; nachdem er dann im Griechenthum und Judenthum durch die Verherrlichung und Vergöttlichung des Diesseits ersetzt worden war, bricht er in den beiden folgenden Religionen, dem Christenthum und dem Islam ja von neuem hervor um in jenem einen ewigen Zustand geistiger Vollkommenheit, in diesem ein ewiges Genießen sinnlicher Herrlichkeiten zu schaffen. Wie wäre es daher, wenn wir, zwar nicht den Islam, denn sein Jenseits steht auf der niedrigeren Stufe des Fortlebens der roheren Völker und ist sozusagen nur eine feuriger ausgeschmückte Wiederholung desselben, nein, wenn wir das fortgeschrittenere Christenthum, das uns überdies allen am besten bekannt ist, mit dem alten Judenthum gegen einander hielten? Beide haben sehr vieles mit einander gemein. Das Christenthum rechnet die gleichen Religionsschriften zu den seinigen, aber im Glauben an Unsterblichkeit unterscheiden sie sich so wesentlich. Die Helden Altisraels kannten sie nicht, glaubten nicht daran, waren aber dennoch des Lebens froh und glücklich, und dabei nach dem christlichen Glauben selbst fromm

und tugendhaft, die Christen dagegen würden sich nach den Worten des Apostels durchaus elend fühlen ohne jenen Glauben, worin liegen die Ursachen dieser so verschiedenen Gemüthsverfassung? Warum mußte und muß das vom Christenglauben erfüllte Gemüth sich so sehr nach einem Jenseits sehnen, und warum nicht der Gläubige des Alten Testamentes? Die Beantwortung dieser Frage wird uns die Grundlagen des Unsterblichkeitsglaubens auch im heutigen christlichen und wohl überhaupt menschlichen Gemüthe aufzeigen, und damit werden wir dann auch die dritte Aufgabe lösen, die wir uns zur Erkenntniß der Gemüthsbedürfnisse des Menschen gestellt haben, die Betrachtung der Ursachen welche das heutige zivilisirte Menschengemüth noch zur Hoffnung auf ein Jenseits bewegen. Haben wir ferner bisher im Kindesgemüthe wie in der Geschichte der Menschheit richtig geforscht und geurtheilt, so werden wir wahrscheinlich wieder die gleichen Ursachen antreffen wie bisher, wenn auch vielleicht eine oder die andre neu hinzukommen mag.

Die Quellen des Unsterblichkeitsglaubens waren aber nach den bisherigen Ergebnissen: erstlich Mangel an Verständniß des Menschenwesens und seines Ablebens, dann das Bedürfniß nach Glück, das nach verschiedenen Richtungen hin befriedigt sein wollte, einestheils durch das Wiedersehen der Verstorbenen, andererseits durch den Uebergang in einen Zustand der Vollkommenheit, in welchem auch namentlich vollkommene Gerechtigkeit herrschen solle; und schließlich hing jener Glaube hauptsächlich davon ab, welche Vorstellung sich der Mensch von höheren Wesen oder vom höchsten Wesen und dessen Wirken in der Menschenwelt, sowie von seiner eignen Vereinigung mit demselben machte. Dachte er sich die Gottheit, die den Menschen geschaffen, als das persönliche und gute Wesen, die Erde hingegen als den Kampfplatz des guten und bösen Gottes, wie im Perserthum, so fügte er als Endziel den Sieg des Guten und die selige Vereinigung aller persönlichen Geister im Jenseits hinzu. Stellte er sich als höchstes Wesen das unpersönliche Allsein vor, so war sein Leben ein Sehnen, in diesem zu verlöschen. Hielt er endlich die Menschenwelt und das Erdenleben schon für den Schauplatz des göttlichen Lebens und Thuns, wie im Griechenthum und hauptsächlich im Judenthum, so hatte er kein Bedürfniß auf ein andres zu hoffen. Daraus erhellte zugleich als allgemeines Ergebniß, daß der Glaube an Unsterblichkeit kein menschliches Gemüthsbedürfniß überhaupt ist, weder bei dem rohen, noch bei dem zivilisirten Menschen, sondern daß er von dem Grade der Erkenntniß und hauptsäch-

lich von der religiösen Weltanschauung oder Allanschauung abhängt. Je nachdem diese sich gestaltet, tritt der Jenseitsglaube als ein mächtiges Gemüthsbedürfniß hervor oder sinkt er wieder kraftlos zusammen.

Das heutige jenseitsgläubige Gemüth

oder

Mosaismus und Christenthum.

Das Gemüth des Menschen haben wir uns auf drei Wegen zu untersuchen vorgenommen, erstlich im Kinde, dann durch einen Blick auf die Geschichte der Religionen und drittens durch die Frage nach der Gemüthsbeschaffenheit des heutigen jenseitsgläubigen Menschen. Dieser dritte Weg bleibt uns noch zu wandeln, und wir haben bereits eingesehen, daß wir die Ursachen des Unsterblichkeitsglaubens im heutigen Gemüth am besten finden werden, wenn wir die Anschauungsweise des Christen, welcher jenen Glauben hegt, und welchem er innerstes Gemüthsbedürfniß ist, mit der altisraelitischen oder mosaischen Religion vergleichen, welche ihn nicht kannte.

Der Unterschied zwischen beiden Denkweisen prägt sich hauptsächlich nach vier Seiten aus, die auch in dem Obigen schon theilweise berührt wurden.

In den sogenannten fünf Büchern Mosis und den in dieser Beziehung gleichartigen Schriften, besonders auch den Psalmen (vgl. Ps. 104) erscheint die Erde und Welt nicht blos einst aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen, sondern Alles was fortwährend geschieht, ist Gottes, des Herrn, Kraft und That. Gott läßt Kräuter und Bäume wachsen, die Thiere spielen vor dem Herrn; wenn die Berge rauchen und die Erde bebt, hat der Herr sie mit seinem Finger berührt, sogar des Menschen Geistesleben ist Gottes Wirken, so daß der Psalmist ausruft: Herr, Du schaffest, was ich jetzt und hernach thue (Ps. 139,5); oder Jesaias (45, 6—7) sagt: „Ich bin der Herr und keiner mehr, der ich das Licht mache und schaffe die Finsterniß; der ich Frieden gebe, und schaffe das Uebel. Ich bin der Herr, der solches Alles thut.“ In gleicher Weise hat Jehova auch die Gesetze und Gebräuche und die Besitzverhältnisse seines Volkes geordnet und es zum Genuß eines beglückten Looses ins gelobte Land geführt. Wenn demnach Alles was geschieht in der bewußten und unbewußten Natur, und was verordnet ist und durchgeführt wird in den menschlichen

Einrichtungen, schon Gottes eignes Thun und Wollen ist, dann wird es freilich leicht verständlich, wie Menschen, welche eine solche Denkweise besitzen, sich neben diese Welt nicht etwa noch eine andere, bessere, göttlichere denken können. Wem diese Welt schon durch und durch Gottes That und Schauplatz ist, wie kann der ein Gemüthsbedürfniß empfinden nach einer andern höheren? Etwas ganz Anderes war es bei den Christen. Ihnen erschien diese Welt als die ungöttliche, sündhafte, durch und durch verderbte, sie mußten ebendeßhalb die unauslöschliche Sehnsucht nach einer besseren, göttlichen in sich tragen; denn wer an ein allmächtiges, vollkommenes, göttliches Wesen glaubt, der muß auch weiter glauben, daß dessen Allmacht und Vollkommenheit sich in Wirklichkeit irgendwo offenbare, wenn nicht in diesem Leben, so in einem andern. Das jenseitige Leben gilt daher dem Christen zugleich als dasjenige der Vollkommenheit, in welchem das unvollkommene Stückwerk des Erdenlebens aufhören wird (1. Cor. 13, 10). Wir sehen mithin, worauf es ankommt. Stellen wir uns diese Welt als göttlich, als die Offenbarung, als den Schauplatz des göttlichen Thuns und Lebens vor, so empfindet unser Gemüth kein Bedürfniß nach einer andern, etwa göttlicheren, höheren. Stellen wir dagegen uns dieselbe als gottlos und verderbt vor, so bedürfen wir daneben einer andern, göttlicheren, besseren, vollkommeneren, so bedürfen wir eines Jenseits.

Damit hängt zugleich ein andrer Gegensatz zwischen mosaischer und christlicher Denkweise zusammen. Die alten Israeliten urtheilten ganz folgerichtig. Unser Gott ist der Allmächtige, sagten sie sich. Zugleich ist er der Gerechte, und der Schauplatz seines Thuns ist diese Erde. Wenn dies der Fall, so muß mithin in diesem Erdenleben überall Gottes Gerechtigkeit walten, das Gute muß überall schon hier belohnt, das Böse schon hier bestraft werden. Der Gerechte, der Gottes Gebote erfüllt, wird daher, so dachten sie, reichen Kindersegen erleben, seine Saaten und Heerden werden gedeihen, er wird den Fuß auf den Nacken seiner Feinde setzen. Der Ungerechte wird vor der Zeit in die Grube hinab fahren, Krankheit und Unheil wird ihn treffen, und er wird zum Gespötte seiner Feinde werden. Wenn dem so ist, dann bedürfen wir allerdings auch keines jüngsten Gerichtes im Jenseits und keiner jenseitigen Vergeltung mehr, dann wird ja hier in diesem Leben, in dieser jetzigen Welt schon Alles vergolten.

Ganz anders der Christ. Gänzlich verderbt ist ihm auch die Gerechtigkeit auf dieser Erde, das Laster triumphirt, und die Tugend wird zu Boden getreten. Wurde ja doch der unschuldige Gottessohn selber ans

Kreuz geschlagen. Nein, ein Jenseits und einen gerechten Richter dort muß es geben, so wahr die Gerechtigkeit siegen wird. Ob mithin Gerechtigkeit und Vergeltung im Menschenleben oder nicht, das ist die zweite Frage, welche über das Bedürfniß des menschlichen Gemüthes nach einem Fortleben im Jenseits entscheidet.

Mit beiden Fragen zusammen hängt dann auch das Wünschen und Hoffen nach Erlösung von der Sünde, um dem Strafgerichte des Diesseits oder Jenseits zu entgehn. Im Alten Testamente findet die Sühne statt durch Opfer, welche dieser ja nicht unheiligen Erde und ihren Erzeugnissen entnommen werden. Im christlichen Glaubensreiche sind alle hierher gehörigen Gedanken bis zum höchsten Maße gesteigert und durch die Vorstellung von der verderbten Welt verändert. Gott wird freier von menschlichen Leidenschaften, reiner und vollkommener gedacht, aber die Strenge des alttestamentlichen Gottes ebenfalls verschärft. Um so größer und gewichtiger wird die Versündigung gegen ihn, um so schrecklicher die Strafe; neben der ewigen Seligkeit im Jenseits gähnt die furchtbare ewige Pein, wie in keiner andern Religion vorher. Wer soll ihr als Sühne und Opfer dienen? Nicht Thiere oder Früchte, das würde schon dem geistiger und sittlicher gewordenen Gotte nicht mehr entsprechen, der keinen Gefallen mehr am Fett der Widder und Böcke hat, aber auch kein sündiger Mensch, sondern allein das Blut des sündlosen Gottessohnes. Und wodurch hat sich dieser als der Gottgesandte bezeugt? Durch Worte und Wunder, aber vor Allem durch seine Auferstehung und Himmelfahrt. So hängt im Christenthum wieder Himmel und Jenseits mit Sündenerlösung zusammen, und der Apostel ruft daher den Korinthern zu: Stehen die Todten nicht auf, so ist Christus nicht auferstanden, so seid ihr noch in euren Sünden (1. Cor. 15, 16 und 17). Auch das Bedürfniß nach Sündenerlösung bildet mithin beim heutigen Christengemüthe eine Stütze des Jenseits und der Unsterblichkeit.

Ob demnach diese Welt schon das göttliche oder höchste oder vollkommene Leben in sich birgt oder nicht, ob in ihr Gerechtigkeit waltet oder nicht, ob Befreiung von Sünden mit oder ohne Christus zu erlangen, das sind die Gegensätze, welche bei Vergleichung des Alten und Neuen Testaments, des Mosaismus und des Christenthums uns in die Augen springen und mit deren Bejahung und Verneinung das Bedürfniß des Gemüthes nach Unsterblichkeit steht oder fällt.

Wodurch aber wurde diese Verschiedenheit der Anschauungsweise und

diese Veränderung in den Gemüthern hervorgebracht? Auch das muß uns höchlich interessiren und läßt uns vielleicht der Sache noch tiefer auf den Grund blicken. Tritt etwa eine besonders bemerkenswerthe, für das geistige Leben wichtige Zeit zwischen die Denkweise jener kanonischen Bücher und die Entstehung des Christenthums im Leben des israelitischen Volkes ein? Allerdings. Es ist die Zeit der Abhängigkeit und Knechtschaft, vor Allem die Zeit der babylonischen Gefangenschaft. Dieses stolze Volk, das sich von jeher für das auserwählte gehalten hatte, das sich hoch über alle andern stellte und von Jehovas Hand als sein Liebling geleitet, alle götzendienerischen Völker verachtete, es sollte so tief gedemüthigt werden, daß es von diesen Götzendienern selbst frohlockend und hohnlachend in die Knechtschaft abgeführt wurde — das konnte sein Stolz, sein Glaube an Gottes Gerechtigkeit im Diesseits nicht ertragen, es verzweifelte an der Göttlichkeit dieses Erdendaseins und öffnete sein Herz den Fabeln der andern despotisch geknechteten Völker, die es umgaben, die es besiegten. Nun richtete sich die Hoffnung der Edlen, zumal als auch der Traum der Befreiung unerfüllt blieb, mehr und mehr von diesem jammervollen Erdenleben hinweg in ein überirdisches, himmlisches, in ein Dasein des Sieges und der Gerechtigkeit nach dem Tode. Jetzt tritt der Gedanke der Unsterblichkeit in die alttestamentlichen Bücher ein. Zwar theilweise sehr matt und schattenhaft, so im Prediger: 9, 5, 6, 10.

„Die Lebenden wissen, daß sie sterben, die Todten wissen gar nichts mehr und haben weiter keinen Lohn, denn ihr Andenken ist längst entschwunden, und kein Theil ist ihnen mehr auf ewig an Allem, was unter der Sonne geschieht.—Kein Thun noch Gedanke noch Wissen noch Weisheit ist in dem Todtenreich, wohin du gehst."

Desto deutlicher ausgeprägt im Buche der Weisheit (Kap. 3, 4 und 5), wo es von den Gerechten heißt, daß sie im Leben nach dem Tode aufglänzen werden. Wie Flammen über die Stoppeln werden sie einherfahren und die Völker richten. Am Entscheidungstage wird über die Ungerechten ihre Strafe verhängt, sie werden erschrecken beim Anblick des Gerechten und sprechen: Der war es, den wir einst verspotteten, er ist nun unter die Söhne Gottes gerechnet.

Ein neuer Gedanke jedoch, der des Wiedervereinigens, des erneuten liebevollen Zusammenlebens oder Wiedersehens der Dahingeschiedenen kommt zugleich im zweiten Buche der Makkabäer hinzu. Es ist jener, welcher sich anknüpfen läßt an den schon oben im Gemüthe des Kindes

entdeckten, wann es die Begrabenen meint wieder um sich sehen zu müssen. Eine Mutter wird uns dort dargestellt, die mit eigenen Augen schaut, wie ihre sieben Söhne gemartert und getödtet werden, weil sie kein Schweinefleisch essen, das Gebot Mosis nicht übertreten wollen. Aber muthig und standhaft tröstet sie selbst den letzten (Makk. 7,29): „Fürchte dich nicht vor dem Henker, sondern stirb gerne wie deine Brüder, daß dich der gnädige Gott sammt deinen Brüdern wieder lebendig mache, und mir wiedergebe." Auch zu solchem Trennungsschmerze und solcher Sehnsucht des Wiedersehens war weniger Veranlassung bei den Alten der mosaischen Bücher wie selbst bei einem David und Hiob, welche alle „alt und lebenssatt" zu sterben pflegten. Desto mehr mußte später Schmerz und Sehnsucht sich geltend machen bei den hingemordeten Christen der ersten Jahrhunderte wie bei dem Gedanken an den angeblich unschuldig hingerichteten Meister.

Was schuf mithin das Jenseits und den Glauben des Fortlebens in demselben? Der Jammer, das Elend, die Verzweiflung im Diesseits. Die Grundlage für den Glauben an die zukünftige göttliche Welt ist der Unglaube, ist die Verzweiflung an der Göttlichkeit dieser jetzigen. Die Grundlage für den Glauben an dereinstige Vergeltung ist der Unglaube, die Verzweiflung an Gerechtigkeit und Vergeltung in diesem Leben. Die Grundlage für den Glauben an den auferstandenen Sündenerlöser ist der Unglaube und die Verzweiflung an der Selbsterlösungsfähigkeit der Menschen, und die Grundlage für den Glauben an das Wiedersehen ist die Unfähigkeit den Schmerz der unerwarteten, vielleicht gar martervollen und ungerechten Trennung zu überwinden.

Der Grundgedanke, auf welchem das Jenseits und die Unsterblichkeit sich auferbaut, ist mithin die Verzweiflung am Diesseits, und die vier Säulen, welche es tragen, sind

1. Die Ungöttlichkeit und Unvollkommenheit der Welt.
2. Die Ungerechtigkeit des Lebens.
3. Die Unfähigkeit der Selbsterlösung.
4. Der Schmerz der Trennung.

Es sind dies in der That wieder die gleichen Gemüthsbedürfnisse, welche wir auch in der Geschichte der Menschheit entdeckten, oder im Kindesgemüthe aufkeimen sahen, nur daß das Gemüthsbedürfniß und Glücksbedürfniß nach Sündenerlösung, welches ebenfalls in allen ausgebildeteren Religionen auftritt, hier in festen und innigen Zusammenhang mit dem Glauben an Auferstehung und Jenseits gebracht ist. Die vier Bedürf-

nisse des Gemüthes oder Herzens, das Sehnen nach einem göttlichen, vollendeten Leben, nach Gerechtigkeit, nach Befreiung von den Sünden, nach Linderung des Schmerzes am Grabe sind mithin vorhanden in der Menschennatur nach dem Zeugniß der Geschichte, wie nach dem Zeugniß des heutigen Menschen. Sie wurden seither bei den heutigen zivilisirtesten Völkern durch den Glauben an ein Jenseits befriedigt, da deren Angehörige in ihrer überwiegenden Mehrzahl noch dem Christenthum angehören, und auch das Judenthum bis auf die Sündenerlösung der christlichen Religion hierin nahezu gleich geworden ist. Wir haben jedoch durch unsre Erkenntniß jenen Glauben verworfen. Werden wir ohne denselben jene Bedürfnisse des Gemüthes ebenfalls und vielleicht noch besser befriedigen können?

Allerdings eine von den Stützen des Jenseitsglaubens, die wir entdeckten, wurde von beiden Religionen nicht berührt, der Mangel an Verständniß für das naturgemäße Ableben des Menschen. Weder Altes noch Neues Testament können hierüber Auskunft geben, da die Naturerkenntniß ihrer Urheber noch zu gering war. Die heutige wissenschaftliche Forschung hingegen hat uns in dem Obigen überzeugt, daß die Kraft des Lebens und Denkens untrennbar mit den körperlichen Vorgängen und Organen verbunden ist, und daß sie mit der Auflösung derselben auch wieder zu wirken und zu arbeiten aufhören muß, wie sie in andern aufkeimenden Wesen von neuem hervorgerufen wird. Aus diesen Vorgängen des Lebens und Sterbens kann für uns daher kein Bedürfniß mehr erwachsen an ein Fortleben eines abtrennbaren Kraftwesens oder Geisteswesens zu glauben. Auch wäre das, genau genommen, ein Bedürfniß des erkennenden Verstandes, und nicht des Gemüthes. Betrachten wir dagegen nun die vier eigentlichen Bedürfnisse des Menschengemüthes.

Göttliche oder ungöttliche Welt, Vollkommenheit im Jenseits oder Diesseits.

Das Christenthum hat manches Erhabene und Edle in die Welt gebracht, was nie mehr völlig untergehen wird, so insbesondere die Betonung der Reinheit, der Sebstständigkeit und Weihe des menschlichen Herzens, die Hinweisung auf die große Bedeutung des innern Gemüthslebens und des Gewissensglückes. Aber es hat auch seine großen Schattenseiten. Eine derselben ist der Gedanke des durchaus zu allem Guten untüchtigen Menschen, der Gedanke der verderbten, bösen Welt. Der wirklich gläubige Christ sieht das Dichten und Trachten des menschlichen Herzens als böse an

von Jugend auf (1. Mos. 8,21), als schon von Erzeugung und Geburt her mit der Erbsünde behaftet (Röm. 5,12.) Er weiß, daß bei weitem die meisten seiner Nebenmenschen in der Gewalt des Teufels sich befinden, dem der Herr in seinem unbegreiflichen Rathschlusse sogar oft gestattet die Frommen an seinen Stricken herumzuführen. Wenige sind ja nur auserwählt, die unendlich große Mehrzahl ist verdammt. So muß er stets vor den andern Menschen auf der Hut sein, als vor solchen, die ihn verführen wollen, und die Menschenwelt ist ihm eine Welt voller Netze und Fallstricke für sein Seelenheil. Lieber möchte er in Einsiedeleien und Klöster aus ihr flüchten oder wie der Apostel sagt, ganz abscheiden um bei Christo zu sein (Phil. 1,23). Dieser Grundgedanke der Weltverachtung zieht in gröberer oder feinerer Form durch alle gläubigen Christenherzen und umfaßt nicht blos die Menschen mit ihrem Thun und Treiben sondern schließlich alle Kreatur und die ganze Natur. Das Komische an der Sache ist freilich, wenigstens was die Menschen betrifft, daß zwar jeder einzelne Gläubige dreist die böse Welt verdammt in der er leben muß, daß er aber andererseits, einige krankhafte Bußkrämpfler abgerechnet, wohlweislich sich selbst davon auszunehmen pflegt, wenigstens halbwegs zu den Guten sich rechnet. Wenn aber jeder Einzelne gut sein soll, wo bleiben dann die Schaaren der Gottlosen? Sie werden wohl in der geängsteten, irregeleiteten und selbstsüchtigen Einbildung der Frommen existiren, die mit dieser gehässigen Vorstellung von der Menschenwelt ihre Liebe und ihre Dankbarkeit für die unzähligen Wohlthaten abtragen, die sie von der Menschheit seit dem Tage ihrer Geburt und fortwährend erhalten.

Eine besonders schauerliche Seite gewinnt ferner das Menschenleben für den gläubigen Christen durch den steten und schrecklich drohenden Todesgedanken. Ueberall gähnt der Tod ihn an, und: „Mensch, du lebst um einst zu sterben!" rufen die frommen Bücher uns zu. Mit welcher erhabenen Ruhe und Heiterkeit war ein Sokrates gestorben, nicht klagend, nicht jammernd, im Gegentheil die jammernden Freunde tröstend und aufrichtend, sein Tod ein Bild des lächelnden Schlafes. Wie anders Jesus. Der wilde Aufschrei der Verzweiflung, das Zerreißen des Tempelvorhanges, das Verfinstern der Sonne, das Oeffnen der Gräber, das alles zusammen giebt uns eine wahre Schauerscene. Wenn aber so der Meister, der Sündlose, starb, wie erst die Sünder? Als ein häßliches Knochengerippe erscheint ihnen der Tod, der die arme gequälte Seele vor ein unentrinnbares, allwissendes Inquisitionstribunal hinschleppt, wo fast alle ewig

verdammt, nur Wenige auserwählt und begnadigt werden. Denn Alle sind Sünder, und Alle ermangeln selbst des nöthigsten Bedingnisses zur Seligkeit, nämlich des rechten Glaubens, da auch dieser unvollkommen ist bei den Unvollkommenen. Darum noch rasch beim Verscheiden herbei mit den Gnadenmitteln der Kirche, mit Sakramenten und Salböl um die Seele aus ihren Aengsten und aus der Hölle Qualen zu retten. Und siehe da, nachdem die Sündenpein überstanden, gelingt ja die Rettung auch meist ganz erwünscht; denn dazu eben sind die Mittel der Kirche da, und wenn sie nur rechtzeitig ergriffen werden, so mögen die geängsteten Seelen zu Tausenden und Hunderttausenden immerhin ruhig entschlafen, und sich den angeblich wenigen Auserkornen beizählen.

Je fester indeß der Glaube an Verderbtheit der Welt und Sünde und Verdammniß, desto größer natürlich die Sehnsucht alle diese Qual endlich zu überstehen in höchster unendlicher Seligkeit des Himmels. Und je größer die Sehnsucht nach dem Himmel und die Vorstellung von seinem Glücke, desto düsterer und unglückseliger erscheint dagegen natürlich wieder das irdische Prüfungsleben. So irrt des gläubigen Christen Seele, so lange er lebt, sehnsüchtig von der verderbten Welt zum seligen Himmel und kehrt jammernd wieder zur Erde zurück, mißtrauisch den Blick auf die bösen Menschen gerichtet. Ist aber diese ganze Anschauungsweise nicht ein Irrwahn? Sind die Menschen, ist die Welt wirklich so böse, so verderbt, so ungöttlich? Was sollen wir göttlich nennen? Das höchste Wesen, das allumfassende, ewige, unendliche, allmächtige war von jeher damit gemeint. Dieses allumfassende Wesen aber ist für die heutige Erkenntniß das ewige und unendliche All, das alle Körperwelt und alles Leben und alle Macht und alles Denken in sich faßt, und das zugleich Stoff und Kraft, Leib und Geist ist und zugleich in selbstbewußten Gebilden, den Menschen, und in der Menschheitskultur sich entfaltet, und wie hier auf Erden, so wohl auch auf Millionen von Weltkörpern. All dieses unendliche Sein und Leben und Erkennen und Wollen und Lieben zusammen schauen und begreifen wir als einheitliches Wesen, das ist das höchste oder göttliche, wie man es bisher nannte, von dem der Mensch mit der Menschheit nur eine einzige Blüthe an der blüthenreichen Krone, nur eine Zelle am krafterfüllten Stamme ausmacht.

Nun geht es uns freilich wie den alten Israeliten, wir können neben dieses Dasein, da es schon das höchste selbst ist, das wir zu erkennen fähig, kein anderes, etwa höheres, göttlicheres mehr setzen. Wir haben keinen

Platz mehr für eine andre Welt, und keine Eigenschaften bleiben uns übrig für eine solche, die wir hier nicht vorher entnehmen müßten. Selbst dann aber wäre es immer erst eine gedachte, während dies hier die wirkliche, darum höhere ist.

In gleicher Weise können wir die Menschen, auf der Stufe der heutigen Erkenntniß, nicht mehr mit ebenso bösen, mißtrauischen Augen anblicken. Sie haben alles Böse hervorgebracht, was Böses noch je in der Welt geschah, das ist wahr. Aber ebenso haben sie auch alles Gute gethan und erarbeitet, und dieses Guten ist viel mehr als des Bösen, das beweist der unbestreitbare Fortschritt durch die Jahrtausende hin, da die fortgeschrittenere Stufe eben darum die fortgeschrittenere ist, weil sie die bessere, weil sie des Guten mehr enthält. Ja, unser Gemüth muß vielmehr mit Liebe und Vertrauen und Dankbarkeit gegen die Menschheit erfüllt werden, wenn wir daran denken, daß wir alle Güter des Lebens, wie wir sie heute genießen können, niemand anderm, als dem Streben und Forschen, dem Wirken und Arbeiten, und den Kämpfen und Schmerzen und Leiden der bisherigen Menschheit verdanken. Wer hat uns alle Güter der Erkenntniß und Wissenschaft und Weisheit gegeben? Die lange und mühsame Forschungsarbeit der Menschheit. Wer hat unser Herz zu allen edleren und beseligenderen Gefühlen befähigt? Die lange Bildungsarbeit der Menschheit und ihrer Mütter und Väter und Lehrer und ihrer Dichter und ihrer so oft mit Noth und Tod gelohnten Helden. Wer hat uns alle feineren Genüsse des Lebens bis herab zur Nahrung und Bekleidung und Wohnung verschafft und verschafft sie uns noch fortwährend? Die unermüdliche Arbeit der Menschheit vom Gelehrten und Handwerker und Handelsmann bis herab zum geringsten ihrer Glieder. Und endlich, wer ist die Ursache, daß wir einen solch hochentwickelten und schön und zweckmäßig geformten Leib und ein solch denk- und geistesfähiges Gehirn besitzen? Die viele Jahrtausende lange kampf- und nothreiche Entwicklungsarbeit der Menschheit, von den ersten thierischen Anfängen herauf bis heute. Und wir wollten diese Menschenwelt für durchaus böse und verderbt ansehen und ihre Gemeinschaft unserem Heile für gefährlich halten? Ist nicht überhaupt auch die Menschennatur so beschaffen, daß sie zum Guten streben muß? Denn sie strebt ja zum Glücke, und kann ihr wahres Glück nur erreichen, indem sie das Rechte und Gute vollbringt, wie wir oben erkannten, das heißt, was sie selbst für recht und gut hält. Der roheste Indianer, der mit mehr als thierischer Lust Greise und Weiber

und Kinder der Weißen mordet nnd würgt, er steht von dem feindlichen Stamme gefangen, still wie eine Säule und verzieht trotz aller Martern keine Miene. Warum? Weil eben hier seine Ehre, sein Ziel des Guten, sein sittliches Ideal, sein Ideal des Helden liegt, dem durch Jammern und feige Erniedrigung untreu zu werden ihm schmerzlicher wäre als Körperqualen. So setzt ein Anderer sein Ziel in wissenschaftliches Forschen, ein Anderer in Handelserwerb, und je mehr dieses Ziel aus seinem ganzen Denken als ein rechtes uud gutes hervorgeht, desto mehr fühlt und weiß er sich glücklich und befriedigt durch die Erstrebung desselben, und desto mehr bereitet Zuwiderhandeln ihm innere Qual und Unheil. Darum ist wie das ganz Dasein so die Menschenwelt und der einzelne Mensch nicht ungöttlich oder böse und verderbt von Natur, sondern sie sind das göttliche, das höchste, das stets zum Besseren ringende Leben selber.

Nimmermehr aber können sie das Vollkommene sein, ruft uns der Gläubige entgegen, das Vollkommene, das noch kommen muß, und weil nicht in dieser unvollkommenen, darum in einer andern, vollkommenen Welt. Wie ungestüm und maßlos und sich selbst widersprechend ist doch das irregeleitete Glücksverlangen des altgläubigen Gemüthes. Diese Welt soll so unvollkommen sein, so viel unvollkommener als jene im Geiste und Glauben geschaute. Und wer hat denn gerade nach der Meinung des alten Glaubens diese Welt geschaffen und erhält und regiert sie fortwährend? Gott selbst. Wer aber hat die im Glauben geschaute geschaffen und schafft sie fortwährend und malt sie aus? Des Gläubigen Glaube. So soll denn dieser Glaube des Gläubigen Vollkommeneres hervorbringen können als der allmächtige Gott selbst hervorbrachte und fortwährend hervorbringt? Welche Anmaßung, welche Thorheit im frommen Gewande. Ueberhaupt aber welche Vermessenheit des Menschen trotz seiner endlichen unvollkommenen Erkenntniß sagen zu wollen, diese unendliche Welt sei unvollkommen und verderbt? Dürfte denn nicht, wenn dieses Dasein unvollkommen, zum mindesten der Mensch mit seinem Denken und Erkennen ebenso unvollkommen und zur absprechenden Beurtheilung unbefähigt sein? Eines ist jedenfalls sicher, daß wenn diese Erde ein Jammerthal sein soll, das Jenseits mit seiner endlosen, ewigen Pein zahlloser Schaaren Verdammter ein viel schlimmeres Jammerthal ist, ein Jammerthal, wo selbst der Gedanke des einstigen Vergehens den endlosen Jammer nicht stillt, und wo die sittliche Welt in ewig ungeeinten Zwiespalt des Jubels und Jammers auseinanderfällt. Eine herrliche Vollkommenheit, wie

würdig eines allmächtigen Gottes der Liebe? Und ebenso verhält es sich mit den dort erwarteten Vollkommenheiten allen. Sie sind Trug und Schein, ja das Gegentheil dessen, was sie sein wollen. Wenige Blicke in das Jenseits werden uns davon überzeugen

Hier im Diesseits ist das Stückwerk, das Unvollkommene, dort das Vollkommene, wo alles Stückwerk und Unvollendete aufhört. Das ist der durchschlagende Gedanke, wie er schon von dem Apostel ausgesprochen wurde (S. oben Ste. 135), und wie er die ganze christliche Denkweise beim einfachsten, ungebildetsten, wie beim gebildetsten Gläubigen durchzieht. Welches Stückwerk, welche Unvollkommenheit soll nun aufhören, und welche Vollkommenheit, welche Vollendung eintreten?

Da ist zunächst das Stückwerk des Erkennens und Wissens. Keine Lücke soll mithin dort unser Wissen mehr haben, keinen Mangel, keine Dunkelheit, keine endliche Schranke mehr. Ausgedehnt wird es sein auf alle Dinge im Himmel und auf Erden, auf Alles, was je in der Vergangenheit sich ereignet und was je in der Zukunft geschehen wird. Welch herrliches, unsagbares Glück von unserm irdischen, endlichen, irrenden Verstande zu der Vollendung der Klarheit überzugehn, die Alles umfaßt, die keinen Irrthum, keine Täuschung mehr kennt? — Alles soll uns klar sein und nichts mehr dunkel! Da bliebe uns also nichts mehr zu erforschen übrig, nichts mehr aufzuklären? Da könnten wir nicht mehr geistig weiter schreiten, weil wir bereits Alles erkennten, da müßten wir geistig stille stehen? Stillestand des Geistes, aber das ist ja geistiger Tod! Und kein geistiger Gewinn und keine neue Entdeckung der Wahrheit könnte uns mehr erfreuen, denn wir wüßten und durchschauten ja schon Alles, Alles, wir wären ja mit dem Wissen und Forschen und mit der Freude darüber zu Ende und fertig. Die Vollendung der Erkenntniß, das wäre mithin Aufhören der geistigen Weiterentwicklung, Aufhören der Entwicklung aber, natürlich, ist Tod; denn das Leben ist stetes Entwickeln und Verändern. Und wenn wir uns so recht in den Zustand der Vollkommenheit hineindenken wollen, nach welchem schon soviele fromme Gemüther sich sehnten, wie sollte denn eigentlich das geistige Leben, der geistige Verkehr der Vollendeten unter einander sich gestalten? Was sollen sie zusammen verhandeln, besprechen, sich mittheilen? Vielleicht einander belehren? Das wäre nicht thunlich, denn wo Jeder schon Alles weiß, da ist Belehrung ganz überflüssig. Oder was wollten sie sonst etwa bereden? Neuigkeiten von der Erde? „Denkt nur, die Deutschen haben endlich Revolu-

tion gemacht und ihren Bismarck sammt dem Kaiser davongejagt!" — wollte vielleicht Einer berichten, gewiß für Viele eine wichtige Kunde; oder: „Stelle dir nur vor, dein Mann drunten auf der Erde hat ja, seit du im Himmel bist, wieder geheirathet, und wen!" — wollte vielleicht ein lieber neu angekommener Engel ein Plauderstündchen beginnen, sicherlich auch keine unwichtige Nachricht für wen es angeht. Aber was würden die angeredeten Vollkommenen antworten? Bitte, bitte, bemühe dich nicht. Wissen ja schon Alles, sind ja allwissend, weder Erhabenes noch Alltägliches ist uns verborgen. Neues gibt es nicht für die Verklärten im Himmel, sogar die Zukunft wissen wir schon längst voraus.—Nichts Neues im Himmel, gar nichts Neues die lange, lange Ewigkeit? Und es war mir auf Erden schon peinlich, wenn ich einen ganzen Tag oder vollends eine Woche nichts Neues erfuhr, und hier niemals etwas Neues, Ueberraschendes, Geist Erweckendes in alle Ewigkeit? Bin ich denn nicht unrecht gerathen, bin ich wirklich im Himmel?—Ja, ja. — Und zu was diente die Sprache, wo es nichts mitzutheilen giebt, nichts Erhabenes und nichts Lächerliches und nichts Freudiges und nichts Schmerzliches? Auch stumm müßte in der That die vollkommene Geisterwelt sein, sie könnte sich wahrhaftig nicht weit mehr unterscheiden von der geistigen Todesstarre des indischen Büßers oder des ins Nirvana verlöschenden Buddhisten, oder von dem sprachlosen Schattenleben der Unterwelt der alten Griechen. — Soll das ein Zustand höchster Vollkommenheit und Seligkeit sein, nach dem wir unser Leben lang uns sehnen müßten? Nein, wenn das Wissen und Erkennen uns Freude machen soll, dann muß es voran schreiten. Was ich heute weiß, das muß mich wieder anreizen noch mehr zu wissen, und wenn sich mir eine neue Aufgabe zur Lösung aufdrängt, und wenn sie anfangs recht schwierig und dunkel und verworren scheint und Kopfzerbrechen kostet, aber doch wird es klarer und heller und immer lichter, die Lösung tritt heran, sie ist gefunden, das ist der Gipfel der Freude und Genugthuung, und solche Arbeit der Aufklärung für sich und Andere gewährt wahres Glück. Aber freilich, sobald die Wahrheit erkannt, läßt auch die Freude wieder nach, und die Empfindung des Glückes schwindet wieder allmälig, und die Kräfte wollen wieder neue Bethätigung haben, das Erkannte wird weiter ausgebaut, die Folgerungen gezogen, dunkle Punkte treten wieder auf, neue Schwierigkeiten erheben sich, neue Aufgaben wollen gelöst sein und wollen durch ihre Lösung den forschenden Menschen wieder beglücken, fort und fort ohne Aufhören. So müßte es in einem wirkli-

chen Himmel sein, ja nicht vollkommen, ja nicht allwissend dürften wir werden, nein, unser Wissen müßte stets Stückwerk bleiben, stets unvollendet, stets verbesserlich, und Neues müßten wir erfahren können, jeden Tag, jede Stunde, und von überall her, aus dem Weltall und aus allen Ländern und Völkern, von ihren Ereignissen, wie von ihren Leistungen und Entdeckungen und Verbesserungen und nicht minder von ihren Schmerzen und Leiden wie von ihren Freuden. Das wäre wohl eher ein Himmel zu nennen. Aber wo finden wir ihn? Wo wir ihn finden? Wir brauchen ihn nicht lange zu suchen. Wie wir mit der Erde im weiten Weltenhimmel schweben, so sind wir auf ihr auch schon im Geisteshimmel. Da haben wir unsre Geisteskräfte, und da haben wir fortwährend Aufgaben der Erkenntniß zu lösen genug, und lösen auch fortwährend, und schreiten immer weiter und nehmen Theil an Allem, was auf der Erde geschieht und erfahren jeden Tag, oft jede Stunde, was irgendwo unter den Menschen Merkwürdiges oder Lehrreiches oder Freudiges oder Trauriges vor sich geht, und selbst kein himmelsstreichender Komet darf mehr unbemerkt um die Sonnenecke schlüpfen, da verkünden's die Himmelswacht haltenden Astronomen schon längst vorher und schreiben ihm seine Marschroute vor, und Millionen schlaftrunkener Augenpaare blicken sogar in der Nacht zu ihm auf. Was ist also vollkommener, der geträumte Himmel oder die wirkliche Erde? Jener Traum ist ein Unding, und die wirkliche Erden- und Menschenwelt ist Leben und ist eine nie versiegende Quelle der Erkenntniß und ihres Glückes.

Oder nehmen wir ein andres Hauptstreben und Sehnen nach Glück und Quelle des Glückes, die Liebe. Wie müßte sie sich im Himmel der Vollkommenen gestalten? Je nun, „Wenn sie von den Todten auferstehen werden, so werden sie nicht freien, noch sich freien lassen, sondern sie sind wie die Engel im Himmel"(Mrc 12,25). Also die Liebe, von der di Dichter so viel singen, die schon so viele Herzen zu seligster Wonne bezauberte, durch die gerade schon so oft die Liebenden glaubten im Himmel zu sein, sie soll im Gegentheil im wirklichen Geisterhimmel nicht sein? Der ganze Kampf der Liebe um die Gewinnung und Hingebung der Herzen, da sie zuerst sich angezogen fühlen, dann sich innig verehren lernen, dann wieder von Stolz erhoben sich nicht beugen wollen der Macht der Liebe, da sie endlich sich einander ergeben, und zwar gegenseitig ihrem edleren besseren Ich und so sich wieder gegenseitig erheben und zu sittlicher Vervollkommnung sich führen und gemeinsam wandern lernen, das eine mit den Gaben

und Vorzügen des männlichen, das andre mit den Gaben und Vorzügen des weiblichen Menschen, beide sich zu einem einigen höheren sittlichen Wesen ergänzend, alles das existirt nicht mehr für die vollendeten ewigen Geister, die alle irdischen Schlacken und Schranken des Temperamentes und der besonderen zufälligen Bildung und des Geschlechts, die alles das abgelegt haben. Was bleibt dann noch für die Liebe zu ergänzen, was zu vervollkommnen, was zu einem Ganzen zu vereinen übrig, wo alle gleich vollendet, gleich vollkommen und keiner des Andern bedürftig ist? Und eine Familie gäbe es auch nicht mehr zu gründen und keine Sorgen und Schmerzen und keine Freuden mit einander zu theilen und keine lieben Kinder heranzuziehen — was bleibt da für die Liebe noch zu thun, noch zu erleben, noch zu freuen, noch gemeinsam zu tragen? Und so wenig für die Liebe der Familie wie für die Liebe der Freunde. Oede und inhaltlos und todesstarr auch das Leben der Liebe! Und das soll der Himmel sein? O farbloses Traumbild, wie viel farbenreicher und an Glück und Opfern und Freuden reicher doch das wirkliche Menschenleben auf Erden! Ja, wenn sie die höchsten und wahrsten Freuden genießen soll, so kann es die Liebe nur in der Entwicklung des Erdenlebens durch alle Stufen hindurch vom ersten Sonnenstrahl und Aufjauchzen des Herzens bis zum letzten wehmüthigen, dankbaren Scheidegruß am Sarge.

Wo aber bleibt endlich die Freude des Handelns und Thuns und Verbesserns im Jenseits, da alles bereits vollkommen, bereits vollendet und unverbesserlich ist? Kein Wirken und Schaffen mehr, kein Beruf weder für die Seinigen noch für die Menschheit, keine Lebensaufgabe und keine Gelegenheit mehr den Gehalt, die Kraft und Güte unsres Wesens im Kampfe des Geschickes zu bewähren, sondern schon alles gethan und vollbracht. Wie leblos und freudlos auch in dieser Hinsicht das Geisterleben der Vollkommenen! Nein, nur ein Leben, das überall unfertig und unvollkommen und der Verbesserung bedürftig und fähig ist wie gerade das Leben im Diesseits, nur ein solches kann all dem Glücke genügen das im Wirken und Schaffen und im Erstreben immer größerer und höherer Ziele und im Ueberwinden der Hindernisse liegt, welche die unvollkommene Endlichkeit uns bietet. Sicherlich, wenn wir das wirkliche jetzige Leben recht verstehn, so liegt dessen Vollkommenheit gerade in dessen Unvollkommenheit und Unfertigkeit und in der Thätigkeit der Entwicklung die es uns eben dadurch fortwährend bietet nach allen seinen Seiten hin und für alle Kräfte und Anlagen unsres Wesens, sei es im Erkennen, sei es im

Lieben, sei es im Handeln. Aber könnte nicht eben auch darin, in der freien und glücklichen Lebensentwicklung, die es Allen bieten soll, dieses Erdenleben noch weit besser beschaffen sein? Gewiß, auch hierin ist es unvollkommen und wird sich immer vollkommener gestalten, sobald und wo immer wir es als unvollkommen erkennen und thatkräftig zu unsrem eignen Glück und zu der Andern Wohl mit unsrer Verbesserungsarbeit Hand anlegen. Zudem wird und muß ein Zeitalter wie das unsrige, das die Entwicklung als das Gesetz alles Lebens und aller Vervollkommnung der Wesen auf seine Fahne geschrieben hat, auch die besten Wege der freien nnd beglückenden Entwicklung für Alle sich als sittliches Ziel vorhalten und hat schon überall damit begonnen, und wird auch seine volle Kraft darein setzen dieses Ziel zu erreichen, wenn einmal der Traum des bessern Jenseits vollends entschwunden.

Doch wenn die Weiterentwicklung, wenn der Fortschritt das Höchste, warum könnte er nicht auch im Jenseits stattfinden? Haben doch die Denkenden unter den Jenseitsgläubigen schon ebenfalls begonnen, das Jenseits sich als eine weiterschreitende Entwicklung der abgeschiedenen Geister vorzustellen. Aber dieser Gedanke ist fast noch thörichter als das fertige, vollendete Jenseits der überlieferten Religion. Auf welche Weise soll eine Fortentwicklung stattfinden im Geisterreich? Soll der Gelehrte dort Bücher und Instrumente zur Verfügung erhalten etwa aus geisterhaftem Stoffe, und der Künstler auf verklärte Leinwand mit Geisterpinsel und unsterblichem Farbenstoff malen oder der Handwerker und Handelsmann auch wieder mit überirdischen Dingen arbeiten, und die Mutter wieder Mutter von Engelein werden, und einen Engelhaushalt führen für Wesen, die keine irdischen Bedürfnisse kennen? O Uebermaß der kindischen Fantasterei und Thorheit, wie sie allerdings schon in ähnlicher Weise vor einem Jahrhundert von einem Swedenborg (†1772) ausgeheckt und jüngst wieder von dem geistlichen Luftspringer Talmadge seinen Zuhörern aufgetischt wurde.

Ist übrigens Thätigkeit und Entwicklung das wahrhaft Befriedigende, warum dann noch Sehnsucht nach einer zukünftigen Welt, da doch die jetzige volle Gelegenheit zur That und zum Fortschritte beut, und da sie ja auch so lange dauert und uns beglücken kann, als wir Bewußtsein haben, so lange wir überhaupt als denkende Wesen existiren und sie zu empfinden fähig sind? Wer aus dieser Weltentwicklung sich hinaus sehnen wollte, was sollte ihm eine Weiterentwicklung im Jenseits nützen, sie

müßte gerade so wie die irdische mangelhaft und unvollkommen sein, und Leiden und Schmerzen in sich bergen, damit sie sich zum Bessern entwickeln könnte, und er müßte auch dort wieder nach einem besseren Jenseits sich sehnen. Oder wollen wir blos eine ewige Dauer des Lebens wünschen? Nun, es dauert ja solange wir da sind. Ist das nicht genug?

Ungöttlich ist mithin dieses Dasein nicht. Das was man bisher das Göttliche nannte, das Ewige, Allmächtige, Wissende, Gute, ist in steter Lebensentwicklung begriffen überall um uns und in uns und durch uns. Von Grund aus verderbt sind die Menschen nicht, denn sie wirken wie Böses so das siegreich fortschreitende Gute und haben uns selbst erst zu Menschen und gesitteten und des Glücks empfänglichen Wesen gemacht, in derein Verein wir allein alle ersehnten Güter heranzuarbeiten vermögen. Vollkommener ist das erdachte Jenseits nicht, vielmehr ein des Lebens und Glückes entbehrendes, schattenhaftes Traumgebilde. Wenn daher Ungöttlichkeit und Unvollkommenheit der Welt die erste Säule des Jenseits und des Unsterblichkeitsglaubens bilden soll im Gemüthe des heutigen Menschen, dann beginnt er auch hier bereits zu wanken und zu fallen, denn diese Säule ist gestürzt und zerschällt, und über dem Schutte erblüht eine bessere, mit neuer Kraft zu vollkommenerer Gestaltung und höherem Lebensglücke aufwachsende diesseitige Welt.

Gerechtigkeit im Jenseits oder Diesseits.

Wir kommen an die Frage der Gerechtigkeit oder Ungerechtigkeit des Lebens. Die Gerechtigkeit, wie sie im Jenseits verwirklicht werden soll, zeigt zwei Seiten, nämlich erstlich die Belohnung des Guten und Bestrafung des Bösen und dann die Tröstung der im Diesseits Unglücklichen oder die Ausgleichung der Menschenloose. Hier auf Erden ist keine Gerechtigkeit, die Tugend wird verfolgt, das Laster triumfirt, so muß dort drüben von dem allweisen und gerechten Richter wahre Vergeltung geübt werden, das ist der Gedanke mit dem nach dieser Seite der Unsterblichkeitsglaube sich begründet.

Die von den Gläubigen erdachte Welt soll also schon wieder besser, vollkommener sein, als die wirkliche? Das macht uns von vornherein stutzen. Sollte der allmächtige Gott, ohne dessen Willen kein Haar vom Haupte des Menschen fällt und kein Gedanke im Herzen des Menschen entsteht, doch nicht mächtig genug sein um auch Gerechtigkeit auf Erden üben zu können, trotzdem er die Ungerechtigkeit nicht will? Oder sollte er

vielleicht, wie bedeutende Theologen schon meinten, die Ungerechtigkeit zulassen, damit der Mensch freie Wahl habe das Gute und Böse zu thun? Dann würde er nach dem Grundsatze handeln, daß der gute Zweck das schlechte Mittel erlaube, und seine Allmacht würde überdies gerade soweit aufhören, als des Menschen Wahlfreiheit reicht, er wäre nicht mehr allmächtig. Oder haben Ureltern Adam und Eva durch ihren Apfelbiß und Sündenfall wirklich die Welt, die Gott selbst am sechsten Tage für sehr gut erklärt hatte, so sehr verdorben, daß er sie nicht mehr repariren kann und eine neue, bessere daneben bauen mußte? Das will uns doch alles recht bedenklich erscheinen. Meinetwegen, spotte nur, Ungläubiger, mag der Glaube ausrufen, aber ein gerechter Richter jenseits des Grabes muß sein, sonst würden die Menschen rauben und morden. Würden Sie selbst, werther Freund oder werthe Freundin, solches thun? Ich nicht, aber Andere. — Es ist hier gerade wie mit der bösen Welt: Jeder spricht davon, und Keiner will dazu gehören. Die aber wirklich rauben und morden, sind oft sehr gläubig, wenigstens pflege die italienischen Banditen, wie erzählt wird, vor dem Raubzuge nicht zu vergessen der Jungfrau Maria oder sonst einem Heiligen geweihte Kerzen zu versprechen, und mancher fromme Betrüger thut in anderer Weise das Gleiche. Zudem aber pflegen die Religionen, welche den Unsterblichkeitsglauben lehren mit schrecklichen Strafen, auch sehr bequeme Mittel zur Hand zu haben, solchen Strafen zu entgehen, als da sind Buße und Glaube, Beichte, Sakrament und Absolution, und für die Verstorbenen sogar noch leicht bezahlbare Seelenmessen. Dadurch wird aber der Schrecken vor den Strafen des Jenseits wieder ganz trügerisch gemacht und anstatt rechtschaffenen Handelns, nur Kirchen- und Priesterunterwürfigkeit und Ertödtung des vernünftigen Denkens durch blinden Glauben erzielt. Wenn übrigens wirklich jenseits des Grabes der allein allwissende und allgerechte Richter thront, warum überläßt der Glaube nicht ihm allein auch wirklich das Richteramt, warum hat er sich priesterliche Gottesdiener aufgestellt, die hier schon die Seelen verdammen oder lossprechen und sie schon abgeurtheilt und markirt ins Jenseits befördern, so daß jener Richter dort drüben eigentlich gar nichts mehr zu verrichten hat, ja daß er als der Tyrann erscheint, der stets nur bestraft und niemals, was nicht vorher begnadigt wurde, begnadigt, wodurch denn schließlich doch schon hier auf Erden auch nach der Meinung der Gläubigen das Urtheil gefällt und die Gerechtigkeit geübt wird. Freilich, sie ist auch danach. Der ärgste Frevler soll ewig

selig gesprochen und mithin ewig belohnt werden, trotzdem er ein ganzes Leben lang gesündigt, wenn er nur, was ihm natürlich um so leichter wird, am Ende seiner Tage in Sündenzerknirschung die Sakramente und priesterlichen Segen empfängt oder wenistens glaubt was ihm vorgehalten wird. So ungerecht hat hier auf Erden der fromme Glaube und die priesterliche Herrschsucht die Gerechtigkeit ausgedacht. Da läßt sich für seine Meinung vom Jenseits auch nichts Besseres erhoffen. Schon die ewige Qual und Strafe selbst ist ein Widerspruch seines Gottes mit dessen eigenem Gebote. Ihr sollt nicht Böses mit Bösem vergelten, hatte Gott verkünden lassen, und was thut er selbst? Ewige Strafe für den Bösen der sich gegen sein Wort und seinen Willen vergangen. Heißt das nicht Böses mit Bösem vergelten? Und gar für ein kurzes Menschenleben! Ist das, abgesehen von Liebe und Güte, auch nur gerecht? Jeder irdische Richter bemißt die Strafe nach dem Vergehen, und der himmlische, vollkommenste kennt nur eine und zwar ewige Strafe für alle Verurtheilten? Wer in diesem Erdenleben, das nur wie eine Secunde zur Ewigkeit, als Sünder gestorben, soll ewig, ewig, denn so will es die Religion und sie hat ihre Gründe, soll in alle unausdenkbaren Zeiten gepeinigt werden, welcher Ungedanke, welche Ungerechtigkeit! Und wer sind die Gepeinigten? Jenes Kind, von der Kirche getauft, aber in den ersten Monaten des Lebens vom Tode hinweggenommen, soll ohne jede Versuchung und Lebensprüfung, ohne alles Verdienst in engelreiner Unschuld ewige Seligkeit genießen, der Erwachsene hingegen, der auch einst ein unschuldiges Kind war, und damals gestorben, selig geworden wäre, der aber allmälig mit der Erstarkung der Leidenschaften einen Fehltritt beging, der wieder sich aufraffte, von neuem dann strauchelte, bis er endlich auf den Weg des Bösen verfiel, er soll nun ewig bestraft werden. Ist das gerecht? Und bestraft von wem? Von dem Vater, ohne dessen Willen das Menschenwesen auch kein Glied rühren, keinen Gedanken denken, keine einzige That thun konnte; von dem Vater, dem in seiner Allmacht, Allwissenheit und Allweisheit, hundert und tausend Mittel und Wege diesseits und jenseits zu Gebote stunden und fortwährend zu Gebote stehen, um den Sünder zu besserer Erkenntniß und besserem Willen, mit einem Worte, zum Guten zu führen. Solche Gerechtigkeitspflege, was ist sie anders als thörichter Wahn und als wahnvolle Selbstpein und herrschsüchtige Priesterpein? Ueberdies würde sie nur dazu dienen, auch für die Auserwählten das Jenseits mit Qualen zu füllen. Denn daß die zahllosen Schaaren

Unseliger irgendwo — die Bibel stellt im Lazarusgleichniß ihren Aufenthalt ganz in der Nähe der Seligen dar — gequält und gepeinigt werden mit unsäglichen Qualen, das müßten auch die Auserwählten wissen, und sie sollen nun bei all dem unendlichen Jammer, der vielleicht sogar die nächsten Bekannten, Verwandten, Angehörige einschließt, noch jubeln und frohlocken? Nein, für diese Seligkeit würden wir danken und mit mir gewiß jeder fühlende Mensch, und wollten viel lieber unwissend davon im Grabe ruhen bleiben. Barbaren müssen es gewesen sein, oder Thoren, die diese Idee der Belohnurg zuerst ausheckten, und Thoren nur können sie heute noch für Wahrheit halten, welche sie hinnehmen ohne zu denken. In der That, es ist, wie wir vermutheten, die erträumte Welt hat sich wieder als sehr thöricht und wahnvoll und äußerst unvollkommen erwiesen auch hinsichtlich der Gerechtigkeit Sie verfliegt, so oft wir ihr nahen, als ein wesenloser Schatten, dessen Verwirklichung gar nicht möglich und sich selbst widersprechend und ungöttlich so sehr wie unmenschlich wäre.

Damit haben wir freilich den Beweis noch nicht geführt, daß Gerechtigkeit sei, wonach des Menschen Herz verlangt. Im Jenseits wäre sie nicht, im priesterlichen Diesseits ist sie auch nicht, so muß sie im Diesseits der richtigen, wahren Erkenntniß sich zeigen. Doch das Diesseits ist ein werdendes, ein sich entwickelndes, ein fortschreitendes. Wie das Wissen sich nur in einem fortlaufenden Lebensprozesse verwirklicht, so auch die Gerechtigkeit. Dazu kommt noch, daß gerade auf diesem Gebiete des menschlichen Erkennens, nämlich in Beziehung auf den gerechten Zusammenhang der menschlichen Lebensschicksale, noch wenig vorgearbeitet ist, weil der menschliche Blick für solche Dinge bisher vorwiegend in das Jenseits gerichtet war. Gleichwohl läßt sich leicht einsehen, daß in dem natürlichen Zusammenhang der Dinge die Gerechtigkeit, die Belohnung und Bestrafung begründet liegt, und daß sie verwirklicht wird und werden muß durch das Gesetz von Ursache und Wirkung. Jedes Gefühl, jeder Gedanke, jede Handlung des Menschen hat seine Wirkung innerlich auf den Geist des Menschen und den eigenen Leib, äußerlich auf seine Umgebung. Wenn aber die guten Gedanken und Handlungen andere sind als die bösen, so müssen sie auch andere Wirkungen, andere Folgen mit sich führen als jene. Und wenn die guten die wahrhaft beglückenden, heilbringenden sind, so müssen die bösen die unselig machenden, Unheil schaffenden sein, das erhellt unbestreitbar. Doch nehmen wir ein Beispiel. Einer der Grundfehler im sittlichen Leben ist die Unwahrhaftigkeit, die Lüge, der Betrug,

die Heuchelei, Treulosigkeit, Alles was dahin gehört. Wie straft nun Lüge, Betrug u. s. w. sich selbst? Wer lügt, setzt gewisse Kräfte seines Wesens, gewisse Organe seines Gehirns, welche es auch sein mögen, und in gewisser Verbindung, in Thätigkeit. Eine jede Kraft, ein jedes Organ wird, wie jede Verbindung, durch die Uebung gestärkt, und mit der Zunahme der Stärke wird auch die Lust es zu üben vermehrt. Auf die erste Lüge folgt mithin leichter die zweite und jede folgende, sofern keine stärkere Gegenwirkung hinzu kommt. So spinnt der Betrüger allmälig einen Betrug um den andern und sucht einen mit dem andern zu verdecken, bis er mit Unwahrheit, Betrug und Heuchelei wie mit einem Netze sich umgeben hat. Wie aber, wenn dieses Netz je einmal zerrisse? Und kann nicht ein Zufall es zerreißen? Ein Zufall, den Niemand in seiner Gewalt hat, Niemand sicher zu verhüten vermag? Das muß der Lügner und Betrüger befürchten, an den Zufall, der ihn entlarven kann, ist sein Glück jetzt gebunden. Er, der frei und glücklich sein könnte, wenn er wahr, wenn er seinem besseren Ich treu geblieben wäre, er ist ein Sklave der Verhältnisse geworden, der trügerischen, leicht veränderlichen. Ist das nicht Strafe? Und wie muß er sich ängstigen, es möchte vielleicht ein Wort, ein Blick, eine Geberde ihn verrathen. Diese Unsicherheit und innere Ruhelosigkeit ist ohne Frage eine der ärgsten Qualen des Menschengemüthes, denn sie ist es, die den Verbrecherblick kennzeichnet, und die schon langjährig verschollene Verbrecher dazu getrieben hat, sich selbst lieber dem Gericht zu überliefern, als die innere peinvolle Unruhe länger mit sich herumzutragen. Es verhält sich in dieser Beziehung, wie schon der alte Philosoph Plato sagt, daß Unrechtthun und straflos bleiben, das allergrößte der Uebel sei. Gesetzt jedoch auch, es gelänge dem Heuchler und Betrüger bis in das hohe Alter hinauf Betrug um Betrug geschickt zu verbergen, er würde aber dennoch entlarvt, und wer kann ihm garantiren, daß er es nicht wird, sei es vor Gatte oder Gattin, sei es vor den eigenen Kindern, sei es vor seinen Freunden oder gar in der Oeffentlichkeit, müßte er dann nicht wünschen, diesen Tag nicht erlebt zu haben, wo an die Stelle der Ehre die Schande tritt, wo das wohlthuende Gefühl der Achtung und des Vertrauens nicht mehr aus dem Blicke der Nahetretenden ihm entgegenleuchtet, wo ihm sein sittliches Dasein vernichtet wird? Mag er sein, wer er will, keinem Menschen ist die Achtung und Meinung der Andern für sein Glück ganz gleichgiltig, ihr Denken von ihm ist ein Theil seines eigenen Denkens. Allerdings sein eigenes Denken von sich selbst und sei-

nem Thun ist zuletzt das entscheidende, ist in höchster Stufe das beglückende oder verurtheilende. Den Inhalt dieses Selbstbewußtseins kann ihm Niemand rauben, sowie er auch andererseits ihm nicht zu entrinnen vermag, so lange er selbstbewußt denkt. Wie aber dann, wenn er gethan hat, was er selbst für unrecht, für schandbar und verbrecherisch halten muß, hat er damit nicht den Zwiespalt in sich hineingelegt, hat er nicht die Freude an sich selbst, die Zufriedenheit mit sich selbst gestört, hat er nicht in eben dem Maße sich an wahrem Glücke beraubt? Was wird das den verstockten Verbrecher kümmern, wenden wir vielleicht uns ein, was giebt ein solcher um dieses edlere Gewissens- und Gemüthsleben, er kennt es ja kaum. Er sollte es wirklich nicht kennen? Wir möchten uns doch vielleicht täuschen. Wenn aber auch, wenn es ihm gelungen sein sollte, es zu ertödten, oder wenn die Gesellschaft ihn verwahrlosen ließ, daß er es niemals besaß, ist er dann nicht um so mehr zu bedauern? Ist ein Thier darum glücklicher als der Mensch, weil es keine Gewissensbisse, keinen inneren Zwiespalt kennt, sondern nur mit roher Lust bekriegt und mordet? Ja, wäre ein Verbrecher, wenn er wirklich keine Spur von Gewissen hätte, noch wirklich ein Verbrecher zu nennen, noch wirklich sittlich zurechnungsfähig und zu verurtheilen, wäre er nicht vielmehr ein auf die Thierheitsstufe rückständig gewordenes Wesen, und als solches, als irregewordene, entartete Mißbildung zu behandeln und unter Bevormundung durch die Gesellschaft erst auf die Stufe der Sittlichkeit höher zu entwickeln? Wie der Gewissensschmerz, so ist ihm ja auch die Gewissensfreude, überhaupt jede edlere Menschenfreude versagt, und solcher Zustand wäre nicht bedauernswürdig genug? Doch kehren wir zu dem sittlichen Grundfehler der Unwahrhaftigkeit in jeder Form zurück. In dem Maße, als sie sich einnistet, bringt sie innere Unruhe, bringt sie Gewissensschmerz mit sich, oder läßt das Gemüth, um diesem zu entrinnen, sich selbst abstumpfen und für edlere Freude sich unempfänglich machen. Aber in eben demselben Maße wächst sie auch als eigne Natur des Menschenwesens heran. Der Mensch trägt nun diesen Fehler in alle Verhältnisse mit sich hinein, auch in solche, wo nur volle Wahrhaftigkeit höchstes Glück gewähren kann, wie in das Leben der Liebe. Nur wo die Herzen klar und vertrauensvoll in einander blicken, dringt das Liebesglück bis zum Innersten ein und erfüllt es. Wenn jedoch nun die Lüge und der Betrug an diesem Innersten haftet? Es müßte zaudern sich ganz zu geben, es müßte auch stets besorgt sein, das volle Glück durch eine leicht entschlüpfende Unwahrheit zu trü-

ben. Die unbesorgte, volle, freudige Hingebung des Herzens wäre verhindert. Gar leicht aber wird sich da und dort wirklich eine Täuschung einschleichen. Gar schwer wird auch vielleicht in gefährlichen Lagen das Vermuthen ganz zu unterdrücken sein, daß bei d m andern Theile ebenfalls Heuchelei stattfinden möchte, denn was man selbst in sich weiß und fühlt, das pflegt man auch bei Andern vorauszusetzen. Dazu kommt, daß die Lüge, wie sie niemals mit vollem, freudigem Herzen ausgesprochen werden kann, sondern jederzeit eine Art von Feigheit und Beschämung in sich birgt, den einen Theil vor dem andern erniedrigt. So bildet sich von kleinen Unwahrheiten an, durch allzubehutsame Vorsicht, durch Mißtrauen, durch verletztes Vertrauen, durch geminderte Achtung, durch gesteigerte Gereiztheit allmälig eine Scheidewand zwischen den Herzen, sie ziehen sich auf sich selbst zurück, sie brechen im Unmuth über das verscherzte Glück ein andres Mal wieder ungestüm hervor, und wenn ihnen die schwere Aufgabe nicht gelingt das Uebel zu heilen, so dürfen sie froh sein, wenn aus dem schönen Liebesglücke noch gleichgiltige Ruhe statt häßlicher Zwietracht sich entspinnt, deren Ursache dann die Unwahrhaftigkeit, die, wie Andere, so auch sich selbst belügt, stets wieder geneigt ist, nur dem anderen Theile Schuld zu geben und so das Uebel zu vergrößern.

Dieser ganze Entwicklungsgang nun, er liegt in der Natur der Sache und hängt nicht von unserer Willkür ab, es ist der Lohn und die Strafe, es ist die Gerechtigkeit und Vergeltung, welche in dem Verhältniß von Ursache und Wirkung beruht. Allerdings spricht auch das gesellschaftliche Leben der Menschen und sprechen die Staatseinrichtungen und die gerichtlichen Ordnungen ein gewichtiges Wort dazu. Sie bilden die stete öffentliche Mahnung des Gewissens, sie verkörpern die Macht des Guten und Rechten, sie verhängen mit ihrem Zwang zur Vergütung und Besserung, die ihre Aufgabe sein soll, und mit ihrer öffentlichen Erniedrigung und Entsetzung des Verbrechers aus der Reihe der berechtigten Gesellschaftsglieder eine furchtbare Strafe für den nach freier Selbständigkeit ringenden Menschen und stärken und stützen auf diese Weise ganz wesentlich die im Innern durch die Natur von Ursache und Wirkung sich vollziehende Vergeltung. Gleichwohl wer wollte leugnen, daß auch hierin wieder die menschlichen Verhältnisse unvollkommen, mangelhaft, verbesserlich sind, wie alle endlichen, lebendigen Dinge, sei es, daß zu wenig, sei es, daß zu viel oder zu hart gestraft wird. Wird jedoch diese Mangelhaftigkeit weggenommen durch die erträumte Vergeltung im Jenseits, die noch viel un-

gerechter und durch die Gnadenmittel der Kirche für den Gläubigen überdies nur zur scheinbaren gemacht wird? Oder wird der Mangel an menschlicher gerichtlicher Vergeltung denn verbessert durch das jämmerliche Flickwerk priesterlicher oder kirchlicher Verfluchung und Seligsprechung, die nichts als Unterwürfigkeit und kurzdauernde Zerknirschung verlangt und überdies oft gar nicht das Böse, sondern den andersdenkenden Parteigegner verdammt? Sicherlich ist die Unvollkommenheit gesellschaftlicher Rechtsprechung durch Gesetze, Richter und öffentliche Meinung vorhanden, und sie wird auch immer bis zu gewissem Grade bleiben, denn auch die Gerechtigkeit in der menschlichen Gesellschaft und die dazu nöthige Einsicht, Weisheit und Macht ist nichts Fertiges, sondern ein fortlaufender Entwicklungsprozeß. Die Einsicht wächst und sieht manches für gleichgiltig Gehaltene als der gerechten Vergeltung bedürftig an, manches für gerecht Gehaltene auch erkennt sie als unrecht. Die Weisheit nimmt zu und verbessert alle Mittel der Entdeckung, Verfolgung und Gerechtigkeitspflege. Die sittliche Macht der Menschheit nimmt zu und zieht die Kreise der öffentlichen Meinung und der rechtlichen Gewalt immer weiter über die Völker. Niemand z. B. wegen des religiösen Glaubens zu verfolgen, Niemand ohne Vertheidigung zu verurtheilen, nicht nach despotischer Willkür zu strafen, sind daher Grundsätze unseres freien Staates geworden, wenn dieser auch noch manches Ueberbleibsel alter Herrschsucht mit eingeflochten enthält, und zwischen den Nationen beginnt ein allgemeines Völkerrecht mehr und mehr sich festzusetzen. Andrerseits hat die heutige Verfolgung des Verbrechers ein Netz über die ganze zivilisirte Welt gesponnen bis in die düstersten Winkel der Großstädte und bis auf die einsame Farm des Urwaldes. Wo der Mensch verweilt, ist sie allgegenwärtig. Gleichwohl dürstet dein Herz auch die Gerechtigkeit nach innen und außen vollkommener zu schauen? Nun, was hindert dich einzugreifen in diesen Entwicklungsgang zu ihrer Verbesserung? Und wirst du nicht freudig befriedigt mit jeder That die ihr zum Siege verhilft, mit jeder Handlung, die in der öffentlichen Meinung, die in den Gesetzen deines Landes und der Menschheit sie reiner und mächtiger und weisheitsvoller verwirklicht? Hättest du dazu aber einen Antrieb, wenn du wirklich ernstlich glaubtest, daß Gerechtigkeit ja schon von dem jenseitigen Richter und zwar viel besser als von deinem blöden Verstande, einst geübt werden wird? Oh, wie viel leichter und bequemer ist es doch, das ganze ideale Leben, das Leben, das sein soll, in eitler Träumerei in ein Jenseits zu verlegen, statt es im

Diesseits muthig und kraftvoll selbst zu verwirklichen. Bequemer, aber wahrlich nicht beglückender, und nicht mit dem hohen Bewußtsein erfüllend, daß das höchste Wollen das da ist, in uns selbst lebendig und wirklich sei. Wie unheilvoll darum jenes Träumen vom Jenseits, das die volle Kraft zur Verbesserung des Diesseits lähmt.

Gerechtigkeit ist mithin im Diesseits vorhanden als Vergeltung in der Naturbeschaffenheit unsres Wesens und im Zusammenhang der Dinge durch das Gesetz von Ursache und Wirkung, so wie sie ferner in der Ordnung der Gesellschafft sich verwirklicht. Aber sie ist eine stete Aufgabe, die fortwährend zu lösen durch Erhöhung und Verallgemeinerung der inneren Bildung wie durch Verbesserung der gesellschaftlichen Verhältnisse, wodurch sie auch wieder zur unversieglich sprudelnden Quelle wahrer innerer Befriedigung wird für Alle die sie thatkräftig wollen.

Kaum noch lohnt es wohl der Mühe, auch die andere Seite der ersehnten Gerechtigkeit, die Tröstung für die überstandenen Leiden und die Ausgleichung der Menschenloose zu betrachten. Sie findet ja ebenso im Jenseits keinesfalls statt. Der Gerechte, oder auch der Ungerechte und reuevoll Erlöste, der hier in Freuden lebte, hat vor dem mit Prüfung und Leiden und Trübsal Heimgesuchten immer das einst glücklichere Erdenleben voraus, wenn auch dieser für seine Leiden noch so sehr getröstet werden soll. Uebrigens welche Leiden sollen denn vergolten werden? Etwa die körperlichen? Das wäre doch wahrlich eine Erniedrigung des Menschen. Steht ja selbst dem Thiere das innere Gefühl, wie z. B. das der Mutterliebe höher als der äußere Schmerz, selbst als der Verlust des Lebens, und der Mensch sollte den äußeren Schmerz nicht innerlich überwinden können, er wollte, daß er ihm vergolten werde im Jenseits wie einst dem Jammerling Lazarus? Dann verdient er sicherlich damit gestraft zu sein, bis er ihn hat besiegen gelernt. Der Mensch vermag trotz äußeren Schmerzes und körperlichen Leidens und Gebrechens innerlich in seinem Bewußtsein und Gefühl beglückt zu sein, wie z. B. die schönen Worte W. v. Humboldt's auf seinem Sterbelager sagen: „Denkt an mich doch ja mit Heiterkeit. Ich war sehr glücklich; auch heute war ein schöner Tag für mich, denn die Liebe ist das Höchste.“ Und wie so viele körperliche Leidende und Gebrechliche beweisen, ja wie selbst die oben erwähnte Karakterkraft des Indianers auf das Schlagendste darthut. In einem Falle freilich wird dem Leidenden stets sein Leiden durch einen schmerzlichen Gedanken verbittert werden, und es wird ihm

sehr schwer gelingen sich vollständig in seine Lage zu finden, wenn er nämlich neben seinen Leidenszustand sich stets in Gedanken die baldige Erlösung und die himmlische Glückseligkeit stellt, von der er doch fortwährend wieder durch die Wirklichkeit in sein Leiden zurückgerufen und so von neuem gequält wird. Fort mit allen Fantasiegebilden. Dies ist mein wirklicher Zustand, wie kann ich ihn zum Bessern wenden, verändern, erleichtern, dieser Gedanke ist der Anfang zur Ueberwindung jedes Leidens, und mit der Verbesserungsarbeit zieht Freude, zieht Lebenslust, zieht Befriedigung und Beglückung ein, in jede Lage, und die Betrübniß, welche ja nur von der Vergleichung eines versagten gedachten Zustandes mit dem wirklichen herrührt, ist durch die Heranarbeitung eines erreichbaren Zieles schon besiegt. So ist es mit den körperlichen Leiden und gerade so mit den gemüthlichen und geistigen der einzelnen Person.

Oder sollen die sonstigen schlimmen Schicksale des Menschen einst vergolten und überhaupt die Menschenloose ausgeglichen werden, so daß wer hier herrlich und in Freuden lebt, dort gepeinigt werden muß und umgekehrt? Kein empörenderer Gedanke als der im erwähnten Lazarusgleichniß, daß der fröhliche Reiche schon einfach darum, weil er fröhlich und reich war und sein Gutes auf der Erde empfangen hatte, und ohne daß sonst etwas Böses von ihm zu melden wäre, im Jenseits gequält werden muß. Zudem treffen im Diesseits auch den Auserwählten mancherlei Leiden. Er hat sie nicht verdient und sie können ihm auch nicht vergolten werden, da ihm der Himmel ohnedies schon verschrieben ist. So geht die Vergeltungs- und Gerechtigkeitslehre von neuem in die Brüche. Die christliche Religion weiß das sehr wohl und sie bedeutet darum achselzuckend den Dulder, daß der Herr, wen er lieb habe, züchtige, eine sonderbare Gerechtigkeit, und daß der Rathschluß Gottes unerforschlich, eine Ausrede, die einer geoffenbarten Religion sehr übel ansteht. Wir könnten des gleichen Vorwandes uns bedienen um über die Schicksale der Menschen hinauszukommen und hätten bei unserm endlichen, auf keine göttliche Offenbarung sich berufenden Verstande viel mehr Berechtigung dazu, aber wir thun dies nicht, sondern sagen im Gegentheil: Die Ursachen deines Unglücks, o Mensch, sind erforschlich, sie liegen entweder in dir oder außer dir, erforsche sie denn und hilf ihnen ab. Oder wenn deine persönliche Kraft nicht hinreicht und dem Uebel nur gesteuert werden kann durch Vereinigung Vieler, so vereinige dich mit deinen Nebenmenschen, helft gemeinsam eure Leiden und Schicksale mildern in brü-

derlichem Bunde, gründet Vereine und Versorgungsanstalten, Versicherungsvereine gegen Unglücksfälle und Schäden jeder Art, wie es ja heutzutage überall geschieht. Ferner verbessert vor Allem eure sozialen Verhältnisse so, daß Jedem der Nützliches arbeitet und arbeiten kann, auch sein Arbeitsertrag zu Theil und nicht von dem Klügeren und Mächtigeren, wenn auch gesetzlich, geraubt werde. Das wird besser und heilbringender sein und mehr von wahrer Menschenliebe und Gerechtigkeit zeugen, als die bequeme Vertheilung von Himmelsanweisungen an die in ihrem Menrechte Verkürzten, oder auch als das Spenden von Gaben der Barmherzigkeit, wo ihr das brüderliche Erbtheil an den Gütern des Lebens verfagt.

Bei alledem machen wir uns jedoch klar, daß mit allen äußeren Einrichtungen, wie gerecht und vollkommen sie seien, immer noch nicht Schmerzen und Leiden völlig verbannt werden können, denn sie sind mit Glück und Freude unauflöslich gepaart. Glück ist nur möglich wo Leben, Leben aber ist Veränderung, ist Entwicklung, ist Kampf, ist Entstehn und Vergehn, ist mithin Wechsel von Freude und Schmerz. Unverändert dauernde Freude wäre unempfunden, wie unverändert dauernder Schmerz die Empfindung stumpf macht. Freude und Schmerz sind unzertrennliche Geschwister, wer den einen nicht will, muß auch der andern, ja müßte dem Leben überhaupt und seinem Fortschritt und seinem Antrieb zum Fortschritt entsagen. Es ist des Menschen Leben wie sein Gemüth einer Saite vergleichbar, die nur dann einen lebensvollen Ton giebt, wenn sie nach beiden Seiten hin, herüber und hinüber, zur Freude wie zum Schmerze, gleichweit schwingt. Nur daß dieser Ton ein wohlklingender, ein harmonischer Gesammtton sei, darauf kommt es für das menschliche Glück hauptsächlich an. Dazu aber trägt wohl die äußere Lage, am meisten jedoch die sittliche Harmonie des Innern bei. Zu deren Erbauung reicht auch in der Regel die allgemeine sittliche Bildung seines Volkes und seiner Zeit einem Jeden das nöthige Baumaterial dar, und sie bedarf dann der Schwankungen des Schicksals um bestärkt und erprobt und in erhöhtem Grade gefühlt zu werden. So daß der äußere Wechsel der Erlebnisse zwar nicht im Jenseits aber im inneren Himmel dem Lohn und Ausgleiche zustrebt. Sollte jedoch in zerfahrener Zeit auch dieser versagt sein, so ist immer noch der Schmerz des Lebens nicht größer als dessen Freude, da wir jedes Gut, dessen Verlust uns schmerzt, doch vorher besessen haben müssen und vielleicht lange Zeit hindurch besessen haben, und da wie die Freude auch der Schmerz vergänglich ist.

Glücklich sein heißt daher mit Kämpfen und Ringen und Arbeiten den Schmerz und das Leiden durch äußeres und vornehmlich inneres Glück überwinden, und wenn diese Nothwendigkeit, wenn diese stete Aufgabe nicht wäre, so müßte ja das Leben allen edleren Inhalt und alle edlere Freude, die Freude und den Antrieb des Verbesserns, Vervollkommens verlieren. Wie befriedigend und ermuthigend ist diese Erkenntniß! Wie thöricht, wie kleinlich und niedrig dagegen die Denkweise des gläubigen Frommen, der die Mühe der Lebensarbeit, welche allein auch die Tugend versüßt und bezeugt, noch im Jenseits besonders vergütet haben möchte. Sie wird von dem großen Spinoza mit den Worten gestraft: „Es ist die Ansicht des Pöbels, den Dienst der Lüste für Freiheit, das vernünftige Leben aber für einen drückenden Knechtsdienst zu halten, wofür der dadurch erschöpfte Fromme eine künftige Erquickung anzusprechen habe. Die Seligkeit ist kein von der Tugend verschiedener Lohn, sondern diese selbst."

Und wie im Leben des Einzelnen, so ist es mit der Verschiedenheit der Glücksloose in der gesammten Menschheit. Vollkommene Gleichheit wäre nicht allein Aufheben der Verschiedenheit unter den Lebenden, sie wäre ebenso auch Aufheben der Verschiedenheit unter den Menschen welche zu verschiedener Zeit die Erde bewohnten, da diesen die veränderte Kultur sehr verschiedene Grade des Glückes zumißt, sie wäre mit einem Worte Aufheben der Entwicklung nnd des Lebens selbst, sie wäre der Tod, der uns gleich macht. Ja nicht blos die früheren Menschen müßten dann zu dem Weltregierer sprechen: warum hast du uns nicht in einer späteren glücklicheren Menschheit leben lassen, sondern in gleicher Weise müßten die Thiere ihm entgegen rufen: warum sind wir nicht Menschen? Wir sehen, zu welcher Thorheit die Ausgleichung der Lebensloose uns führen will, zum Vernichten aller Unterschiede, aller Entwicklung, alles Lebens überhaupt und damit natürlich auch wieder alles Glückes. Dagegen zu einem allgemeineren Ausgleiche hin streben die Loose der Menschen im Innern, wo Zufriedenheit des Gewissens, Fröhlichkeit im Lebensberufe, Glück im Leben der Liebe sich lange noch nicht mit Ehre und Reichthum erzwingen lassen, und wo dem äußeren Ueberfluß so leicht sich innerer Ueberdruß paart. An die großen Helden der Menschheit endlich wage kein Neid sich, weil es ihnen vergönnt war, in ihrem reichen Innern den höchsten Freudenjubel zu kosten; ihnen pflegten nach dem Gesetz jener gleich weit schwingenden Saite auch die bittersten Schmerzen nicht ferne

zu bleiben. Oder wenn auch, wie sollte das uns betrüben? Lasset doch vielmehr an dem großen, glücklichen Lebensgang ihres Geistes dann uns innig erfreuen.

So bleibt es denn wahr, daß das Glück nicht ohne Leben, das Leben nicht ohne Leid und ohne Verschiedenheit. Aber das Leid vermag sich aufzuwägen durch Freude, die ohne Kampf und Leid selbst nicht vorhanden wäre. Und die Verschiedenheit erlaubt noch zumeist den Besitz der allgemein menschlichen Güter des wahren Glückes, und wo sie es nicht thut, da wird sie zum Stachel in der Brust jedes thatkräftigen Edlen.

Freilich darum ist noch nicht aller Jammer und alles Elend getilgt, das zumal in Gährungszeiten wie die unsrige innerlich und äußerlich über die Menschheit hereinbricht. Allein wenn es auch da ist, so sind wir ja auch da ihm abzuhelfen, und wir wollen es thun, wo wir können, ein Jeder an seinem Theile und alle gemeinsam. Denn das Glück, jetzt haben wir es wohl erkannt, es ist kein fertiger, hier oder dort einst kommender Zustand, es ist ein fortlaufender Lebens- und Arbeitsprozeß unter den Menschen. Seine Richtung geht deutlich dahin, stets mehr und höhere Glücksquellen, innere wie äußere, für die Menschen zu schaffen nnd deren Genuß stets allgemeiner zu machen, auf daß ein Jeder so viel davon erhalte, als seine Natur zu kosten vermag. Seine fortlaufende Verwirklichung hingegen wird gefördert durch unsere Erkenntniß und unsere Mitarbeit, die zugleich uns selbst wieder wahrhaft beglückt. In diese lasset uns eintreten! Ja, tretet ein, vor allen ihr die ihr das Jenseits verwerft, säumet nicht mit Thaten einzutreten, die wirklich die Schäden des Diesseits heilen, soweit ihr sie erkennt; und seid ihr noch eine geringe Minderheit, um so mehr vereinigt euch zu starkem Bunde, damit ihr das Wort vom „Himmel auf Erden", soviel an euch ist, zur That macht, und die Geschichte nicht über eure thatlosen Worte lächle!

Unwahr ist das erträumte Jenseits, todesstarr, ungerecht und unendlich jammervoller als die Erde wäre es. Es kann auch das Unglück nicht hinwegnehmen und selbst den Gläubigen seine Leiden nicht wahrhaft überwinden lehren, da es mit seiner Sehnsucht ihn quält und von der wahren Selbstheilung des Uebels ihn abhält. Ja, um auch dieses noch zu erwähnen, gerade das größte Leiden auf Erden soll es einst nicht lindern, sondern noch tausendfach verstärken.

„Der Uebel größtes aber ist die Schuld," sagt der Dichter. Wer am meisten der Tröstung im Jenseits bedürfte, das ist sicherlich der — mit

dem alten Glauben zu reden — unter Gottes Zulassung und Verursachung schon im Diesseits in Verwahrlosung und bitterer Noth, oder mit überwältigenden Leidenschaften und in übermächtiger Versuchung aufgewachsene, dann von den Folterqualen des Gewissens gepeinigte, in Schande und Verachtung und öde Kerkerhaft gestoßene Verbrecher, zumal wenn er, wie die Kirche warnt, ohne Buße und Glaube, und ohne Sakrament und Absolution, verschieden. Der sollte doch wohl, wenn es eine Ausgleichung der Loose giebt, nach diesem so jammervollen Erdenleben getröstet werden und von der gepriesenen Seligkeit des Himmels zu kosten bekommen? Vielleicht würde dann auch, nach Ablegung der irdischen Schlacken, die Rührung der edleren Saiten seines Gemüthes über solche Vatergüte Gottes, nebst dem bessernden Umgang der reinen auserwählten Frommen, ihn doch noch für die Sache des Guten gewinnen? Aber nein, der soll ja im Jenseits gerade erst recht gequält werden! Leicht begreiflich, da das Jenseits ja auch Strafanstalt sein soll, und wenn der Herr selbst einst die Bekehrung der Sünder in die Hand nehmen würde, wer wollte sich noch an Offenbarung und Priesterthum ketten, Sakramente und Ablaß gebrauchen und Kirchen für Seelenhirten bauen? Rückständiger Irrwahn, dieses Jenseits, von welcher Seite wir auch es betrachten.

Sündenerlösung, falsche und wahre.

Nach der Denkweise des christlichen Gemüthes hat Gott gewisse Gebote gegeben, auf welche die Pflichten des Lebens nach innen und außen sich aufbauen. Verletzt der Mensch aus irgend einer Ursache ein solches Gebot, so vergeht er sich gegen Gott, beleidigt Gott, begeht eine Sünde, und hat von Gott Strafe zu erwarten hier und dort. Nun ist es aber im sittlichen Leben ganz ähnlich, wie in der Natur. Bei dieser wirken, wie wir am Fallgesetz beobachteten (vgl. oben S. 111, ferner „Kritiken und Debatten", S. 56), in die eine Kraft mit ihrem Gesetze fortwährend andre Kräfte mit ihren Gesetzen hinein, und die Wirkungsweise der einzelnen besonderen Kraft können wir nur dann möglichst rein für sich abtrennen und beobachten, wenn wir einen besonderen Apparat dafür anwenden und besondre Experimente damit machen. Aehnlich also in der Welt der sittlichen Gesetze und Gebote. Auch hier haben wir gewöhnlich zur selben Zeit mehrere Gebote und Pflichten zu erfüllen, von denen eine die andre durchkreuzt und stört oder ganz aufhebt. Wir suchen dann, wie man zu sagen pflegt, mehrere Fliegen mit *einem* Schlage zu schlagen, d. h. so zu

handeln, daß wir mehreren Pflichten zugleich genügen. Oder wir theilen die Erfüllung der verschiedenen Pflichten ein nach den Stunden des Tags und den Tagen der Woche, wie z. B. viele Menschen sechs Tage lang fast nur an ihren Vortheil und Gelderwerb denken und am siebten sich auch einige Mühe geben, die moralischen Seiten ihres Wesens bearbeiten zu lassen, worauf dann des Abends mit dem Sonntagsanzuge die moralische Weltbetrachtung wieder an den Nagel gehängt und für die Woche von neuem König Thaler die Herrschaft übergeben wird. Aber auch das ist nicht immer thunlich, und oft bleibt uns nur übrig, die eine Pflicht zu verletzen, um die andre zu erfüllen, z. B. den Konkurrenten zu schädigen, um unser eignes Geschäft emporzubringen, oder das Lebensglück des Nebenmenschen zu zerstören, um der Gerechtigkeit den Sieg zu verschaffen. In seltenen Fällen glauben wir jedoch auch alle andern Pflichten und Rücksichten bei Seite setzen zu dürfen oder zu müssen, um nur einem einzigen Gebote oder Rechte, gleichsam für sich abgetrennt, als dem höchsten zu folgen. Der in der Nothwehr Befindliche achtet z. B. weder das Gebot „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst", noch das andre: „Du sollst nicht tödten", noch sogar unter Umständen das weitere: „Du sollst Vater und Mutter ehren", sondern er vertheidigt sich gegen den Angreifer und wird, selbst wenn er ihn tödtet, freigesprochen, sollte auch der Angreifer sein eigner Vater gewesen sein, wie schon vorkam. Das Gebot oder Recht der Selbstvertheidigung wird wenigstens von der Mehrheit des amerikanischen Volkes über alle andern gestellt. Von einer derartigen Ueber- und Unterordnung der Gebote weiß aber, streng genommen, die geoffenbarte Religion nichts, sondern die Uebertretung eines göttlichen Gebotes ist eben Sünde, aus welcher Ursache sie auch stattgefunden habe. Als Folge davon ergiebt sich, daß der gläubige Christ fortwährend Sünden begeht, in Sünden steckt und sich als Sünder bekennen muß, was ja auch in ausgiebigster Weise bei jedem sogenannten Gottesdienste stattfindet. „Wir erkennen und bekennen vor deiner göttlichen Majestät, daß wir in Sünde und Ungerechtigkeit geboren, leider voller Uebertretungen sind in allem unserm Leben, als die deinem heiligen Worte nicht vollkommen glauben, noch deinen Geboten nachleben"; oder: „Ich armer Sünder bekenne vor Gott, meinem himmlischen Vater, daß ich leider schwer und mannigfaltig gesündiget habe, nicht allein mit äußerlichen groben Sünden, sondern auch und noch vielmehr mit innerlicher Blindheit, Unglauben, Zweifelung, Kleinmüthigkeit, Ungeduld, Hoffart, bösen Lüsten, Geiz, heimlichem

Neid, Haß und Mißgunst, auch andern bösen Tücken" — das sind Stellen aus heutigen protestantischen Kirchengebeten, die letztere aus dem „Beicht- oder Vorbereitungsgottesdienst", welche deutlich zeigt, wie wenig Gutes an der armen Seele, zumal kurz vor der Sündenreinigung noch übrig war, und wieviele Uebertretungen von Geboten auf ihr lasteten, was aber alles sofort verschwindet, nachdem der Geistliche gesprochen: „Der allmächtige Gott erbarmt sich deiner und vergiebt dir durch das Verdienst des heiligen Leidens, Sterbens und Auferstehens unseres Herrn Jesu Christi, Seines geliebten Sohnes, alle deine Sünde; und ich als ein berufener Diener der christlichen Kirche, auf Befehl unsres Herrn Jesu Christi, verkündige dir solche Vergebung aller deiner Sünden im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen." Nun ist es mit den Sünden schon wieder vorüber.

Die Erlösung geht nämlich auf folgende Weise vor sich. Der Sünder prüft sich, sucht seine Sünden zu erkennen, sucht sie möglichst tief und bitter und ernstlich zu bereuen, bekennt sie auch, sei es nur in seinem Herzen und Kämmerlein, sei es dem Priester ins Ohr, sei es öffentlich vor der Gemeinde, und nimmt sich vor, sich zu bessern. Dabei bemüht er sich zugleich immer lebhafter und fester zu glauben, daß sein Heiland Jesus Christus für ihn gestorben und auferweckt sei, und daß um deß willen sein himmlischer Vater auch ihm alle Sünden vergebe, sofern er nur recht aufrichtig an seinen Jesum und dessen versöhnenden Opfertod glaube, und dazu womöglich noch den Leib des Herrn im heiligen Mahle genieße. Dies glaubt er dann wieder nur in sich selbst oder bekommt es zugleich vom Priester ins Ohr oder laut vor der Gemeinde gesagt. Auch zeitliche Strafen und Bußen verhängt die Kirche und legen manchmal die Gläubigen sich selbst auf, jedoch nicht eigentlich der Sündenerlösung sondern der Büßung und Besserung halber. Das Wesen der Sündenerlösung besteht also in der Erkenntniß der Sünden, in der Reue mit gutem Vorsatz, und im Glauben, daß sie vergeben sind, sei es mit oder ohne Priester.

An diesem sittlichen Reinigungsprozeß bemerken wir erstlich, daß wenn wir der Sache recht auf den Grund gehn, weder Gott noch Christus etwas dabei zu thun hat, sondern der Gläubige muß mit seiner Erkenntniß, mit seinem Willen und hauptsächlich mit seinem Glauben alles selber abmachen. Er muß glauben, daß dies und jenes Gottes Gebote seien, er muß erkennen und meist auch be kennen, worin er sie verletzt hat, er muß Reue darüber fühlen, er muß den Willen haben dies künftig zu vermei-

den, und er muß dann wieder glauben, daß die Sünden mit Heilands oder noch dazu mit Priesters Hilfe jetzt vergeben und verschwunden seien, er muß mithin in der That so ziemlich das ganze Sündenerlösungsgeschäft selber thun. Wer demnach den Gläubigen der sich von seinen Sünden erlöst glaubt, wirklich erlöst hat, das sind seine eignen Geistesthätigkeiten des Glaubens, Erkennens, Fühlens und Wollens, oder das ist er selber, nur daß er das nicht bemerkt und sich selbst darüber täuscht. Daraus geht hervor, daß mit der weiterschreitenden Erkenntniß der Mensch sich bewußt werden muß, daß nur er selber sich erlöst und erlösen kann, daß er demgemäß auch jeden Selbstbetrug dabei vermeidet und seine Selbstheilung, und dann um so richtiger und naturgemäßer, in die eigne Hand nimmt. Das eben ist die Stufe des freien Menschenthums.

Vergleichen wir nun aber diesen sittlichen Heilungsprozeß mit den Heilungsprozessen der leiblichen Natur, und beide, leibliches und geistiges Leben, machen ja nur eine und dieselbe Allnatur aus, so springt uns sofort dessen Mangelhaftigkeit und daraus hervorgehende Erfolglosigkeit in die Augen. Wenn ich z. B. aus Unachtsamkeit meinen Körper verletze, so ist das eine Schädigung meiner leiblichen Natur und deren Gebote, wie das sittlich böse oder sündhafte Wollen und Thun eine Schädigung des gesunden Lebens meiner geistigen Natur und deren Gebote ist. Nach der obigen Methode der Sündenheilung hätte ich nun folgendermaßen zu verfahren. Ich suche den Zustand der Wunde bestens zu erkennen. Ich bedaure und bereue auch mich leichtsinnigerweise verletzt zu haben und nehme mir vor, nicht mehr so unachtsam zu sein. Dazu würde ich aber nun auch glauben, daß mein lieber himmlischer Vater um der Wunden meines Heilandes willen mir meine Unachtsamkeit verzeiht, und wenn ich nun noch vollends den Leib des Herrn gekostet hätte, so wäre ich mit einem Glauben, der Berge versetzen kann, und mit innigster Freudigkeit überzeugt, daß meine Wunde hinweggenommen ist. Derartige Wunderheilungen pflegen ja bei Wallfahrten ins Werk gesetzt zu werden. Ich nehme nun den Verband ab, aber siehe da, die Wunde ist noch da, wie sie war. An dem ganzen Heilverfahren ist nichts Brauchbares gewesen, als daß ich die Wunde betrachtete und prüfte und mir dann vornahm künftig besser Acht zu geben. Wo aber die eigentliche Pflege und Heilung hätte beginnen sollen, da habe ich mir die Sache mit dem Glauben an die Wunderhilfe des himmlischen Vaters sehr bequem gemacht, statt die geeigneten

Heilmittel und Pflege und Lebensweise anzuwenden. Es hat aber freilich auch nichts gefruchtet.

Ungefähr ebenso ist es in sittlichen Dingen. Ein Mann benimmt sich z. B. gegen Frau und Kinder lieblos, ungerecht, sogar grob und bereitet seinem Weibe dadurch Kummer und Thränen, sowie er seine Kinder zu störrischem, rohem Wesen heranzieht. Er sieht seinen Fehler ein, er bereut ihn, er bekennt seine Benehmen vor seinem Gott, seinem Priester oder seiner Gemeinde, nimmt sich auch vor künftig anders zu sein, er genießt auch den Leib des Herrn oder das Brudermahl, er ist sogar sehr ergriffen und preist in seliger Dankbarkeit Gottes Vatergüte, der ihm um seines Heilandes willen alle seine Versündigungen gegen die Seinigen verziehen habe. Ist er jetzt von seinen Fehlern geheilt? Durchaus nicht. Er hat zwar seine Traglast Sünden seinem Heilande in den Schooß geworfen, aber er selbst ist geblieben der er war. Nur etwas hat er allerdings zur Heilung beigetragen. Er hat sich wenigstens seine Fehler klar gemacht und hat sich auch vorgenommen sich zu bessern. Aber damit ist sein Karakter noch nicht wirklich auch gebessert, die Quelle seiner Sünden nicht verstopft, so wenig als seine Wunde darum heil wird, weil er glaubt, sein Gott habe ihm verziehen, daß er dieselbe sich zugefügt. Im Gegentheil wird durch den Glauben, daß er auf so leichte und zauberhafte Weise sich stets wieder reinigen könne, und durch die Aussicht, daß bei seiner erbsündigen Menschennatur auch in Zukunft das Sündigen nicht ausbleiben wird, denn „wir sind ja allzumal Sünder“ (Röm. 3,23), sein Willen und Vorsatz zur Besserung, das hauptsächliche Gute an dem ganzen Verfahren, wieder bedeutend abgestumpft und abgeschwächt werden.

Das ist die Methode der Sündenerlösung, wie sie die christliche Religion mit Hilfe des Jenseits, seiner Strafen und des zu ihrer Abwendung und zur Tilgung aller Sünden geopferten Heilandes anwendet. Sie macht einen Anfang zur wirklichen Besserung durch Erkenntniß, Reue und Vorsatz, aber gerade da wo die Besserung nun thatsächlich beginnen sollte, bringt sie ihren Gott und Heiland herbei, übergiebt den Patienten deren zauberhafter Weißwaschung und stellt dadurch das eigentliche nutzbringende Heilverfahren wieder still. Daher kommt es denn auch zum guten Theile, daß das sittliche Leben der Christenheit seit 1800 Jahren lange nicht diejenigen Fortschritte gemacht hat, die man von dieser Religion der Herzensreinheit hätte erwarten sollen, und daß die christliche Welt gerade wie der Einzelne von Zeit zu Zeit immer wieder sogar Perioden großer

Unsittlichkeit erlebt hat, sowie daß deren Prediger noch heute ebenso kräftig gegen die sündige Welt donnern wie je, und daß die Zahl der Verbrechen desto größer je stärker der Glaube, bei Katholiken größer als bei Protestanten (vgl. „Kritiken und Debatten“ S. 68); daher kommt es endlich auch, daß das Christenthum Auftritte zeigt, wie vor mehreren Jahren bei einem siebenfachen Mörder in Pennsylvanien und jüngst bei dem Präsidentenmörder Guiteau, der direkt in die Arme seines Heilandes zu fliegen glaubte und dabei sich durchaus nicht wahnsinniger, ja noch weniger wahnsinnig gebehrdete, als dies bei den methodistischen Versammlungen von den Sündern zu geschehen pflegt. Was konnte diesem und andern gläubig und erlöst gewordenen Verbrechern eigentlich günstigeres widerfahren, als daß sie das Verbrechen begingen und dadurch direkt in die himmlische Seligkeit befördert wurden, was ohnedies schwerlich so schnell und sicher stattgefunden hätte?

Doch kehren wir zu dem Standpunkte des freien Denkens zurück, das nichts von der Wunderheilung durch Glaube und Sakramente und von der Verzeihung durch einen jenseitigen Gott und von der Sündenabnahme durch den Heiland weiß.

Was zunächst das Sündigen betrifft, so kennt der freie Mensch keine von einem überweltlichen Gotte gegebenen Gebote, sondern, wie wir theilweise oben (S. 108) gesehen, entnimmt er aus seiner Allanschauung der Natur sich Lebensziel und sittliche Grundsätze und schafft sich nun einerseits den äußeren Umständen, andrerseits seinen inneren Anlagen gemäß die Verhältnisse seines Lebens wie sie dem Glücke seiner Natur am meisten entsprechen. Dabei wendet er diejenigen sittlichen Vorschriften an, die sich auf seine Lebensverhältnisse beziehen und erfüllt die dahin gehörigen Pflichten. Widerstreiten diese Pflichten einander, so wählt er die wichtigste aus und läßt die andern bei Seite. Das kann ihm Schmerz bereiten, wie wenn er z. B. dem Rathe von Vater und Mutter, von Gatte oder Gattin oder Freunden entgegenhandeln, oder das Lebensglück andrer Menschen schädigen müßte. Aber sofern seine Entscheidung aus den Grundsätzen seiner Allanschauung nach bestem Wissen und Gewissen hervorgeht, ist sie ihm keine Sünde, kein Fehler, wenn sie auch nach dieser oder jener Seite hin Schaden hervorbringt und er wünschen möchte einen andern Ausweg, der Niemand Leid zufügt, zu finden. Aber einen Gebieter, der ihm Recht und Unrecht vorschreibe, und der über dem wirklichen Dasein und über den wirklichen weltlichen Verhältnissen schwebe

und ohne Rücksicht auf dieselben ihm Gebote gebe, hat der Mensch auf dem Standpunkt der freien Erkenntniß, auf dem Standpunkt der einheitlichen Allanschauung welche Gott und Welt nicht trennt, und auf dem Standpunkt der freien sittlichen Selbstbestimmung nicht, sondern sein höchster Richter über gut und böse ist er selbst nach seiner Erkenntniß der allgemeinen Grundsätze des Rechten sowie der vorhandenen Umstände, welche ja auch zu der allumfassenden Natur gehören, aus welcher er die Richtschnur seines Handelns entnimmt. Daher ist er auch jederzeit, sofern seine sittliche Natur sonst nur gesund, fähig sündlos zu handeln; denn welches seine Lage auch sein mag, sobald er nach bestem Wollen und Wissen eine Entscheidung trifft, so ist sie für ihn das rechte und gute, das sündlose Handeln. Daher können wir natürlich auch in das Sündengejammer ächten Christenthums nicht einstimmen, sondern Sünde ist uns nur das Wollen und Thun gegen bessere Erkenntniß des Rechten, sei es aus Schwachheit des Willens, sei es aus übermäßiger Stärke der dem Guten widerstreitenden Begierden, und dieses fehlerhafte Handeln wird bei den meisten Menschen vom guten und rechten Handeln überwogen.

Doch gehen wir zu dem obigen Beispiele über. Der Familienvater erkennt recht wohl, daß das rechte Verhältniß der Ehegatten das der vollen leiblichen und geistigen Gemeinschaft sein solle, geistige Mittheilung. Vertrauen zu einander, Fühlen für einander, Streben einander zu beglücken, aber er handelt nicht danach, läßt oft von zufälligen Einflüssen und Stimmungen sich beherrschen bis zur Leidenschaft, und macht sich und die Seinen dadurch unglücklich. Das bereitet ihm inneren Widerspruch im Denken und Fühlen, Beschämung, Qual, Reue. Er nimmt sich auch vor, besser zu werden und zu handeln. Soweit sind wir mit der Kirchenmethode einverstanden. Wie aber nun wirklich besser werden und besser handeln lernen? Bei jedem nicht übernatürlichen sondern naturgemäßen Heilverfahren kommt es zunächst darauf an, die Ursache des Uebels zu finden. Vielleicht ist Mißerfolg im Lebensberuf, Mißfallen in der Liebe, vielleicht eine bedeutende Naturanlage zu aufbrausendem Zorn der innere Grund. Wie mag diese zu beseitigen sein? Sie ruht manchmal in krankhaften körperlichen Zuständen. Dann sind diese zunächst zu behandeln. Mit der Rückkehr besserer Körpergesundheit wird auch die leicht aufbrausende nervöse Gereiztheit verschwinden. Oder dies reicht noch nicht hin, es müssen geistige Gegenmittel geschaffen werden. Die ernste Beschäftigung mit würdigen Lebensaufgaben und die hingebende

Arbeit verscheuchen Laune und Unmuth. Auch haben wir oben (S. 87) gesehen, daß die Selbstbeherrschung, und diese geht eben dem Zornigen ab, unter anderm dadurch bedingt ist, daß in das Bewußtsein Vorstellungen treten, welche ein Gegengewicht bilden gegen das unrechte Thun. Solche Gegenvorstellungen und den Zorn hemmende Gedanken und Gefühle sind zu erregen und zu stärken, darunter z. B. auch die Vorstellung von dem glücklichen Leben das stattfinden könnte, wenn der Karakterfehler nicht wäre, und andrerseits die Vorstellung von den üblen Folgeu des Thuns, ebenso wie der Widerstreit desselben gegen die eignen besseren Grundsätze. Insbesondre ist auch danach zu trachten, daß die Liebe zu den Seinigen, die dem lieblosen und ungerechten Verhalten direkt entgegensteht, durch Wort und That erregt und erhöht werde. Das alles und manches andre kann geschehen auf mannigfache Weise, wie durch Lektüre, durch Betrachtung anspornender oder abschreckender Beispiele aus dem Leben, durch Besprechung mit befreundeten Menschen, hauptsächlich mit der nächsten Lebensgenossin und Herzensfreundin, der Gattin. An den Ehegatten liegt es vornehmlich zur Heilung ihrer Fehler gegenseitig beizutragen, sei es durch offene verständige Besprechung, sei es durch Wegräumen aller Gelegenheiten zur Bethätigung des Fehlers, durch Stärkung der gegentheiligen Vorstellungen, und bei dem obigen Falle namentlich auch durch erhöhte Belebung und Erweisung der Liebe um die geschwächte Gegenliebe im Kampfe gegen die Leidenschaft des Zornes zu stärken. Ja, diese Heilung und Versöhnung der Karaktere im Familienkreis und die daraus hervorgehende Beglückung der Gemüther wird in der künftigen Kultur hauptsächlich einen Theil der Lebenskunst und der Lebensaufgabe des Weibes ausmachen. Wenn dann Gatte und Gattin aufrichtig zusammenhelfen, meine ich beinahe, muß jedes Uebel weichen, ja es wird durch eine aufrichtige, nachdenkende und liebende Behandlung sogar zur Verinnerlichung ihres Verhältnisses und zur Veredlung ihrer Liebe beitragen. — Indessen gelingt es dem mit dem Fehler Behafteten sich wenigstens bei kleineren Anlässen nicht der Leidenschaft zu überlassen. Nun wächst das Selbstvertrauen, der Muth, die Freudigkeit zur Ueberwindung des Fehlers, auch bei stärkeren Reizungen macht er sich nicht mehr geltend, er verkümmert im Gegentheil mehr und mehr wie ein ungebrauchtes Organ, und schließlich tritt die Erlösung davon ein und macht dem Glücke Platz den Fehler gemeinsam besiegt zu haben.

Das ist der Weg zur Erlösung von der Sünde auf dem Standpunkte der freien Erkenntniß und des freien Menschenthums. Er führt nicht zur Knechtung der Vernunft durch blinden Glauben und auch nicht zur Unterthänigkeit unter den Priester, sondern zur geistigen und Karakterbildung sowie zur Selbstthätigkeit, Selbstbefreiung und Selbstregierung. Er lähmt auch nicht die Thatkraft durch Vorspiegelung götlicher Wunderhilfe, sondern er ruft dem Menschen das Zauberwort der großen Erfolge zu: Hilf dir selber aus eigner Kraft, und wo du eine Wirkung haben willst, da schaffe eine Ursache. So führt er z. B. auch nicht jedes Familienglied für sich in sein Kämmerlein oder in Kirche und Beichtstuhl um dort mit seinem Gotte oder dessen Stellvertreter zu verhandeln, sondern er lehrt sie das Gute gegenseitig in sich selber suchen und schauen und entfalten, und weist sie daraufhin gerade um der Befreiung und Heilung von ihren Fehlern willen sich um so aufrichtiger, inniger und verständnißvoller aneinander zu schließen und in treuem sittlichem Vereine sich zu vervollkommen und vollkommener zu beglücken. Dadurch auch erhält die Familie und deren Mittelpunkt, das Herz der Gattin und Mutter, erst seine weihevolle Lebensaufgabe. Gerade so auch mahnt dieser wahre Weg der Erlösung von kleinen oder großen Fehlern die ganze Menschheitsfamilie zu brüderlicher Vereinigung um mit den Ergebnissen der fortschreitenden Erkenntniß sich selbst von ihren Schäden zu erlösen, sei es in staatlichen und gesellschaftlichen Einrichtungen, sei es in Beziehung auf körperliche oder geistige Seuchen, welche die Länder und Völker durchziehen, und betreffe es die Jugend oder die Erwachsenen.

Dieser Weg der Selbsterlösung ist freilich nicht so schnell und leicht abgemacht wie die angebliche Wunderkur der Kirche, sondern er ist mühsam und mag im einzelnen Falle Wochen und Monate in Anspruch nehmen, bis Heilung und daraus hervorgehendes Absterben des unrechten Thuns erzielt ist. Aber er ist auch nicht trügerisch wie der Kirchenweg und verspricht keine falsche Sündenerlösung sondern die wahre, denn er gewährt mit der Zuverlässigkeit des Naturgesetzes seinen Lohn in dem Maße als die rechte Arbeit aufgewandt wird. Je mehr die Menschheit ihn betritt und den verderblichen Wahn des Jenseits mit dem sündentilgenden Heilande aufgiebt, desto mehr wird es ihr daher auch stets gelingen von alten und neuen Uebeln sich selbst zu erlösen. Zur wahren Sündenerlösung bedürfen wir mithin des Jenseitsglaubens am allerwenigsten.

Wiedersehen und Weihe der Trauer.

Drei Säulen des Jenseits, im Gemüthe des Glaubenden, die Vollkommenheit, die Gerechtigkeit und die Sündenerlösung sind bereits gefallen, so wird denn die einzige noch, die des Wiedersehns der Verstorbenen, den wankenden Bau zu tragen haben.

Werden wir die uns durch den Tod Entrissenen nicht wiedersehn? Nun, wo denn, und wie denn, und welche? Den Ort, wo sie weilen sollen, konnte man früher, da die Erde noch inmitten einer mit Sternen besetzten Himmelsschaale feststehend gedacht wurde, leicht jenseits der Gestirnswelt sich vorstellen. Heutigen Tags ist das nicht mehr möglich. Das All ist unendlich geworden. Auf den einzelnen Weltkörpern aber können die Abgeschiedenen ebensogut oder ebenso wenig wie auf der Erde sich aufhalten, da jene, wenn sie bewohnbar, gewiß schon bewohnt sind. Doch wie sollten die Seelen auch dahin oder überhaupt sonst wohin an ihren Bestimmungsort gelangen? Haben sie denn Bewegungsorgane, und so beschaffen, daß sie nach Belieben in jede Richtung und Ferne durch die Räume enteilen? Dann müßten sie zudem den Ort ihrer Bestimmung voraus wissen. Wann und wie erhalten sie diese Kunde? Im Leben noch nicht, denn sicherlich keiner von uns wüßte, wenn er heute abscheiden sollte, nach welcher Richtung und welchem Orte des unendlichen Raumes entfliegen. Doch selbst angenommen dies. Auf welche Weise und in welchem Zustande sollen wir endlich die Verstorbenen wiedersehen? Sind sie sichtbar, was bei der aus dem Körper ausscheidenden Seele doch nicht der Fall, und haben wir selbst als abgeschiedene Seelen wieder Augen zum Sehen? Tragen sie ferner dort noch die oft erschreckenden Züge der Sterbestunde oder andre? Bleiben sie, einmal ins Seelenreich gelangt, sich ewig gleich, so daß z. B. ein frühverstorbenes Kind unter seinen später als Erwachsene verstorbenen Geschwistern stets Kind bleiben würde, oder verändern sie sich, und wie dann sich erkennen? Sollen endlich auch alle Seelen der Menschengeschlechter seit den uralten Zeiten der sprachlosen Halbaffen her mit dabei sein, sicherlich keine sehr liebsame Gesellschaft, und wie unter den endlosen Schaaren sich finden? Wir sehen, je weiter wir in das Reich des kindlich einfachen Wiedersehensglaubens eindringen, desto kindlicher und kindischer gestalten sich die Dinge. Und doch soll es ein Wiedersehen geben, das sei ja ein Zug des Herzens. Unter Umständen, ja. Wenn Zwei sich hier recht innig geliebt und manch Jährlein

glücklich zusammen gelebt, so mögen wohl ihre Herzen nach dem Wiedersehen sich sehnen. Aber vielleicht haben sie auch nicht so ganz gut mit einander gehaust, ja mit Hader und Zwietracht recht oft sich das Leben verbittert, eigentlich nur einen fortwährenden Krieg mit einander geführt. Das Eine stirbt nun, „ach“, seufzt das überbleibende Weiblein, „der liebe Gott verzeih' mir meine Sünde, aber ich kann eigentlich doch recht froh sein, daß der verdrießliche alte Brummbär mir das Leben nicht mehr vergällt, ein rechter Grobian ist er doch oft gewesen, jetzt werde ich noch ein paar Jährlein in Ruhe und Frieden verbringen.“ Oder der biedere Ehemann gesteht sich ein, daß er doch von neuem wieder auflebe, seit seine böse Sieben für immer Abschied genommen. Die paar Jährlein gehen herum, dann sehen sie im Jenseits sich wieder und können den Krieg von neuem beginnen? Ach, was, sie werden von den irdischen Schlacken gereinigt sein! Ja, ja, wir haben's ja gesehen, ihre Liebe wird so engelrein sein, daß keine Bewegung und kein Leben und kein Kampf und keine Bewährung der Liebe, und keine Liebe selber mehr darin ist. Also nur die Geliebten wollen wir wiedersehen, und ganz nach Belieben, so wie wir es wünschen, soll es geschehn? Immerhin bleibt doch das Wiedersehn der Geliebten ein so schöner, tröstlicher Gedanke. Ist er wirklich so tröstlich? Jedenfalls nicht sehr, wenn er nicht wahr ist. Aber hat er denn selbst den Gläubigsten je Schmerz und Thränen erspart? Hat nicht Jesus geweint, als sein Freund Lazarus gestorben war? Dabei hätte freilich der Evangelist, der ihn so darstellt, wissen müssen, daß Jesus als allwissender Gott auch wußte, daß er den Gestorbenen sofort wieder auferwecken würde, wodurch dann das Weinen seinen Grund verloren hätte. Aber das hatte er vergessen, und das Ganze zeigt uns nur, wie die Menschen von jeher es auch der Vollendetsten für würdig gehalten haben, dem Tode der Geliebten eine Thräne zu weihen. So hat ja Maria bei dem Sterben ihres Sohnes den bittersten Schmerz empfunden, wiewohl sie doch auch an Unsterblichkeit und Wiedersehen wird geglaubt haben. Oder nehmen wir aus der neueren Zeit unsern gewaltigen Felsenmann Luther. Er hat unstreitig so fest an Unsterblichkeit geglaubt wie nur Einer, aber hat dieser Glaube ihm und seinem Weibe den herbsten Schmerz bei dem Verscheiden der Ihrigen erspart? Hören wir, wie die Sterbescene geschildert wird, da sein 14jähriges Töchterlein Magdalene ihm entrissen wurde, ein Kind von vorzüglichen Geistes- und Herzensanlagen. Die Krankheit ließ sich sehr schlimm an, Luther wich kaum vom Bette der Tochter. „Ich habe sie sehr

lieb, — seufzte der betrübte Vater — aber lieber Gott, da es dein Wille ist, daß du sie dahinnehmen willst, so will ich sie gern bei dir wissen. Darauf wandte er sich zur Kranken: Magdalenchen, du bliebest gern hier bei deinem Vater und zeugst auch gern zu jenem Vater? Die Tochter erwiderte: Ja, herzer Vater, wie Gott will. — Da aber die Mutter sehr traurig war und laut jammerte, sprach Luther zu ihr: Liebe Käthe, bedenke doch, wohin sie kommt, sie kommt ja wohl! — Als Magdalene nun in den letzten Zügen lag, betete der Vater laut und weinte bitterlich. Sie verschied in des Vaters Armen. Und als sie im Sarge ruhte, sprach Luther: Du liebes Lenchen, wie wohl ist dir geschehen. Du wirst wieder auferstehn und leuchten wie ein Stern, ja wie die Sonne. Ich bin ja fröhlich im Geiste, aber nach dem Fleische bin ich sehr traurig. Wunderlich ist es zu wissen, daß sie im Frieden und ihr wohl ist, und doch noch so traurig sein!"

Welch' herben, bitteren Schmerz empfindet doch auch dieser Gläubige? Und so war es, seit es Menschen giebt. Stets haben sie bei dem Tode ihrer Lieben sich betrübt und geweint, und so wird es bleiben so lange Menschen sich lieben und menschliche Herzen schlagen. Und so soll es auch sein. Ein Menschenwesen, das uns theuer und werth war, verdient auch, daß wir ihm eine Thräne weihen bei seinem Rückgang in den Schooß der Mutter Natur. Wer sind denn wir selbst? Sind wir, das Denkende und Fühlende, nicht die Gedanken und Gefühle, die in uns wohnen? Diese Gedanken aber, sind sie nicht die Vorstellungen von den Menschen außer uns, und die Gefühle, werden sie nicht erregt von den Menschen, mit denen wir leben, zumal mit denen wir liebevoll verkehren? Die Außenwelt, die anderen Menschen, das sind mithin zugleich wir selbst, denn sie wohnen in unserm Innern, in unserm Gehirne, in unsern Gedanken. Und nun, wenn sie zur Erde hinabgesenkt werden, wird ein Stück von unserm eignen Denken und Fühlen, von unserm eigenen Selbst mit ihnen begraben, und daß es von uns, aus unserm Innern gerissen wird, das sollte nicht schmerzen? Schmerz wird sein, das haben wir oben schon gesehen, so lange Liebe und Liebesfreude ist, nur sei er auch seiner Liebe und sei er des Menschen würdig. Hierauf kommt es an. Nicht den Schmerz zu tilgen und ganz aufzuheben, kann unser Streben sein, aber ihn menschenwürdig, harmonisch und edel ausklingen zu lassen. Dazu aber ist, wie die Erfahrung zeigt, der Gedanke des Jenseits wenig angethan. Hier liegt er oder liegt sie mit diesen kalten, starren und seelenlosen Zügen, und

dort leuchtet sie im verklärten, verschönten Strahlenglanze, diese beiden Bilder sind es. die in ihrem Gegensatze die Seele zerreißen, diesen Zwiespalt kann das Gemüth nicht ertragen und droht im wildem Schmerze zu bersten. Dazu vielleicht noch der Gedanke: warum hat gerade mir der Herr dies gethan, mir der ich doch gläubig bin und zum Guten strebe, während jener Ungläubige, während jener Frevler die Seinen erhalten sieht? Und wie schön wäre noch unser Leben gewesen, ob, giebt es denn wirklich einen allgerechten Gott, womit habe ich Solches verschuldet? So quält gar häufig gerade das gläubige Gemüth sich ab; und stiller Sehnsuchtsschmerz um sein Glück zernagt sein Leben, weil es stets ja den Todten noch lebend aber durch unübersteigliche Kluft sich von ihm geschieden sieht. Gerade in den gläubigsten Zeiten und bei den an das Jenseits gläubigsten Menschen können wir daher jenes geistige Hinsiechen und stille Vertrauern über dem Hinscheiden geliebter Wesen bemerken, wie es gar Manche bis anf den heutigen Tag in die Mauern der Klöster geführt hat. weil sie den Schmerz der Trennung trotz des Jenseits, oder vielmehr gerade wegen des Glaubens an das Fortleben im Jenseits nicht überwinden konnten. Wie anders, wenn wir wirklich den Todten für todt auch halten. Ergeht es uns nicht wie dem Kinde, das zum ersten Mal die Blume, gestern noch prangend, heute verwelkt sieht? Mutter, wer hat sie geschädigt, mag es betrübt und unwillig fragen. Wenn ihm aber dic Mutter bedeutet, daß alle Blumen erst blühen, dann welken, daß dies so der wohl begründete unabweisliche Gang der Natur ist, dann gewinnt es die Vorstellung des wohl zusammenhängenden, allwaltenden Lebens, des Allgemeingiltigen, dem das Einzelne sich einreiht. Es beruhigt sich in diesem Gedanken und betrachtet von nun an die Blumen als solche, die erst blühen, dann vergehen, und lernt gleichwohl, ja um so mehr sich der Schönheit ihres kurzlebigen Daseins erfreuen, wenn auch die sprossende ihm ein lieberes Bild als die welkende sein mag. So wir Erwachsene. Wofern wir recht ernstlich uns an den Gedanken gewöhnen, daß wir alle nur auf Zeit zusammen sind, blühen und welken, und der Vorstellung des Aufblühens an einem anderen Orte gänzlich entsagen, so wird schon durch die Erkenntniß dieses unausweichlichen Ganges der Natur in die Wehmuth der Trennung sanfterer Friede einziehen. In der That, wie könnte es auch anders mit uns sein? Sind wir nicht endliche Wesen, uns entwickelnd, herangedeihend, wieder untergehend, dem Leibesleben nach und ebenso dem geistigen? Auch unser Geist kann nur eine endliche Zahl von Vorstellungen auf-

nehmen und in sich verarbeiten, auch unser Herz ist nur eines endlichen Maaßes der Freude und des Schmerzes fähig, die Kräfte müssen einmal stumpf werden, müssen endlich versagen. Du wurdest aus dem Naturschlaf einst gerufen, du kehrst wieder in ihn zurück, kann das anders sein? Und solltest du darum des Daseins dich nicht wahrhaft freuen, weil es nur entstehen konnte, wenn es auch vergeht? Ja, wenn Alle altersschwach dahinsterben würden, des Lebens satt und aus allen Lebensverbindungen allmälig zurücktretend; aber wenn uns die Unsrigen mitten aus der vollen Blüthe des Daseins, aus dem innigsten Vereine und aus den schönsten Zukunftshoffnungen hinweggerissen werden, wie sollen wir da uns trösten, wie sollen wir Linderung und sanftes Verklingen des Schmerzes finden am Grabe des Kindes, des Gatten, der Gattin und Mutter, die eben noch liebend und beglückend uns umgaben, wie Beruhigung und Friede, wenn es kein Wiedersehen giebt? Und wenn es eines gäbe? Ist mein Schmerz mir genommen, wenn ich etwa wüßte, daß nach 20 oder 30 Jahren, wenn die Wunde des Herzens längst vernarbt, und die Töne des Abschiedsschmerzes verklungen, daß ich dann im Alter selber ins Grab hinabwankend, mein Kind wiedersehen sollte, oder vielleicht gar erst am jüngsten Tage (Joh. 6,39.40.44.54; 2. 24)? Jetzt habe ich es nicht mehr und kann mich seines lieben Anblicks und seines wonnevollen Gedeihens nicht mehr freuen und werde es nicht mehr können mein ganzes Leben lang. Ja, hier liegt es im Sarge vor uns, seinen betrübten Eltern, die noch einmal die lieben Züge schauen, noch einmal Wonne trinken möchten aus dem holden Lächeln seiner Wangen, dem trauten Blicke seiner Augen, den kosenden Worten seines Mundes. Aber alles, alles dahin, todt und starr und stumm auf Nimmerwiederkehr. Da wandelt der Geist in sich selber zurück, in die schönen Tage der Vergangenheit. Alle die kleinen und doch für die Eltern so wichtigen Ereignisse des Kindeslebens werden in Gedanken wieder durchlebt, und das Heranwachsen und Entfalten des Geistes und Herzens, und wie es schon anfing die Lehren des Rechten und Guten, unserm eignen Tugendleben entsprungen, in seinem jungen Menschenwesen verschönert wieder aufblühen zu lassen. Deutlich wie die Wirklichkeit tritt uns sein Kindesdasein mit seinen Freuden und Leiden, mit unsern Mühen und Sorgen und seinem Gedeihen vor die Seele als ein freundlich lächelndes Bild. Du bist uns jetzt entrissen, geliebtes herrliches Kind, aber so lange du uns angehörtest, so lange es uns vergönnt war dich zu behüten, zu erfreuen, zu veredeln, hast du ein schönes, glückliches Kindes-

leben gelebt, und wenn du Bewußtsein besäßest davon und wenn dein stummer Mund noch reden könnte, du würdest uns danken dafür, daß du in dem Kreis unsrer Liebe weilen konntest wie du auf dem Sterbebette noch sprachst: Mutter, mir ist wohl, weil ihr mich alle so lieb habt. — Warum wollen wir daher noch trauern? Was unsre Liebe wollte, dich gut und glücklich sehen, das hat sie ja erreicht, so lange du uns angehörtest, so lange du Glück empfinden konntest, und dieses Bewußtsein zieht wie ein wonnereicher Trost durch unser Gemüth und versüßt uns den Schmerz selbst. Sicherlich, wenn mit dem Andenken an das Dahingeschiedene sich das Andenken an das Gute und an das Glück vermählen darf, das wir ihm bereiteten, so ist das der höchste und erquickendste Trost für wahre Liebe, die ja nur das wahre Wohl des geliebten Wesens wollte, und das befriedigte Gewissen reicht der Liebe zugleich tröstend die Hand. In dem Maße darum als wir wahrhaft geliebt und recht gehandelt haben, sind wir beim Tode auch wahrhaft getröstet.

Freilich das Herz ist noch wund und möchte einen Ersatz für das gestörte Liebesleben erhalten. Aber muß es deßhalb auf zu den Sternen blicken? Gehören wir nicht uns selbst an, wir Eltern, und andre liebe Kinder umblühen uns noch, und hat nicht gerade der Tod uns gelehrt den Werth des Lebens zu schätzen? So sollen unsre verwundeten Gemüther um so mehr sich einander stets völlig erschließen, für einander fühlen, einander wieder zu beglücken streben, und keine Stunde, keinen Augenblick des Daseins verbittern, so wird die Lücke die in unsern Kreis gerissen, sich wieder schließen und aus Mißgeschick und Störung auch die Liebe nur vertieft und erneuert hervorgehn. Wie schon der Dichter Freiligrath mahnt:

„O lieb, so lang du lieben kannst,
O lieb, so lang du lieben magst,
Die Stunde kommt, die Stunde schlägt,
Wo du an Gräbern stehst und klagst.

Und sorge, daß dein Herze glüht,
Und Liebe hegt und Liebe trägt,
So lang ihm noch ein ander Herz
In Liebe warm entgegen schlägt.

Und wer dir seine Brust erschließt,
O thu' ihm, was du kannst, zu Lieb',

Und mach' ihm jede Stunde froh,
Und mach' ihm keine Stunde trüb'.

Oder Gubitz'ens Verse:

Sinkt die Sonn' am Abend nieder,
Hebt sie sich am Morgen wieder,
So wie heut.

Wirft der Herbst die Blüthen nieder,
Frühling hat sie immer wieder
Uns erneut.

Aber sinkst in's Grab du nieder,
Bringt die Erde nie dich wieder
So wie heut.

Beugt drum keine Seele nieder,
Seht sie morgen wohl nicht wieder,
Ob's auch reut.

Solltest du aber weder Gatte noch Kinder mehr dein nennen, so wird es wohl sonst noch Freunde, oder wird es Nothleidende, Unglückliche, Elende geben, denen du Liebe widmen kannst, und denen sie lindernder Balsam ist. Denn von der Liebe zu den Einzelnen soll das Mißgeschick uns lehren unser Herz zur Liebe für die Menschheit erweitern, wie Ed. Baltzer singt:

Wie es im Leben auch geh',
Und ob wir vieles leiden,
Dem Herzen thut doch nichts so weh,
Als von Geliebten scheiden.

Viel hat das Unglück mir geraubt,
Was mich vordem entzückte,
Begraben hab' ich manches Haupt,
Das einst mein Herz beglückte.

Da lernt' ich, daß man alles nur
Muß in der Menschheit lieben:
So hat's mit Schmerzen die Natur
Mir tief in's Herz geschrieben.

Der Menschheit Stamm bleibt frisch und grün,
Ob wir als Blatt auch sinken;
Er lebt durch uns und wir durch ihn,
Draus laßt uns Liebe trinken.

Wozu wir als Schlußvers fügen:

Drum muß des Todes bittre Saat
Selbst neue Kraft uns geben
Zu edler, liebevoller That,
Zu neuem, rechtem Leben.

Doch sind ja die Hoffnungen immer dahin, die wir auf das Gedeihen unsres Kindes setzten, die Hoffnung, daß es sich zu einem tüchtigen Menschenwesen, zu einer anmuthvollen, an Geist und Gemüth und Schönheit erblühenden Jungfrau, zu einem kenntnißreichen, karaktervollen, thatkräftigen jungen Manne entfalten, die Hoffnung und Freude, daß es unser Stolz, im Alter vielleicht unsre Stütze sein werde. Was die Eigenliebe, und sei sie noch so berechtigt, sich wünscht und erhofft, kann sie nicht wieder erlangen, ob sie sich sage: der Herr hat's gegeben und genommen, oder: die Natur hat's gegeben und genommen. Sie trägt nicht in gleichem Grade wie die hingebende Liebe zum Andern den besten Trost in sich selber, sie muß nach anderm Ersatz sich umblicken, und er ist ihr auch vielleicht nicht versagt. Da mögen andre Besitzthümer des Menschen Herz erfreuen, und auf andre Wege der Befriedigung mag Gemüth und Geist sich lenken, und durch neue Thaten und Werke im Lebensberuf wird das gebeugte Selbstgefühl sich wieder erheben. Der erfahrene Verlust aber möge auch hier uns anspornen um so weisheitsvoller und sorgsamer alle wahren Freuden des Lebens auf dem Lebenspfade wie im Innern zu sammeln, und die Kunst des trotz alles Geschickes in sich befriedigten Innern desto besser zu üben. So wird stets die Trauer zur wahren Weihe unsres Wesens, indem sie uns vertieft auf die innersten Quellen unsres Glückes und Friedens, indem sie unsre Liebe festigt und klärt, indem sie uns lehrt die wahren Freuden des Lebens mit Weisheit schöpfen, und indem sie unser Inneres adelt und über das Mißgeschick emporhebt. Das vermag sie selbst in den herbsten Fällen.

Denken wir uns die Wittwe mit den Kindern am Grabe des Geliebten, des Gatten und Vaters. Wie viele herrliche Stunden, so mag sie sich sagen, haben wir einst zusammen verlebt. In deinem innersten, besten

Sein habe ich dich erkannt und geliebt, wie Niemand dich kannte. Und oft war es mir vergönnt dich innig zu beglücken.—Und alle freudigen Augenblicke und Stunden, die sie ihm bereitet, sie treten wie lieblich und friedsam tröstende Gestalten herbei und drücken ihr mit trautem Willkomm die Hände, daß ihrem Schmerze sich süße Erinnerungsfreude und Befriedigung des Gewissens mischet.—An deinem Lebenswerke auch hatte ich Theil, hatte Theil an deiner Kraft des Wirkens und Schaffens und Theil an deinem Vollbringen. Denn wer hat dich froh und heiter und lebensmuthig in dir machen helfen, wenn der Kampf des Daseins dich verdüstert und verdrossen? Meine Liebe war es, die mit dir in dein Inneres gewandert und mit ihren wohlwollenden und treuen und verständnißvollen Händen die wirren Fäden der Gefühle und Gedanken schlichten half. Sie war es in deren Auge du dich selbst und deine gestählte Kraft wiederfandest, sie war es, die zum arbeitsschweren Gang auf den Lebensweg dein Herz mit Glück erfüllte. Darum war mein Herz auch das deinige, und dein Geist der meinige, und er kann nicht so spurlos ins Grab hinabgesenkt werden. Hier in meiner eignen Brust berge ich dein Sinnen und Wollen und Fühlen, hier wo es seine liebste Stätte gefunden, und es soll auch nicht leblos da weilen, in meinem Denken und Handeln soll es neues Leben gewinnen; und hier soll es auch neu aufblühen in deinen, in unseren Kindern, sie sollen deine Fortsetzung, dein Auferstehen, deine wahren, lebendigen Grabdenkmäler sein, in deinem Geiste, in unserem Geiste will ich sie erziehen, wie wir so manchmal besprachen. Daß ich doch rechte Kraft dazu gewönne! Ich werde sie sammeln in mir, dein Andenken, unsre Liebe soll mich stärken, und ihr, liebe Kinder, ihr werdet mir helfen gute Kinder zu werden, wir wollen das Leben und wieder ein recht schönes und edles Leben von Neuem zusammen beginnen, das wird der schönste Blüthenkranz auf Vaters Grabmal sein.

Begrabe deine Todten
Tief in dein Herz hinein,
So werden sie dem Leben
Lebend'ge Todte sein.

So werden sie im Herzen
Stets wieder auferstehn
Und wie ein Weihgedanke
Mit dir durch's Leben gehn.

Begrab' dein eigen Leben
In Andrer Herz hinein,
Und wärest du ein Todter,
Lebendig wirst du sein.

Nun zieht Lebens- und Wirkensfreude wieder ein in die schmerzlich verwundete Seele, und mit den edlen Aufgaben des Daseins wird der Schmerz verklärt und milde durch die Zeit hin verklingen. Ist ein solches Trauern nicht trost- und selbst freudenreich? Sicherlich, die Wahrheit ist es immer, wenn wir nur ganz und voll zu ihr stehen. Sie ist auch heilbringender als der falsche Wahn, der, um für kurze Zeit uns kindisch zu täuschen, uns um den wahren Adel und die Weihe des Schmerzes betrügt, und statt die ewigen Quellen der Selbstbefreiung und Selbstheilung im Innern zu öffnen, unsrem Sinnen und Hoffen trügerische Traumbilder vorgaukelt.

Somit ist denn auch die vierte Säule des Jenseits im Gemüthe des Menschen gefallen, und es liegt zerstäubt, vor unsern Füßen. Ja, es ist zerstäubt, und sein Staub wird noch für kurze Zeit uns den Ausblick auf die wahre Schönheit und Lebensfülle des Diesseits trüben. Doch die Kraft der Wahrheit und das Streben zum Glücke werden dieses bald herrlicher aufleuchten lassen als je, denn es ist ja jetzt das wahre, volle und einzige Leben, das alle Träume von Wahrheit, Schönheit, Güte und Glück in seinem Fortschrittsgange verwirklichen soll.

Rückblick und Vorblick.

Wir sind nun am Ende unsrer Aufgabe angelangt. Wir fragten zuerst nach der Begründung des Unsterblichkeitsglaubens von Seiten der überlieferten christlichen Religion. Wir gelangten in Sage und Dichtung hinein und aus dieser wieder heraus durch die Mahnung, gleich dem Stifter dieser Religion unsrer eignen Kraft zu vertrauen. Das thaten wir nun und prüften mit der freien Forschung der heutigen Erkenntniß. Diese führte uns durch alte Philosophie, freisinnige Theologie und Spiritisterei zur heutigen Naturforschung, welche das geistige Leben als das höchste Kräfteleben der Natur und des menschlichen Organismus erkennt, mit dem es auf- und ablebt. War auf diese Weise das Ergebniß der Erkenntniß gewonnen, so galt es nun auch den Bedürfnissen des Gemüthes Genüge zu thun. Zu diesem Zweck der Einblick in das Innenleben des Kindes, in die Geschichte der Menschheit und in das Gemüth des heutigen jenseitsgläubigen Menschen. Daraus ergaben sich die Fragen nach der Vollkommenheit und Gerechtigkeit in jener oder in dieser Welt, nach der Sündenerlösung mit oder ohne Jenseits und seinen Heiland, sowie schließlich die Frage nach dem Wiedersehn, und der Hintritt zum Grabe mit den Trauer- und Weihebetrachtungen des Diesseitsgläubigen.

Das Grundergebniß des Ganzen war der Gedanke, daß dieses jetzige Leben das wahre, einzige und höchste sei. Des Menschen und der Menschheit Aufgabe darin aber, sich gemäß den Kräften und Gesetzen und Strebungen der Allnatur, überhaupt gemäß der Erkenntniß welche er von dem Wesen und Leben des Alls gewonnen hat, möglichst vollkommen und glücklich zu entfalten und zu entwickeln, und so die höchste Lebensform der Allnatur darzustellen. Er bildet sich zu diesem Zwecke eine Allanschauung und leitet seine Lebensgrundsätze aus derselben ab. Wenn er nun diesen entsprechend denkt und fühlt und handelt, so handelt er sittlich gut und sündlos, weiß auch und fühlt sich in beglückendem Einklang mit dem unendlichen, ewigen, allmächtigen Körper- und Geistesleben des Alls und mit dem Entwicklungsgange der Menschheit, sowie mit seiner eignen Bestimmung, und zwar jetzt schon hier auf Erden, jeden Augenblick, in jedem rechten inneren oder äußeren Thun.

Diese Denkweise ist zum Theil neu, d. h. der neusten Zeit angehörig, zum Theil ist sie auch sehr alt. Am ältesten daran ist die Aufgabe des endlichen Menschen sich in Einklang zu setzen mit dem Unendlichen und Ewigen und dessen Kräften und Gesetzen. Denn diese Aufgabe stellen sich alle ausgebildeteren Religionen, indem sie dem Menschen den Weg zur Versöhnung und Vereinigung mit ihrer Gottheit und deren Geboten zeigen wollen, wie uns auch der obige Blick in die Religionsgeschichte gelehrt hat. Nur daß die verschiedenen Religionen das höchste oder ewige, oder unendliche, oder allmächtige Wesen verschieden auffassen. Den Einen ist es ein allumfassendes Ursein, aus welchem gewöhnlich eine Vielheit von Göttergestalten hervorgeht, den Andern ist es ein höchster einzelpersönlicher, den Andern ein dreipersönlicher Gott, und uns war es die wirkliche Allnatur, den Menschen als höchstes Gebilde mit inbegriffen. — Alt ist an unsrer Denkweise auch die Idee, daß des Menschen Lebensaufgabe und höchstes Glück schon im jetzigen Leben erreichbar sei. Die indische Religion z. B. kennt diese Lehre recht wohl, und ihr Religionsbuch Oupneckhat spricht sie folgendermaßen aus: „Wer durch Hinwegnahme des Irrthums und der Unwissenheit von seinem inneren Sinn zum geistigen Leben sich erhoben hat und eins geworden ist mit dem Ewigen, der findet das Paradies und alle Freuden und Güter desselben zu allen Zeiten und überall in sich selbst". Ebenso fanden wir, daß die griechische Religion das irdische Leben als das eigentliche, und die israelitische, daß sie es auch als das einzige betrachtet. Aber sogar im Christenthum vermeint der wahrhaft Gläubige eigentlich schon hier mit seinem Gott völlig versöhnt und selig, also thatsächlich am Ziele seines Strebens zu sein. Der Glaube ist nichts andres als „das rechte wahrhaftige Leben in Gott", und durch ihn „sind wir überall im Himmel", sagt Luther. Wenn dies der Fall, sollte man freilich meinen, daß dann auch der gläubige Christ sich keinen weiteren Himmel mehr zu denken bräuchte. da er doch durch den Glauben hier schon überall darin ist.—Neu hingegen, d. h. neuzeitig an der obigen Anschauungsweise ist der Gedanke, daß der Mensch seine Aufgabe oder Bestimmung und zugleich sein wahres Glück erreiche in der naturgemäßen Entwicklung seines Wesens für sich wie im Vereine der Menschheit. Andre Religionen hatten ihm Gebete und Opfer und allerlei Zeremonien und besondre Gottes- oder Götterdienste vorgeschrieben, oder sie hatten seinen Blick vom Leben hinweg in ein Jenseits oder auf das völlige Verlöschen seiner Einzelperson gerichtet, oder ihm ein tyrannisches, von seinem

eignen Dafürhalten gänzlich unabhängiges Gesetz auf den Nacken gelegt. unsre Allanschauung hingegen — und sie kann in ihrer Ganzheit mit vollem Rechte ebenfalls eine Religion genannt werden — erkennt als des Menschen Aufgabe und Ziel oder Bestimmung nur dieses irdische Leben, und sie erkennt als höchste Richtschnur seines Lebens nur das Gesetz, das er sich selber giebt, und als Gebote die nicht von des Menschen Willkür abhängen, nur die Gesetze der Natur; als die Erfüllung der ganzen menschlichen Bestimmung mithin die naturgemäße freie Selbstentwicklung, welche zugleich die Erlangung des wahren Glückes bedeutet.

Diese Anschauungsweise ist das Ergebniß der ganzen bisherigen Kultur Europas, welches sie als reife Frucht an den künftigen Kulturträger der Erde, an Amerika abgiebt. Namentlich hat Deutschland, das Herz des europäischen Festlandes, die alte, d. h. die europäische Kultur nach dieser religiös-philosophischen, Herz und Gewissen treffenden Seite gezeitigt. Da war die gewaltige Geistesarbeit der deutschen Philosophie, welche von Kant durch Fichte und Schelling bis Hegel mit der Anschauung der Natur und des Geistes als eines und desselben Wesens und mit der Betrachtung der freien geistigen und leiblichen Selbstentwicklung als des höchsten Lebens abschloß. Da wagte es selbst die Theologie, einerseits von der Philosophie befruchtet, andrerseits die christliche Denkweise, wie sie auch oben Luther aussprach, vertiefend und erweiternd, auf zweierlei Welten zu verzichten. Mit einer gewissen Schärfe mahnt der bedeutendste christliche Theologe dieses Jahrhunderts, der bereits erwähnte Schleiermacher: „Die Art, wie die meisten Menschen die Unsterblichkeit sich bilden und ihre Sehnsucht danach erscheint mir irreligiös, — dem Geist der Frömmigkeit gerade zuwider; ------ Das Leben, was sie erhalten wollen, ist ein nicht zu erhaltendes; denn wenn es ihnen um die Ewigkeit ihrer einzelnen Person zu thun ist, warum kümmern sie sich nicht ebenso ängstlich um das, was sie gewesen ist, als um das, was sie sein wird? Und was hilft ihnen das vorwärts, wenn sie doch nicht rückwärts können? Je mehr sie verlangen nach einer Unsterblichkeit, die keine ist und über die sie nicht einmal Herren sind, sie sich zu denken — denn wer kann den Versuch bestehen, sich ein zeitförmiges Dasein unendlich vorzustellen? — desto mehr verlieren sie von der Unsterblichkeit, welche sie immer haben können, und verlieren das sterbliche Leben dazu, mit Gedanken, die sie vergebens ängstigen und quälen ------ Mitten in der Endlichkeit eins werden mit dem Unendlichen und

ewig sein in jedem Augenblick, das ist die Unsterblichkeit der Religion."

Dazu stimmten auch die größten Dichterhelden der Neuzeit ein, Göthe z. B. in den folgenden Strophen seines „Vermächtniß":

Kein Wesen kann zu nichts zerfallen!
Das Ewige regt sich fort in allen,
Am Sein erhalte dich beglückt!
Das Sein ist ewig; denn Gesetze
Bewahren die lebendigen Schätze,
Aus welchen sich das All geschmückt.

Genieße mäßig Füll' und Segen;
Vernunft sei überall zugegen,
Wo Leben sich des Lebens freut.
Dann ist Vergangenheit beständig,
Das Künftige voraus lebendig
Der Augenblick ist Ewigkeit.

Und wo diese Vernunft und diese Lebensweisheit ihren Wohnsitz habe, nämlich im sittlichen Mittelpunkte des Menschen, im Gewissen, sagt die andre Strophe:

Sofort nun wende dich nach innen,
Das Zentrum findest du da drinnen,
Woran kein Edler zweifeln mag.
Wirst keine Regel da vermissen;
Denn das selbständige Gewissen
Ist Sonne deinem Sittentag.

Schiller hebt nach seiner Art nicht den weisen Genuß sondern den Aufschwung zum Ideal und das daraus hervorgehende, auf das Gesammtwohl gerichtete Streben an der Lebensaufgabe hervor:

Aus dem Leben heraus sind der Wege zwei Dir geöffnet,
Zum Ideale führt einer, der andre zum Tod.
Siehe, wie Du bei Zeit noch frei auf dem ersten entspringest,
Ehe die Parze mit Zwang Dich auf dem andern entführt.

und:

Vor dem Tode erschrickst Du! Du wünschest unsterblich zu leben?
Leb' im Ganzen, wenn Du lange dahin bist, es bleibt.

Die ähnlichen Worte eines Andern, zugleich Theologen und Dichters, Herder's, haben wir bereits am Anfang dieser Schrift vernommen.

So führt die ganze geistige Bildung, Philosophie, Theologie und Dichtung, in ihren größten Vertretern zu dem gleichen Ergebniß, daß hier in diesem Leben schon, und zwar in freier eigner Selbstentfaltung und Verwirklichung der selbstgeschaffenen Ideale das menschliche Daseinsziel erreicht werde. Doch wo bleibt die Wissenschaft der Natur, diejenige die gerade in unserm Jahrhundert die größte Blüthe erlebt hat, und diejenige welche auch gerade den Begriff der Entfaltung oder Entwicklung so fruchtbar gemacht und über alles Wissen und Geschehen verbreitet hat? Nun, was wird sie wohl mit der Religion und mit der sittlichen Aufgabe des Menschen zu schaffen haben? Was anders als daß sie deren Wunder und Träume und Pfaffentrug aufdeckt und verhöhnt, wie sie lange gethan oder wenigstens mitgeholfen hat? Nein, sonderbar beinahe ist es zu sagen, auch die heutige Naturwissenschaft, und gerade die freieste, kühnste und vorgeschrittenste, wendet ihren Blick in ernster Weise auf Religion und Sittengesetz hin, betrachtet deren Neugestaltung als die größte Aufgabe der Zeit, und will selbst deren Neubau mit aufrichten helfen. „Wer sich von den Religionen losgemacht und für dieselben das helle aber nüchterne Licht der Vernunft eingetauscht hat, mag über sie spotten, aber er spottet im Grunde doch nur über ihre zufällige Form, ohne die tiefere Grundlage aller Religion in dem Gemüthsleben des Menschen zu berühren. Inwieferne sich dieses religiöse Gefühl vernunftmäßig befriedigen läßt, das ist das größte aller Probleme der gegenwärtigen Zeit" — sagt der bekannte englische Naturforscher Tyndall in seiner Rede zu Belfast. Und zwar ist Tyndall nicht etwa ein Frömmler, und auch, wie wir bereits oben gesehen, kein vom Spiritismus Umnebelter, wie Wallace und Crookes. Jedoch hat er in Deutschland studirt, und gerade die deutsche Naturforschung wieder schlägt seit den letzten Jahren diesen Weg zur Neugestaltung der Religion und Sittenlehre ein. Auf den Versammlungen der deutschen Naturforscher kamen wiederholt religiöse Gegenstände zur Sprache, so das Wunder, ferner die Beschaffenheit des religiösen und des wissenschaftlichen Glaubens, und der Hauptvertreter und folgerichtige Durch-

führer der darwinischen Abstammungs- und Entwicklungslehre, Häckel, der Verfasser der „natürlichen Schöpfungsgeschichte", sprach von der Aufgabe der heutigen Naturwissenschaft eine „neue Sittenlehre" zu schaffen, auf Grund der „ächten Naturreligion, deren Keim, unabhängig von jedem kirchlichen Bekenntniß, in der Brust jedes Menschen lebt"; wobei die „Ausbildung des sittlichen Karakters, der religiösen Ueberzeugung" als die Hauptsache der Erziehung betont wird. Diesen Mahnungen haben auch bereits mehrfache Versuche des Aufbaues einer Sittenlehre auf Grund des Darwinismus entsprochen. — Welch' seltsame Kunde! Wissenschaft des Geistes und der Natur vereinen sich mit Dichtung und Religion um dem Menschen seine Bestimmung, den Weg seines Heils und Glückes anzuweisen! Nun, und was wird die Wissenschaft der Natur ihn für seinen Lebensweg lehren können? Sie zeigt ihm, daß jedes Wesen, je nach seinem eignen Verhalten und Streben und je nach der Einwirkung seiner Umgebung sich zu einem höheren, vollkommeneren Zustande entwickle oder auch in Stillstand und Rückbildung auf eine niedrere Stufe herabsinke. Wohlan, so erforsche uns, o Wissenschaft der Allnatur, welche Gesetze da sind und wie zu befolgen, damit wir höher uns entwickeln, der Einzelne wie die Gemeinschaft, an leiblicher Gesundheit wie an geistiger, höher an Geistesgaben und an Glück, höher und glücklicher und freier in unserm Verhältniß zu unsern Mitmenschen in Familie, Gesellschaft und Staat, das wird die Aufgabe sein müssen, und eben darin stimmt also Philosophie mit Theologie und Dichtung und Naturwissenschaft zusammen, darin daß die Lebensaufgabe des Menschen hier in diesem Leben und jeden Augenblik zu erreichen, und daß sie erfüllt werde durch die besten Mittel und Wege zu aufsteigender Selbstentwicklung des Einzelnen wie der Gesammtheit, gemäß den Gesetzen der leiblichen und geistigen Natur.

Dahin wird also die Abwerfung des Jenseitsglaubens und dessen Ersatz durch den Diesseitsglauben heutigen Tags führen, zu der freiesten und thatkräftigsten, durch Wissenschaft und Kunst erleuchteten und verschönten Selbstentwicklung, Selbstbeglückung und Selbsterlösung der Menschheit in allen ihren Verhältnissen.

Oder sollte die alte Mahnung der christlichen Religion wahr werden: „Was hilft mir's, so die Todten nicht auferstehen? Lasset uns essen und trinken, denn morgen sind wir todt" (1. Cor. 15,32), was Luther noch kräftiger wiederholte: „Wenn ein Mensch stirbt, als wenn ein Baum umfällt oder eine Kuh, so laßt uns fressen und saufen." Die selbe Mah-

nung, die uns ja heute noch von kirchlicher Seite in die Ohren tönt. O ihr armen bedauernswerthen Vertreter der Unsterblichkeit, wenn ihr, sofern euch Auferstehung und Jenseits genommen wäre, dem Menschen nichts Besseres zu rathen wüßtest als Essen und Trinken und Schwelgen der Lust, und wenn ihr meint, der Mensch, von dem Göthe singt:

Es wirkt mit Macht der edle Mann
Jahrhunderte auf Seinesgleichen;
Denn was ein guter Mensch erringen kann,
Ist nicht im engen Raum des Lebens zu erreichen.

Drum lebt es auch nach seinem Tode fort
Und ist so wirksam, als er lebte,
Die gute That, das schöne Wort.
Er strebt unsterblich weil er sterblich strebte.—

wenn ihr von diesem Menschen meint, er verende wie eine Kuh, so keine unsterbliche Seele beim Tode von ihm abfliege, die übrigens an dem Werthe seines diesseitigen Lebens auch nichts mehr ändern kann. Wie habt ihr doch in roherer Zeit gelebt, und wie hat euch der unwahre Glaube Herz und Verstand verkehrt. Wahrlich nicht die abgeschiedenen Seelen im Jenseits haben euch eure ganze Kultur und euer Hirn und eure Kunst zu schreiben selbst gegeben, sondern alle Menschen die vor euch auf Erden lebten und wirkten und starben, vom Obersten bis zum Untersten der Gesellschaft, haben es gethan, und haben nicht vergeblich gelebt und sind nicht ohne Wirkung auf euch selbst, wie das Thier, gestorben, ob sie an Auferstehung glaubten oder nicht, und ihre Lebensarbeit lebt fort, sogar in dem Worte das ihr schreibt und mit dem ihr sie und die Menschheit schmäht, und das ihr ohne ihre Vorarbeit und Mühe und selbst ohne die Leibeskräfte die sie auf euch vererbten nicht hättet hervorbringen können.

Gewiß können Menschen sich auch der Schwelgerei ergeben, so gut sie rauben und morden können, und wenn sie eurer Kirchenlehre folgen, so werden sie ja trotzdem noch ebensowohl wie der vernünftig und sittlich Handelnde der ewigen Seligkeit theilhaftig werden, sofern sie nur zuletzt noch im Glauben an das erlösende Blut des Lammes sterben, nach dem Wahlspruche: lustig gelebt und selig gestorben. Wenn sie aber nicht an das Jenseits glauben, sondern das Diesseits und seine Naturgesetze erkennen, so wissen sie, daß diese unerbittlich sind und auf die Ursache die Wirkung folgen lassen ohne Ansehn der Person, und daß naturwidrige

Ausschweifung sich selbst zu Grunde richtet und der besten Lebenskräfte und edelsten Lebensfreuden beraubt und sich straft und Strafe leider vielleicht vererbt auf Kinder und Kindeskinder, und nur durch mühsame und enthaltsame Pflege und Rückkehr zur Natur wieder allmälig auszetilgt werden kann. Wer nicht durch die Aussicht auf die unausbleiblichen körperlichen und geistigen Folgen der Lüste für sich und die Seinigen im Diesseits zurückgeschreckt werden kann, der wird sich durch euer Jenseits, dessen Himmel ihm ja doch noch stets offen steht, sicher nicht abschrecken lassen. Ja, wer erkannt hat, daß sein jetziges Leben das einzige und wahre ist, und daß seine Lebensaufgabe und sein Lebensglück in der Freiheit und Selbständigkeit seines Wesens ruht, wer sich der ganzen Hoheit und Würde des Menschen bewußt ist, der sich vor keiner Offenbarung und keinem Priestersprucke beugt, und in dessen Dasein das höchste Leben des Alls sich entfaltet und entfalten soll, der wird es auch wahrlich nicht lange bei dem Leben der Lüste aushalten. Mag ihm der erste Schluck noch munden aus dem Becher des Genusses, jeder folgende wird einen stets bittreren Beigeschmack führen, und sein Inneres wird sich unbefriedigt abwenden und mit aller Kraft aufzubäumen beginnen gegen die Sklaverei der Genußsucht. Er wird fühlen und erkennen, daß er zu was Bessern geboren und nur in besserem Thun seine Befriedigung suchen müsse, und jenen Becher von sich schleudernd wird er zu wahren, höheren Freuden hineilen, die zugleich seinem edleren Sein entsprechen, und die er nur finden kann, wo mit der äußeren That sich auch innere Ueberzeugung des Rechten und Zustimmung des Herzens paart.

Allerdings wenn es kein Jenseits giebt, dann werden Diejenigen die im Diesseits nicht einmal zu essen und zu trinken bekommen für sich und die Ihrigen sondern im Elende menschenunwürdig dahinsiechen und an den Freuden des Lebens gegen ihr Menschenrecht verkürzt sind, sie und alle die mit ihnen zu fühlen uud zu denken den Muth haben, sie werden sich nicht mehr länger mit Himmelstrost abspeisen lassen, und werden verlangen und dafür einstehn, daß nicht mehr länger von den Früchten der Arbeit der Einen die Andern sich mästen und prassen, vielmehr die menschliche Gesellschaft sich so organisire, daß nicht neben Uebermaß des Reichthums Verarmung der Massen einherschleichen müsse. Und sie werden dies als ihr Menschenrecht, nicht als ein erniedrigendes Almosen der Barmherzigkeit beanspruchen, und werden dem Gange der Zivilisation auch die Richtung geben, daß ihre gerechten Anforderungen befriedigt

werden, und diese Frucht wird der Menschheit nicht aus dem Glauben an das Jenseits, sondern aus der Verwerfung desselben erwachsen.

Oder wenn es kein Jenseits giebt, dann werden die Mächtigen sprechen: es ist kein Richter mehr über mir, so soll auch dieses Volk zu meinen Füßen liegen, meiner Willkür und Laune sollen sie fröhnen, mit ihrem Blut will ich meine Macht und mein Reich vermehren und meinen Ruhm über die Erde ausbreiten. Ja, so haben sie gesprochen, die Fürsten und Könige und Kaiser der alten Weltanschauung mit Gott und Jenseits und sprechen noch heute so in allen drei Hauptreligionen des Christenthums, sobald sie die Macht haben. Der allerchristlichst römisch katholische Ludwig XIV. hat es zuerst verkündet, das Schlußwort der Herrscher von Gottesgnaden: der Staat, das bin ich, — und sein griechisch-katholischer Bruder, der Zar, regiert schon lange nicht anders, und auch der Protestantismus hat jetzt im deutschen Kaiser und seinem Bismarck seine Vertreter an die Spitze gestellt zum christlichen Tyrannenthum. Wer aber hat der Menschheit die Menschenrechte verkündet und die Gleichberechtigung und Selbstregierung der Völker? Die von der alten Religion sich lossagenden Niederländer haben begonnen, die gegen Religion und Kirchenthum feindseligen, auf die menschliche Vernunft sich berufenden Franzosen haben das Werk in Europa fortgesetzt, und die Freidenker Amerikas, ein Thomas Paine und Jefferson und Washington an der Spitze, die sich in der Unabhängigkeitserklärung auf „die Gesetze der Natur“ und nicht auf Bibel und Christus und Jenseits stützen, haben den freiesten Staat der Welt geschaffen. Auch hier überall Völkerheil auf dem Wege zur Erkenntniß, daß die Allnatur das höchste Wesen und das Menschenziel die freie Selbstentwicklung auf Erden sei.

Diese Erkenntniß aber wird wirken zu immer vollständigerer Befreiung und Gleichberechtigung der Völker wie der einzelnen Menschen, und des weiblichen Menschen sowohl wie des männlichen in der glücklichen und für Alle heilbringenden Entfaltung der Gaben ihrer Natur, und zur naturgemäßen und allseitigen Erziehung und Ausbildung der Jugend, und sie wirkt und wird wirken bis in die kleinsten Kreise. Auch im Kreise der Liebe und Familie werden die Menschen welche erkannt haben, daß dieses Leben das einzige und die alleinige Stätte ihres Glückes, um so mehr danach trachten, daß ihre Liebe voll und ganz und in sich befriedigt sei, und daß sie nach allen Prüfungen stets von neuem sich kläre und um so fester und reiner gedeihe. Ja, giebt es kein Jenseits und keinen Hel-

fer und Sündenerlöser von dort, und müssen wir den Weg unsres Heiles selber finden, so gilt es vor allem die Gabe der Erkenntniß und Einsicht in uns selber zu stärken und zu bilden, die Leuchte auf dem Lebenswege, und das Gewissen, den Kompaß des Rechten und Guten für die Lebensfahrt in gutem Stande zu halten.

So das Innere geklärt, die Grundsätze des Rechten und Guten fest aufgepflanzt, im Herzen die Liebe zu den Nahen und Gerechtigkeit gegen Alle, und diese innere Welt jetzt schon überall auf der Erde verwirklicht mit der karaktervollen That, und nicht in ein kommendes Jenseits verträumt, welch herrliches Leben wird mit der Kultur des Menschenthums aufblühn, und wie werden die im rechten Thun sich Beglückenden der Mahnung auf die Todesstunde lächeln und mit dem Dichter antworten: „Den Glücklichen schlägt keine Stunde"!

Die bis jetzt, Dezember 106 (1882) erschienenen Schriften des Verfassers sind:

1. **Das Heil der Völker,** Thl. I., 2. Auflage.

Fortschritt der Religion. — Die altisraelitische Religion. Das Christenthum. Der evangelische Protestantismus. Das Menschenthum.

Das Heil. — Wohlstand und Gesundheit, Bildung und Freiheit. Soziale Verhältnisse oder Wohlstand.

Reichthum der Juden. — Antrieb zum Reichthum. Handelsgeist, Wucher und Trug. Glaubenshaß. Jüdisches Erbarmen und Mildthätigkeit. Reformjudenthum. Wechselwirkung zwischen Religion, Schicksalen und Volkskarakter.

Verarmung der katholischen Länder. — Abschwächung des Erwerbstriebes. Gesellschaftliche Knechtung. Christliche Liebe und Mildthätigkeit. Wohlstand in den freien Städten. Rückschlag und blutige Vernichtung. Ergebniß.

Die erste Auflage von 3000 vergriffen, die zweite Auflage, ebenfalls von 3000, soeben erschienen.

2 **Das Heil der Völker,** Thl. II.

Einseitige Blüthe des Wohlstandes im Protestantismus. — Geistige Vorzüge des Protestantismus. Bauernkrieg und Luther. Einziehung und Raub der Kirchengüter. Der neuzeitige, insbesondre englischprotestantische Raubadel. Republikanische Strömung. Industrie, Handel und Nationalreichthum. Ergebniß.

3. **Kritiken und Debatten,** Abhandlungen und Gedichte.

Diese Schrift giebt einen lebhaften und höchst interessanten Meinungsaustausch von hervorragenden Vertretern der verschiedensten Standpunkte über das „Heil der Völker". Es werden darin Debatten mit den orthodoxesten Kirchenmännern katholischen wie protestantischen Bekenntnisses, ferner mit Swedenborgianern, auch mit Freidenkern, Sozialisten und geistig hervorragenden Frauen geführt, und von den besten freidenkerischen Gedichten eingestreut.

4. **Unsterblichkeit,** 2. Auflage.

Der Preis einer jeden Schrift von 160—200 Seiten ist: brochürt, 35 Cents, der Unsterblichkeit in eleganter Ausstattung gebunden: 70 Cents. Zu beziehen unter der Adresse: *Office of Fritz Schuetz, Box 74, Carver, Minn.*

Der „Freidenker" in Milwaukee sagt in seiner Beurtheilung unter Anderm:

„Solche Schriften sind um so nothwendiger, als einer großen Anzahl Freigesinnter, die sich nur in Folge halb unverstandenen Freiheitsdranges

den hergebrachten Fesseln entzogen, das geistige Rüstzeug zur Begründung und Festhaltung ihres Standpunktes zu fehlen pflegt, weshalb ihr Ruf nach Fortschritt und Befreiung werthlose Phrase und darum erfolglos bleiben muß." Und an einer andern Stelle: „Wir müssen sagen: die Darstellung des geistigen Lebens im Protestantismus, die Charakterisirung desselben im Verhältniß zum Katholizismus einer- und zum Menschenthum andrerseits, die Schilderung und kritische Beleuchtung der aus ihm hervorgehenden Richtungen und Ausläufer, die in ihm liegende Richtung auf die entschiedene Ausprägung der Individualität, die sich zum egoistischen Haschen nach immensem Gelderwerb und Grundbesitz steigert — ist ganz prächtig."

Ed. Märklin, der Dichter der „Familienbilder", schreibt:

„Wenn ich mit wahrer Lust mich an die Besprechung eines Buches gemacht habe, so ist es „das Heil der Völker" von Fritz Schütz, und mit Freuden ergreife ich die Feder, das Werkchen überall dringend zu empfehlen."

Rob. A. Nix, der bekannte Mitarbeiter des „Freidenker-Almanach" und des „Turnerkalender" sagt unter Anderm:

„Alles in Allem genommen betrachte ich Ihre Schrift als ein ganz vorzügliches Förderungsmittel des Völkerheiles, indem dieselbe die Erkenntniß sozialer und anderer Uebelstände anbahnt und das wahre Menschenthum zur Geltung zu bringen sucht."

„Wenn in jedem Turnvereine das Komite für geistige Bestrebungen sich der geringen Mühe unterziehen wollte, für „das Heil der Völker" innerhalb und außerhalb des Vereines Abnehmer zu suchen, so könnte dies nur den günstigsten Einfluß auf die Wirksamkeit des Turnerbundes ausüben."

Frau Mathilde Franziska Anneke, bekannt als Vorsteherin einer Erziehungs-Anstalt und radikale Vorkämpferin:

„Ihr schönes Buch „Das Heil der Völker" habe ich mit großem Interesse gelesen. Eine solche konkrete Zusammenstellung der Thorheiten und Betrügereien auf religiösem Gebiete seit dem Gedenken der Menschen zu ihrem „Heil", in solcher Kürze und so glänzender Sprache, hat uns gerade gefehlt, die Masse aufzuklären und mehr zu überzeugen."

J. J. Rhomberg, Mitarbeiter des „Onkel Karl" über die „Kritiken und Debatten":

„Als ich Ihre „Gefechte mit den Zionswächtern" meiner Betrachtung unterzog und dabei den plumpen „Herold des Glaubens" nebst andern schwarzen Lanzknechten wüthend einherstolziren sah, da amüsirte ich mich so köstlich, daß mir vor Rührung die Thränen über die Wangen liefen." — „Nein, nein, seit Jahren habe ich nicht mehr so herzlich gelacht, als wie über die prächtigen Trümpfe, die Sie gegen die gläubigen Knoten ausspielten. Das heißt in der That schießen mitten ins Schwarze.

Druckfehler.

Kein Druckfehler sondern ein Vergessen meinerseits war es, daß ich bei meiner Lebensskizze im Vorwort nicht erwähnte, daß ich im Jahre 1869 auch eine Monatsschrift, das „Menschenthum" in Apolda gründete, die dann, als ich nach Philadelphia übersiedelte, draußen an einen andern Eigenthümer überging, und in Gotha und Philadelphia zugleich erscheinen sollte. Ich gab sie jedoch hier nach einem Jahre wieder auf, um die Herausgabe von einzelnen Bändchen an deren Stelle treten zu lassen. Im Ganzen erschienen 4 Jahrgänge, und in Deutschland findet dieselbe ihre Fortsetzung durch das „Menschenthum" des Dr. A. Specht in Gotha, das Organ des deutschen Freidenkerbundes, welches wöchentlich erscheint.

An bedeutenderen Druckfehlern merke ich an:

Seite II steht in einer Anzahl Abdrücke bei "Copyright" die Jahreszahl 1881 statt 1882.

S. 16 Z. 9 v. unten soll es heißen „verbreitet" statt „vorbereitet".

S. 20 Z. 9 v. u. soll es heißen: „daß der Aequator mit den Wendekreisen den Landstrich bildet, über welchem".

S. 32 soll die Ueberschrift heißen: „Begründung durch die überlieferte Religion".

S. 36 soll die Ueberschrift heißen: „Begründung durch die überlieferte Religion".

S. 42 Z. 6 v. u. soll es heißen: „und von und zu allen Organen, außen und innen, das".

S 85 Z. 5 v. o. soll es heißen: „4000 Millionen".

Inhaltsverzeichniß.

Die Aufzählung von Quellenschriften habe ich diesmal weggelassen, da sie dem volksthümlichen Karakter meiner Schriften nicht recht entspricht. Jedoch will ich wenigstens ein Werk nicht ungenannt lassen, dem ich für die kurze Darstellung der Religionsgeschichte mehrere Notizen entnahm, ohne es zu erwähnen:

Geschichte der Religion von Joh. Scherr. In Bezug auf die neuesten Ergebnisse über die Erforschung des Gehirnes und geistigen Lebens folgte ich hauptsächlich den Arbeiten und Werken von Wundt, Stricker, Munk, Meynert, Fritsch und Hitzig.


Digitized by Google



...kent

...r Freidenker."

...rd-Amerikas und des Nordamerikanischen Turnerbundes.

Wochenschrift, dem Fortschritt auf allen Gebieten des menschlichen Strebens gewidmet.

Redakteur: = = = C. Hermann Boppe.

Preis in Vorausbezahlung:

Per Jahr, mit turnerischer Beilage,..............................$3.00.
Per Jahr, ohne turnerische Beilage,.............................. 2.50.

☞ Probenummern gratis. ☜

In demselben Verlag erscheinen:

„Erziehungsblätter für Schule und Haus." Organ des deutschamerikanischen Lehrerbundes. Monatlich 16 Quartseiten nebst 4 Seiten Umschlag. — Redakteur: M. Großmann, Cincinnati, O., und W. N. Hailamnn, Detroit, Mich. — Preis per Jahr in Vorausbezahlung, $2.12. Probenummern gratis.

Freidenker-Almanach $0.25
Turner-Kalender .... .25
Todesart Jesu, Enthüllungen über die........ .25
Grohe, Ed., Kurzgefaßte Geschichte der Leibesübungen,........bro. .35, e. nf. geb. .50
Laßwitz, Emil, Die Fausttragödie,........ .15
Brendecke, Dr. Fr., Das Bier,........ .10
......Ex. C. H. Boppe, Die Volksrechte und ihre Gegner. 1 Ex. .05, 12 do. .50, 100 do... 3.00
...... „ Max Großmann, Der ideale christliche Gott, 1 Ex. .03, 12 do. 15, 100 do. 1.00, 1000 do. 7.00
...... „ Dr. Fr. Krasser, Anti-Syllabus, 1 Ex. .03, 12 do. .15, 100 do. 1.00, 1000 do.. 7.00
...... „ " Das alte und das neue Credo, 1 Ex. ., 12 do. .15, 100 do. 1.00, 1000 do........ 7.00
...... „ " Das Glas und die Bibel, 1 Ex. .03 12 do. .15, 100 do. 1.00, 1000 do........ 7.00
...... „ " Ceterum Censeo, 1 Ex. .03, 12 do. .15, 100 do. 1.00, 1000 do........ 7.00
...... „ CARL DOERFLINGER, Sober Thoughts for Intoxicated Politicians, 1 Ex. .03, 12 do. .15, 100 do. 1.00, 1000 do........ 7.00
...... „ C. H. Boppe, Krieg der Präsidentschaft. 1 Ex. 02, 12 do. .10, 100 do. 60, 1000 do. 3.50
...... „ " Stimmen gegen die Präsidentschaft, 1 Ex. .02 12 do. .10, 100 do. .60, 1000 do........ 3.50
...... „ R. J. HARNEY, Abolition of the Presidency, 1 Ex. .02, 12 do. .10, 100 do. .60, 1000 do........ 3.50
...... „ C. DOERFLINGER, No more Presidents, 1 Ex. .02, 12 do. .10, 100 do. .60, 1000 do........ 3.50

Gegen Einsendung des Portos (per Dutzend 3 Cents):

Platform des Bundes der Radicalen. Platform of the Union of Radicals.

Alles Obige ist im Verlage der

Doerflinger Book and Publishing Company,

470 EAST WATER STREET, MILWAUKEE, WIS.

